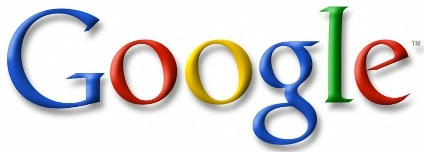


Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1838.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.



Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 3. May 1838.

Göttingen.

Fortsetzung der Nachricht über das medicinisch-clinische Institut.

Es starben 22, und zwar 6 an rheumatisch-katarrhalischen Fiebern, die in Nervenfieber übergegangen waren, 1 an gastrischem Fieber und hinzu gekommenem Ileus, 1 an Entzündung des Bauchfells und Absceß des Lendenmuskels, 6 an der Lungenschwindsucht, 1 an der Luftröhrenschwindsucht, 4 an der Wassersucht, 1 an Schlagfluß, 2 an organischen Fehlern des Herzens und Magens.

Es war hiernach schon dies Mahl das Verhältniß der in das Hospital aufgenommenen, an hitzigen Krankheiten Leidenden, zu dem der mit chronischen Krankheiten behafteten gegen die frühere Zeit bedeutend vermehrt, und es konnte bey dem größeren Wechsel der Fälle schon eine größere Zahl von für den clinischen Unterricht besonders geeigneten Kranken in das Hospital aufgenommen werden. Diese steht selbst der nicht nach,

welche nach dem von Directoren der clinischen Institute zu Wien, Pavia und Berlin mitgetheilten Listen aus größeren Hospitälern, von denen freylich mehrere clinische Institute zugleich versorgt werden können, für die einzelnen ausgewählt worden ist. Wenn aber die Zahl doch geringer erscheint als die in den Hospitälern einiger anderen Universitätsstädte, so kommt in Betracht, daß wenigstens hier nicht die Zahl durch die übergroße Menge von krätzigen und anderen wenig bedeutenden Kranken, die in mehreren Hospitälern wegen der besonderen Verhältnisse des Fonds aufgenommen werden müssen, vermehrt wird, sondern daß solche Kranke theils in einem städtischen Locale, theils in der ambulatorischen Clinik behandelt werden.

Dabey bot nun die ambulatorische Clinik, in welcher im Jahre 1835 1564 Kranke, wovon 61 starben, im Jahre 1836 1785 Kranke, wovon 75 starben, in dem verflossenen Jahre aber, wo die beiden früheren Institute von mir allein besorgt wurden, 2274 städtische, 586 Kranke vom Lande, zusammen 2860 Kranke, von denen 114 starben, behandelt wurden, noch eine große Mannigfaltigkeit hitziger und chronischer Krankheiten aus allen Classen von Krankheiten, wie sie auch nach den früheren Berichten gewöhnlich hier vorgekommen sind, dar, wie auch viele Fälle von den in den einzelnen Jahren epidemisch vorkommenden Krankheiten, als von der im Jahre 1835 herrschenden Entzündung der Speicheldrüsen (Angina parotidea) 35, von der im Jahre 1837 herrschenden Influenz 166, von falschen Pocken 30, von den im J. 1835—36 vorgekommenen Masern 68, vom Scharlach 90, vom Keichhusten 42, überdem von Kinderkrankheiten

außer den schon genannten und einer großen Zahl der gewöhnlichen, der Milchborke, des Kopfgrindes, der Darrsucht, englischen Krankheit, Wurmkrankheit, auch die Augenentzündung neugeborner Kinder (6), den Croup (15), die Rose der Neugebornen (1), die Gehirnwassersucht und Eclampsie (31), endlich noch manche Fälle von seltneren Krankheiten, als von der Entzündung der Schilddrüse (3), der Phlegmasia alba dolens (1), dem Blasenausschlage (7), dem Gürtel (13), der Leberflechte (8), der Sycosis menti (1), der Werlhofischen Blutfleckenkrankheit (8), dem Trismus (1) 2c.

Aus dieser summarischen Angabe der in dem Hospitale und der ambulatorischen Clinik behandelten Krankheiten, welche schon die Pflicht gegen das Institut hier mitzutheilen gebot, wird man wenigstens ersehen können, welche reiche Gelegenheit zur Beobachtung von Krankheiten den Studierenden durch dasselbe dargeboten wird. Ein umständliches Tage- oder Jahrbuch über das Institut mitzutheilen, kann weder der Zweck und Raum dieser Blätter erlauben, noch habe ich dies zur Absicht, so wie ich dann längst (ganz mit dem, was J. P. Frank in der Vorrede zu seinen Interpretat. clin. p. III — VII. und in seinem Systeme der medic. Polizey, B. 6. Th. II. S. 251 ff. über diesen Gegenstand geäußert hat, übereinstimmend) anderswo erklärt habe, daß ich überhaupt nicht gesonnen sey, je das Beyspiel derjenigen zu befolgen, welche in ihren Annalen umständliche Krankheitsgeschichten über die gemeinsten Fälle mittheilen, die zwar in der Clinik für die Anfänger sehr nützlich, aber einer allgemeinen Mittheilung nicht würdig sind. Ich habe nur in diesen, auch der Geschichte unserer Universität gewidmeten, gelehrten Anzeigen eine

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1838.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

fieberfreyen Zeit, wiederholten Gaben mit bestem Erfolge angewendet. Ich habe schon in meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Clinik in dem academischen Hospitale zu Heidelberg S. 71 ff. erklärt, daß ich es überhaupt nicht billigen kann, die von Sydenham, Torti u. Werlhof verbesserte und so oft bewährt gefundene Methode aufzugeben und zu der in der ersten Zeit, wo die China entdeckt worden war, gewöhnlichen, neuerlich wieder von Thuessink und Nasse empfohlenen Methode, eine geringere Quantität des Mittels bloß vor dem Anfalle oder im Anfange desselben zu reichen, wornach auch kein Fortgebrauch desselben nöthig seyn soll, zurück zu kehren, weil nämlich nach der letzteren so häufige Rückfälle erfolgen, und das im Anfange des Anfalles gegebene Mittel durch das zu der Zeit leicht entstehende Brechen oft wieder ausgeworfen wird, auch den Anfall schlimmer machen kann rc.; und weil überdem die China einiger Zeit bedarf, um ihre Wirkung gegen das Fieber äußern zu können, und wenn sie kurz vor dem Anfalle gegeben wird, sie auch nach der Angabe der Vertheidiger der Römischen Methode doch in der Regel nicht den nächst bevorstehenden, sondern erst den folgenden abhält, dagegen man, wenn man sie gleich nach dem Anfalle auf die gehörige Weise gibt, sehr oft oder meistens den nächsten Anfall, den der Kranke nach der anderen Methode noch aushalten müßte, verhüten, also schneller helfen kann. In hartnäckigen und bösartigen Fällen und wo sonst keine Gegenanzeigen statt finden, kann es indessen sehr zuträglich seyn, neben dem gehörigen Gebrauche der China in der ganzen fieberfreyen Zwischenzeit auch noch eine stärkere Gabe derselben kurz vor der Zeit des Anfalles anzuwenden. — Ein mit katarrha-

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.
Den 3. May 1838.

Göttingen.

Fortsetzung der Nachricht über das medicinisch-clinische Institut.

Es starben 22, und zwar 6 an rheumatisch-katarrhalischen Fiebern, die in Nervenfieber übergegangen waren, 1 an gastrischem Fieber und hinzu gekommenem Ileus, 1 an Entzündung des Bauchfells und Absceß des Lendenmuskels, 6 an der Lungenschwindsucht, 1 an der Luftröhrenschwindsucht, 4 an der Wassersucht, 1 an Schlagfluß, 2 an organischen Fehlern des Herzens und Magens.

Es war hiernach schon dies Mahl das Verhältniß der in das Hospital aufgenommenen, an hitzigen Krankheiten Leidenden, zu dem der mit chronischen Krankheiten behafteten gegen die frühere Zeit bedeutend vermehrt, und es konnte bey dem größeren Wechsel der Fälle schon eine größere Zahl von für den clinischen Unterricht besonders geeigneten Kranken in das Hospital aufgenommen werden. Diese steht selbst der nicht nach,

gen, und es blieb hier nicht die körnichte schwammige Auftreibung der Bindehaut der Augenlieder zurück. In anderen waren örtliche Blutausleerungen, kühlende Abführungen, Calomel rc. hinreichend, wiewohl gewöhnlich noch die körnichte, schwammige Auftreibung der Bindehaut auch bey kräftigem Gebrauche der Auflösungen von Alaun, Vitriol. alb., Vitriol. de Cypro, des Lap. inf., der verdünnten Schwefelsäure rc. lange Zeit fortdauerte. In einem Falle leistete das äußerlich angewendete Decoct. Ratanh. dagegen gute Dienste.

Von der Ophthalmia gonorrhoica wurde ein schwerer Fall bey einem jungen Manne durch vier Mahl wiederholte Aderlässe, Blutegel, Blasenpflaster hinter die Ohren und auf den Nacken gelegt, kühlende Abführungen, dann Calomel in kleinen Gaben so gehoben, daß nur noch einige Wochen etwas Empfindlichkeit im Auge zurück blieb, die durch fortgesetzten Gebrauch von Calomel, Aethiops antimon. mit Extr. Cicut. und später durch besänftigende Augenwässer beseitigt wurde. Ein ähnlicher Fall kam auch bey einer weiblichen Person von 46 Jahren vor und wurde auf gleiche Weise vollkommen geheilt.

So wie hier reizende Augenwässer vermieden wurden, so habe ich überhaupt in vielen anderen Fällen von heftiger Augenentzündung es am besten gefunden, neben den passenden innerlichen Mitteln außer angemessener Bedeckung, allgemeinen oder örtlichen Blutausleerungen und anderen ableitenden Mitteln gar keine örtlichen anzuwenden und besonders irgend reizende Augenwässer und Salben, die hier von Vielen so oft gemißbraucht worden sind, zu vermeiden.

Von der Entzündung der Speicheldrüsen (Angina parotidea), welche im J. 1835

hier epidemisch war, wurden in jenem Jahre 35 Fälle, im Jahre 1837 nur 2 in dem Institute behandelt. Gegen die Aeußerung von Hamilton u. A., wornach sie bey dem weiblichen Geschlechte nicht nach dem zehnten Jahre entstanden seyn soll, habe ich längst meine abweichende Erfahrung angeführt. In jener Epidemie kam sie in dem Institute bey 8 weiblichen Personen vom 14. bis zum 27. Jahre vor.

In vielen Fällen von heftigem Catarrh der Luftröhre und besonders des Kehlkopfes, von scheinbarem wie auch wirklichem beginnenden Croup leistete der Tart. emeticus in Brechen erregenden Dosen angewendet die vortrefflichsten Dienste; es gelang gar manchmahl dadurch den Croup in der Geburt zu ersticken, und es zeigte sich dieses Mittel auch im weiteren Verlaufe desselben öft so sehr nützlich, daß ich es auch nach meinen Erfahrungen für das wichtigste in dieser Krankheit halte. Jedoch habe ich bey stark ausgebildeter Entzündung daneben die Blutausleerungen besonders durch Blutegel nicht versäumt, so wie auch Calomel, Senfumschläge, Blasenpflaster ꝛc. zu Hülfe gezogen. Daß übrigens das von Hoffmann in Darmstadt empfohlene Cuprum sulphuricum, wiewohl es als schnell und kräftig wirkendes Brechmittel oder auch auf andere Weise in kleineren Gaben oft nützlich seyn mag, nach meinen Erfahrungen in den höchsten Graden der Krankheit nicht so sicher wirkt, wie Hoffmann meinte, und daß deshalb Blutausleerungen ꝛc. in irgend schweren Fällen nicht versäumt werden dürfen, habe ich schon in einem früheren Berichte geäußert.

Von der reinen Entzündung der Schilddrüse, die, wie ich in meiner Commentat. de cynanche thyreoidea et struma inflammato-

ria gezeigt habe, von der zu einem schon früher vorhandenen Kropfe sich gesellenden Entzündung der Schilddrüse (welche eher den von v. Walther der reinen Entzündung der Schilddrüse gegebenen Namen Struma inflammatoria verdient) zu unterscheiden ist, wurden zwey Fälle wieder schnell gehoben, ohne daß die Drüse vergrößert blieb oder chronische strumöse Anschwellung längere Zeit anhielt. Daß letzteres nicht so gewöhnlich ist, wie von Walther behauptete, daß die Geschwulst auch in bedeutenden Fällen schnell zertheilt werden kann, habe ich schon früher durch eigene Erfahrungen dargethan. In einem von den jetzt vorgekommenen Fällen hielt sie indessen etwas länger an. Dieser betraf einen 16jährigen Jüngling, bey welchem nach einer Erkältung die Krankheit entstanden war. Als er am 2. Tage der Krankheit sich zeigte, war in der rechten Hälfte der Schilddrüse sehr starke Geschwulst und Schmerz, der bey einem Drucke zunahm, und sehr beschwerliches keuchendes Athmen zu bemerken. Es wurden gleich Blutegel auf die Geschwulst gesetzt und innerlich Calomel gegeben. Am folgenden Tage fand man indessen keine Besserung, sondern im Gegentheil auch die linke Hälfte der Schilddrüse eben so angeschwollen, schmerzhaft und die Beschwerde des Athmens vermehrt. Außer den genannten Mitteln wurden an den folgenden Tagen noch der Salmiak, Sulph. Antimon. aur. mit Calomel, Digital. und Einreibungen von Ungu. Neapolit. zu Hülfe gezogen. Es ließen nun zwar die Schmerzen und das keuchende Athmen nach, aber es blieb noch mehrere Wochen die Geschwulst zurück und wich endlich erst der Einreibung von Ungu. Kal. hydrojodin.

Die Lungenentzündungen, welche in den vorher gehenden Jahren, wie in dem vorigen

Berichte (Gött. g. Anz. 1835. S. 107.) bemerkt wurde, seltener stärke und wiederholte Aderlässe erforderten, waren besonders in den letzten Jahren zum Theil heftiger; es wurden jedoch unter den überhaupt vorgekommenen 36 Fällen 33 nach der früher bewährt gefundenen Methode mit am Arme der leidenden Seite vorgenommenen und nach den Umständen mehrmahls wiederholten Aderlässen, so wie durch Salpeter in Verbindung mit kleinen Gaben Brechweinstein, späterhin Salmiak ꝛc. geheilt. In manchen, leichteren Fällen war zwar die von Richter schon so sehr gerühmte Verbindung des Brechweinsteins mit Salpeter oder auch der Brechweinstein allein angewendet hinreichend. Daß ich aber sonst die von Peschier empfohlene Methode, wornach der Brechweinstein allein in wiederholten großen Dosen angewendet werden, und den Aderlaß überhaupt entbehrlich machen soll, keinesweges für so bewährt halten und unbedingt empfehlen kann, und, zumahl in schweren Fällen, bey Vollblütigen ꝛc. den von jeher so bewährten Aderlaß darüber nicht versäumen möchte, habe ich schon in meinem Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie B. 1. §. 311. Anmerk. erklärt. — In einem Falle, wo man im weiteren Verlaufe wegen schon eingetretener bedeutender Schwäche des Kranken den Aderlaß nicht zu wiederholen wagte und wegen häufigen Durchfalles die Salze nicht fortgeben konnte, zeigte sich die Anwendung von Calomel mit Opium und Blasenpflastern besonders heilsam.

Von hitzigem Rheumatismus kamen manche sehr schwere Fälle vor, so daß, während sonst meistens der Salpeter und Tart. emet. in kleinen Gaben, mitunter auch kühlende Abführungen, sodann der Salmiak, Spirit. Minder., so wie andere gewöhnliche und bewährte Mittel

vollkommen hinreichend waren, in mehreren Fällen Blutausleerungen, in einem, wo der entzündliche Zustand sehr heftig war, dreymahl wiederholte Aderlässe nebst kräftigem Gebrauche des Salpeters mit Tart. emet. in kleinen Gaben rc. nöthig waren. Jedoch war hier wie in so vielen anderen Fällen weder von Pericarditis noch von der so genannten Emdocarditis, die nach Bouillaud so häufig damit verbunden seyn sollen, eine Spur zu bemerken, auch nicht in mehreren Fällen, wo sich Friesel dazu gesellte. Daß indessen Entzündung des Herzbeutels und Herzens sich mit hitzigem Rheumatismus verbinden oder, wie schon Pitcairn, Baillie u. A. bemerkt haben, dadurch veranlaßt werden kann, muß ich ebenfalls nach meinen Beobachtungen anerkennen, obgleich ich nicht zugeben kann, daß dies so häufig der Fall sey, als es Bouillaud angenommen hat. In einem mit Friesel verbundenen Falle, wo der Tod nach plötzlichem Zurücktreten von jenem erfolgte, wurde eine wässerig blutige Ausschwitzung im Brustfellsacke und Herzbeutel, doch ohne andere Veränderung des Herzens, gefunden. — In folgenden Falle aber, wo indessen der etwaige Zusammenhang der früheren Herzbeschwerden mit rheumatischer Affection nicht gleich ausgemacht werden konnte, zeigte sich eine um so bedeutendere Veränderung des Herzens. Bey einem 22jährigen Manne, einem Tuchmachergesellen, von ziemlich blühendem Ansehen, war angeblich nach einer starken Erhitzung am 3. Dec. 1837 erst Husten mit etwas blutigem Auswurfe, dann auch einige Mahl Nasenbluten, am 7. Dec. aber sehr starker Bluthusten erfolgt, wodurch auf einmahl über ein Quartier Blut ausgeleert worden seyn soll. Am 8. Dec., wo er aufgenommen wurde, klagte er noch über große Beängsti-

gung in der Brust, wobey starkes Fieber mit schnellem und heftigem Herzschlage und Pulse, großer Hitze, sehr rothem Harne, wie auch Schmerz in der Herzgegend statt fand. Die Percussion und Auscultation boten sonst keine Zeichen dar, außer daß mit dem auf die Herzgegend gesetzten Stethoskope sehr deutlich ein Blasebalggeräusch gehört wurde (welches Geräusch übrigens keineswegs ein sicheres Zeichen von organischen Fehlern der Klappen des Herzens ist, auch ohne allen organischen Fehler desselben vorkommen kann). Die Krankheit wurde durch einen Aderlaß, kühlende Abführungen, Salmiak und antiphlogistische Diät, und die später noch zugezogene Digitalis so gebessert, daß der Kranke schon wieder etwas auf seyn konnte, wiewohl der Herzschlag und Puls noch eine gewisse Heftigkeit hatten. Nach einigen Wochen trat aber, wie es schien, in Folge einer Erkältung, wieder heftiges Fieber mit Beklemmung ein, so daß ein neuer Anfall von Bluthusten befürchtet und wieder ein Aderlaß vorgenommen wurde. Es gesellten sich am folgenden Tage dazu reißende Schmerzen im rechten Arme, der auch bald sehr anschwoll und gar nicht bewegt werden konnte, und ähnliche Schmerzen und Geschwulst verbreiteten sich bald über die anderen Gliedmaßen. Der Kranke, welcher bey der früheren Untersuchung außer einem etwa ein Jahr vorher überstandenen ähnlichen Anfalle von Bluthusten sonst keine bedeutende Krankheit erlitten, nur manchmahl bey Verrichtung seiner Geschäfte Beklemmung und öfter stärkeres Schlagen des Herzens empfunden zu haben versicherte, erinnerte jetzt selbst, daß er schon eine Reihe von Jahren hindurch immer im Winter oder Frühlinge ähnliche rheumatische Beschwerden gehabt habe. In wiefern aber und wann

hiernach die Herzbeschwerden zurück geblieben waren, konnte nicht bestimmt ausgemittelt werden. Das Fieber und die rheumatischen Schmerzen verloren sich zwar bey fortgesetztem Gebrauche antiphlogistischer Mittel, dagegen der abnorme Herzschlag und das Blasebalggeräusch noch zu bemerken waren. Es traten nun Durchfälle und Oedeme, auch Zeichen von mehr allgemeiner Wassersucht ein und unter zunehmender Schwäche erfolgte ohne weitere stürmische Zufälle am 10ten Januar 1838 der Tod. Bey der Section fand man die auswendige Fläche des Herzens zottig (Cor villosum), das Herz außerordentlich vergrößert, die Klappen an den ostiis arteriosis ventriculorum verknorpelt und Spuren anfangender Verknöcherung, die Lungen und die Unterleibsorgane sonst normal, doch Leber und Milz sehr groß, in der Brust- und Bauchhöhle Wasser, doch nicht in sehr großer Menge.

In mehreren Fällen von langwierigem Stockschnupfen, der bekanntlich oft so sehr hartnäckig und schwer zu heben ist, leisteten der Aethiops antimon., Flor. Sulphuris, nebst erweichenden Dämpfen und Zugmitteln, später auch dem in die Nase gebrachten Ungu. Zinci, in einem Falle auch der Bals. Copaiv. innerlich angewendet gute Dienste. Warme Bäder und besonders Schwefelbäder, die sonst bey diesem Uebel auch so wichtig sind, konnten bey mehreren Kranken, die nicht im Hospitale behandelt wurden, wegen ihrer Verhältnisse nicht angewendet werden.

In einigen Fällen von chronischer Heiserkeit und drohender anfangender Phthisis trachealis that nebst dem innerlichen Gebrauche von Sulph. Antimon. aurat., Dulcamara, Digital., dem Extr. Cicutae etc., besonders ein an die

Seite des Halses nahe am Kehlkopfe gelegtes Haarseil die beste Wirkung. In einem Falle zeigte sich besonders der Gebrauch von Kal. hydrojodic. nützlich. Bey dem an der Phthisis trachealis Gestorbenen wurde außer Antimonalien, dem Extr. Cicutae, kräftigen Ableitungsmitteln, auch die neuerlich hier als ein Aufmerksamkeit verdienendes Mittel empfohlene Rad. Belladonnae versucht, jedoch vergebens, da das Uebel schon, als der Kranke in das Hospital aufgenommen wurde, zu weit gekommen war. Bey der Section fand sich die innere Fläche des Kehlkopfes sehr exulceriert, ein Theil der epiglottis weggefressen, die Lungensubstanz hie und da melanotisch entartet; die Brustfellsäcke und der Herzbeutel enthielten ziemlich viel Wasser; im Dünndarm waren viele Geschwüre (wiewohl der Kranke wenigstens während seines Aufenthaltes im Hospitale keinen Durchfall gehabt hatte). — Sonst leistete auch bey chronischen Catarrhen, besonders wo der Husten auch durch erhöhte Sensibilität unterhalten wurde und sehr krampfhaft war, oft wieder eine den Heim'schen Pillen ähnliche Verbindung von Digitalis, Ipecacuanha und Opium ausgezeichnete Dienste.

Der seit der Mitte des Januars 1837 hier wieder vorgekommene epidemische Catarrh, die so genannte Influenza oder Grippe, wovon 166 Fälle in der ambulatorischen Clinik behandelt wurden, verhielt sich zwar sonst auf ähnliche Weise, wie der im vorigen Berichte angeführte von 1833 und mehrere berühmte frühere Epidemien, wurde aber weit schneller und allgemeiner als jener ausgebreitet.

Bei den Gesichtsrosen wurden, in sofern nicht bey dem so gewöhnlich damit verbundenen gastrischen Zustande Turgescenz nach oben Brech-

mittel anzeigte, kühlende Abführungen, Tart. emet. in kleinen Gaben und andere gelinde temperierende und diaphoretische Mittel vollkommen hinreichend befunden. Auch früher habe ich nur in einzelnen Fällen, wo entzündlicher Zustand und Affection des Gehirnes mehr hervor stechend war, hinter die Ohren und an den Nacken gesetzte Blutegel nöthig gefunden, und bin gewöhnlich ohne Blutausleerungen, deren, von manchen neueren französischen Aerzten nach einseitiger Ansicht zu sehr empfohlene, Anwendung bey der Rose, zumahl wo gallichter Zustand hervor sticht, immer große Vorsicht erfordert, ausgekommen. Von äußerlichen Mitteln habe ich, außer den manchmahl zur Ableitung angewendeten Senfumschlägen auf die Waden und höchstens mäßiger, nicht erhitzender Bedeckung keine starken, namentlich weder Einreibungen der Mercurialsalbe, noch das von Elliotson empfohlene Bestreichen der Rose mit einer Höllensteinauflösung für nöthig oder für rathsam gehalten, so wie ich denn überhaupt keine Neigung habe, in Fällen, für welche wir bewährte Methoden besitzen, nach neuen, oft seltsamen Mitteln, wie sie von manchen Neueren empfohlen werden, zu haschen.

Die in den Jahren 1835—36 vorgekommenen Masern waren im Allgemeinen wieder so gelinde und gutartig, daß sie außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende, demulcierende und zuletzt diaphoretische Mittel erforderten. Auch der Scharlach verhielt sich im Allgemeinen eben so und wurde auf dieselbe Weise behandelt, wie im vorigen Berichte angegeben worden ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

S. 555. Z. 3. lies sorchlichin
— 559. — 19. — 8. Oct.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.
Den 5. May 1838.

Göttingen.

Beschluß der Nachricht über das medicinisch-clinische Institut.

Wiewohl der Friesel auch von mir öfter in Verbindung mit bösartigem Fieber beobachtet worden, und dann kräftige nervina, wie auch manchmahl Mineralsäuren, wiederholt gelegte Blasenpflaster rc. erforderte, so kamen doch auch gar manche Fälle vor, wo er mit leichtem entzündlichem Fieber verbunden gutartig verlief und keine Spur eines nervösen Zustandes dabey sich zeigte, und wo dann auch leichte temperierende Mittel hinreichten. Auch war er in einigen Fällen critisch. Bey einem 34 Jahr alten Buchdrucker brach am 6. Tage eines Catarrhalfiebers reichlicher Friesel mit Erleichterung aller Symptome, Aufhören des Fiebers rc. aus, so daß wenige Tage nachher Genesung erfolgte. Bey einem an einem gastrischen Fieber leidenden Mädchen brach er ebenfalls mit Erleichterung des Fiebers aus, wiewohl der gastrische Zustand noch so

bedeutend war, daß außer der Pot. River. ein Brechmittel und hernach auch noch abführende Mittel zu Hülfe gezogen werden mußten. Die Behandlung wurde hier, wie bey andern hitzigen Ausschlägen, überhaupt immer dem verschiedenen Character des Fiebers und anderen Umständen gemäß eingerichtet. Absorbierende, kalische Mittel, deren innerliche und äußerliche Anwendung bey dem Friesel neuerlich wieder von Schönlein empfohlen worden ist, sind bekanntlich schon von Hamilton u. A., die saure Schärfe als Ursache des Friesels annahmen empfohlen, aber keinesweges immer angemessen und hinreichend befunden worden. So sagte auch der treffliche Selle (Medic. clin. S. 130.), wiewohl er auch die saure Natur der Frieselschärfe annahm, daß das Wenige, was wir von der nächsten Ursache des Friesels wissen, zu unbestimmt sey, als daß es uns in der Cur leiten könnte, und daß er gar nicht gemeinet sey, aus seinen für die saure Natur der Frieselschärfe beygebrachten Gründen zu folgern, daß man im Frieselfieber alkalische Mittel anzuwenden habe; daß man daher bloß nach den allgemeinen Anzeigen des Fiebers zu verfahren habe u. s. w. — Daß ich übrigens in mehreren tödtlich abgelaufenen Fällen bey der Leichenöffnung eben so wenig eine Spur von Entzündung des Herzbeutels oder des Herzens selbst (welche nach der Vermuthung von Marcus dem Friesel zum Grunde liegen sollte) als irgend eine andere materielle Veränderung gefunden habe, ist schon in einem früheren Berichte bemerkt worden.

Daß von dem Gürtel außer den gewöhnlicheren Fällen, wo er sich quer um den Unterleib, besonders in der Unterrippengegend, oder auch etwas höher um die Brust zieht, mir auch ein-

zelne vorgekommen sind, wo er um den Hals, die Schultern und den Arm, oder von der Schamgegend bis zum Kreuze, oder am rechten Oberschenkel von der Hüfte bis zum Knie sich zog, habe ich schon früher bemerkt. In zwey von den in der letzten Zeit vorgekommenen Fällen überschritt er auch die Mitte des Rückgrathes, und zwar in einem um mehr als einen Zoll. In mehreren Fällen schien die Entstehung desselben durch Erkältung oder feuchte Luft veranlaßt worden zu seyn, ohne daß sonst von einem zum Grunde liegenden schlimmen inneren Fehler, Cacherie, Dyskrasie, Verletzung der Eingeweide rc. eine Spur vorhanden war. Auch verlor er sich gewöhnlich bey der Anwendung von Antimonialien und anderen hautreinigenden Mitteln in einigen Wochen, und zwar eben so wie in den meisten früher von mir beobachteten Fällen ohne die manchmahl nach verschwundenem Ausschlage noch sich äußernden Schmerzen an der befallenen Stelle zurück zu lassen. In einigen aber, wo diese zurück blieben, fand ich nicht die von J. P. Frank dagegen empfohlenen Blasenpflaster hinreichend, sondern es war der fortgesetzte Gebrauch kräftiger innerlicher hautreinigender und bey großer Heftigkeit der Schmerzen auch äußerlicher besänftigender Mittel erforderlich.

In mehreren Fällen von schlimmen und hartnäckigen Flechten leistete wieder der innerliche Gebrauch des Sublimates die besten Dienste. Unter den äußerlichen Mitteln, unter denen außer dem schon früh sicherer anzuwendenden Ol. Nuc. Jugland. die stärkeren, als das Ungu. merc. alb. rc. immer nur mit großer Vorsicht und nach gehörige Zeit voraus geschickten innerlichen Mitteln angewendet wurden, that in einem Falle das von S. G. Vogel (medic. Be-

obachtungen u. Memorabil. S. 66.) mitgetheilte Liniment aus Theer, Eydottern und Milchrahm sehr gute Dienste.

Ein Fall von fressenden Flechten im Gesichte wurde auch, nachdem der Aethiops antimonial. und eine Salbe aus dem Graphit voraus geschickt worden, vorzüglich durch den Sublimat und rothen Präcipitat und Salben von Iodet. Sulph. und hernach von Flor. Zinci bezwungen.

Von dem Feigmahle am Barte (Sycosis) kamen wieder zwey Fälle, nicht an dem Kinne, das nach Galenus und auch nach Bateman besonders davon befallen werden soll, sondern an dem bärtigen Theile der Oberlippe vor. In einem anderen dagegen war besonders das Kinn befallen. Es leisteten dabey wie in den früheren Fällen der Aethiops antimon. und Ungu. mercur. alb. und Ungu. Zinci gute Dienste. In einem mußte jedoch auch der Sublimat zu Hülfe gezogen werden.

Gegen die so genannte Leberflechte (Frank's Chloasma Pseudoporrigo, Willan's Pityriasis versicolor) wurden nach voraus geschickten innerlichen hautreinigenden 2c. Mitteln Waschwasser von Borax wie von Sublimat mit Nutzen angewendet.

Bey der unter den chronischen Krankheiten so häufigen Lungenschwindsucht wurden leider! wie gewöhnlich, die gerühmtesten Mittel vergebens angewendet oder konnten höchstens Linderung bewirken. Daß auch das neuerlich empfohlene Kreosoth nach meiner Erfahrung keine Heilung derselben bewirkt, oft vielmehr durch Reizung nachtheilig seyn möchte, habe ich früher schon bemerkt und es deshalb nicht wieder anwenden mögen. Wo bey geraume Zeit statt ge

fundenem, eiterartigem Auswurfe, wie er aus in Verschwärung übergegangenen Knoten erfolgt und bey schon bedeutender Abzehrung doch Genesung erfolgte, wie ich auch früher in einzelnen Fällen beobachtet habe, waren wahrscheinlich nur einzelne Vomicae oder Knotenhöhlen vorhanden und durch die Natur Vernarbung bewirkt worden. — Bey einem an der Lungenschwindsucht Leidenden bemerkte man, in den letzten Monaten, als er schon in hohem Grade abgezehrt war und täglich eine große Portion von tuberculöser, jauchiger Materie auswarf, weder deutliches Fieber, noch colliquative Ausleerungen durch Schweiß und Durchfall. Auch wurden die so oft in den Leichnamen der an der Lungenschwindsucht Gestorbenen gefundenen Darmgeschwüre hier wie früher in einigen anderen Fällen, wo bey größtentheils exulcerierten Lungen doch zu den übrigen höchst schlimmen Zufällen kein Durchfall hinzu gekommen war, nicht gefunden, dagegen auch manchmahl der Durchfall in Fällen, wo Darmgeschwüre vorhanden waren, gefehlt hat, und auch ohne Darmgeschwüre vorgekommen ist.

Die in den letzten Jahren vorgekommenen 8 Fälle von der Werlhofschen Blutflecken-Krankheit wurden sämmtlich durch Elix. acid. Halleri in Verbindung mit China oder anderen tonischen Mitteln gehoben, und auch bey einem Kranken, der noch von einem vorher gegangenen Nervenfieber sehr geschwächt war, als diese Krankheit ausbrach, erfolgte bey der Anwendung jener Mittel die Heilung. Daß sonst auch mir früher einige Fälle vorgekommen sind, wobey selbst ein activer febrilischer Zustand hervor stechend war und wo kühlende und abführende Mittel die besten Dienste leisteten, habe ich anderswo schon bemerkt, desgleichen daß das Abgehen des Blutes

auch mit dem Harne oder den Excrementen, was Wichmann nie gesehen haben wollte und nach Sprengel nie der Fall seyn sollte, von Anderen wie von mir allerdings beobachtet worden sey. In einem von mir beobachteten Falle ging es selbst, ohne daß zugleich das gewöhnliche Mundbluten statt fand, bloß mit dem Stuhlgange ab. So sind mir auch drey Fälle vorgekommen, wo diese Krankheit, welche Wichmann (Id. zur Diagnostik B. 1. S. 95—96.) nach seiner Erfahrung bey gehöriger Behandlung nicht für gefährlich hielt und die auch in der Regel geheilt wird, tödtlich wurde. Daß sie zuweilen tödtlich sey, ist schon von Behrens (Werlhofii op. ed. Wichmann p. 624.) bemerkt worden, und Sachse hat in seiner Ausgabe von Wichmann's Ideen zur Diagnostik B. 1. S. 242. eine bedeutende Zahl von Aerzten angeführt, welche einen Kranken, manche auch mehrere, daran verloren haben. In einem von mir beobachteten tödtlich abgelaufenen, der eine freylich durch vorher gegangene Lustseuche und starke Mercurialcuren sehr geschwächte 30jährige Person betraf, war zu dem gewöhnlichen Blutflusse aus dem Munde übermäßiges, immer widerkehrendes Nasenbluten hinzu gekommen. Ein anderer Fall betraf ein 4 Jahre und 9 Monate altes Kind, das seit dem zweyten Jahre sehr kränklich und cachektisch gewesen war, und wo am dritten Tage der Krankheit zu dem Mundbluten und dem Abgange von etwas blutigem Harne auch Blutbrechen hinzu gekommen war und am vierten Tage der Tod unter heftigen Convulsionen erfolgte. Bey der Leichenöffnung fanden sich ähnliche Flecken, wie sie auf der Oberfläche des Körpers bemerkt wurden, auf der Oberfläche, nicht aber der Schleimhaut, der Gedärme, auf dem Bauchfelle, dem

Gekröse der dünnen Därme und dem des Grimmdarmes, auf der äußeren und auch der inneren Haut des Magens, einige auch auf der Leber, sehr viele kleinere auf den Nieren, die in der linken auch tiefer eindrangen, wenige auf der Harnblase, einzelne auch auf dem Zwerchfelle und der äußeren Haut des Herzens, sehr zahlreiche auf dem Rippenbrustfelle, dagegen nur wenige auf den Lungen, endlich ein sehr großer auf der inneren Fläche der Bauchmuskeln, der einem besonders großen, äußerlich in der rechten Hüftgegend zu bemerkenden, entsprach. Sonst war keine Spur von innerer Blutergießung oder anderer Abnormität zu bemerken, wiewohl leider die Öffnung des Kopfes nicht gestattet worden war.

In mehreren Fällen von Bauch- und Hautwassersucht leistete außer den den besonderen Ursachen entsprechenden Mitteln die Digitalis (die auch bey der Brustwassersucht öfter wenigstens die größte Erleichterung bewirkte) theils allein, theils in Verbindung mit Rad. Levist., Calami aromat. rc. gegeben, die besten Dienste. In einem aber, wo weder diese Mittel, noch die Squilla und andere sonst oft bewährte Mittel den Abgang des Wassers beförderten, zeigte sich die Rad. Caincae, in einer aus zwey bis drey Drachmen derselben bereiteten Abkochung von sechs Unzen alle 2 Stunden zu einem Eßlöffel voll gegeben, und zwar hier durch starke diuretische, nicht aber drastische Wirkung, dazu besonders hülfreich. — Der Abgang eines Eyweißstoff enthaltenden Harnes fand bey mehreren Wassersuchten statt, ohne daß eine Spur von einer krankhaften Beschaffenheit der Nieren, wie sie nach Bright mit solchem Abgange verbundenen Wassersuchten (die unter dem Namen Morbus Brightii oder auch Diabetes albuminosus begriffen werden) immer

zum Grunde liegen sollen, bemerkt werden konnte. Ein solcher Abgang kommt bekanntlich auch oft in anderen Fällen vor, wo weder Wassersucht noch irgend ein organischer Fehler der Nieren anzunehmen ist.

Der venerische Tripper wurde gewöhnlich anfangs bloß mit demulcierenden Dingen, Emulsionen, Abkochungen von Althee, milder Diät ꝛc., woneben bey stärkerer örtlicher Entzündung Blutegel angewendet wurden, behandelt. Daß ich die Anwendung des Bals. Copaivae und der Cubeben, welche von Adams, Delpech und manchen deutschen Aerzten auch in den ersten Zeiträumen des Trippers empfohlen worden, für unsicher halte, habe ich schon in meinem Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie erklärt, und es sind auch in dem clinischen Institute wie in der Privatpraxis gar manche Fälle vorgekommen, wo diese von Anderen früher verordneten immer reizenden Mittel den entzündlichen Zustand sehr verschlimmert und besonders auch die Entstehung von arger Hodenentzündung veranlaßt hatten.

So wohl bey primären syphilitischen Geschwüren als bey vollendeter Lustseuche wurde, da ich im Allgemeinen die Methode, sie bloß mit antiphlogistischen Mitteln und magerer Diät zu behandeln, nicht für sicher halten kann, unter den Mercurialien am häufigsten der Sublimat zugleich mit warmem Verhalten, öfterem lauwarmem Getränke aus Spec. ad Decoct. Lignor. und eingeschränkter Diät angewendet und am wirksamsten befunden. — Bey sehr schlimmen Geschwüren, die tief unter und um sich gefressen, einen faulichten Geruch hatten, leistete neben dem innerlichen Gebrauche des Sublimates und der Spec. ad Decoct. Lignor. be-

sonders der rothe Präcipitat als Pulver aufgestreut schnell die vortrefflichsten Dienste, so daß die Geschwüre bald den schlimmen Geruch verloren, reiner wurden und gute Granulationen sich zeigten. — Sehr starke Condylome, die der mit dem innerlichen Gebrauche des Quecksilbers verbundenen äußerlichen Anwendung der Sabina, wie einer Auflösung des Sublimates widerstanden hatten, wurden schnell durch das von Masius empfohlene Pulver aus Mercur. subl. corrosiv., Vitriol. de Cypro ā gr. x Lapid. inf. gr. vj entfernt.

Bey dem Keichhusten wurden, da er in dem ersten Zeitraume in dieser wie in früher von mir beobachteten Epidemien nicht so heftig entzündlich war, daß er Blutausleerungen hätte erfordern können, anfangs wie bey catarrhalischem Zustande der Salmiak, Tart. emet. in kleinen Gaben ꝛc. angewendet, und demselben, so wie sich mehr Neigung zu dem convulsivischen Zustande zeigte, Extr. Hyosc. zugesetzt. In dem convulsivischen Zeitraume aber wurden außer dem oft in Verbindung mit Sulph. Antimon. aurat. gegebenen Extr. Hyosc. oder auch der Dulcamara, auch dies Mahl in schweren Fällen besonders Rad. Belladonnae für sich und manchmahl auch in Verbindung mit den Flor. Sulph. und der Ipecacuanha, zuweilen auch die Flor. Zinc., das Chinin. sulph. ꝛc. angewendet und dadurch allerdings oft die Heftigkeit und Häufigkeit der Anfälle gemäßigt, auch wohl, besonders verhältnißmäßig zu bloß der Natur überlassenen Fällen, Abkürzung der freylich gewöhnlich langwierigen, nicht schnell abzuschneidenden, Dauer der Krankheit bewirkt. Bey sehr schwächlichen und durch die heftigen Anfälle sehr angegriffenen Kindern wurde neben der Belladonna ꝛc. ein Aufguß

der China und Valeriana mit großem Nutzen gebraucht. Daß ich die Asa foetida zwar in einigen Fällen mit gutem Erfolge gegeben habe, daß sie aber sonst den Kindern auch in dem von Kopp empfohlenen Linctus nicht gut beyzubringen war und bey manchen bald wieder bey Seite gesetzt werden mußte, habe ich in einem früheren Berichte schon bemerkt. Das schon von Dufresnoy empfohlene Extr. Narcissi Pseudonarcissi, durch welches auch Laennec manchmahl überraschend schnelle Heilungen, nämlich in fünf bis sechs Tagen, erhalten zu haben versichert, habe ich bis jetzt nicht angewendet. Es hat indessen Laennec selbst bemerkt, daß dieser Erfolg selten sey, und daß er gewöhnlich diese Pflanze weit weniger wirksam als die Belladonna gefunden habe.

Daß Verdickung und Verhärtung im Magen in manchen Fällen, ohne daß dadurch das bey der in der Gegend des Pförtners vorkommenden und Verengerung desselben bewirkenden Art so gewöhnliche Erbrechen verursacht wurde, vorgekommen, ist von Rahn u. A. wie von mir schon früher bemerkt worden. So habe ich in meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Clinik im academischen Hospitale zu Heidelberg, S. 94. einen Fall angeführt, wo bey einer Person von 42 Jahren die Verhärtung längs der großen Krümmung des Magens statt fand und durchaus kein Erbrechen und die damit bey der in der Gegend des Pförtners vorkommenden Art gewöhnlich verbundenen Symptome verursachte, sondern nach langwierigen Magenschmerzen und Fehlern der Verdauung endlich Abzehrung und Wassersucht nach sich zog und so in den Tod überging. Besonders merkwürdig war folgender im letzten Jahre hier beobachteter Fall.

Ein 31 Jahr altes Mädchen sollte schon seit 6 Jahren an täglich öfter sich äußernden Anfällen von heftigem Magenkrampf und Leibschmerzen gelitten haben und kam schon im hohen Grade abgezehrt in das Hospital. Dieselben Anfälle äußerten sich hier häufig bey Tage und in der Nacht, so daß die Kranke oft gar keine Ruhe hatte und laut aufschrie. Sie hatte dabey immer sauren Geschmack im Munde und Sodbrennen; die Zunge war stark mit Schwämmchen besetzt, die, wenn sie auch öfters entfernt werden konnten, immer widerkehrten; die Eßlust war dabey sehr stark; oft erfolgte Durchfall und es zeigten sich auch öfter wässrige Geschwülste an den Füßen. Ueber die Ursache der Krankheit konnte nichts Sicheres ausgemittelt werden, und wiewohl man bey der langen Dauer derselben und der Unwirksamkeit der kräftigsten Mittel auf einen organischen Fehler schloß, so war doch von Verhärtung, Geschwulst ꝛc. im Magen, den Gedärmen und anderen Eingeweiden auch bey oft wiederholter genauer Untersuchung nichts zu fühlen. In den letzten Wochen waren die Schmerzen leidlicher, sie konnte öfter auf seyn, wurde indessen in den letzten Tagen, wie es schien, nach einer Erkältung, von Husten befallen, der sie zwar quälte, aber, da sie vorher keine Spuren von Brustbeschwerden gehabt hatte, nicht bedenklich zu seyn schien. Es erfolgte indessen jetzt der tödtliche Ausgang. Bey der Leichenöffnung fand sich der Magen stark mit der Leber verwachsen, der kleine concave Bogen ganz verzogen, so daß der Magen in der Mitte eingeschnürt und gewissermaßen in zwey Hälften getheilt war; am Pförtner und der hinteren Magenwand waren sehr starke Verhärtungen, doch ersterer dadurch nicht verengt, sondern eher erweitert; die Leber ganz

normal, die Milz größtentheils in eine steatomatöse Masse verwandelt; der Darmcanal (besonders der Dünndarm) sehr verengt, die Schleimhaut desselben sehr aufgelockert, an vielen Stellen auch geröthet, aber nirgends exulceriert; in den rechten oberen Lungenlappen mehrere Tuberkeln, zum Theil große Vomicae; das Herz sehr klein und mager, an demselben, so wie in der linken Niere und in der vergrößerten Schilddrüse eine eigene sülzige Masse; die äußerste Abmagerung. — Ein 46 Jahr alter Walker hatte schon, als er am 22. Junius 1837 in das academische Hospital aufgenommen wurde, seit 4 Jahren an häufigen und heftigen Anfällen von Magenkrampf gelitten, wobey er sehr hager und erdfahl aussah, wenig Eßlust hatte und manchmahl verstopft war. Bey genauer Untersuchung des Unterleibes konnte von Geschwulst und Verhärtung keine Spur in demselben entdeckt werden. Er hatte schon von seinem vorigen Arzte mancherley krampfstillende und auflösende Mittel bekommen. Unter den jetzt angewendeten that ihm das Extr. Bellad. in Aqua Lauroc. aufgelöst die besten Dienste, so daß die Anfälle von Magenkrampf ausblieben und er, nachdem er noch einige Zeit bittere und und auflösende Mittel gebraucht hatte, seine Geschäfte wieder versehen konnte. Im Winter stellten sich indessen die Anfälle der Schmerzen wieder mit großer Heftigkeit ein, wozu sich nun auch bald öfteres Erbrechen gesellte, das aber nicht gerade immer nach dem Genusse von Nahrungsmitteln, sondern zu verschiedener Zeit des Tages und besonders, wenn die Schmerzen sehr heftig waren, erfolgte. Es wurden zwar mehrmahls die Schmerzen erst durch den wieder angewendeten Liqu. Bellad. cyanic., dann auch durch Extr. Cicut. in Aq. Lauroc.

aufgelöst gelindert und selbst auf einen oder einige Tage gehoben; kehrten aber, wie das Erbrechen, immer wieder. Zuletzt traten unter zunehmender Schwäche, während das Erbrechen nicht mehr so häufig war, in der Nacht manchmahl Anfälle von großer Beklemmung und Erstickungsgefahr ein, und es ging die Krankheit am 22. Febr. 1838 in den Tod über. Bey der Leichenöffnung fand man den Magen sehr groß, ausgedehnt, den kleinen Bogen in dem an den Pförtner grenzenden Theile verkürzt, den größeren Bogen bedeutend convexer und vom Magengrunde fast senkrecht herabsteigend, an der inneren Fläche der hinteren Magenwand einen Substanzverlust in der Schleimhaut und Muskelhaut und dicht an derselben eine wulstige, knorpelige Masse, die sich bis zu dem Pförtner verbreitete, jedoch die Oeffnung desselben nicht verschloß. In der Brusthöhle fand sich am oberen Lappen der linken Lunge außer einer fibrösen Verbindung zwischen dem die Rippen und dem die Lungen überziehenden Theile des Brustfelles eine haselnußgroße, fast knorpelige Vernarbung einer früheren Knotenhöhle, so wie eine bedeutende Infiltration wässeriger Feuchtigkeit im Parenchyma beiden Lungen, dagegen nur wenig von dieser Flüssigkeit im Brustfellsacke und dem Herzbeutel.

Bey einem in Folge eines 3 Wochen vorher eingetretenen Schlagflusses gestorbenen, 37 Jahr alten Manne, fand man in der rechten Hirnhälfte bedeutende Blutüberfüllung, aber weder blutige noch wässerige Ergießung, die linke Hälfte des Gehirns normal, und auch sonst in keiner Höhle etwas Abnormes. Auch durch diese wie durch manche frühere Beobachtungen wird also dargethan, daß nicht immer Ergießung von

Blut ꝛc. bey dem Schlagflusse statt findet, und die schon von Fr. Hoffmann, aber nur für schwerere Fälle, angegebene Benennung Haemorrhagia cerebri, die Moulin u. A. für den blutigen Schlagfluß gebraucht haben, ist in vielen Fällen, selbst abgesehen von dem Nervenschlagflusse, nicht passend.

Bey einem 24 Jahr alten Mädchen, die nach einem apoplektischen Anfalle an der Zunge, den oberen und unteren Gliedmaßen gelähmt in das Hospital aufgenommen wurde, hatte sich der Zustand bey dem Gebrauche der Flor. Arnic., des Bals. vit. Hoffm. und anderer excitierender und nervenstärkender Mittel, so wie der Blasenpflaster, des heißen Hammers, reizender Einwirkungen ꝛc. zwar etwas gebessert, war aber doch immer noch bedeutend. Das auch zu Hülfe gezogene Strychnin bewirkte in etwas stärkerer Dose gleich Zufälle von Tetanus, ohne sonst zu nützen. Es wurde nun das Veratrin in einer Salbe über 4 Wochen und dann, als sich so keine Wirkung zeigte, auch innerlich erst zu einem ¼ Gran 2 Mahl täglich, dann in etwas stärkeren Gaben angewendet. Die stärkeren Gaben mußten aber, da sie Magenschmerz und Neigung zum Erbrechen erregten, bald wieder vermindert werden, und auch die Gaben, welche vertragen wurden, hatten bey lange fortgesetztem Gebrauche keinen günstigen Erfolg, so daß wieder andere Nervenmittel zu Hülfe gezogen werden mußten, durch welche das Uebel zwar gebessert, aber noch nicht völlig gehoben worden ist. — In einem anderen Falle aber, wo bey einem Mahler nach vorher gegangener Bleycolik Lähmung der Arme entstanden war, wurde, nachdem zuerst Schwefelmittel, dann auch Flor. arnicae, und Einreibungen von Spirit. formic., Spirit. Sal. Am-

mon. caust. rc. versucht worden, besonders der Aether mercurialis und zuletzt der Liq. anod. martialis, jedoch auch unter dem zu Hülfe nehmen von Blasenpflastern, dem heißen Hammer, der Salbe von Veratrin rc. mit günstigem Erfolge gebraucht.

In mehreren Fällen, wo sich das Delirium potatorum, wie es am gewöhnlichsten ist, als ein nervöser, gereizter und auch mit Schwäche verbundener Zustand zeigte, kein entzündlicher Zustand oder Blutanhäufung im Gehirne anzunehmen war, wurde es besonders durch Opium, und dabey auch zu Hülfe gezogene Valeriana und andere nervina bald gehoben. In einem Falle aber hatte sich anfangs so starker Orgasmus und Congestion des Blutes zum Kopfe gezeigt, daß man einen Schlagfluß befürchtete, und es wurde daher erst ein Aderlaß nebst kühlenden Abführungen rc. angewendet. Später war indessen doch auch hier noch die Anwendung des Opiums erforderlich und nützlich.

Was übrigens die in meiner Clinik befolgte Methode des Unterrichtes betrifft, so halte ich eben so, wie ich früher schon geäußert, auch jetzt nach vieljähriger Erfahrung diejenige unter den bisher bekannten Methoden für die beste, wobey die vorgerückten Studierenden sich nicht mehr bloß passiv, bloß als Zuschauer oder Zuhörer zu verhalten, sondern als Practicanten an den clinischen Geschäften selbst thätigen Antheil zu nehmen, die ihnen zugefallenen Kranken unter der Aufsicht und Leitung des Directors zu examinieren, die Diagnose, Prognose, die Indication überhaupt und die angezeigten Mittel insbesondere zu bestimmen, die Recepte zu verschreiben und die Krankheitsgeschichten zu schreiben haben. Die Einrichtung der Clinik, wobey nur der Pro-

fessor handelt, oder den Assistenten die Recepte verschreiben läßt, die Studierenden nur sehen und hören, nicht zum Selbsthandeln geführt werden, kann zwar auch ihren Nutzen haben, ist aber zur Bildung junger Aerzte weit weniger geeignet als die erste. Wenn man dafür angeführt hat, daß die Studierenden, indem sie bloß den Professor handeln sähen, nichts Verkehrtes lernten, so ist zu bemerken, daß wenn anders bey der ersten Methode der Professor nur die Practicanten gehörig anleitet, sie, wo sie fehlen, auf den rechten Weg führt, sie auf das Uebersehene aufmerksam macht, zwischendurch bey bedeutenderen, schwierigen Fällen selbst ein genaueres Krankenexamen vornimmt, die Studierenden dann wohl Gelegenheit erhalten, seine Methode kennen zu lernen, so wie sie auch selbst aus den Fehlern, die der Practicant macht und der Professor verbessert, Nutzen ziehen können. So wichtig es aber hierbey auch mir zu seyn scheint, daß der Lehrer am Krankenbette oder überhaupt während der Beobachtung des Kranken die nöthigen Bemerkungen mittheile, indem die Zuhörer ohne sie vieles Wichtige nicht gehörig beobachten würden, und sie allerdings oft einen stärkeren und dauernderen Eindruck auf die Zuhörer machen als lange, in der Entfernung von dem Kranken gehaltene clinische Vorlesungen (wie sie namentlich zu Edinburg gewöhnlich sind), so halte ich es doch für rathsam, das, was eine für den Aufenthalt am Krankenbette zu weitläufige Auseinandersetzung erfordert, gleich nach der Untersuchung der Kranken in dem besonderen für den clinischen Unterricht bestimmten Versammlungszimmer vorzunehmen, in welchem auch, um den Aufenthalt am Krankenbette nicht ohne Noth und auf eine für die Kranken beschwerliche und nachtheilige Weise zu verlängern, die Recepte verschrieben werden.

Die wichtige und besonders bey dem großen Umfange der ambulatorischen Clinik jetzt sehr beschwerliche Stelle eines Assistenten in dem Institute, hat seit mehreren Jahren, so wie seit dem letzten Jahre zugleich in dem Hospitale, der Privatdocent Dr Conradi versehen, und wenn auch sonst der Vater Anstand nehmen muß, dem Sohne ein Zeugniß zu geben, so glaubt er doch hier wenigstens die pflichtmäßige und gerechte Anerkennung seiner Verdienste um das Institut ihm nicht versagen zu dürfen.

J. W. H. Conradi.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1838.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse: Herbort's von Fritslâr liet von Troye, heraus gegeben von Ge. Karl Frommann. 1837. XXX u. 354 Seiten in großem Octav. Mit einem zweyten Titel: Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Fünfter Band.

Herbort von Fritslar und Frommann von Koburg, beide Namen sind wohl für manche Leser dieser Blätter neue Namen, und um so mehr gereicht es dem Verfasser dieser Anzeige zum Vergnügen, den alten Dichter so wohl als seinen ersten Herausgeber hierdurch bey einem größeren Kreiße einzuführen und zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen.

Herbort dichtete im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, zufolge einer Aufforderung des großen Dichterfreundes, des Landgrafen Hermann von Thüringen, eine Erzählung der Zerstörung von Troja. Ein romanisches Gedicht, welches

der Graf von Leiningen — gleichfalls ein in der Reihe unserer alten Dichter ausgezeichneter Name — dem Landgrafen mitgetheilt hatte, lag dabey zum Grunde. Herbort's Dichtung war zwar aus Rom nach Heidelberg zurück gekehrt, und wurde von Jacob Grimm bey der Ausarbeitung der deutschen Grammatik vielfach benutzt; allein einzelne Wörter können keinen Begriff von einem Gedichte geben, und für prüfende Leser, deren Zeit es nicht erlaubte, beynahe 19000 Reimzeilen abzuschreiben — denn vom Abschreiben lassen kann in einem solchen Falle kaum die Rede seyn —, blieb es noch immer ein vergrabener Schatz. Dieser Klage ist jetzt abgeholfen; der Schatz ist gehoben, und dafür gebürt Hn Dr Frommann der beste Dank aller, welche die lebenden Denkmahle vaterländischer Vorzeit zu schätzen wissen, und zugleich bedenken, daß nur ein treuer Abdruck diese Denkmahle vor den täglich drohenden Gefahren des Unterganges zu bewahren vermag. Der allenthalben und immer mehr sich verbreitende Eifer, zu retten was noch gerettet werden kann, gereicht in der That unserer Zeit zur Ehre, und dieses um so mehr, je uneigennütziger er in den meisten Fällen ist.

Kehren wir zu unserm Buche zurück, das den Prinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, Ernst und Albert, gewidmet ist. — Auf ein Vorwort, das in Göttingen geschrieben ist, folgt von Seite XI bis XXX eine Einleitung in drey Abtheilungen. I. Herbort und sein Gedicht. — Herbort war ohne Zweifel ein Geistlicher, ein gelarter schuolære, wie er sich selbst nennt; die Beschreibung, die er Z. 701 u. w. von Jasons Liebesbewerbung macht, spricht durchaus nicht dagegen, selbst wenn sie nicht aus dem romanischen Gedicht genommen seyn sollte. Auf die Jugend Herborts aber darf weder aus dem Worte

schuolære, noch aus dem Worte jungære geschlossen werden; das erste bezieht sich auf seinen Stand, das zweyte (Z. 30) steht im Gegensatze zum Lehrer, oder Vorgänger, in dessen Fußstapfen man tritt. Herborts Sprache ist, wie bereits Grimm in seiner Grammatik gezeigt hat, nicht rein hochdeutsch; die Mundart der Gegend in der er lebte verräth sich nicht nur durch eigenthümliche Laute, sondern auch durch eigenthümliche Wörter und Wortbildungen. Wenn sie aber dadurch an das Niederdeutsche streift, so berührt sie dieses doch von einer anderen Seite als die Sprache Heinrichs von Veldecke es thut. In Hinsicht auf angebornen Dichtergeist und erworbene Kunstfertigkeit kann Herbort allerdings den großen Meistern des dreyzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden; doch darf man ihn auch nicht zu tief herab setzen. Es fehlt ihm lebendige Empfänglichkeit; aber sein Vortrag ist kurz und nicht selten kräftig. Ehe man über ihn aburtheilt ist es erstlich nöthig vertraut mit ihm zu werden, was wir erst jetzt können, nachdem seine Arbeit zu ruhiger Betrachtung vor uns liegt; und zweytens müßten wir das Buch haben, das der Graf von Leiningen dem Landgrafen gesandt hat. Für die Sprache ist viel aus Herbort zu lernen.

Die II. Abtheilung der Einleitung ist überschrieben 'Herborts Quelle'. Ohne Zweifel ein französisches Gedicht, und höchst wahrscheinlich die von Benoît de Sainte-More geschriebene, auf Dares und Dictys gegründete, noch in mehreren Handschriften vorhandene destruction de Troyes. Man vergleiche die am Ende unseres Buches beygefügten Nachträge S. 347. So wie Benoist aus Dares und Dictys schöpfte, so auch Guido de Columna.

III. Abtheilung der Einleitung 'Spätere

Bearbeitungen des trojanischen Krieges'. — S. 350 lernen wir, daß der Name des Hans Yair von Nördlingen in Hans Mair zu berichtigen ist.

IV. Abth. 'Die Handschrift', leider bis jetzt die einzige, die Heidelberger. Sie ist auf Pergament geschrieben, im J. 1333 zu Würzburg. Das Gedicht ist in ihr, wie man schon aus der Vorrede zu Wolfram S. X wußte, in distinctiones abgetheilt, deren 21 sind. Im Ganzen genommen gehört die Handschrift zu den besseren ihrer Zeit. Ob auf dem 75. Blatte, wo 62 Zeilen liniert aber nicht beschrieben sind, wirklich etwas fehlt, ist fürs erste schwer zu entscheiden.

Mehreres aus der Einleitung mitzutheilen, würde hier nicht an seiner Stelle seyn. Sie bewährt durchaus die gründlichen Kenntnisse mit welchen Hr Dr Frommann seine Arbeit unternommen, und den unermüdeten Fleiß mit welchem er sie ausgeführt hat.

S. 1 bis 212, die Seite in zwey Spalten getheilt, enthalten das Gedicht selbst in 18,458 Reimzeilen. Es ist ohne weitere Zuthat mit der größten Genauigkeit abgedruckt, und da dem Herausgeber eine einzige Handschrift zu Gebote stand, so ist dieses Verfahren durchaus zu billigen: die Gewißheit, daß richtig gelesen und richtig gedruckt ist, genügt vollkommen, und überläßt Vermuthungen und Besserungen dem Scharfsinne und der Muße derjenigen, welche die Mühe nicht scheuen, sich in die innigste Vertrautheit mit dem Dichter hinein zu lesen.

Auf das Gedicht folgen von S. 217 bis 342 Anmerkungen. Diese sind mehrfacher Art: theils enthalten sie kleine Berichtigungen der Druckfehler des Textes, theils Vergleichungen mit andern Berichten des Mittelalters über den tro-

lanischen Krieg, vorzüglich mit Guido, mit welchem Herbort auffallend überein stimmt. Die Stellen aus dem viel gelesenen Guido werden meistens im Lateinischen, bisweilen auch in einer ältern deutschen Uebersetzung mitgetheilt, von welcher sich eine Handschrift auf der Koburger Bibliothek befindet: vergl. S. XXV der Einleitung. Ein dritter Theil der Anmerkungen beschäftiget sich mit Spracherläuterungen, die zwar insgesammt von der aufmerksamen Belesenheit des Hn Dr F. zeugen, hin und wieder aber kürzer gehalten seyn dürften. Herbort ist nicht der Dichter, aus welchem noch ungeübte Leser zu lernen haben. Was für klares Verständniß seiner Sprache und seines Vortrages noth thut, muß größten Theils aus ihm selbst genommen werden. Dies ist auch von Hn Dr F. in den allermeisten Fällen geschehen, und sichert ihm den Dank seiner Leser. — Die Schwierigkeit, die sich in dem zweyten Worte der Zeile 140 zeigt, möchte sich wohl auf leichte Weise heben lassen. Man lese statt vbertgenden, wie in der Handschrift stehen soll, vbertragenden. Er was . . . sinen undertanen otmutic, sinen vbertragenden hochmütic. übertragen (so wie sich übertragen) bedeutet 'zu hoch hinaus wollen, sich mehr anmaßen als gebürt' s. Trist. 16148. 7574. Boner. 69,43. Liederf. I, 275 (ein blinde hâte guotes vil: daz im (? iu) elliu sinin zil gar übertruogen an dem muot, daz kam von grôzem guot. — Es gibt übrigens auch ein Vollwort ich übertugende, s. A. MSB. Seite 32, DI, an das aber hier nicht zu denken ist. — Z. 1979 ist wohl gertobe zu lesen. — Angehängt ist ein Verzeichniß der meisten in den Anmerkungen besprochenen Wörter.

S. 347 bis 352 folgen endlich noch Nachträge, die mit der Mittheilung des eben so ge-

lehrten als gefälligen Hn Dr Ferd. Wolf zu verdanken haben. Sie beziehen sich vorzüglich auf Herborts Quelle, d. h. auf die bereits erwähnte Destruction de Troyes von Benoist de Ste More, von der die k. k. Hofbibliothek zu Wien eine Handschrift besitzt.

Aus allem was bisher, dem Plane unserer Anzeigen gemäß, in möglichster Kürze gesagt ist, ergibt sich, daß Hr Dr Frommann nicht ohne innern Beruf an seine Arbeit gegangen ist, und daß sein erstes Auftreten auf dem Gebiete der deutschen Philologie zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Mögen diese bald durch die vollständige critische Ausgabe des trojanischen Krieges von Conrad von Würzburg erfüllt werden, mit welcher er gegenwärtig beschäftigt ist, und die endlich einem lange gefühlten Bedürfnisse abhelfen wird.

Berlin.

Bey Veit und Comp. Versuch über die tatarischen Sprachen von Dr Wilhelm Schott. 1836. 81 Seiten in Quart.

Der Name tatarisch, welcher schon lange bey den europäischen Schriftstellern eine weit über seine ursprüngliche Bedeutung hinaus gehende Ausdehnung erhalten hat und, bey Zusammenfassung der unter sich so sehr ähnlichen Sprachen Hochasiens, eine nicht unbrauchbare Gesammtbezeichnung abgab, ist in der hier vorliegenden Schrift in einem noch umfassenderen Gebrauche angewendet, indem der Hr Verf. ihn so wohl als den Namen hochasiatisch auch auf die übrigen mit jenen verwandten Sprachen — die finnische Sprachclasse und das Magyarische — bezieht. Die Aehnlichkeit dieser Sprachen ist im Allgemeinen leicht zu erkennen, so daß sich die Frage nach der Ent-

ziehung derselben schnell aufdringt. Abel Remusat, der zum Erweis einer wahren Verwandtschaft Uebereinstimmung in der Bezeichnung der primären Begriffe forderte, weist, da er diese in den Sprachen, welche er in seinen Recherches sur les langues tartares behandelt, nicht zu erkennen glaubte, die Annahme einer Blutverwandtschaft mit Entschiedenheit ab. Hr Schott macht gegen diese Forderung mit Recht eine Menge Beyspiele aus anerkannt blutverwandten Sprachen geltend, wo die nothwendigsten Begriffe durch radical verschiedene Wörter bezeichnet werden. Die Frage selbst sucht er durch Abwägung der dafür oder dawider sprechenden historischen, ethnographischen und philologischen Momente zu erörtern. Jene beiden sind jedoch von höchst geringem und wenig entscheidendem Belange. Sichere Resultate lassen sich fast allein von einer genau in das ganze Detail dieser Sprachen eindringenden Untersuchung abwarten; und der Hr Vf. hat in dieser Beziehung einen für den jetzigen Standpunct der Kenntniß dieser Sprachen sehr dankenswerthen und schätzbaren Beytrag geliefert. In 5 Rubriken, deren erste den Lautwechsel, die zweyte die Wurzeln und Derivata, die dritte die Plural- und Casusbezeichnungen, die vierte die Pronomina, die fünfte die Zahlen behandelt, zeigt er, welche Puncte genau erörtert werden müssen, um über die Verwandtschaft dieser Sprachen im Allgemeinen und das mehr oder minder nahe Zusammengehören der einzelnen zu entscheidenen Resultaten zu gelangen und trägt, so weit es die engen Grenzen eines Versuchs erlaubten, schon selbst nicht wenig zur Bildung eines festeren und wissenschaftlich begründeteren Urtheils über das Verhältniß derselben bey.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. Analecten über Kinderkrankheiten, oder Sammlung ausserwählter Abhandlungen über die Krankheiten des kindlichen Alters. Zusammengestellt zum Gebrauche für practische Aerzte. Band I. (Heft 1—4) 1834. B. II. (H. 5—8) 1835. B. III. (H. 9—11) 1836. (diese 3 Bände ohne fortlaufende Seitenzahl) B. IV. (H. 12) 479 S. 1837. 8.

Diese Sammlung enthält 114 kleinere und größere Aufsätze so wohl aus selbständigen Werken als aus Zeitschriften deutscher wie ausländischer Verfasser entnommen, nicht selten durch Anmerkungen des Herausgebers vermehrt. Den 3 ersten Bänden fehlt ein einleitendes Wort, allen vieren das Inhaltsverzeichniß. Vor dem vierten ist eine kurze Vorrede, worin der Herausgeber bemerkt, daß mit dem 12. Hefte diese Sammlung geschlossen sey, daß aber späte noch Supplemente erscheinen sollen. Den Schluß des Buches macht ein alphabetisches Register, wodurch der Gebrauch erleichtert wird, indem bey der Auswahl und Aufeinanderfolge der Gegenstände kein bestimmter Plan befolgt worden zu seyn scheint. Von dem ungenannten Herausgeber findet sich im 4. Bande S. 330 — 359. ein Aufsatz über die Mundklemme der Neugebornen. Während bey allen Abhandlungen die Quelle, woraus sie genommen, angegeben wurde, vermissen wir diese bey dem Aufsatze im 1. Bande S. 90. von Mende über den Scheintod Neugeborner unmittelbar nach der Geburt.

Wer keine Bücher besitzt und zu erfahren wünscht, wie über das Wissenswerthe der Kinderpraxis dieser und jener sich geäußert hat, der wird aus dieser Sammlung reichlichen Stoff zum Nachdenken und Bessermachen schöpfen können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.
Den 10. May 1838.

Göttingen.

Druck und Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. Demosthenis oratio de Corona, ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. 1837. LXXVI u. 459 Seiten in gr. 8.

Seitdem das in Stocken gerathene Studium der attischen Redner in neuerer Zeit durch F. A. Wolf's immer noch sehr brauchbare Bearbeitung der Leptinea neu in Schwang gebracht worden war, rief die von dem großen Mitbegründer der Alterthumswissenschaft auch auf diesem Felde gegebene Anregung zur Nacheiferung in verschiedenen Beziehungen auf. Vor Allem legten die trefflichsten Gelehrten Hand an, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche einem genauen Verständniß der Redner die ungenügende Kenntniß Athenischer Staats- und Gerichtsverfassung und Finanzverwaltung in den Weg legte. Auch dafür hatte Wolf in den Prolegomena zu der Leptinea Erhebliches geleistet. Andere suchten die politischen

Verhältnisse Athens und anderer hellenischen Staaten aufzuhellen zu der Zeit, wo König Philippos und nachher Alexander der hellenischen Freyheit Schlingen legten, Hellas bey innerm Zerwürfniß in eine Reihe von vereinzelten Kämpfen verwickelten, aus denen die makedonische Taktik und Politik als Siegerin hervor ging und Griechenlands morsche Freyheit völlig brach. Das ist das Feld, auf welchem die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn Böckh's, Meiers und Schömanns, Platners, Winiewski's, Brückner's und anderer trefflichen Forscher den unglaublichen Aufschwung der Alterthumswissenschaft aufs glänzendste bewährt haben.

Inzwischen mangelte für eine auf sicherer Grundlage beruhenden Auslegung der Redner ein fester, gewissenhaft nach den besten Hülfsmitteln fest gestellter Text. Der geniale Reiske hatte trotz der drückenden Verhältnisse, unter welchen auch seine Oratores Attici ans Licht traten, und trotz der Eile, in welcher auch dies Werk des vielseitig thätigen Mannes entstand, für seine Zeit Unglaubliches geleistet, und nur einigermaßen billige Beurtheiler werden über dem Trefflichen die meist zu Tage liegenden Schwächen gern vergessen. Nach untergeordneten Bestrebungen anderer, meist nicht deutscher, Gelehrten war es Imm. Bekker'n vorbehalten, die von Reiske gebrochene Bahn mit Rüstigkeit und Glück zu verfolgen. Ausgestattet namentlich für Demosthenes mit beneidenswerthen handschriftlichen Schätzen, ausgerüstet mit dem bewundernswürdigen critischen Tact, der dem großen Critiker eigen, war es ihm möglich, eine ganz neue Recension des Textes zu liefern, die für lange Zeit, wenn nicht für immer, der Anknüpfungspunct aller weitern Bestrebungen seyn muß, wie denn auf der von Bekker gelegten Basis durch Theilnahme nam=

hafter Gelehrten unverächtliche Förderung für den Text des Demosthenes und anderer Redner gewonnen ist. Nach Bekkers Ausgabe des Demosthenes, von dem wir hier zunächst reden, sorgte der ehrwürdige Veteran Schäfer für eine zweckmäßige Vereinigung der Anmerkungen sämmtlicher früheren Critiker und Erklärer in seinem, trotz des vielen Unerquicklichen, das er enthält, überaus brauchbaren, mit nicht sehr zahlreichen, aber oft goldenen eigenen Bemerkungen ausgestatteten Apparatus Criticus et Exegeticus in Demosthenem.

So ist denn dankbarer Anerkennung werth und gewiß, was für Critik, grammatische, antiquarische und historische Auslegung des größten Redners geleistet worden. Dabey kann aber Niemandem, der mit Demosthenes sich vertraut gemacht hat, entgehen, wie ein wesentliches Element zu allseitigem Verständniß Demosthenischer Größe noch immer vernachlässigt geblieben war: das Verständniß der oratorischen Kunst des Redners, das innerste Wesen seiner allgemein bewunderten, aber nicht in zergliedernder, sinnvoller Betrachtung im Einzelnen erforschten und erkannten Beredtsamkeit. Dabey war die Erklärung der Gedanken und des Zusammenhanges mehr desultorisch, als ebenmäßig den Gang des Redners begleitend und aufstoßende Dunkelheiten in alle Richtungen aufhellend.

Das war unserm geschiedenen Lehrer und Freunde vergönnt, an der schönsten Rede des größten Redners die hermeneutische Kunst zu entfalten, die wir an seiner Bearbeitung des größten Lyrikers der Griechen, wie des lieblichsten Elegikers der Römer bewundern. Wenige Tage vor dem einhundertjährigen Jubiläum der Universität wurde der Druck beendigt: die Vorrede

Stuttgart.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. Analecten über Kinderkrankheiten, oder Sammlung auserwählter Abhandlungen über die Krankheiten des kindlichen Alters. Zusammengestellt zum Gebrauche für practische Aerzte. Band I. (Heft 1—4) 1834. B. II. (H. 5—8) 1835. B. III. (H. 9—11) 1836. (diese 3 Bände ohne fortlaufende Seitenzahl) B. IV. (H. 12) 479 S. 1837. 8.

Diese Sammlung enthält 114 kleinere und größere Aufsätze so wohl aus selbständigen Werken als aus Zeitschriften deutscher wie ausländischer Verfasser entnommen, nicht selten durch Anmerkungen des Herausgebers vermehrt. Den 3 ersten Bänden fehlt ein einleitendes Wort, allen vieren das Inhaltsverzeichniß. Vor dem vierten ist eine kurze Vorrede, worin der Herausgeber bemerkt, daß mit dem 12. Hefte diese Sammlung geschlossen sey, daß aber später noch Supplemente erscheinen sollen. Den Schluß des Buches macht ein alphabetisches Register, wodurch der Gebrauch erleichtert wird, indem bey der Auswahl und Aufeinanderfolge der Gegenstände kein bestimmter Plan befolgt worden zu seyn scheint. Von dem ungenannten Herausgeber findet sich im 4. Bande S. 330 — 359. ein Aufsatz über die Mundklemme der Neugebornen. Während bey allen Abhandlungen die Quelle, woraus sie genommen, angegeben wurde, vermissen wir diese bey dem Aufsatze im 1. Bande S. 90. von Mende über den Scheintod Neugeborner unmittelbar nach der Geburt.

Wer keine Bücher besitzt und zu erfahren wünscht, wie über das Wissenswerthe der Kinderpraxis dieser und jener sich geäußert hat, der wird aus dieser Sammlung reichlichen Stoff zum Nachdenken und Bessermachen schöpfen können.

Das schienen dem Ref. in Kurzem die Grundzüge der von Dissen geschaffenen und geübten Methode. Und wer mag abredig seyn, daß auf diesem Wege allein eine allseitige, gedeihliche Auslegung der Alten zu Wege zu bringen ist? Das wird Jeder, den die Ausführung dieser Weise nicht überall befriedigt, zugestehen müssen, daß Dissens Verfahren seinem Principe nach das einzig wahre ist. Mag Dissen nicht selten in der Aufspürung der Intention der Schriftsteller zu weit gegangen seyn, mag er mehr aus den Worten gedeutet haben, als der Schriftsteller selbst anerkennen würde, mag die gemüthliche Gedehntheit der Darstellung Manchem unerwünscht seyn: soll einmahl eine umfassende Erklärung eines Schriftstellers gegeben werden, so werden Dissens Grundsätze die Richtschnur des Verfahrens seyn müssen.

Das freylich muß eingeräumt werden, daß nur auf eigentlich classische Schriftsteller, deren Zahl nicht übergroß ist, Dissens Erklärungsmethode mit Nutzen anwendbar ist. Und auch das möchte Ref. nicht unerwähnt lassen, wie es ihm wenig wünschenswerth erscheinen würde, Gelehrte von geringerer Kenntniß des Alterthums, von minder geläutertem Tact und Kunstsinn in ähnlicher Weise thätig zu sehen. Nur der wird mit Glück Dissen nacheifern, der mit gleich warmer Liebe, mit gleich scharfem Blick, mit gleich feiner Auffassung der grammatischen Gesetze der Sprache, mit gleicher Reinheit des Herzens schafft. Das ist so eigenthümlich schön an Dissen, überall das reine Gemüth durchblicken zu sehen, das wir an dem trotz schwerer körperlicher Leiden stäts für alles Schöne und Edle begeisterten und mit begeisterter und begeisternder Liebe wirkenden, bewunderten und liebten. Dissen redet zu Gleich-

Verhältnisse Athens und anderer hellenischen Staaten aufzuhellen zu der Zeit, wo König Philippos und nachher Alexander der hellenischen Freyheit Schlingen legten, Hellas bey innerm Zerwürfniß in eine Reihe von vereinzelten Kämpfen verwikkelten, aus denen die makedonische Taktik und Politik als Siegerin hervor ging und Griechenlands morsche Freyheit völlig brach. Das ist das Feld, auf welchem die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn Böckh's, Meiers und Schömanns, Platners, Winiewski's, Brückner's und anderer trefflichen Forscher den unglaublichen Aufschwung der Alterthumswissenschaft aufs glänzendste bewährt haben.

Inzwischen mangelte für eine auf sicherer Grundlage beruhenden Auslegung der Redner ein fester, gewissenhaft nach den besten Hülfsmitteln fest gestellter Text. Der geniale Reiske hatte troß der drückenden Verhältnisse, unter welchen auch seine Oratores Attici ans Licht traten, und troß der Eile, in welcher auch dies Werk des vielseitig thätigen Mannes entstand, für seine Zeit Unglaubliches geleistet, und nur einigermaßen billige Beurtheiler werden über dem Trefflichen die meist zu Tage liegenden Schwächen gern vergessen. Nach untergeordneten Bestrebungen anderer, meist nicht deutscher, Gelehrten war es Imm. Bekker'n vorbehalten, die von Reiske gebrochene Bahn mit Rüstigkeit und Glück zu verfolgen. Ausgestattet namentlich für Demosthenes mit beneidenswerthen handschriftlichen Schätzen, ausgerüstet mit dem bewundernswürdigen critischen Tact, der dem großen Critiker eigen, war es ihm möglich, eine ganz neue Recension des Textes zu liefern, die für lange Zeit, wenn nicht für immer, der Anknüpfungspunct aller weitern Bestrebungen seyn muß, wie denn auf der von Bekker gelegten Basis durch Theilnahme nam-

hafter Gelehrten unverächtliche Förderung für den Text des Demosthenes und anderer Redner gewonnen ist. Nach Bekkers Ausgabe des Demosthenes, von dem wir hier zunächst reden, sorgte der ehrwürdige Veteran Schäfer für eine zweckmäßige Vereinigung der Anmerkungen sämmtlicher früheren Critiker und Erklärer in seinem, trotz des vielen Unerquicklichen, das er enthält, überaus brauchbaren, mit nicht sehr zahlreichen, aber oft goldenen eigenen Bemerkungen ausgestatteten Apparatus Criticus et Exegeticus in Demosthenem.

So ist denn dankbarer Anerkennung werth und gewiß, was für Critik, grammatische, antiquarische und historische Auslegung des größten Redners geleistet worden. Dabey kann aber Niemandem, der mit Demosthenes sich vertraut gemacht hat, entgehen, wie ein wesentliches Element zu allseitigem Verständniß Demosthenischer Größe noch immer vernachlässigt geblieben war: das Verständniß der oratorischen Kunst des Redners, das innerste Wesen seiner allgemein bewunderten, aber nicht in zergliedernder, sinnvoller Betrachtung im Einzelnen erforschten und erkannten Beredtsamkeit. Dabey war die Erklärung der Gedanken und des Zusammenhanges mehr desultorisch, als ebenmäßig den Gang des Redners begleitend und aufstoßende Dunkelheiten in alle Richtungen aufhellend.

Das war unserm geschiedenen Lehrer und Freunde vergönnt, an der schönsten Rede des größten Redners die hermeneutische Kunst zu entfalten, die wir an seiner Bearbeitung des größten Lyrikers der Griechen, wie des lieblichsten Elegikers der Römer bewundern. Wenige Tage vor dem einhundertjährigen Jubiläum der Universität wurde der Druck beendigt: die Vorrede

ist unterzeichnet: instantibus sacris saecularibus universitatis. Es war Dissens letztes Werk: Tags nach dem Jubiläum, nachdem er seine innigsten Freunde, Fr. Thiersch und F. G. Welcker, auf die er sich so lange gefreut, umarmt und nachdem viele ehemahlige Schüler und Freunde ihm ihre fortwährende Liebe und Dankbarkeit bezeugt, ward er abberufen: hart geprüft im Leben, beneidenswerth um den schönen Tod.

Dissen genügte es durchaus nicht, durch hier und da angebrachte Noten das Verständniß eines alten Schriftstellers im Einzelnen zu erleichtern. Durchdrungen von dem Bewußtseyn der unerreichbaren Meisterschaft der alten Classiker in Inhalt und entsprechender Kunstform, war sein Streben darauf gerichtet, nach Beseitigung der grammatischen und historischen Schwierigkeiten das Einzelne, wie das Ganze als künstlerisch vollendet in seiner organischen Einheit aufzufassen und darzulegen. Man darf Dissen den Begründer wahrhaft künstlerischer Erklärung der Alten nennen, einer Erklärung, die in alle die feinen Gänge des Verstandes und Kunstsinnes der Auctoren mit Schärfe und Geist eindringt und selbst nachdenkt und nachfühlt, was das Gemüth des Verfassers selbst geleitet und bewegt hat, und Andere zu gleicher Auffassung führt. Von dem Einfachsten und Einzelnsten ausgehend, es zergliedernd und betrachtend, bemächtigt sich Dissens Interpretation allmählich der in sich abgeschlossenen Theile, wie sie jedes Kunstwerk als Abschlüsse und Ruhepuncte darbietet: er entwickelt das Verhältniß dieser Theile zu den übrigen Theilen und zum Ganzen und faßt endlich, wie die Hermeneutik soll, das durch diese Erörterung des Einzelnen an sich und im Verhältniß zum Ganzen Gewonnene in seinem Kerne als ein schön gegliedertes, zu einer Einheit strebendes Ganze auf.

Das schienen dem Ref. in Kurzem die Grundzüge der von Dissen geschaffenen und geübten Methode. Und wer mag abredig seyn, daß auf diesem Wege allein eine allseitige, gedeihliche Auslegung der Alten zu Wege zu bringen ist? Das wird Jeder, den die Ausführung dieser Weise nicht überall befriedigt, zugestehen müssen, daß Dissens Verfahren seinem Principe nach das einzig wahre ist. Mag Dissen nicht selten in der Aufspürung der Intention der Schriftsteller zu weit gegangen seyn, mag er mehr aus den Worten gedeutet haben, als der Schriftsteller selbst anerkennen würde, mag die gemüthliche Gedehntheit der Darstellung Manchem unerwünscht seyn: soll einmahl eine umfassende Erklärung eines Schriftstellers gegeben werden, so werden Dissens Grundsätze die Richtschnur des Verfahrens seyn müssen.

Das freylich muß eingeräumt werden, daß nur auf eigentlich classische Schriftsteller, deren Zahl nicht übergroß ist, Dissens Erklärungsmethode mit Nutzen anwendbar ist. Und auch das möchte Ref. nicht unerwähnt lassen, wie es ihm wenig wünschenswerth erscheinen würde, Gelehrte von geringerer Kenntniß des Alterthums, von minder geläutertem Tact und Kunstsinn in ähnlicher Weise thätig zu sehen. Nur der wird mit Glück Dissen nacheifern, der mit gleich warmer Liebe, mit gleich scharfem Blick, mit gleich feiner Auffassung der grammatischen Gesetze der Sprache, mit gleicher Reinheit des Herzens schafft. Das ist so eigenthümlich schön an Dissen, überall das reine Gemüth durchblicken zu sehen, das wir an dem trotz schwerer körperlicher Leiden stäts für alles Schöne und Edle begeisterten und mit begeisterter und begeisternder Liebe wirkenden, bewunderten und liebten. Dissen redet zu Gleich-

gesinnten und nach gleichem Ziele Strebenden: wie an die Stelle gelähmter academischer Wirksamkeit seine der Wissenschaft und ihren Jüngern in größern Kreißen so segensreiche schriftstellerische Thätigkeit getreten ist, so leuchtet in allen Schriften des edeln Mannes — quo non candidiorem terra tulit — das durch, wie er sich stäts, einem academischen Vortrage gleich, in den Lesern theilnehmende und empfängliche Zuhörer gedacht hat. Wem das Glück geworden ist, Dissens herrliche, den Ankömmling in eine ganz neue Welt von Anschauungen einführende, den hohen Kunstverstand der Alten mit dem ihm eigenen feinen Sinne und durchgebildeten Tact erschließende, auch den Schwankenden mit warmer Liebe zum Alterthume erfüllende Vorlesungen zu hören: der wird sich beym Studium seiner Werke lebendig in jene frohe Zeit zurück versetzt fühlen und sich in dankbarer Erinnerung und mit liebevoller Verehrung zurück erinnern an jene schönen Tage, wo Dissen an der Georgia Augusta wirkte in einem Kreiße von Schülern, die er mit unwiderstehlicher Kraft zu den Alten führte und sie bestimmte oder befestigte in dem Entschlusse, ihnen das Leben zu weihen.

Das Mäkeln des Einzelnen, woran es ja nicht fehlen wird, Andern anheim stellend, uns freuend der reichlichen Belehrung, die wir und mit uns sicher gar Manche auch diesem Werke Dissens verdanken, berichten wir kürzlich über die Einrichtung und den Inhalt des vorliegenden Buches. Mit der von Dissen besorgten Ausgabe des von Wunderlich veranstalteten Abdrucks dieser Rede steht die vorliegende Bearbeitung in keinerley Verbindung. Der Text ist im Ganzen der Bekkersche: Abweichungen und eine Auswahl der Varianten wird in den dem Texte untergelegten

critischen Noten angeführt und gerechtfertigt. Es war Dissens Sache nicht, die Texte der Schriftsteller einer eigenen durchgreifenden critischen Umgestaltung zu unterwerfen: wie ihm für die Erklärung des Pindar Böckh's Text, für Tibullus der Lachmann'sche als Basis diente, richtete er unverwandt sein Hauptaugenmerk auf die Auslegung selbst. Dabey konnte es natürlich nicht fehlen, daß, wie Critik und Erklärung in unzähligen Fällen innerlichst verkettet sind und sich gegenseitig bedingen, die Dissensche Auslegung auf gar viele critisch misliche Stellen ein neues Licht warf, zumahl wo rhetorische und ästhetische, aus dem innersten Durchdringen hergenommene oder auf feiner grammatischer Kunde beruhende Gründe die Entscheidung für eine Lesart bestimmen müssen. So ist denn auch im Demosthenes von Bekkern nicht selten abgewichen. Schade ist es freylich, daß es Dissen nicht gefallen hat, den critischen Apparat, wie er in Bekkers und Reiskes Ausgaben — denn um die Reiskeschen Schätze, zum Theil der besten Art, hat Bekker sich leider nicht gekümmert — zerstreut liegt, in lichtvoller Anordnung dem Texte unterzulegen, wie Meier es gethan hat in seiner immer noch auf Fortsetzung warten lassenden Ausgabe der Midiana.

Auf den Text folgt getrennt der sehr umfassende Commentar, der mit gleicher Sorgfalt das Sprachliche wie Sachliche, dieses meist nach Böckh's und Winiewski's Forschungen, erörtert, und überall auf Zusammenhang, Färbung der Rede, Tendenz des Redners, Gliederung und rhetorische Zwecke achtet. Wie nun die Ueberzeugungen von Pindarischer Kunst und der des Tibullus in den betreffenden Einleitungen ihre zusammen hängende Entwickelung und Rechtfertigung fanden, so ist der Erklärung des Demosthe-

nes von p. V — LXXVI. eine Auseinandersetzung vorher geschickt: De structura periodorum oratoria, deren Gang wir im Wesentlichsten verfolgen wollen.

Die oratorische Periode, neben welcher die alten Rhetoren die historische und dialogische aufführen, ist die nach den strengsten Regeln durchgebildete. Die Verschiedenheit in den Gliedern einer Periode, auf die es dabey besonders ankommt, wird bestimmt durch die Hauptgedanken und die dienenden, entwickelnden, motivierenden Gedanken. In der kunstreichen Verknüpfung beider Arten zu einem wohlgerundeten Ganzen zeigt sich die Hauptkunst des Redners. Die dienenden Gedanken ordnen sich gleichermaßen wieder einander unter.

Die Disposition der oratorischen Periode folgt dem höchsten Gesetze: Voran muß treten, was geringere rhetorische Kraft hat; nach steht, was größere rhetorische Kraft hat. Fordern daher z. B. die Verba dicendi, sciendi, ostendendi oder das Glied, in dem sie stehen, den grösseren Nachdruck, so treten sie an den Schluß der Periode: im entgegen gesetzten Falle treten sie an die Spitze. Nicht anders ist es bey den Perioden, deren Glieder durch Demonstrativ- und Relativconstruction gebildet werden.

Ein anderes Hauptgesetz wird p. XVIII. aufgestellt und begründet, daß nämlich genauere, bezeichnendere Entwickelungen und Begründungen des Hauptgedankens diesem nachgesetzt werden, um die Aufmerksamkeit bis an den Schluß der Periode gespannt zu erhalten.

Zerfällt drittens die Periode in coordinierte Glieder, so bestimmt freylich meistens die natürliche Ordnung der Dinge die Stellung, wie z. B. bey Erwähnung von Factis die Zeitfolge zu

entscheiden pflegt. Wie aber auch hier die rhetorische Kraft die Stellung bedingt, wird vornehmlich am §. 44. vorliegender Rede dargethan. Auf ähnlicher Grundlage beruht die Stellung der Glieder in Gegensätzen.

Nächstdem bestimmt Dissen p. XXIV. den Begriff der Periode selbst mit Aristoteles dahin: Periodenformen sind solche Redeformen, wodurch eine Begränzung hervor gebracht und in denen ein Ganzes ausgesagt wird. Die Grundform der Periode ist die Zwey- oder Dreytheilung. Hierbey wird treffend der im Ganzen characteristische Unterschied der älteren Periodenbildung, wie sie sich im Thukydides zeigt, und die spätere, dem Inhalte und der Gesinnung der Zeit angemessene, wie wir sie im Demosthenes finden, nachgewiesen. Während dort der Schwerpunct der Periode an die Spitze tritt und von ihm aus das Uebrige sich entwickelt, so spart Demosthenes die Hauptsentenz für den Schluß der Periode, wodurch eine raschere Beweglichkeit und die dem Redner nöthige Spannung erzielt wurde. Durch den Wechsel in der Periodenbildung wird ermüdende Einförmigkeit gemieden: Isokrates Hauptfehler ist der Mangel an dieser Abwechselung, wie p. XXXIV. deutlich gemacht wird. Bis p. LXVII. werden dann die verschiedenen Arten der Periodenbildung durchgegangen, ihr Eindruck geschildert und durch reichliche meist aus Demosthenes entlehnte Muster belegt. Dann wird die große Kunst des Demosthenes beleuchtet, wie sie sich in der übersichtlichen Gliederung größerer, kunstvoll verschlungener Periodenmassen zeigt. Zum Schlusse konnte Dissen nichts Zweckmäßigeres thun, als, um den wahren Character der oratorischen Periode zu klarem Bewußtseyn zu bringen, die laxe Weise Platonischer Satzbildung zur Vergleichung zu ziehen.

So haben wir denn einen zeitgemäßen Anfang, wie auch die antike Rhetorik mit Nutzen neu begründet und aufgebaut werden mag. Bey ferneren Studien auf diesem Gebiete, das ja nicht länger brach liegen wird, wird es am gerathensten seyn, überall anzuknüpfen an die Urtheile und Lehren der trefflichsten Nationalrhetoren, die zum Theil mit überaus feinem Tacte ausgestattet sind. Freylich ist auch in den alten Rhetoren mit der Zeit die Kennerschaft eines Dionysios und Longinos erstorben: in Walz's mit großer Aufopferung zu Ende gebrachtem Werke ist des Trostlosen, Wässerigen, Spitzfindigen und Kleinlichen Ueberschwang. Aber auch des lautern Goldes Menge: um so schöner die Aufgabe, das Genießbare in systematischer Anordnung von Neuem ins Leben zu rufen, und für das Verständniß der Redner zu verwenden.

F. W. S.

Lüneburg.

Bey Herold u. Wahlstab, 1837. Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus von Wilhelm Havemann, Lehrer am Kön. Pädag. zu Ilfeld. Erster Band, XXVI u. 427 Seiten in 8.

Eine aus den Quellen geschöpfte, den Stoff, welchen sie gewähren, in seinen individuellen Zügen darstellende Geschichte der Lande, welche jetzt von den beiden welfischen Häusern zu Braunschweig und Hannover beherrscht werden, war ein um so fühlbareres Bedürfniß 'für Schule und Haus', je mehr der geschichtliche Unterricht auf den Gymnasien und höhern Bürgerschulen zweckmäßig erweitert, zugleich aber auch die große

Wirkung richtig erwogen ward, welche die genauere Kenntniß vaterländischer Vorzeit unter der ganzen gebildeten und bildungsfähigen Bevölkerung eines Landes hervor bringen muß. Was wir bisher in diesem Fache besaßen, waren entweder Monographien, und als solche, bey allem anerkannten Werthe, doch nicht Ersatz für eine vollständige Geschichtserzählung; oder es waren in hohem Grade mangelhafte Werke, besonders wegen geringer Quellenkunde ihrer Verfasser, welche die Lücken ihrer Kenntniß zum Theil mit allgemeinern Darstellungen, ohne besondere Physiognomie der welfischen Lande, oder auch mit Schilderungen ausfüllten, die mehr den Eigenthümlichkeiten späterer Zeit und anderer Gegenden angehörig zu seyn scheinen. Allerdings mag die Schwierigkeit der Erforschung und Sichtung des Stoffes der Provinzialgeschichten Deutschlands hoch genug angeschlagen werden! Ihre Quellen sind schwerer aufzufinden und zum Theil weniger zugänglich, als die der Reichsgeschichte; dazu getrübter, lückenhafter und gewöhnlichen Vorkenntnissen unverständlicher.

Es ist daher erwünscht, daß die Befriedigung eines solchen Bedürfnisses in die bereits geübte Hand des Verfs gefallen ist. Er hat in dem vorliegenden Buche 'versucht, die Geschichte der braunschweig-lüneburgschen Lande auf eine den Ansprüchen der höher gebildeten Schuljugend und den Forderungen der Zeit genügende Weise zusammen zu stellen; zugleich aber auch dem größern Publicum Unterhaltung und Belehrung darzubieten'. Wer, wie der Verf., sich der Erfordernisse hierzu und der Abwege, auf welche man dabey zu gerathen Gefahr läuft, deutlich bewußt ist; wer daneben die Kenntniß der Quellen aus

eigener Forschung so vollständig und weit mehr, als irgend ein Vorgänger, besitzet, sie mit dem wahren Begriffe lebendiger, treuester Geschichte, nicht minder mit der Gabe der frischen Darstellung in solchem Grade verbindet, — von dem konnte man sich ein Werk, wie das vorliegende, versprechen, das frühere und gleichzeitige Versuche ohne Vergleich hinter sich läßt. Wäre diese Arbeit statt eines Buches ein großes Gemählde, mit Farben ausgeführt, vor den beschauenden Blick des Publicums gestellt: so brauchte man die Jugend wie das Alter, Ungelehrte und Gelehrte, nur davor zu führen, um der allgemeinsten Wirkung gewiß zu seyn. Die Wahrheit der Zeichnung, die Treue der Gruppierung, die Frische der Farben, müßten den Beschauenden sofort überzeugen und befriedigen. Ist solcher wohlverdienter Beyfall als unvermitteltes Erzeugniß der Anschauung dem Schriftsteller nun zwar nicht vergönnt, da er in einem andern Stoffe arbeitet: so ist doch darum der Werth der Arbeit nicht geringer, und ein gleich verbreiteter Beyfall kann nach Ueberzeugung des Ref. nicht ausbleiben.

Dieser Band befaßt die Geschichte der braunschweig-lüneburgschen Lande von Karl dem Großen bis zum Erlöschen der grubenhagenschen Linie 1596 in fünf Abschnitten: 1) von der ältesten Zeit bis zur Uebertragung des Herzogsamtes in Sachsen an das Haus der Welfen, 2) von da bis zur Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, 3) bis zur Erbtheilung zwischen den Söhnen Magnus des Zweyten, 4) von der Theilung unter den Herzogen Bernhard und Heinrich bis zur Beendigung der hildesheimschen Stiftsfehde, und 5) von da bis zum Ausgange der grubenhagenschen Linie. Jeder Abschnitt ist,

der bessern Uebersicht wegen, in einige Kapitel getheilt.

Wenn man nun zunächst die Quellenmäßigkeit dieses Handbuchs ins Auge faßt: so zeigt sich sofort (und nicht bloß durch die ziemlich zahlreichen Citate, welche der Verf. leicht noch hätte vermehren können), daß der Erzähler allenthalben aus den Quellen selbst geschöpft hat. Hierbey muß man ihm für den Inhalt der Noten so wohl als für die verhältnißmäßige Sparsamkeit und Zurückhaltung, mit der aus seinem reichen Vorrathe der Verfasser nur das Anziehendste, für seinen Zweck auswählend, in ihnen berührt hat, Anerkennung zollen. Es ist darin eine ungefähre Uebersicht der wichtigsten Quellen selbst, und manche einzelne Erörterung von großem Interesse mitgetheilt; besonders auch manche bezeichnende Stelle aus den Chroniken und alten Gedichten, deren alterthümlicher Rost zugleich Zeuge der treffenden Ort- und Zeitfarbe wird. Außer Koch, Selchow und Pfeffinger hat sich der Verf. mit Recht durch kein anderes Handbuch leiten lassen können. Werthvolle Monographien sind gewissenhaft benutzt, Böttiger's Heinrich der Löwe, Algermann's Herzog Julius u. a. m. — Es kommt jedoch nicht bloß darauf an, daß man die Quellen gelesen, — obwohl dies schon sehr viel auf den Erzähler einwirkt; sondern wie man sie gelesen hat. Es bekundet aber jede Seite dieses Buchs, wie gründlich, umsichtig und critisch der Verf. seine Quellen durchforscht hat.

Seine Auffassung, Anordnung und Darstellung sind der echten Historik gemäß. Hier ist keine Spur der verderblichen Tendenzen-Sucht;

welche das reine Bild des Vergangenen triegerisch lasiert und übernebelt; keine Unterschiebung gesuchter epischer Plane an die Stelle des Thatsächlichen, aus welchem sich der Geist der Zeit von selber ausspricht, und ohne daß ihm moderne Deuteley vorgreift. Ref. kann hierbey nicht unterlassen, an den auch in neuester Zeit von dünkelhafter Beschränktheit so sehr verkannten, unschätzbaren Spittler zu erinnern. Man hat seine kurzen Andeutungen und Fragen, seine Fingerzeige und Spur=Nachweisungen, seine feinen unvorgreiflichen Urtheile, oft mit dem Namen 'Räthsel=Aufgaben' getadelt. Je weiter und tiefer man auf dem Felde der Geschichte vordringt, desto mehr muß man anerkennen, daß in dieser kurzen Andeutungsart die Meisterschaft des bescheidensten Kenners sich am reinsten manifestiert. Selbst die wohlbegründetste Ueberzeugung, so lange sie noch etwas Subjectives an sich trägt, nicht für das Objective in That, Ursachen und Folgen zu geben, nirgends ein Nachlallen und blindes Behaupten dictieren zu wollen, — das zeigt den Forscher, dem historische Wahrheit über Alles geht! — Aus der Schule solcher Historik nun scheint auch der Verf. hervor gegangen. Daher wir bey ihm dieselbe Behutsamkeit und Reinheit der Erzählung und des Urtheils finden. — Sein Stil ist zeichnend, mit einfacher Würde, deutsch und kräftig, gewandt und körnig. Ref. versagt sich, Proben herzusetzen. Aber jedes Kapitel ist Beleg. (Man vergl. z. B. die ganz einfache Erzählung, wie Heinrich der Jüngere durch des Enkels Anblick dem Herzoge Julius versöhnt worden. S. 389. 390.

Es ist hier nicht der Ort, ins Einzelne zahlloser Berichtigungen der Thatsachen und der ur-

sächlichen Verkettungen einzugehen, welche der Verfasser geliefert hat. Ref. benutzt den Raum noch, auf die vier Kapitel besonders aufmerksam zu machen, welche ihm bey weitem die anziehendsten im Buche gewesen sind, je am Ende der Abschnitte 2 bis 5 bezeichnet: **Uebersicht der innern Verhältnisse.**

Am Schlusse des zweyten Abschnitts zeichnet der Verf. in einer solchen Uebersicht den Zustand im Innern des Landes, die Ständeverschiedenheiten, das Lehenswesen, die Geistlichkeit, besonders die Hildesheimsche, unter der sich **Bernward** (Graf von der Sommerschenburg, der Erzieher Ottos III., der Vertraute Heinrichs II.) als Bischof schon am Ende des zehnten und zu Anfang des elften Jahrhunderts auszeichnet; den Herrenstand, die Pfalzen und die Städte. — Breiter und mannigfaltiger wird das Bild der innern Zustände schon am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts. Wie die Kirche noch immer an äußerer Macht stieg, dann aber die 'Pfaffheit' bald, der Strenge vergessend, durch heimliche Lüste sich wegen der gelobten Entsagung zu entschädigen suchte, wogegen Erscheinungen, wie die der Flagellanten nur als vorüber gehende Ausnahme angesehen werden dürfen; wie der Herrenstand aus gemeinem Faustrecht sich nicht empor heben konnte, von sittlichen Hülfen außer der Kirche fast verlassen, von der heiligen Vehme wenig eingeschüchtert; wie die Städte sich kräftig hoben und zuerst den Begriff eines **rechtlichen Zustandes** verwirklichten, Handel und Gewerbe dort seinen Stützpunct, die Ueppigkeit aber auch eine ihrer Hauptquellen fand; das Ansehen städtischer Gemeinden auch selbst zu Verfassungs-

verträgen mit dem Landesherrn führte (Lüneburger Sate von 1392); — dies Alles ist vom Verfasser sehr anziehend erzählt und nachgewiesen. — Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts deuten die innern Verhältnisse dieser Lande schon auf die Folgezeit. Die Eigenthümlichkeiten im Staats- und Bürgerleben, welche das Mittelalter sah, starben allmählich ab. Die Revolution der Kirche hemmte und störte den Gang harmonischer Bildung der Deutschen, so viel Herrliches sie auch zum Ersatz anbot; die Sitten der Fürsten hatten sich mit ihren Rechten verwandelt; Alles litt unter einer engherzig-nüchternen Richtung; die Kirche schwankte einer noch ungewissen Neugestaltung entgegen, welche ihr endlich weit mehr von Außen als von Innen gegeben ward; die Umschiffung Afrikas und die Entdeckung Amerikas verlegten des Handels Weg und verringerten Thätigkeit und Reichthum des deutschen Gewerbes. Der Adel wird in Erscheinung und Stellung ein anderer; die Landsknechte werden mächtig. So geht es den Tagen entgegen, in denen der 30jährige Krieg herein brechen sollte.

Angehängt sind die Geschlechtstafeln der Ludolfinger, der Billungen und der Welfen.

Da dies Werk als Handbuch dem Lehrer beym Unterrichte dienen soll, so verspricht der Verfasser noch einen Leitfaden zu liefern, welcher den Schülern in die Hände gegeben werden kann.

W. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1838.

Hamburg.

Carsten Niebuhr's Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Dritter Band. Mit Niebuhr's astronomischen Beobachtungen, und einigen kleinern Abhandlungen herausgegeben von J. H. Gloyer und J. Olshausen. 1837. 4. XX und 238 Seiten, Anhang 168 S. mit XIII Kupfertafeln und dem Bildniß von Niebuhr (bey Fr. Perthes).

Wir haben das Vergnügen, hier eine eben so seltene als erwünschte Erscheinung anzukündigen. Es sind bereits 60 Jahre verflossen, seitdem der zweyte Theil der Niebuhrschen Reisebeschreibung erschien; den noch rückständigen dritten Theil wollte der Verfasser heraus geben, ward aber durch mehrere Ursachen, wohin wohl zuerst der Selbstverlag, dann aber der Verlust der Kupfertafeln durch den Schloßbrand in Copenhagen 1795 gehört, daran verhindert. Was aber der Verf. selber nicht vermochte, ward durch die vereinte

Bemühung seiner Familie und der auf dem Titel genannten Freunde in Verbindung mit dem Verleger, der sich hierdurch ein neues Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, ausgeführt. Der Band enthält aber außer der Reisebeschreibung einen höchst wichtigen Anhang, der fast die Hälfte desselben anfüllt, indem er zuerst die astronomischen Beobachtungen des Verfassers, und demnächst noch mehrere Abhandlungen liefert, die zum Theil schon in Zeitschriften eingerückt waren, worauf wir unten zurück kommen werden.

Um Niebuhr als Reisebeschreiber gehörig zu würdigen, muß man nothwendig einige Blicke auf seine Jugendbildung werfen, wozu seine schon im Jahre 1817 von seinem Sohne gelieferte Biographie die Quelle ist. Geboren im J. 1733 auf einem freyen Bauerngute im Lande Hadeln, genoß er als Knabe keine gelehrte Erziehung; denn selbst der Unterricht auf der Schule zu Otterndorf und Altenbruch kann dafür nicht gerechnet werden. Aber die durch einen Rechtsstreit nöthig gewordene Vermessung eines Bauerhofes, wozu man einen Landmesser von auswärts verschreiben mußte, da man im ganzen Lande Hadeln keinen fand, war es, was in ihm den Sinn für practische Geometrie weckte, in der er nachmahls so viel leisten sollte. Um darin Unterricht zu erhalten, wandte er sich zuerst in seinem 22. Jahre nach Bremen, und da er ihn hier nicht fand, nach Hamburg, im Sommer 1755, um Mathematik und etwas Schulstudien, besonders Latein zu erlernen. Hier kam er zwar in die Bekanntschaft mit Büsch, mit dem er auch eine dauernde Freundschaft anknüpfte, fand aber doch für den Unterricht keine hinreichende Befriedigung. So faßte er den Entschluß, nach Göttingen zu

gehen, wo er zu Ostern 1757 anlangte. Hier fand er den Lehrer den er suchte in dem ersten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit, dem großen Tobias Mayer, von dem Lichtenberg sagte, er wisse selber nicht, daß er so viel wisse. Er schloß sich an diesen an, und widmete sich nun ein Jahr lang seinen Lieblingsstudien, als in Dänemark bey dem dirigierenden Minister, Grafen Bernstorf, das Project zur Reise kam, das Michaelis veranlaßt hatte, eine gelehrte Reise nach dem Orient, besonders Arabien machen zu lassen, welche zunächst zu der Exegese des alten Testaments dienen sollte, das aber von dem Minister dahin erweitert wurde, daß nicht ein einzelner Reisender, sondern eine Gesellschaft von Gelehrten dahin gesandt werden sollte. Die Auswahl ward Michaelis überlassen, der in der Auswahl der übrigen, Forskal ausgenommen, nichts weniger als glücklich war, aber für das Fach der Mathematik und Astronomie auf Kästner's Empfehlung Niebuhr vorschlug, der das Anerbieten annahm; jedoch mit der Bedingung, daß er sich noch ein Jahr lang in Göttingen aufhalten dürfe, um sich gehörig vorzubereiten. Dies ward ihm bewilligt, und so wurde er nun ganz der Schüler von Mayer, besonders in der practischen Mathematik, und dem Gebrauche von Instrumenten. Mayer hatte dabey noch den persönlichen Zweck, seine Methode der Längenbestimmungen durch seine Mondstafeln zu bestätigen. Die Gesellschaft, fünf Personen stark, von denen aber Niebuhr allein sein Vaterland wiedersehen sollte, trat im Januar 1761 ihre Reise von Copenhagen zu Schiffe an, und ging über Constantinopel nach Alexandrien und Suez, und von da nach Arabien, dem Hauptziele ihrer Reise, von da aber, da nur Niebuhr allein noch übrig

war, nach Bombay in Ostindien, um zur See zurück zu kehren, welches aber Niebuhr glücklicher Weise veränderte, um zu Lande über Persien und Syrien zurück zu gehen, wovon die beiden ersten Theile die Erzählung bis zu seiner Ankunft in Haleb am 6. Junius 1766; der dritte aber die der weitern Rückreise über Constantinopel enthalten.

Dieser dritte Band beginnt also mit seinem Aufenthalte in Haleb. Wir erhalten zuerst eine Beschreibung von dieser Stadt und ihrem damahligen Zustande, der freylich durch Kriege und Erdbeben sich seitdem sehr verschlimmert hat, nebst der umliegenden Gegend, so wie von ihrem Handel, der durch Caravanen, durch Hülfe der Beduinen, welche dazu die Camele liefern, getrieben wird. Diese Gelegenheit benutzte Niebuhr um den Lesern eine genaue Kenntniß dieses Handels, besonders durch die große syrische Wüste, durch eine Beschreibung zu geben, die eben so zuverlässig als anschaulich ist. Niebuhr hatte zu Haleb einen angenehmen Aufenthalt durch die Bekanntschaft mehrerer europäischen Handelshäuser, die er hier so wie anderwärts dankbar erwähnt, ohne sie je zu compromittieren. Von Haleb wurden Abstecher nach Antiochien und nach Cyprus gemacht, in der Hoffnung, dort bey dem alten Citium wichtige Inschriften zu finden, die sich jedoch nicht bestätigte. Wichtiger war die Reise nach Palästina, und besonders Jerusalem. Die Stadt und die Umgegend mit ihren Denkmählern werden genau beschrieben, und darauf die Rückreise nach Haleb, über Sor und Seyde (Tyrus und Sidon) nach dem so wichtigen Damascus. Wie überhaupt die Völkerkunde stäts in dem Kreiße der Beobachtungen von Niebuhr lag, so ward auch diese Reise dazu benutzt, von den

Bewohnern des Libanons, Drusen und Maroniten, Nachricht mitzutheilen. Von Damascus werden so viele Berichte gegeben, als ein nur kurzer Aufenthalt daselbst gestattet. Von Haleb ging nach einem zweyten Aufenthalte daselbst die Reise durch einen Theil von Vorderasien nach Koniah (Iconium). In einem eigenen Abschnitte wird die Entfernung verschiedener Oerter in Natolien angegeben, ein bedeutender Beytrag zu der Geographie des damahls in seinem Innern wenig bekannten Landes. Von Koniah ward die Reise nach Constantinopel über Brussa fortgesetzt, wo ein zweyter Aufenthalt jetzt gemacht wurde. Die Rückreise von dort ging nicht ohne große Beschwerden durch die Bulgarey, Moldau und Walachey nach Polen, und dann durch Deutschland nach Copenhagen, wo Niebuhr nach fast siebenjähriger Abwesenheit am 20. November 1768 anlangte.

Die allgemeine Stimme, nicht bloß des Inlandes, sondern auch des Auslandes, hat Niebuhr einen der ersten Plätze unter den neueren Reisenden zugesichert; es kann nicht überflüssig scheinen, es etwas genauer anzugeben, wodurch er diesen verdient. Schon das, was wir oben über seine Jugendbildung gesagt haben, kann schon zeigen, daß er nicht zu den großen Gelehrten gerechnet werden kann, wie er sich auch selbst nicht dazu rechnete. Aber er besaß gerade diejenigen Kenntnisse, und was nicht weniger wichtig war, diejenigen Eigenschaften in einem ganz ausgezeichneten Grade, welche für seine Bestimmung erforderlich waren. Seine Sprachkenntnisse erwarb er sich größtentheils erst auf seiner Reise; er muß aber eine große Leichtigkeit in der Erlernung von Sprachen besessen haben, wie nicht nur seine Fertigkeit im Arabischen, sondern auch in den

neueren Sprachen zeigt. Unter seinen wissenschaftlichen Kenntnissen standen ohne Zweifel die der practischen Mathematik oben an, die ihn nicht nur in den Stand setzte, die Lage der Oerter, wo er sich aufhielt, mathematisch zu bestimmen, sondern auch die Grundrisse derselben zu entwerfen. In der practischen Astronomie war er leicht der würdigste Schüler von Tob. Mayer, wie seine Karten, besonders die des arabischen und persischen Meerbusens schon lange vor der Erscheinung dieses dritten Bandes es zeigten. Hätte nicht ein unglückliches Schicksal seinen großen Lehrer schon vor seiner Rückkehr abgerufen, so würde dieser selbst als sein größter Lobredner durch die Berechnung seiner Längenbestimmungen dies gezeigt haben. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen, und die Treue seiner Abbildungen haben die Monumente von Persepolis, und so vieler andern längst bezeugt, und seiner Reisebeschreibung, wie der von Arabien, einen so ausgezeichneten Werth verschafft. Seine naturhistorischen Kenntnisse umfaßten nicht alle Zweige der Naturwissenschaften, sollten es aber auch nicht, da für einzelne derselben eigene Reisende bestimmt waren. Was er aber nach dem Tode derselben, besonders nach dem Tode von Forskal, darin geleistet hat, gereicht zu seinem unsterblichen Ruhme.

Aber, wie wir bereits oben bemerkten, noch weit mehr als seine Kenntnisse waren es seine Eigenschaften, des Körpers wie des Geistes, die ihn in den Stand setzten, seine Bestimmung als Reisebeschreiber in einem so hohen Grade zu erfüllen. Seine Gesundheit war zwar wiederholt durch Krankheiten unterbrochen, aber sie war doch stark genug, ihn die Mühseligkeiten der Reise ertragen zu machen. Sein Muth war nicht so wohl der eines Helden als eines gesetzten Man-

nes, der auch Gefahren ihn nicht scheuen machte. Sein Aeußeres war nicht gerade imponierend; aber in einem hohen Grade muß sein Umgang angenehm und Zutrauen erweckend gewesen seyn, und eben dies setzte ihn in den Stand, Erkundigungen einzuziehen, woran sein Werk so reich ist. Als die ausgezeichnetste seiner Eigenschaften glänzt seine fast unglaubliche Thätigkeit. Auch die größten Anstrengungen der Reise konnten ihn nicht abhalten astronomische Beobachtungen anzustellen, Zeichnungen zu machen und Grundrisse aufzunehmen. In seinen Geisteskräften herrschte das richtige Verhältniß. Die Einbildungskraft blieb glücklicherweise dem Verstande untergeordnet, und bewahrte ihn vor glänzenden aber unwahren Schilderungen. Ein immer reger Beobachtungsgeist war ihm zu Theil geworden, der zwar überhaupt auf die ihn umgebende Natur, so weit sie in seinem Gesichtskreiße lag, aber vor allem auf alles Menschliche gerichtet war, wodurch die Völkerkunde so reiche Aufschlüsse erhielt. Aus jenem richtigen Verhältnisse seiner Geistesfähigkeiten, in Verbindung mit seinem Character, ging jene Wahrheitsliebe hervor, welche seinen Werken eine seltene Autorität verschafft hat, deren sich wenige andere Reisende rühmen können. Er wollte durch seine Berichte und Beschreibungen nicht glänzen; er schrieb so wenig um zu unterhalten, als irgend ein wissenschaftliches System herrschend zu machen, oder auch um irgend eine Hypothese, von welcher Art sie auch seyn mochte, aufzustellen oder zu beweisen. Er wollte nur sagen, was er gesehen und erfahren und wie er es gesehen und erfahren hatte. Daher die große Einfachheit seiner Erzählungen, die ihn selbst oft zweifelhaft machte, ob er mit Erfolg Schriftsteller seyn könnte.

stellt sich auch bey dieser Gelegenheit immer klarer hervor, daß ein sichtbarer Unterschied in der Art der Leichenbestattung zwischen germanischen und slavischen Stämmen schwerlich nachzuweisen stehen wird. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß kein Grund zu der Voraussetzung vorhanden sey, als gehörten die von ihm eröffneten Gräber zufällig alle einem vorslavischen, germanischen Volksstamme an; wie er denn überhaupt bezweifelt, daß ein solcher Unterschied zwischen den ersten Bewohnern Böhmens mit historischem Grunde anzunehmen sey. Allein unter allen hier beschriebenen oder bildlich mitgetheilten Grabaltertbümern, ist Nichts, was sich nicht in ganz gleicher Maße in unbestritten germanischen Gräbern eben so fände. Selbst die Annahme Einiger, daß die slavischen Völker Deutschlands ihre Todten nicht verbrannt hätten, findet hier eine abermahlige Widerlegung; es wurden sogar, ganz wie in germanischen Begräbnißhügeln, auch hier einzelne Skelette gleichzeitig zwischen Aschentöpfen gefunden. Auch Gestalt und Verzierung der Töpfe haben keine besondere Eigenthümlichkeit, obgleich hier eine größere Ausbildung der Technik sich nicht verkennen läßt. Sollte unter so vielen ähnlichen Umständen die Ausmittelung eines bestimmten Unterschiedes noch von Wichtigkeit seyn, so dürfte er wohl nur in dieser Technik der irdenen Gefäße zu suchen seyn. Es scheint nicht, daß der Verf. die in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Entdeckung unsers Hofr. Hausmann gekannt hat, der zuerst darauf aufmerksam machte, und nachgewiesen hat, daß, so wie die etrurischen Gemählde auf den Vasen mit einer Auflösung von schlackigem Bergpech in Bergnaphtha aufgesetzt und zum Theil auch die Gefäße selbst durch und durch damit getränkt sind, so auch ein großer Theil der altdeutschen s. g. Aschenkrüge mit Hülfe einer

ähnlichen Substanz verfertigt worden sind, wie dies auf dem Bruch der Scherben deutlich wahrzunehmen (Gött. gel. Anz. 1820. St. 134. S. 1329). Die aus slavischen Gräbern genommenen Töpferwaaren zeigen dieses Verfahren in der Zubereitung nicht; der Thon ist tüchtiger durcharbeitet, das Gefäß dünner und besser gebrannt. So beschreibt auch der Verf. die Mehrzahl der bey ihm ausgegrabenen Geschirre. Indessen erwähnt er auch Ausnahmen von gröberer Arbeit, wobey die Masse mit Quarzkörnern durchknetet schien. Dies ist gerade häufig bey den oben gedachten, mit Erdpech getränkten germanischen Aschenkrügen der Fall. Da jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die slavischen Töpfer denen der germanischen Stämme zu allen Zeiten in dieser Kunst voraus gewesen, indem sonst ihre besseren Topfgeschirre wohl auf dem Wege des Handels zu den benachbarten Germanen, und so auch in deren Gräber gelangt wären: so darf man wohl annehmen, daß die bessere Töpferkunst, von welcher wir die Spuren in slavischen Gräbern erblicken, in den spätern Jahrhunderten, denen diese Gräber im Gegensatze zu den germanischen angehören können, über ganz Deutschland damahls eben so allgemein war, als früher das erkünstelte Brennen der Töpferwaare durch Beymischung von Erdpech u. dergl. Und so würde denn auch der oben bemerkte Unterschied zwischen germanischen und slavischen Geschirren, und folglich auch das daran geknüpfte Erkennungszeichen eines slavischen Grabes nur auf die Gräber der letzten Jahrhunderte des slavischen Heidenthums Anwendung leiden. Ist nun, wie oben gesagt, dem Verf. diese Entdeckung des Hofr. Hausmann unbekannt geblieben, so erwähnt er dagegen ausdrücklich die von demselben im St. 110. Jahrg. 1835 dieser Anzeigen mitgetheilte Notiz über das

Vorkommen von altgermanischen Urnenscherben in den Kalktuffablagerungen in der Umgegend von Göttingen. Der Verf. fand etwas Aehnliches in mehrern böhmischen Gräbern und Brandstätten; nämlich unförmliche nierenartige Gebilde von einer hartgebrannten Masse von Thon und Kalk, die er Beinwellen nennt, in denen nicht selten Urnenscherben eingemischt waren. Da diese Gebilde ihre Härte sichtbar durch Feuer, und also wohl bey Gelegenheit des Leichenbrandes erhalten haben, und somit die zufällige Einmischung einer Urnenscherbe leicht möglich war: so vermuthet er, daß es mit den Urnenscherben in den Göttinger Kalktuffablagerungen eine gleiche Bewandtniß gehabt haben möge. Die Erklärungsart des Verfs über das Hineinkommen der Topfscherben in die von ihm entdeckten s. g. Beinwellen ist nun allerdings wohl die richtige, zumahl es nicht an Spuren fehlt, daß bey dem Leichenbrande zuweilen gewisse bauliche Vorkehrungen aus Kalk und Thon gemacht wurden; allein die Anwendung dieser Erklärungsweise auf die Göttinger Kalktuffablagerungen kann niemand einräumen, der dieselben auch nur nach äußerer Anschauung kennt; der bloße Augenschein widerspricht einer hier statt gefundenen Einwirkung von Feuer. — Unter den von dem Verf. übrigens noch mitgetheilten einzelnen Merkwürdigkeiten verdient das am Rande eines Aschentopfes bemerkte Zeichen Aufmerksamkeit, das S. 37. der Schrift abgebildet ist, und allerdings etwas Buchstabenähnliches zu seyn scheint.

Bl.

H a m b u r g.

Bey Fr. Perthes, 1837: De utriusque recensionis **V a t i c i n i o r u m J e r e m i a e**, Graecae Alexandrinae et Hebraicae Masorethicae, indole et origine Commentatio criti-

ca. Scripsit D. Franciscus Carolus
vers. — 52 Seiten gr. Quart.

Es ist wohl an der Zeit, daß nach den
fachen Bearbeitungen, mit denen andere al
mentliche Schriften in den letzten Jahren
zugt sind, auch einmahl für das Buch de
remias etwas geschehe, und als ein brauch
Hülfsmittel für einen künftigen Interpreten
dient vorliegende Arbeit über eine der schwi
sten Fragen, die bey der Erklärung dieses
pheten untersucht werden müssen, alle Ane
nung. In keinem Buche des A. T. weicht
Uebersetzung der Septuaginta so sehr von
hebräischen Texte der Masorethen ab, als in
des Jeremias und man ist deshalb jetzt allge
der Ansicht, daß von demselben schon sehr
eine doppelte Ausgabe vorhanden gewesen
von denen die eine in unserm jetzigen hebräi
Texte sich erhalten, die andere aber bey der
bertragung der siebenzig Dollmetscher zum G
de gelegen habe. Daß sich die Critik mit di
Resultate begnügen müsse und alle weiteren
tersuchungen über die Ursachen und die Er
hung dieser doppelten Recension nutz- und fr
los seyen, ist zum Glück nur die Meinung d
die einer solchen Arbeit nicht gewachsen sind,
denen sie zu beschwerlich ist, oder welche an
Ergebniß einer solchen Untersuchung Anstoß
men, wenn dasselbe nachtheilig für den i
unverbesserlich scheinenden hebräischen Text aus

Es finden sich nämlich im 2. Buche der
nige noch Spuren einer andern Ausgabe
Textes, als die im Buche des Jeremias,
hiervon ausgehend, hat Hr M., welcher
durch mehrere critische Untersuchungen über
A. T. rühmlichst bekannt ist, im ersten T
dieser Commentation zunächst in einer Uebe
von drey Columnen in der ersten den hebräi

gibt zugleich Anleitung zur Untersuchung. Der Abschnitt 'Du speculum uteri' enthält das nöthige über dieses wichtige Erkennungsmittel. Hierauf geht der Vf. die Neigung zu krebshaften Degenerationen durch, was für die Diagnose von der größten Wichtigkeit ist, indem davon die prophylaktische Therapie abhängt. Im Kapitel 'Causes du cancer de la matrice' wird die Meinung, der Krebs entstände von Entzündung, widerlegt, zugleich aber dargethan, wie schwer, ja unmöglich es oft sey, eine Gelegenheitsursache des Gebärmutterkrebses aufzufinden. Dann läßt der Vf. 'Description générale du Cancer de la matrice' folgen, welche größtentheils richtig und naturgetreu ist. Die 'Diagnostic différentiel du Cancer de la matr.' betrachtet die Induration des Mutterhalses, die chronische Entzündung, die Hypertrophie des Uterus und in der Gebärmutter befindliche fibröse Körper. Dann folgt 'Diagnostic différentiel des ulceration de la matrice', dieser Abschnitt enthält nichts, was uns nicht schon bekannt wäre: der Vf. empfiehlt anfangs Aderlässe, Blutegel unmittelbar an die Vaginalportion (mittelst des Speculum), oder in die Leistenbuge (um hier Anfüllungen der runden Mutterbänder zu begegnen), ferner Sitzbäder, Einsprützungen (besonders von kaltem Wasser). Innerlich Jodine, Tart. stibiat. als Einreibung in die Extremitäten, ableitende Mittel, besonders nach unterdrückten Hautkrankheiten, Vesicantia, Schwefelbäder &c. Den Schluß des ganzen macht 'Traitement chirurgical du Cancer de la matr.' Der Vf. nimmt hier die theilweise Extirpation in Schutz, will aber nie dann gänzlich extirpieren, wenn der Uterus schon vorgefallen, oder der Prolapsus künstlich bewirkt werden kann. Die Extirpation des Uterus aus der Beckenhöhle verdammt er dagegen. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.
Den 14. May 1838.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Herophilus. Ein Beytrag zur Geschichte der Medicin, von Dr K. F. H. Marx, ordentl. Professor der Medicin in Göttingen. IV und 103 Seiten. 1838. 8.

Bey allen Fortschritten der medicinischen Wissenschaft und Kunst wird sich der Blick doch immer wieder zu ihren ersten Begründern, den Griechen, wenden. Die reine, wahre Auffassung der Natur, der Ernst und die Treue der Beobachtung, die geordnete und geistvolle Darstellung — alle diese Eigenschaften werden, trotz der dürftigen Kenntniß des Materials, bewirken, daß die Ueberlieferungen der griechischen Aerzte stäts von Neuem den späteren Geschlechtern zum Vorbilde dienen. Die Ueberreste nun, aus welchen wir diese Muster entnehmen, bestehen theils in selbständigen Schriften, theils in vereinzelten Bruchstücken, die entweder für sich erhalten oder in jenen zerstreut sind. Da von manchen bedeutenden

Schriftstellern dieses Faches kein eigenes Werk die Unbilden der Zeiten überdauert hat, so geschieht es nicht selten, daß die wenigen Spuren, welche in noch übrig gebliebenen anderen Autoren angeführt werden, für den Freund des Alterthums einen nicht geringeren Werth haben, als selbst manche wohl erhaltene Werke. Denn aus ihnen erhellet oft deutlich, wer die eigentlichen Erweiterer und Beförderer der griechischen Medicin gewesen und woher die nachherigen Compilatoren die Summe ihrer Angaben und Vorschriften geschöpft haben. Von den vornehmsten Stiftern der einzelnen medicinischen Schulen Griechenlands besitzen wir, wenn man Hippokrates selbst ausnimmt, fast nur solche von Späteren aufbewahrte Ueberreste. Es leuchtet aber ein, daß nur, wenn diese möglichst gesammelt und daraus ein Bild der geistigen Wirksamkeit jener Männer gezogen worden, sich eine richtige Vorstellung von dem Umfange und der Entwickelung der griechischen Medicin entwerfen lasse. Wie wenig indessen bisher in dieser Beziehung geleistet worden, kann Keinem, der sich in den neueren Geschichten der Medicin umsieht, verborgen bleiben. Um nun wenigstens in Einer Beziehung diesem Bedürfnisse zu genügen, hat der Verf. eine möglichst getreue Characteristik des Herophilus zu geben versucht. Noch eine besondere Veranlassung kam dazu, die ihn gerade zu dieser Wahl bestimmte. Als er sich nämlich bey der bevorstehenden Säcularfeyer der Georgia Augusta das Andenken ihres berühmtesten Arztes, Albrecht's von Haller, lebhaft vergegenwärtigte, da schien ihm eine Zusammenstellung des Gedächtnisses dieses der Universität unvergeßlichen Mannes mit dem eines in vielfacher Beziehung ihm ähnlichen alten Meisters an der Zeit zu seyn.

Eine Andeutung hiervon gab er in dem Aufsatze über Haller zur Einleitung des Jahrganges 1837 in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, und die Resultate seiner Nachforschungen über Herophilus legte er der Königlichen Societät der Wissenschaften in der Sitzung am 19. Julius 1836 vor. Diese ursprünglich lateinische Abhandlung in mehrfacher Hinsicht erweitert und in ein deutsches Gewand übertragen ist die gegenwärtige. Beabsichtigt wurde eine möglichst vollständige Darlegung aller noch erhaltenen Bruchstücke aus den Schriften des Herophilus, und eine innere Verarbeitung derselben, um die Vergleichung der Standpuncte der früheren und der jetzigen Medicin zu erleichtern. Hierzu war die Mittheilung aller darauf bezüglichen Stellen unerläßlich. Sie sind nebst genauer Angabe der Autoren so wie verschiedenen damit in Verbindung stehenden Erörterungen in den Anmerkungen (deren Zahl 187 beträgt) enthalten. Nach dieser Vorarbeit wird es Andern nun ein Leichtes seyn, einzelne, dem Verf. etwa entgangene Bruchstücke und Anführungen, die sich auf Herophilus beziehen, nachzutragen und einzuordnen. Vielleicht kommt auch hierdurch für manche, besonders jüngere, Freunde des Studiums der alten Aerzte, die Aufforderung, die Ueberreste noch anderer Heroen der griechischen Medicin in ähnlicher Art zu bearbeiten.

Bonn.

Bey König und Vanborchaven, 1837. System der Erziehung oder philosophische Grundlage zur Erziehung und Bildung des Menschen. Von Dr F. Th. Rottels, Lehrer d. Philosophie an der Universität zu Freyburg. VIII u. 224 Seiten in Octav.

Erziehung und Bildung des Menschen ist eine zu stäts neuer Lösung gestellte Aufgabe. Erfahrung, gesunder Verstand und Philosophie, als Wissenschaft der Wahrheit, müssen sich die Hand reichen, um den Preis zu gewinnen, welcher nach Zeitalter, Volksverschiedenheit, herrschender Denkweise, auch immer andere Anstrengungen erfordert. Seit in der nächsten Periode nach Socrates die Philosophie von der Pädagogik sich entschieden trennte, ließ man zwar ihre Verwandtschaft nirgends ganz aus den Augen, hütete sich aber wohl, sie wieder zusammen zu werfen. Die Pädagogik hat seitdem ihre besondern Schicksale gehabt; und es gehört eine Fülle gründlicher Kenntnisse dazu, über den Verlauf derselben unter den alten und neueren Nationen, ja auch nur darüber, was in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert aus ihr geworden, richtig und mit Berücksichtigung des jedesmahligen Standes der Philosophie zu urtheilen. Um aber etwas mehr, als einige allgemein bekannte Notizen über einen Gegenstand von solcher Bedeutung und solchem Umfange zu liefern, — dazu bedarf es nicht bloß guten Willens, nicht bloß einer gewissen Beobachtung oder einer sich selbst rühmenden Erfahrung. Auch durch Reminiscenzen aus anscheinend etwas eingeschränkter Lectüre, — durch eingestreute Aussprüche eines großen Menschenkenners und Dichters, mit dessen Worten jetzt viele Bücher durchwebt sind, — und durch einige doch wohl gar zu schnell für verstanden angenommene Meinungen Hegels, — kann das Gutgemeinte nicht zum Werthvollen gestempelt werden. Selbst reichster und längster Erfahrung würde man zur Bedingung machen müssen, rein und vorurtheilsfrey gesammelt, nicht excentrischen oder mißgestellten Ansichten unnatürlich untergeordnet zu seyn.

Ref. zweifelt nicht, daß es dem Verf. Ernst ist um seinen Gegenstand; in manchen Stellen des Buchs spricht sich ein edler Sinn mit Begeisterung und eindringender Wahrheit aus. Aber um so mehr muß man bedauern, daß der Verf. sich nicht Zeit gegönnt hat. Erst nach tieferem Eindringen in das Ganze eines Systems der Philosophie, nach schärfstem Unterscheiden des Unwichtigen und Zufälligen vom Wichtigen und Nothwendigen bey der Erziehung, aber auch nach vielseitigerm Erkennen und billigerm Beurtheilen der mannigfaltigsten Wirklichkeit individuellen Lebens, kann man wagen, ein 'System der Erziehung des Menschen' aufzustellen, welches dem Zustande deutscher Bildung, Erziehungskunst und Wissenschaft angemessen wäre. — 'In dem Werke, das ich hier dem Publicum vorlege, habe ich versucht, Pädagogik und Philosophie nicht bloß zu verbinden, sondern als eins und dasselbe darzustellen'; — mit diesen Worten beginnt der Verf. die Vorrede, und dem Aufmerksamen wird fast schon an diesem Satze (der auch allerdings in jedem Betracht durch das Buch unerfüllt bleibt) genug seyn, um eine Unzahl von Misgriffen nach solcher Ankündigung zu vermuthen. Denn was man auch im Einzelnen längst Bekanntes und Gutes in dem Buche findet, so ist doch seine Anlage und Richtung verfehlt, da es von dem Grundirrthume ausgehet, Pädagogik sey bloße Philosophie, und Philosophie sey nichts als Pädagogik. Beide sind in der That an Ziel und Weg sehr verschieden, daß sogar alle Philosophen über diese Verschiedenheit einig sind. Würfe man sie zusammen, so hieße dies, erlangten Vortheilen wieder entsagen. Wo die Pädagogik, die freylich überall ihren höchsten Grundsatz kennen muß, nicht von dem Concreten ausgeht; wo

sie nicht an der Hand der Erfahrung, allerdings beym Lichte der Philosophie, bescheiden nur das nach den Umständen Mögliche zu verwirklichen strebt; wo sie vielmehr, scheinbar um das Triviale zu vermeiden, ins bloß Abstracte und ins Abstruse, dem wahren Leben Fremde, sich verliert, indem sie es mit dem Vortrefflichen verwechselt: da folgt sie einem Hirngespinnst, wird unbrauchbar und gefährlich. Freylich oft besteht das angeblich Philosophische der Umbildner practischer Wissenschaften auch nur darin, das Bekannte in etwas anderer Form und Ordnung auszusprechen und dem Realen einen Schein tieferer Begründung zu geben. Denn was soll man dazu sagen, wenn man wahrnimmt, daß der Verf. unbedenklich seinen ersten Abschnitt als Darstellung 'des Gesetzes der Freyheit' gibt, weil in derselben von der 'Bewegung des Leibes und Gemüthes' gehandelt wird, unter welcher er die natürliche ungehemmte Entwickelung des Aeußeren und Inneren der Individuen meint; daß er daneben in seiner zweyten Abtheilung vom 'Gesetze der Zucht' oder von dem bedingenden Einflusse einer Höheres beabsichtigenden Erziehung (besonders aber nur der moralischen und religiösen) auf die natürliche Freyheit redet, und dann beide Gesetze in 'Liebe und Glauben' (dritte Abtheilung) erfüllt zu sehen meint? Es sind wesentliche Seiten der Erziehung in dem Buche gar nicht berührt, als existierten sie nicht; auch von Didaktik und Methodik ist nichts gesagt. Der Verf. übersieht also seinen Stoff noch nicht ganz. Wie er es versteht, wenn er in Liebe und Glauben den 'strengen Egoismus' sich auflösen läßt, und wie beide 'in der Idee', welche dem Verf. nicht klar aufgegangen ist, sich vereinigen, mag man bey ihm selbst nachlesen. Wenn er seine Philosophie im Wesentlichen nach Hegel benennen

zu dürfen glaubt: so muß man auch diese Meinung für eins der vielen erstaunlichen Misverständnisse ansehen, die in dem Buche sich hervorthun. Ueber das, was darin Hegel angehören will, würde gewiß zuerst er selbst den Kopf schütteln. Die Philosophie dieses Denkers ist mindestens in sich consequent und läßt kein stückweises Accommodieren zu; weshalb auch die, welche ihn nicht begreifen, lieber in den Schellingianismus zurück fallen, der für sie den Vortheil des Unzusammenhanges hat und daher den minder systematischen Köpfen ein gewisses Umherschwärmen erlaubt. — Viele unnöthige Citate für sehr Gewöhnliches gibt das Buch, hin und wieder unerklärliche, z. B. S. 22 u. 23. (Note 4 u. 5), wo vom Citierenden das Citat nicht nachgelesen zu seyn scheint. Des Seltsamen ist auch sonst nicht wenig, z. B. öftere Belobung der spartanischen Ammen; Vorwurf des Heidenthums gegen gewisse Erziehungsmaximen; anspruchvolles Beziehen auf Homer für ein allbekanntes fast gemein gewordenes Bild. — Genug man sieht, der Verf. hätte wahrlich Grund gehabt, mit seinen heftigen Ausfällen gegen unsere pädagogischen Schriftsteller und gegen die ihm nicht gleich denkenden Philosophen an sich zu halten; es gibt deren in Deutschland doch gar manchen, welcher sehr nährende, stärkende, gewürzreiche Speise dem denkenden Publicum darbietet, obgleich sie der Verf. 'wunderliche Bettelsuppen' zu nennen beliebt. Es werden ihm indessen die wohlgezogenen Erzieher 'die tiefe Verachtung' wohl gütig nachsehen, die er ihnen bezeigt (S. VII. der Vorrede). W. M.

Weimar.

Von dem neuen Necrolog der Deutschen herausgegeben und verlegt von Bernh. Fr.

Voigt, ist bereits der vierzehnte Jahrgang erschienen; enthaltend die Lebensbeschreibungen und Notizen von 1488 im J. 1836 verstorbenen denkwürdigen Deutschen, 2 Theile mit 2 Portraits 67 Bogen stark (4 Rthl.).

Zugleich bey denselben die Todtenliste von 1837 über 2000 Personen enthaltend.

Wir haben bereits im vorigen Jahrgange G. g. A. St. 103. S. 1023. über dies so nützliche und zweckmäßig eingerichtete Institut gesprochen, und wiederholen gern, was dort zur Empfehlung und Beförderung desselben angeführt ist. Damit jeder sein Vaterland übersehen könne, ist die Liste nach Deutschlands politischer Eintheilung geordnet, und bey Preußen, das die zahlreichsten Verluste gehabt hat, wieder nach den Provinzen. Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Verstorbenen in Oestreich, ohne Zweifel wegen Mangel an Nachrichten. Am Schlusse die im Auslande verstorbenen Deutschen. Die Namen derer, welche schon ihre Biographie erhalten haben oder erhalten sollen, sind mit einem * bezeichnet. Wir wünschen, daß die Bitte des Verlegers, um zweckmäßige, postfrey eingesandte, Beyträge nicht vergeblich seyn, und das Ganze fortdauernd eine hinreichende Unterstützung bey dem Publicum finden möge. Gewiß ist ein solcher Necrolog nie ein höheres Bedürfniß als in unsern Tagen, wo die Kunde unserer critischen Wortführer sich nur auf zwey Namen beschränkt, da es ihnen erst kürzlich zu Ohren gekommen seyn soll, daß es auch ein deutsches Epos, Oberon betitelt, gibt, dessen Verfasser, ein gewisser Wieland, nach Sprache und Inhalt zu urtheilen spätestens im 12. Jahrhundert gelebt haben kann. Wir bitten, ihn gelegentlich mit einem * zu bezeichnen. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.
Den 17. May 1838.

Paris.

Bey G. Dufour und Ed. D'ocagne, von der dritten Lieferung an bey Crochard: Histoire des Végétaux fossiles, ou Recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du globe; par M. Adolphe Brongniart, Docteur en Médecine, Agrégé près la Faculté de Médecine de Paris etc. etc. Tome premier. Livraison 1 — 12.

Das vorliegende, im Jahre 1828 begonnene Werk, welches seiner Vollendung zwar langsamen, aber sicheren Schrittes entgegen geht, gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Bereicherungen, welche die Petrefactenkunde der Vorliebe verdankt, womit sie gegenwärtig gepflegt wird. Seine Vorzüglichkeit wird nicht allein durch die Kenntnisse und Talente des Verfassers, sondern auch durch die ausgebreiteten Verbindungen desselben, und durch die in Paris sich ihm darbietende Gelegenheit zur Benutzung des reichsten Materials verbürgt.

Da Untersuchungen über fossile Ueberreste organisierter Wesen nur dadurch Werth erhalten, daß sie vergleichende sind, so lassen sie sich mit Glück nur an Orten ausführen, wo große zoologische und botanische Sammlungen zu Gebote stehen, und erfordern dabey tiefe naturhistorische Kenntnisse. Daß diese Bedingungen bey manchen unter den jetzt in großer Anzahl erscheinenden Werken über Petrefacten vermißt werden, gereicht ihrem Studium sehr zum Nachtheil. Wenn bey zoologischen und botanischen Arbeiten getreue Abbildungen von großer Bedeutung sind, so ist dies in noch weit höherem Grade bey Werken über Versteinerungen der Fall. Durch den Steindruck ist die Lieferung einer großen Anzahl guter Abbildungen für verhältnißmäßig geringen Preis, ungemein erleichtert. Auch bey obigem Werke ist die Lithographie in vortheilhafte Anwendung gebracht.

In der Einleitung gibt der Verf. zuerst eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Kunde der fossilen Pflanzen. Darauf entwickelt er die Grundsätze, welche er bey seiner Arbeit zur Richtschnur genommen. Früher hatte er bey der systematischen Bearbeitung der fossilen Vegetabilien künstliche Abtheilungen nach den an den Petrefacten selbst wahrgenommenen Characteren zum Grunde gelegt, und weniger dabey ihre Analogien mit den Pflanzen der jetzigen Schöpfung berücksichtigt. Nachdem er indessen das Unzureichende dieses Verfahrens erkannt, ist er zu der zwar weit schwierigeren und mühsameren, aber auch allein zu genügenden, wissenschaftlichen Resultaten führenden, u. A. vom Grafen Caspar von Sternberg angewandten, vergleichenden Methode übergegangen, deren erster Urheber — was dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn

scheint — unser Herr Obermedicinalrath Blumenbach ist. Hiernach wird jede fossile Pflanze entweder auf eine noch existierende Species, oder, wenn völlige Uebereinstimmung nicht wahrgenommen wird, auf ein bekanntes Pflanzen-Genus zurück geführt. Zeigt sich letztere Uebereinstimmung nicht entschieden, erscheint es doch aber wahrscheinlich, daß der fossilen Pflanze keine wesentliche generische Verschiedenheit eigen sey, so wird sie jener Gattung angereihet, mit alleiniger Veränderung der Endigung des Gattungs-Namens, indem z. B. die Namen Zamia, Thuya, Zostera in Zamites, Thuytes, Zosterites umgeändert werden. Nur dann, wenn weder eine specifische noch eine generische Uebereinstimmung mit einer Pflanze der jetzigen Schöpfung wahrgenommen werden kann, tritt die Berechtigung ein, sie einem der fossilen Vegetation eigenthümlichen Genus einzuordnen, wozu u. A. die Gattungen Lepidodendron, Asterophyllites, Sphaenophyllites, Nilsonia, Pterophyllum gehören. Die auf solche Weise aufgestellten Gattungen können entweder zu bekannten Pflanzenfamilien gezählt werden, wie z. B. die ganze Reihe unbekannter Gattungen fossiler Farrenkräuter, oder es ist auch die Familie der jetzigen Schöpfung fremd, und in solchem Falle der Reihe der bekannten Pflanzenfamilien am Ende anzuschließen.

Recherches botaniques sur les végétaux fossiles. Es werden folgende große Abtheilungen zum Grunde gelegt: I. Agames. II. Cryptogames celluleuses. III. Cryptog. vasculaires. IV. Phanérogames gymnospermes. V. Phaner. angiospermes monocotylédones. VI. Phaner. ang. dicotylédones.

Agames. Der Verfasser unterscheidet zwölf Familien derselben, von welchen jedoch nur drey oder vier im fossilen Zustande vorzukommen scheinen, die noch dazu, in Ermangelung von hinlänglichen Unterscheidungs-Characteren, in diesem Zustande in zwey Gruppen, Conferven und Algen, vereinigt werden mußten. — Conferves. Eine besondere Untersuchung ist den so g. Moos-Achaten gewidmet. Der Verf. beleuchtet die Meinungen anderer Naturforscher über diesen Gegenstand, wobey ihm jedoch entgangen ist, was unser Hr Obermedicinalrath Blumenbach im specimen archaeologiae telluris alterum §. 13. fig. 1. 2. darüber mitgetheilt hat. Hr Ad. Brongniart hält dafür, daß, wenn nicht in allen, doch in den mehrsten Fällen, Pflanzen keinen Antheil an der Dendriten-Bildung in den Achaten hatten.

Confervites. Drey Arten: zwey aus der Bornholmer Kreide; eine Art aus dem tertiären Kalkschiefer des Monte-Bolca bey Verona. — Algues. Fossile Fucus-Arten finden sich selbst in den ältesten Versteinerungen führenden Lagen der Erdrinde, im Uebergangsgebirge des nördlichen Europa und Amerika, namentlich Fucoides dentatus, Serra, antiquus, circinatus. Sie kommen in der ganzen Reihe der Flötze vor; im Kupferschiefer die ausgezeichneten Arten: Fuc. lycopodioides und selaginoides; selten in der Juraformation; weit häufiger in den Flötzen, welche jene von der eigentlichen Kreide trennen; in dieser dagegen nur eine schwache Spur einer hierher gehörigen Pflanze. Der Verf. beleuchtet einige von Anderen beschriebene und abgebildete fossile Fucus-Arten; bey welcher Gelegenheit auch die von Esper, Lenz u. A. aufgestellte, aber von Steffens (Handb. d. Oryktogn. 1. S. 238)

gewiß mit Recht bestrittene Meinung, nach welcher die zuweilen im Speckstein vorkommenden Dendriten, Abdrücke eines Fucus seyn sollten, eine Erwähnung verdient hätte. Die beschriebenen und abgebildeten 37 Arten vereinigt der Vf. in einer Gattung Fucoides. Sie zerfällt in neun Abtheilungen: Sargassites, Fucites, Laminarites, Encoelites, Gigartinites, Delesserites, Dictyolites, Amansites, Caulerpites. Außerdem werden noch einige nicht bey diesen unterzubringende Arten beschrieben. In der letzten jener Abtheilungen führt der Verf. unter der Benennung von Fucoides Brardii, das fossile Vegetabil auf, welches unter dem Namen der Frankenberger Kornähren allgemein bekannt ist, und worüber die verschiedensten Meinungen geherrscht haben. Nach seiner Angabe sollen jene so g. Kornähren nur geringe Analogie mit einer Zapfenfrucht, wofür Hr von Schlotheim sie gehalten, aber freylich noch weit geringere Aehnlichkeit mit der Aehre einer grasartigen Pflanze, dagegen den Bau der zur Gattung Caulerpa gehörigen Gewächse haben. Bekanntlich hat gleichzeitig mit dem Verfasser Hr Prof. Braun zu Heidelberg eine treffliche Untersuchung über die s. g. Frankenberger Kornähren geliefert (v. Leonhard's Zeitschrift. 1828. № 7. S. 509 u. f.) und zu zeigen gesucht, daß dies Petrefact einer Cupressus-Art angehöre, die von ihm Cupress. Ullmanni genannt worden, eine Meinung, für welche weit mehr als für die von Ad. Brongniart aufgestellte zu sprechen scheint. Für die Entscheidung, welcher von jenen beiden, sehr weit von einander sich entfernenden Annahmen der Vorzug gebühre, ist es von Wichtigkeit, ob das Frankenberger Petrefact wirklich, wie Ad. Brongniart behauptet, mit dem Fucoides Brardii aus den

unter der Kreide liegenden Braunkohlen vom Col de Pialpinson, auf der Grenze der Departements der Dordogne und Corrèze, vollkommen übereinstimmt. Ref. kann diese Behauptung zwar nicht widerlegen, hält sie jedoch für sehr unwahrscheinlich, da die Formationen von Frankenberg und vom Col de Pialpinson im Alter sehr abweichen, indem die erstere nach den Untersuchungen des Herrn Bergraths Schwarzenberg zu Cassel, wahrscheinlich ein Aequivalent des Kupferschiefers, auf keinen Fall aber jünger als der bunte Sandstein ist. Zugleich mit den s. g. Kornähren sind vererzte Ueberreste von Holz vorgekommen, welches zum Theil wenigstens ohne Zweifel mit jenen zu einerley Pflanzenart gehörte. Außerdem dürfte auch der Annahme, daß diese eine Fucus-Art gewesen, das gemeinschaftliche Vorkommen von Ueberresten von Farrenkräutern nicht günstig seyn.

Cryptogames celluleuses. Mousses. Obgleich über 800 Moos-Arten bekannt sind, so scheint doch von dieser Abtheilung kryptogamischer Gewächse beynahe Nichts aus der Vorwelt sich erhalten zu haben. Der Verf. führt zwey Species aus Süßwassergebilden auf: die eine, Muscites Tournalii, aus einem schiefrigen Kalkmergel der Gegend von Narbonne, wo sie mit Blättern von Dicotyledonen und Coniferen vorkommt; die andere, Muscites squamatus, welche von ihm früher unter dem Namen Lycopodites squam. beschrieben worden, aus den s. g. Meulières des oberen Süßwasser-Gebildes von Lonjumeau bey Paris.

Cryptogames vasculaires. Equisétacées. Diesen Abschnitt eröffnet eine schätzbare Untersuchung über den Bau der zur Gattung Equisetum gehörigen Pflanzen, woran sich die Verglei-

chung mit den fossilen Ueberresten analoger Vegetabilien reihet. Es wird gezeigt, daß unter den fossilen Gewächsen Einige eine so große Analogie mit jetzt lebenden Arten jener Gattung wahrnehmen lassen, daß man keinen Anstand nehmen kann, sie derselben unterzuordnen; daß es dagegen eine andere Gruppe fossiler Pflanzen gibt, die sich in ihren Kennzeichen weit mehr von der Gattung Equisetum entfernt, wiewohl sie mit dieser Familie weit mehr Analogie als mit irgend einer anderen hat, die nach einer von älteren Naturforschern irrig aufgefaßten Ansicht, mit dem Namen Calamites belegt worden. Was die geologische Vertheilung der Arten dieser Familie betrifft, so läßt sie auf eine sehr auffallende Weise einen allmählichen Uebergang der Charactere nach der Abnahme des Alters der Formationen erkennen. Im Steinkohlengebirge wie in den Anthracitlagern finden sich eigentliche Calamiten, die sich durch ihre Größe auszeichnen. Diese kommen noch im bunten Sandstein vor, wogegen in jüngeren Formationen Calamiten vermißt werden und wahre Equisetum-Arten auftreten, zuerst von colossaler Größe, später in jeder Hinsicht den jetzigen Arten sich näherend. Nach dem Vf. soll die älteste Spur einer wahren, gigantischen Equisetum-Art (Equis. columnare) in einem Sandstein vorkommen, welcher die Steinkohlen an der Küste von Yorkshire bey Whitby begleitet und den unteren Oolithen entspricht. Ref. hat ausgezeichnete Reste colossaler, wohl vier Par. Zoll starker Stämme einer Equisetum-Art, welche von Equis. columnare nicht wesentlich verschieden zu seyn scheint, im s. g. Keuper-Sandstein am Fuße des Meißners gefunden, in welchem zugleich auch eigentliche Calamiten vorkommen; wodurch eine von Hn. Voltz mitgetheilte

Beobachtung, der Spuren von demselben Equisetum in den s. g. Marnes irisées zu Balbronn und Gémonval fand, Bestätigung erhält, und zugleich ein neuer Beweis geliefert wird, daß die fossile Flora bey Weitem weniger scharf das Alter der Formationen bezeichnet, als die fossile Fauna. Vergleicht man die Entwickelung der untergegangenen Equisetaceen mit der Verbreitung der jetzt lebenden auf unserer Erde, die an Größe in demselben Grade zunehmen, in welchem sie sich vom Pole aus dem Aequator nähern, aber im heißesten Clima doch nirgends die Größe mancher untergegangener Calamiten erreichen, so wird man, wie der Verf. bemerkt, zu der Annahme berechtigt — wofür auch andere Pflanzenfamilien die Beweise liefern — daß in jener frühen Periode der Erdrindebildung das Clima weit heißer war, als gegenwärtig in den heißesten Gegenden der Erde.

Fougères. Auch dieser Abschnitt, der in der dritten Lieferung beginnt, und in den vorliegenden späteren Lieferungen fortgesetzt aber noch nicht geschlossen ist, enthält als Einleitung eine ausführliche Abhandlung über die Charactere der Farnkräuter. Da bey den fossilen Farnkräutern manche Kennzeichen, welche für die Unterscheidung der jetzt vorhandenen besonders wichtig sind, namentlich die Fructificationen, oft gar nicht erkannt werden können, so ist es erforderlich, sich nach solchen umzusehen, welche ohne Schwierigkeit bey jenen wahrzunehmen sind. Die einzigen Charactere, welche bey der Classification der fossilen Farnkräuter allgemein benutzt werden können, bieten die Formen der Blätter und die Art der Vertheilung der s. g. Nerven dar, daher diese Theile von dem Verf. mit Genauigkeit beschrieben und durch Abbildungen erläutert worden.

Besonders schätzbar sind außerdem die von trefflichen Abbildungen begleiteten Untersuchungen über die Stämme der baumartigen Farnkräuter, welche sehr dazu beytragen, über die fossilen Reste derselben ein helleres Licht zu verbreiten. Was die Vertheilung der Farnkräuter in den verschiedenen Lagen der Erdrinde betrifft, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß sie in den älteren weit häufiger als in den jüngeren sind. Im Steinkohlengebirge machen sie beynahe die Hälfte der fossilen Flor aus, wobey indessen die Mannigfaltigkeit der Formen sehr gering ist im Vergleich mit der, welche der Familie der jetzigen Farn eigen ist, indem jene beynahe sämmtlich dem Tribus der Polypodiaceen anzugehören scheinen. Ihre Blattformen nähern sich den Gattungen, welche gegenwärtig die mehrsten baumartigen Farn zählen, und auch die Ueberreste von Stämmen beweisen, daß jene Farn der frühesten Periode zum großen Theil baumartig waren. Es ist hieraus, wie auch aus der Natur der sie begleitenden Reste von Pflanzen aus anderen Abtheilungen zu schließen, daß die Vegetation jener Periode Aehnlichkeit mit der in den Aequatorialgegenden, zumahl der Inseln, in denselben hatte. Die absolute Anzahl so wie die relative der Arten von Farnkräutern zeigt sich in den späteren Flötz-Formationen sehr vermindert, und in den tertiären sind Reste von Farnkräutern so selten, daß man eine lange Zeit gar keine fand, und auch jetzt nur zwey bis drey Arten daraus kennt, wogegen die Reste von Vegetabilien aus anderen Abtheilungen sehr zahlreich sind.

Aufstellung der Gattungen und Arten. Pachypteris. Nur mit zwey Arten, die nach Gestalt und Consistenz der Blätter sich dem Aspidium coriaceum nähern. — Sphenopteris.

Eine besonders zahlreiche Gattung, indem in vorliegendem Werke 36 Arten aufgeführt sind. Die Blattformen kommen mit denen von jetzt lebenden Farnkräutern aus sehr verschiedenen Gattungen überein, die Vertheilung der Nerven ähnlich wie bey Adianthum, Lindsea, Anemia, aber doch etwas abweichend. — Cyclopteris. Mit 6 Arten. Die Blätter nach Gestalt und Vertheilung der Nerven sehr übereinstimmend mit denen von Trichomanes reniforme und Adianthum reniforme und asarifolium. — Glossopteris. Die Pflanzen dieser Gattung nähern sich den Farnkräutern mit einfachen Blättern mehrerer Genera, ohne jedoch mit irgend einem bekannten eine bestimmte Verwandtschaft zu zeigen. Vier Arten. — Neuropteris. Eine durch Schönheit ausgezeichnete Gatung, deren zahlreiche Arten sich so wohl durch die Fructificationen, als auch durch die Form und Structur ihrer Blätter von allen bekannten, jetzt lebenden Farnkräuter gänzlich unterscheiden, wiewohl sie einige Analogie mit Osmunda regalis haben. Die Anzahl der aufgeführten Arten beträgt 28. — Odontopteris. Mit 5 Arten, die ebenfalls von den jetzigen Farnkräutern völlig abweichen. — Anomopteris. Nicht allein von den Farnkräutern der jetzigen Schöpfung, sondern auch von allen übrigen fossilen Gattungen auffallend verschieden, wiewohl die Form der Blätter im Ganzen wohl einige Aehnlichkeit mit Blechnum und zumahl mit Lomaria zeigt. Eine einzige Art, aus dem bunten Sandstein des Elsaß. — Taeniopteris. In der Form der Blätter der Gattung Glossopteris, und in der Lage der Nerven mit Pelopteris verwandt. Es sind 3 Arten aus jüngeren Formationen beschrieben. — Pecopteris. Eine zahlreiche Gruppe, welche den gewöhnlichsten Bau

der jetzigen Farnkräuter darstellt, und deren Arten sich den bekannten oft so sehr nähern, daß man zweifelhaft seyn könnte, ob wirklich eine wesentliche Verschiedenheit vorhanden sey. Uebrigens sind die Formen sehr mannigfaltig, daher sich Unterabtheilungen annehmen lassen, die zum Theil gewissen Gattungen jetzt lebender Farnkräuter vollkommen entsprechen. Die in den vorliegenden Heften beschriebenen 76 Arten sind unter die Abtheilungen Diplacioides, Pteroides, Cyathoides, Neuropteroides, Unitae, Sphenopteroides und Taeniopteroides vertheilt. — Lonchopteris. In der Form im Allgemeinen mit Pecopteris übereinstimmend, aber durch die regelmäßig netzförmige Vertheilung der secundären Nerven ausgezeichnet. Drey Arten. — Phlebopteris. Die zu dieser und zur folgenden Gruppe gezählten Farn sind von einigen Auctoren für Theile von Dicotyledonen-Blättern gehalten, indem das Netz der Nerven bey einigen Arten Aehnlichkeit mit dem gewisser Blätter von Pflanzen dieser Classe zu haben scheint. Bey genauerer Untersuchung ergibt sich aber, daß diese Aehnlichkeit nur scheinbar ist, und daß vielmehr die Vertheilung der Nerven die größte Analogie mit der bey den Gattungen Polypodium und Aspidium hat. Alle hierher gehörigen Arten sind aus jüngeren Flötzformationen; im Steinkohlengebirge hat sich noch keine Spur davon gefunden. Es sind sechs Arten beschrieben. — Clathropteris. Die einzige in dieser Gattung aufgeführte Species aus dem Lias-Sandstein hat Verwandtschaft mit gewissen Arten aus der Gattung Polypodium, namentlich mit dem wahren Polypodium quercifolium von Linné. — Schizopteris. Die einzige in dieser Gattung aufgeführte Art aus der Steinkohlenformation von Saarbrücken besitzt ei-

nen sehr anomalen Bau, welches Hr Voltz zu der Meinung veranlaßt hat, daß sie ein Meergewächs seyn möchte. Hr Brongniart hält dafür, daß sie sich mehr den Farn anschließe. — Filicites. Unter dieser Ueberschrift sind vier fossile Pflanzenarten aufgeführt, die offenbar zur Familie der Farn gehören, für jetzt aber zu keiner der bisher unterschiedenen Gattungen gezählt werden können. — Sigillaria. Hr Brongniart vereinigt in dieser Gattung Reste von Stämmen von Gewächsen der Familie der Farn, welche der Graf von Sternberg unter die Gattungen Favularia, Rhytidolepsis und Syringodendron vertheilt, Lindley und Hutton in den Gattungen Caulopteris und Sigillaria aufgeführt haben; und unterscheidet zwey Abtheilungen, welche den beiden von Lindley und Hutton aufgestellten Gattungen entsprechen. In der Abtheilung Caulopteris sind 6 Arten, und in der Abtheilung Sigillaria 53 Arten aufgeführt. — Syringodendron. Früher hatte Hr Brongniart die Eigenthümlichkeit dieser vom Grafen von Sternberg aufgestellten Gattung bezweifelt, indem er dafür gehalten, daß die unter jenem Namen aufgeführten Stammreste nur die von der äußeren, kohligen Rinde getrennten Kerne von Sigillarien seyen. Später hat er indessen die Ueberzeugung gewonnen, daß die von dem Grafen von Sternberg angegebenen Charactere wirklich bey ein Paar Arten sich finden, welche von ihm hier unter den Namen Syringodendron pachyderma und cyclostigma beschrieben werden. — Den Beschluß dieses ersten Theils macht ein Register über die darin abgehandelten Gegenstände.

Bey Weitem die mehrsten der von Herrn Brongniart beschriebenen fossilen Pflanzenar-

ten sind durch Steinzeichnungen erläutert; und nur dann, wenn bereits gute Abbildungen vorhanden waren, namentlich in den trefflichen und bekannten Werken des Herrn von Schlotheim und Grafen von Sternberg, sind sie nicht beygefügt. Die Steinzeichnungen sind im Ganzen sehr treu und gut ausgeführt. Oft sind einzelne Theile vergrößert dargestellt. Eine Reihe von Tafeln bezieht sich auf die zur Vergleichung dienenden, jetzt lebenden Pflanzen, worunter sich besonders die auszeichnen, welche die Anatomie von Equisetum fluviatile und die Darstellung des Habitus baumartiger Farn und der Structur ihrer Stämme enthalten. Referent wünscht dem vortrefflichen Werke ein ungestörtes, glückliches Fortschreiten zur Vollendung.

Paris.

Alphonse de Candolle Introduction à l'étude de Botanique. 2 Bände. 1835. Octav. Auch unter dem Titel: Histoire naturelle des Végétaux; Introduction. 534 u. 460 Seiten.

Da dieses Werk, das eine Abtheilung der Nouvelles Suites à Buffon bildet, ausdrücklich bevorwortet, die Wissenschaft weder durch neue Thatsachen, noch durch neue Theorien bereichern zu wollen, sondern nur das Vorhandene mit Klarheit darzustellen beabsichtigt: so könnte eine Analyse und Beurtheilung seines Inhalts überflüssig erscheinen. Aber bey der Geschwindigkeit des Fortschrittes in den Naturwissenschaften, bey dem schwer zu beherrschenden Umfange, den ihre Literatur in periodischen Schriften gewinnt, wird die Bedeutung von Lehrbüchern und Repertorien immer größer, die unter dem wechselnden Interesse des Tages die Entdeckungen fest halten, das

und den besondern Verlauf der Holzbündel hinzu fügte, während eine eben so wesentliche Eigenthümlichkeit der Dicotyledonen, die secundäre Ringbildung der Holzbündel, schon richtig beobachtet war.

Eine andere wichtige Erweiterung der Pflanzen-Anatomie, die Theorie der festen Ablagerungen im Zellensafte und an der inneren Fläche der Zellenwand, ist vom Verf. weniger beachtet. Ueber den Verholzungsproceß und die Tüpfelbildung der Zellen (bekanntlich die früheste von Mohl's Leistungen) finden sich nur wenige und zum Theil ungenaue Angaben. So werden (I. S. 6.) die Kügelchen des Zellensaftes mit den Milchsaftkügelchen zusammen gestellt, die Tüpfel aber oder die verdünnten Stellen der Zellenwand nach der längst widerlegten Annahme Turpin's für Kügelchenablagerung gehalten. Befriedigend ist die Darstellung der Gefäße. Wenn man sich indessen immer mehr zu der Ansicht hinneigt, Zellen- und Gefäß-System für ursprünglich identisch anzusehen und die physiologische Differenz erst in den zusammen gesetzten Organen, den Holzbündeln und dem Zellgewebe aufzusuchen: so war dies eine Idee, die dem Verf. fremd bleiben mußte, weil ihm einige wesentliche Gründe jener Theorie, wie sie besonders von Meyen ausgebildet ist, entgangen sind. Dahin gehören namentlich die Dissepimente, die in allen Gefäßen vorkommen, die der Verf. ausdrücklich leugnet (I. S. 9.), die sich indessen in einer aus Kieser entlehnten Abbildung (Tab. I. fig. 14.) bey punctierten Gefäßen deutlich gezeichnet finden, so daß das dem Werke zugegebene Kupfer hier die Angabe des Textes widerlegt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.
Den 19. May 1838.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Alphonse de Candolle Introduction à l'étude de Botanique.

Dahin gehören ferner die Zellen, in denen Faserbildung in Spirallinien vorkommt, und die ein Hauptgegenstand der wichtigsten Untersuchungen von Purkinje, Mohl und Meyen gewesen sind: deren Resultate sind Hn De Candolle so unbekannt geblieben, daß er (I. S. 20.) die Spiralzellen und netzförmigen Gefäße für identisch hält, ein bemerkenswerther Irrthum, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, theils wegen der Treue, mit der (tab. I. fig. 6.) Spiralzellen abgebildet werden, während es an Darstellungen netzförmiger Gefäße anderwo nicht fehlt.

Die Lehre von den Saftgefäßen beginnt (I. S. 25.) mit folgendem Satze: 'les végétaux produisent dans leur tissu des sucs de nature diverse, ordinairement colorés, odorans, qui distendent les cellules et en rompent les parois de manière à former de petits réser-

voirs. Dem zufolge werden dann weiter die eigenen Wände der Latexgefäße geleugnet. Sie sind aber von vielen Beobachtern gesehen, können auch als Postulat bey andern Erscheinungen betrachtet werden: strömten die Milchsäfte nur in Intercellulargängen, warum fließen sie nicht aus den Spaltöffnungen aus? warum werden sie hingegen höchst wahrscheinlich von der Wurzel excerniert? Zu der letztern Annahme aber wird man sich um so leichter hinneigen, je mehr man Macaire's Versuche überdenkt. Da die erwähnte Zerreißung der Zellenwände keine Beobachtung, sondern Hypothese ist, so verdient bemerkt zu werden, daß man noch nie im Parenchym der Pflanze Reste zerrissener Zellen gesehen hat, ein Einwurf, dessen sich der Verf. später selbst gegen die Entstehung neuer Zellen in den Zellenhöhlen bedient. Da dieser Vorgang wenigstens in den Antheren nachgewiesen ist and auch vom Verf. angenommen wird (so daß er hieraus einen Bildungsunterschied zwischen vegetativen und reproductiven Organen herleiten möchte): so kann man entgegnen, daß auch die Mutterzelle der Pollenkörner nicht zerrissen gefunden wird, daß aber im Organismus neben jener mechanischen Ansicht auch die Ansicht von Entfernung eines Organs durch Resorption bestehen kann. So werden ja auch die Ablagerungen des Parenchyms, z. B. das Stärkemehl, in vielen Fällen resorbiert; so verschwinden auch Nucleus und einzelne Eyhäute in den Samen vieler Pflanzen, ohne daß man an mechanische Eingriffe denken könnte.

Wenden wir uns von der Pflanzen-Anatomie im engeren Sinne zur Organographie, so treffen wir hier so wohl ein tieferes Durchdringen des Gegenstandes, als eine Darstellung von größerer Consequenz. Besonders auszuzeichnen ist die Be-

handlung des Blatts, der Infloreszenz und der Befruchtungsorgane; eine sorgfältige Benutzung der Arbeiten von Brongniart, Mirbel, R. Brown und De Candolle machen sich bemerklich; durch Schärfe und Klarheit in der Auffassung wird jene Ausführlichkeit im Detail der Beobachtungen vermieden, die in diesen schwierigen Gebieten den Anfänger zu verwirren pflegt. Eine allgemeinere Bemerkung indessen, welche die heutige Tendenz morphologischer Forschungen betrifft, findet auch hier ihre Anwendung. Der organologische Grundgedanke Linné's (Philosoph. botan. p. 38.), der in der Entgegensetzung der krautartigen Axe (Truncus) gegen den Holzstamm (Caudex) und in der Identificierung des letztern mit ältern Wurzeltheilen ('arbores omnes itaque radices sunt supra terram') besteht, verschwand nach und nach immer mehr aus der Wissenschaft, liegt auch den De Candolle'schen Theorien fern, macht sich aber in Deutschland immer mehr wieder geltend. Ohne diesen Gedanken, der empirisch bewiesen werden kann, müssen Untersuchungen über Bedeutung der Mittelstöcke nur zu willkürlichen Begriffsbestimmungen führen, so wie er allein die allgemeine Anwendung der Metamorphose möglich macht. Somit stellt sich die Genfer Schule andern Bestrebungen in dem Sinne gegenüber, daß sie die Morphologie der entwickelten Organe auf die Spitze treibt, während die Entwickelungsgeschichte, aus der nach R. Brown's nicht erreichtem Vorgange besonders deutsche Botaniker, z. B. Link, Roeper, Bischoff u. A. wichtige Resultate gezogen haben, weniger von ihnen untersucht wird. So spricht der Verf. wiederholt von der Unmöglichkeit, für die Theorie der Verwachsung einen empirischen Beweis zu finden und zwar wegen der Kleinheit der Theile in der

Knospe: so wie man aber Zellen untersuchen kann, deren Aggregation erst die Knospe bildet, so ist es auch leicht zu beobachten, daß Organe, die wirklich verwachsen, ursprünglich frey sind. Einige Beyspiele aus dem vorliegenden Werke werden den Nachtheil, der aus der einseitigen Betrachtung des Entwickelten entspringt, näher nachweisen. Die Knollen der Kartoffeln werden (I. S. 82.) zu den Formen unterirdischer Stengel gerechnet, weil sie am Lichte grün werden und Blätter (soll heißen Knospen) treiben; eben da werden andere Knollen, z. B. von Dahlia, Orchis, zu den Wurzelformen gerechnet, obwohl sie sich unter geeigneten Umständen eben so verhalten, wie die erstern, wenigstens unstreitig Knospen producieren. Der wesentliche Character jeder Stammbildung, sie sey nun secundäre Bildung im Stengel oder in der Wurzel, ist die Knospenproduction, d. h. die Bildung eines abgesonderten Zellenaggregats zwischen Holz und Rinde, dem die Potentia zukommt, ein krautartiges Individuum zu entwickeln; da die Richtungsverschiedenheit zwischen den aus Stengel oder Wurzel entstandenen Stammbildungen aufhört, so hört jeder morphologische Unterschied nach dieser zweyfachen Entstehungsweise auch auf und es ist daher eine müssige Frage, ob ein Knollen, ein Rhizom, Stengel oder Wurzel sey. Sie sind vielmehr keins von beiden, da an den Organen der krautartigen Pflanze keine Knospenbildung im angeführten Sinne, sondern mit Ausnahme der Embryoerzeugung nur einfache Verästelung vorkommt. Eben so wenig haltbar ist die Ansicht, die (I. S. 76.) von der Knospe gegeben wird, in sofern man unter diesem Begriffe die jungen Aeste der krautartigen Pflanze und das junge

krautartige Individuum selbst zusammen faßt. Der Verf. ist nämlich der Meinung, daß die Knospe nur aus Blättern bestehe, während schon die glückliche Gleichstellung der Knospe mit dem Embryo, der aus Blatt und Axe besteht, mit Nothwendigkeit darauf hinweist, daß auch der Knospe beide Fundamentalorgane wesentlich sind. Selbst in die Geschichte der Entwickelung des Eyes, die übrigens vorzüglich lichtvoll nach Mirbel dargestellt wird, mischen sich die Consequenzen, die aus dem erwähnten Standpuncte hervorgehen. Die Eyhäute (I. S. 195.) werden nämlich für von den Blättern verschiedene Organe erklärt, parceque les ovules sont des excroissances du bord des feuilles et non des feuilles métamorphosées. Geht man dagegen von der freyen Centralplacenta aus, so wird man im Funiculus eine wahre Axe erkennen und in der Entstehungsweise der Eyhäute durch Anschwellungen jener Axe den frühesten Bildungsproceß des Blatts in der Knospe wieder erkennen; eine Theorie, für die Hr Schleiden neuerlich die beweisenden Thatsachen in Wiegmann's Archiv mitgetheilt hat.

So wie es unser Zweck war, hier besonders die Puncte zu berühren, bey denen der Verfasser nicht mehr mit den Ansichten seines Vaters übereinstimmt, so kann man dahin auch die neue Gestalt rechnen, in der die Lehre vom Blüthenstande abgehandelt wird. Es findet sich hier eine neue und wie es scheint glückliche Theorie. Ordnet man die Aeste nach ihrer Verbindung mit der Hauptaxe in Axen gleichen Ranges, so daß der Stengel selbst die Axe höchsten Ranges bildet: so sollen, wenn eine Axe einen centrifugalen Blüthenstand hat, die Axen niedrigern Ranges

sich gleichfalls stäts centrifugal entfalten, die hö-
hern aber davon unabhängig seyn. Man sieht,
wie hierdurch die Thatsache erklärt wird, daß bey
einer Cyma nie die Aeste in Trauben oder Köpf-
chen blühen, während doch der indefinite Blüthen-
stand des Stengels Cyma-Bildung der Aeste zu-
läßt, z. B. bey den meisten Labiaten. Ferner
findet sich hier schon die richtige Deutung der
Infl. scorpioidea aus einseitigem Abort der Ae-
ste einer Cyma (I. S. 122.), wie sie von Hn
Schimper (Flora 1835. 1. S. 189.) gleichzeitig
gemacht wurde. Uebrigens sind die Verhältnisse
der Blattstellung nur im allgemeinsten Umrisse
mitgetheilt, was zu loben ist, da der wissenschaft-
lichen Welt leider noch bis heute keine Arbeit
vorliegt, worin die Schimper'schen Ansichten voll-
ständig dargestellt wären. Der Verf. nennt den
Aufsatz A. Braun's in den Acten der Leopoldini-
schen Academie un travail des plus obscurs de
la langue allemande und dankt Hn v. Martius
für einen gedrängten Auszug in französischer
Sprache. Seitdem ist freylich der Gegenstand
durch die nähere Betrachtung des Uebergangs ei-
ner Spirale in die andere, z. B. vom Stengel
zum Aste, zur Blume, sehr viel weiter gediehen,
aber der bekannte Vortrag Schimper's bey der
Versammlung der Naturforscher im Jahre 1834
konnte vom Verf. schwerlich schon benutzt werden.

Auch die Fruchtlehre entfernt sich wesentlich
von der Darstellung in der Organographie vé-
gétale. Sehr verdienstlich ist hierfür Hn Lind-
ley's Einführung der Begriffe von syncarper und
apocarper Frucht gewesen und dieser Gesichtspunct,
der die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten im
Baue des Ovarium auffaßt, ist es auch, von

dem der Verf. ausgeht. Zu bemerken ist, daß das wahre diagnostische Zeichen dieser Typen von beiden Schriftstellern nicht deutlich ausgesprochen wird, indem sie den Unterschied nur in die Verwachsung der Carpelle legen. Aber auch in der apocarpen Frucht können die Carpelle verwachsen, z. B. bey vielen Rosaceen; die wesentliche Differenz aber besteht alsdann in der Mehrzahl der Griffelcanäle, oder mit andern Worten, die Verwachsung erfolgt nicht durch die Ränder, sondern durch den Rücken der Carpelle. Den einzelnen Fall in eine jeder beiden Categorien zu bringen, ist oft schwierig und nur durch Untersuchung der jüngsten Zustände zu erreichen; zum Criterium die Anzahl der Griffel zu wählen, leitet so lange irre, als Griffel und Narbe willkürlich gegen einander begränzt werden. So irrt der Verfasser, wenn er (I. S. 178.) den Gräsern (quand il y a une seule loge et deux styles ou stigmates) zwey Carpelle zuschreibt, da hier nicht zwey Griffel, d. h. im Innern mit Leitungsgewebe versehene Organe, sondern nur zwey Narben oder unverwachsene Spitzen des Carpellblatts vorkommen. Wahrscheinlich findet derselbe Fall bey den Synanthereen statt. Der Verf. fügt den beiden erwähnten Fruchtarten noch eine dritte hinzu, die er 'Fructus polyanthocarpus' nennt, nämlich eine zusammen hängende, aus mehreren Blumen entstandene Frucht, z. B. bey Lonicera, beym Brotbaume. Diese Fälle dürften nicht von einer Verschiedenheit in der Fruchtanlage, sondern von der Bildung der bey epigynischen Insertionen mitwirkenden Torustheile abhängen. Den Beschluß macht bey der Carpologie eine sehr ausführliche Aufzählung derjenigen Fruchtformen, die mit besondern Terminis bezeichnet werden, von denen

sich gleichfalls stäts centrifugal entfalten, die hö- hern aber davon unabhängig seyn. Man sieht, wie hierdurch die Thatsache erklärt wird, daß bey einer Cyma nie die Aeste in Trauben oder Köpfchen blühen, während doch der indefinite Blüthenstand des Stengels Cyma-Bildung der Aeste zuläßt, z. B. bey den meisten Labiaten. Ferner findet sich hier schon die richtige Deutung der Infl. scorpioidea aus einseitigem Abort der Aeste einer Cyma (I. S. 122.), wie sie von Hn Schimper (Flora 1835. 1. S. 189.) gleichzeitig gemacht wurde. Uebrigens sind die Verhältnisse der Blattstellung nur im allgemeinsten Umrisse mitgetheilt, was zu loben ist, da der wissenschaftlichen Welt leider noch bis heute keine Arbeit vorliegt, worin die Schimper'schen Ansichten vollständig dargestellt wären. Der Verf. nennt den Aufsatz A. Braun's in den Acten der Leopoldinischen Academie un travail des plus obscurs de la langue allemande und dankt Hn v. Martius für einen gedrängten Auszug in französischer Sprache. Seitdem ist freylich der Gegenstand durch die nähere Betrachtung des Uebergangs einer Spirale in die andere, z. B. vom Stengel zum Aste, zur Blume, sehr viel weiter gediehen, aber der bekannte Vortrag Schimper's bey der Versammlung der Naturforscher im Jahre 1834 konnte vom Verf. schwerlich schon benutzt werden.

Auch die Fruchtlehre entfernt sich wesentlich von der Darstellung in der Organographie végétale. Sehr verdienstlich ist hierfür Hn Lindley's Einführung der Begriffe von syncarper und apocarper Frucht gewesen und dieser Gesichtspunct, der die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten im Baue des Ovarium auffaßt, ist es auch, von

dem der Verf. ausgeht. Zu bemerken ist, daß das wahre diagnostische Zeichen dieser Typen von beiden Schriftstellern nicht deutlich ausgesprochen wird, indem sie den Unterschied nur in die Verwachsung der Carpelle legen. Aber auch in der apocarpen Frucht können die Carpelle verwachsen, z. B. bey vielen Rosaceen; die wesentliche Differenz aber besteht alsdann in der Mehrzahl der Griffelcanäle, oder mit andern Worten, die Verwachsung erfolgt nicht durch die Ränder, sondern durch den Rücken der Carpelle. Den einzelnen Fall in eine jeder beiden Categorien zu bringen, ist oft schwierig und nur durch Untersuchung der jüngsten Zustände zu erreichen; zum Criterium die Anzahl der Griffel zu wählen, leitet so lange irre, als Griffel und Narbe willkürlich gegen einander begränzt werden. So irrt der Verfasser, wenn er (I. S. 178.) den Gräsern (quand il y a une seule loge et deux styles ou stigmates) zwey Carpelle zuschreibt, da hier nicht zwey Griffel, d. h. im Innern mit Leitungsgewebe versehene Organe, sondern nur zwey Narben oder unverwachsene Spitzen des Carpellblatts vorkommen. Wahrscheinlich findet derselbe Fall bey den Synanthereen statt. Der Verf. fügt den beiden erwähnten Fruchtatten noch eine dritte hinzu, die er 'Fructus polyanthocarpus' nennt, nämlich eine zusammen hängende, aus mehreren Blumen entstandene Frucht, z. B. bey Lonicera, beym Brotbaume. Diese Fälle dürften nicht von einer Verschiedenheit in der Fruchtanlage, sondern von der Bildung der bey epigynischen Insertionen mitwirkenden Torustheile abhängen. Den Beschluß macht bey der Carpologie eine sehr ausführliche Aufzählung derjenigen Fruchtformen, die mit besondern Terminis bezeichnet werden, von denen

indessen der größte Theil glücklicher Weise nicht im Gebrauche ist.

Am Ende der Organographie findet sich ein kurzer Abschnitt, der den Cryptogamen gewidmet ist. So wenig er ausreicht, um zur Einsicht in ihren mannigfachen Bau zu gelangen, so wird doch der wichtige Character der Cryptogamen, der in dem Mangel des Embryo besteht, mit Recht an die Spitze der Untersuchung gestellt und der Gegensatz der Spore gegen den Samen klar entwickelt. Durch diesen Gegensatz wird die Grenze scharf und zwar im Linné'schen Sinne gezogen, während anatomische Differenzen schwieriger nachzuweisen sind und die sexuellen Organe der Cryptogamen immer noch Gegenstand der Hypothesen und des Streits bleiben.

Wenige Bemerkungen nur sind über den zweyten Hauptabschnitt zu machen, der die Physiologie enthält und sich noch genauer an die Physiologie végétale anschließt. Wir finden hier einige Hypothesen derselben, die sich keinen Eingang bey den Physiologen haben verschaffen können, wieder mit denselben Gründen unterstützt. Dahin gehört die unmerkliche Zellencontraction, von der die Bewegung des Saftes abhängen soll. Die bedeutende Förderung, die der Kenntniß hierauf bezüglicher Phänomene durch die Arbeiten von Schultz und Meyen geworden ist, hat in Frankreich mit Ausnahme der öffentlichen Ehrenbezeugungen bis jetzt wenig Anerkennung gefunden, und so sehen wir unter den Gründen für jene Zellencontraction theils Erscheinungen angeführt, die der Milchsaftbewegung angehören, theils solche, die der Circulation in der Zellenhöhle eigen sind. Da nach des Verfs Ansicht der Milchsaft sich in Lücken des Zellgewebes befindet, so ist

schwer einzusehen, wie die Contraction der geschlossenen Zellenmembran Flüssigkeiten so wohl in ihrer Höhlung als an ihrer Außenfläche in Bewegung setzen soll. Eine zweyte Hypothese betrifft das Aufsteigen des Saftes, das von der Wurzelabsorption an durchaus den Intercellulargängen zugeschrieben wird: wichtige Organe nach diesen Ansichten, zur Saftführung, zum Reservoir der Secrete, zur Evaporation und Respiration bestimmt, so daß die Lücken der Zellen im Haushalte des Pflanzenlebens eine größere Rolle spielten, als die Zellen selbst. Zur Unterstützung der Meinung, daß die Wurzelspitzen den Nahrungssaft durch Intercellulargänge aufnehmen, wird (I. S. 244.) angeführt, daß in Wasser suspendierte Pulver in die Pflanze übergingen. Dies widerspricht zu sehr den Erfahrungen anderer Naturforscher, als daß man nicht berechtigt wäre, es geradezu für eine irrige Beobachtung zu erklären, zumahl da die Epidermiszellen außer den Spaltöffnungen die der Wurzel fehlen gar keine Intercellulargänge übrig lassen und es andererseits zwar eine allgemein verbreitete, aber doch unbegründete Voraussetzung ist, daß Wurzelenden und Narbe ohne Epidermis seyen. Bey der weitern Bewegung des Safts in der Axe beruft der Verf. sich besonders auf Bischoff's Versuche über die Function der Spiralgefäße, denen sich neuerlich von mehreren Seiten directe Beobachtung über wenigstens periodische Saftführung derselben entgegen gestellt hat. An jene Versuche knüpft Hr De Candolle eine Betrachtung über innere Respiration der Pflanzen, dont les détails sont bien peu connus (I. S. 328.), indem es ihm unerklärlich scheint, daß Luft im Innern der Pflanze reicher an Sauerstoff ist, als

atmosphärische Luft. Da er schon früher (S. 287.) die chemische Theorie ausgesprochen hat, die jetzt die Basis der ganzen Pflanzen-Physiologie bildet, nämlich die Zusammensetzung der organischen Membran und aller allgemein verbreiteten Secrete im Verhältnisse von Kohlenstoff und Wasser, so daß der Nahrungssaft der Pflanzen, d. h. kohlensaures Wasser, bey der Bildung jener Verbindungen Sauerstoff entbinden muß: so würden einfache Consequenzen das Resultat jener Versuche zu erläutern im Stande seyn. Aber der Vf. kann zu dieser Ansicht, die vielleicht das ganze Verhältniß des Pflanzenlebens zur Atmosphäre umfaßt, nicht gelangen, weil die Idee, daß die Respiration der Pflanzen wie die der Thiere unmittelbare Wechselwirkung mit der Atmosphäre sey, diesem Theile seiner Physiologie zu Grunde liegt. Indessen der Versuch des ältern De Candolle, in dem eine in einer mit Wasser gefüllten Glocke vegetierende Mentha in demselben Sinne Sauerstoff entwickelte, als in einer andern Kohlensäure enthaltenden und mit jener durch das Wasser des Gefäßes communicierenden Glocke dieses Gas verschwand, ist für eine solche Wechselwirkung nicht beweisend, da die Kohlensäure einfach vom Wasser absorbiert und erst der Pflanze durch die Wurzel zugeführt wurde. Auf ähnliche Weise sind mehrere Gegenstände der Physiologie nicht mit der Schärfe empirisch dargethan, die in einem Lehrbuche besonders wünschenswerth erscheint. Andere Lehren haben schon seit dem Erscheinen des Werks eine sehr veränderte Gestalt gewonnen, wozu das Stärkemehl und die Pflanzenfarben Belege liefern. Wohl aber hätte es dem Verf. bekannt seyn können, daß die rothe Farbe nicht von festen Secreten, sondern von

Färbung des Zellensaftes abhängt: das Gegentheil wird indessen ausdrücklich angeführt (I. S. 6.).

Der dritte Abschnitt enthält die Methodologie und verhält sich zur Théorie élémentaire eben so, wie die beiden ersten Abschnitte zur Organographie und Physiologie végétale. Die Methodologie zerfällt in die Taxonomie, Glossologie, Phytographie und in eine Uebersicht der natürlichen Familien. Den Anfang macht eine Beurtheilung der botanischen Systematik, die in Anordnung, Consequenz und klarem, zum Theil glänzendem Vortrage zu dem Gediegensten gehört, was zur Begründung der natürlichen Methode und zur Einführung in dieselbe geschrieben ist. Linné's Verdienste werden mit Einsicht entwickelt; er wird als philosophischer Begründer des natürlichen Systems dem empirischen Begründer Jussieu gegenüber gestellt. Als Basis wird mit Recht nächst der Untersuchung von Structur und Lage die Anordnung der Charactere nach ihrer Wichtigkeit betrachtet, wobey wiederum ihre Constanz das vorzüglichste Criterium bildet. Aber es wird immer eine vergebliche Bemühung seyn, in dieser Hinsicht die anatomischen und organologischen Systeme zu vergleichen, oder die Verhältnisse ihrer Wichtigkeit, wie hier geschieht, durch Ziffern auszudrücken, z. B. zu sagen, die Ringbildung der Holzbündel hat doppelt so viel Werth als die Existenz der Blumenkrone: hiermit ist der Forschung der Stempel der Willkür aufgedrückt. Ferner ist keine Rücksicht auf die immer allgemeiner auftretende Thatsache genommen, daß ein Character in einer Gruppe die größte Constanz und somit Bedeutung habe, in einer andern aber gar keine: in diesem Umstande aber liegt eben die

Unmöglichkeit, alle Charactere nach ihrer Wichtigkeit anzuordnen, aber er stellt zugleich die Ausbildung der natürlichen Methode höher als eine technische Fertigkeit.

Die Glossologie im De Candolle'schen Sinne enthält nur die für alle Organe gebräuchlichen Kunstausdrücke und, seitdem das Besondere in die Organographie verwiesen ist, haben die Lehrbücher der Botanik die lästige, vom Studium abschreckende Terminologie verloren. Unter den Terminis werden kaum wesentliche vermißt; zu den wenig gebräuchlichen indessen gehört z. B. ligulatum, wenig von oblongum verschieden; cyma für Baumkrone ist gleichfalls nicht zu billigen.

Besonders nimmt das Interesse der Botaniker die Uebersicht der natürlichen Familien in Anspruch, da sie seit fast zwanzig Jahren die erste vollständige Mittheilung des De Candolle'schen Systems ist: denn der Sohn behauptet hierin durchaus den Ansichten seines Vaters gefolgt zu seyn, wodurch, da diese Anordnung nur so weit der Prodromus bis jetzt reicht, bekannt war, Vielen ein großer Dienst geleistet ist. Die folgenden Angaben betreffen daher nur die letzte Hälfte des Catalogs. Auffallend erscheint die Stellung der Penaeaceen zwischen den Vaccinieen und Ericeen, wobey Knuth's wichtiger Aufsatz in der Linnäa nicht citiert wird, in dem ihre nächste Verwandtschaft mit den Thymelaeen bewiesen wurde; sie unterscheiden sich von diesen nur durch ein vierfächeriges Ovarium und Lindley gebraucht sie mit Grund als Instanz gegen übermäßige Trennung verwandter Formen in besondere Familien; schon die Insertion der Staubgefäße, die in der Characteristik hier nicht erwähnt wird, entfernt sie

von den Ericeen. Die Gesneriaceen stehen ganz isoliert zwischen den Stylidieen und Vaccinieen, da sie wegen der streng durchgeführten Eintheilung in Calyciflorae und Corolliflorae von ihren nächsten Verwandtschaften getrennt worden sind. Man kann diese Familie vielmehr als Beweis gegen jene Abtheilungen anwenden, die erst natürlich werden, so bald man jede Insertion der Staubgefäße auf die Blumenkrone aus den Calycifloren ausschließt und ganz vom Ovarium superum und inferum absieht: auf diese Weise werden die Ericeen und verwandten Ordnungen die einzigen Monopetalen seyn, die nicht zu den Corollifloren kommen. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Ericeen selbst durchaus Thalamifloren sind, da bey ihnen keine andere Verwachsung als die von Wirtelgliedern unter sich vorkommt; sie verhalten sich demnach nicht anders wie einige Rutaceen, zu denen sie die nächste Verwandtschaft zu haben scheinen; De Candolle stellt sie hingegen zu den Calycifloren. Globularia folgt hier auf die Selagineen, wie De Candolle schon im Prodromus andeutete, sie sey eine Corolliflore: dies ist ohne Zweifel richtig, aber sie unterscheidet sich von den Dipsaceen lediglich durch das freye Ovarium. Warum bildet man hier eine eigene Familie und entfernt sie weit von ihrer Verwandtschaft, während man die Vaccinieen mit Recht neben den Ericeen läßt, Houstonia nicht von den Rubiaceen trennen darf u. s. w.? Die Resedaceen, auf deren Stellung man sehr gespannt war, da sie bey den Polypetalen vermißt wurden, stehen neben den Euphorbiaceen: zur Erläuterung dient nur ein Fragezeichen bey dem Worte Pétales, die demnach von De Candolle wahrscheinlich für abortierte Staub-

Die Abhandlung über fossile Pflanzen, die den fünften Abschnitt bildet, steht auf dem Standpuncte Brongniart's und empfiehlt sich durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit. Spätere Arbeiten (nach 1828) sind außer der Fossil Flora wenig benutzt. So wird (II. S. 330.) von den Versteinerungen des Zechsteingebirges behauptet, sie seyen nur marinen Ursprungs: die Stämme des Todtliegenden, z. B. Lycopodiolithes hexagonus Bisch., werden nicht erwähnt, so wenig als Witham's schöne Untersuchungen über jene Formation (Observations on fossil vegetables. Edinb. 1831) benutzt sind.

Die medicinische Botanik enthält nur einige allgemeine Betrachtungen über die Uebereinstimmung, die zwischen der Organisation der Pflanzen und ihrer medicinischen Wirksamkeit herrscht, namentlich die Ausführung des Satzes, daß, wenn in einer Familie eine Art in dieser Hinsicht eigenthümlich da steht, dies meist von der größern Ausbildung gewisser Organe oder gewisser Secretionen abhänge, die in anderen Arten gleichfalls aber nur in geringerem Grade gefunden werden. Den Schluß des Buchs macht eine kurze Uebersicht der Geschichte der Botanik, deren Angaben größtentheils aus Sprengel entlehnt sind. Endlich sind noch 8 Kupfertafeln zur Organographie beygegeben, die meist Copien aus wichtigen Werken sind, und sich durch zweckmäßige Auswahl auszeichnen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.
Den 21. May 1838.

Amsterdam.

Specimen historico-politicum inaugurale de Gildarum historia, forma et auctoritate politica, medio inprimis aevo, scripsit Cornelius Josinus Fortuyn. 1834. XIV und 244 Seiten in Octavo.

Vorliegende Dissertation, welche zur Erlangung der Doctorwürde bey der Universität zu Leyden eingereicht wurde, erzwingt nicht minder durch die Wahl des Gegenstandes, als durch die Emsigkeit, mit welcher zur richtigen Beleuchtung desselben die vorzüglichsten geschichtlichen Quellen und Rechtsmonumente eines großen Theils der europäischen Völker benutzt sind, eine besondere Theilnahme. Erwägen wir, daß sich das kräftigste Leben der deutschen Städte im Mittelalter aus den Innungen entwickelt, so werden wir, auch nach den mit fester Hand gezeichneten Grundzügen eines Eichhorn und den Untersuchungen von Hüllmann, Leo und Wilda, jede auf die

Entstehung und Durchbildung dieser Genossenschaften bezügliche Abhandlung nur willkommen heißen können. Die merkwürdigen Bewegungen, welche fast zu der nämlichen Zeit von Zürich bis Lübeck und Danzig die Verhältnisse in den deutschen Städten umgestalteten und statt des patricischen Regiments die Zünfte an die Spitze der Verwaltung brachten, können nur in einer gründlichen Erörterung der innersten Bestandtheile dieser Corporationen, ihrer Wandelungen, ihres mercantilischen und politischen Strebens, die genügende Erklärung finden.

Der Verf. behandelt seine Aufgabe in 8 Kapiteln, von denen sich das erste über Ursprung und Bedeutung der Gilden im Allgemeinen, das zweyte bis fünfte über deren Zweck und Ereignisse in den scandinavischen Reichen, in England und Frankreich ausläßt. Beym fünften Kapitel, welches die deutschen Zünfte behandelt, möge es uns vergönnt seyn, etwas länger zu verweilen. Wenn hier behauptet wird, daß die beiden Friedriche aus dem Hause der Staufen gegen die städtischen Genossenschaften mit großer Strenge aufgetreten seyen in cleri commodum, institutum nostrum acri odio prosequentis, so mag dieses immerhin bey einzelnen Gelegenheiten der Fall gewesen seyn, während sich das Ringen dieser Freyheit gegen die aufblühende Bürger-Freyheit in dem Lande jenseits der Alpen aufs entschiedenste ausspricht. Daß ein Staufe als treuer Sohn der Kirche für diese des kaiserlichen Machtwortes sich bediente, möchte zu den seltensten Ausnahmen zu zählen seyn. Der Ausspruch (S. 127 ff.), daß bey dem zunehmenden Gewerbfleiße und dem Handelssinne der Stadtbewohner auch die Patricier dem kaufmännischen Streben gehuldigt hät-

ten, würde, im Allgemeinen hingestellt, jedenfalls der genaueren Beweisführung bedürfen. Es ist uns nicht unbekannt, daß die Stadtjunker sich als Mitglieder einer gewissen Zunft einschreiben zu lassen pflegten (so die Goldringe Braunschweigs, welche im Amte der Gewerbschneider saßen), aber dieses geschah wohl nur, um nicht von den Vorrechten ausgeschlossen zu seyn, welche die Genossenschaften innerhalb des Weichbildes ausübten. Der Verfasser hat eine unendlich reiche Literatur über das städtische Zunftwesen mit großer Leichtigkeit zu benutzen verstanden; er stellt die einander entgegen stehenden Ansichten zusammen, gibt uns die seinige und belegt sie mit Beyspielen. Ref. kann sich bey dieser Gelegenheit der Meinung nicht erwehren, daß, wie wir bey der Untersuchung über deutsche Stadtrechte auf wenige Quellen zurück geführt werden, die, hierhin und dorthin sich verbreitend, mit fremden und einheimischen Zuthaten geläutert und getrübt erscheinen, so ein anschauliches Bild über die Verhältnisse deutscher Zünfte im Mittelalter aus den Statuten und Stadtgeschichten einzelner großen Weichbilde am richtigsten erhelle, daß dieses dagegen durch Berücksichtigung der tausendfachen Modificationen, welche jene Corporationen in kleineren Städten erlitten, an Klarheit durchaus verlieren muß. Wenn wir die Geschichte der Gilden in Zürich, Straßburg, Frankfurt, Augsburg, Cöln, Erfurt, Braunschweig und Lübeck verfolgen, werden wir in ihnen die Begründung und historische Gestaltung der nämlichen Institute in allen durch Lage oder Handelsverbindungen verwandten Städten mit Sicherheit erkennen. Schenken wir dagegen den variierenden Erscheinungen der letzt genannten eine zu große Aufmerksamkeit, so laufen wir unwillkürlich Gefahr, uns der An-

schauung der einfachen Grundzüge zu berauben. Der Verf. theilt die Geschichte des Zunftwesens sehr bequem in drey große Abschnitte; 1) von der Zeit der Entstehung derselben bis zu dem Augenblicke, daß sie an dem Stadtregimente Antheil nahmen; 2) die Zeit der Blüthe, da die Gerechtsame der Zünfte sich auf ungewöhnliche Weise ausdehnten, da nur durch sie der Weg in den Rath geboten wurde; 3) die Zeit des mit dem Ausscheiden aus dem Regimente beginnenden Sinkens bis auf die neuesten Tage. Die mittlere dieser Perioden, welche hier einer genaueren Untersuchung unterzogen wird, ist die Zeit überfließender städtischer Macht, in welcher von der andern Seite durch ein zu entschieden vorherrschendes democratisches Element die Ursache des nachmahligen Verfalls unverkennbar hervor tritt. Im sechsten Kapitel behandelt der Verf. das Zunftwesen in Italien, im siebenten und achten die Gestaltung, das Gedeihen, den endlichen Verfall der Innungen in Belgien und Holland.

Hav.

Darmstadt.

Druck und Verlag von C. W. Leske, 1837: Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift von Dr H. Düntzer. 121 S. in Octav.

Es ist keine ausgezeichnete Arbeit, die uns in der kleinen Schrift geboten wird, aber sie ist nicht ohne mannigfaches Verdienst. De Thou gehört zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit; seine Thätigkeit im Staate, seine Verdienste um Wissenschaft, seine Verbindung mit den ersten

Geistern seines Jahrhunderts, vor Allem sein großes Werk, die Historiae sui temporis, sichern ihm für alle Zeit einen großen Namen. Er gehört zu den wenigen Meistern in der Historie, deren Werke auf eine höhere Schätzung Anspruch haben. Schon der Titel unsers Buches bezeichnet, daß hier der Versuch gemacht ist, ihm diese Würdigung in vollem Maße zuzutheilen. Der Verf. hat seinem Autor alle Liebe und alles Lob gespendet, was man irgend fordern möchte; den gefeyertesten unter den Historikern des Alterthums wird er an die Seite gestellt; es scheint man müßte sagen, alle Erfordernisse eines Geschichtschreibers seyen in ihm zur Vollendung gelangt.

Doch möchte dagegen Mancher begründeten Einspruch erheben. Thuanus schrieb nicht für die Nation, er schrieb für die gebildete Welt — wie jene Zeit meinte —, wir würden sagen die Gelehrten im Allgemeinen, und hat deßhalb die lateinische Sprache gewählt. Es hat dies seinen Ruhm vielleicht nur vergrößert. Die französische Sprache stand in ihrer Entwickelung der italiänischen nach; so war es schwer, den großen Vorbildern ihrer Literatur sich anzuschließen, und wie Guicciardini, Macchiavelli, Jovio und Adriani in der eigenen Sprache zu reden. Es blühten damahls die classischen Studien wie kaum zu einer anderen Zeit durch Männer wie die Pithou, Scaliger, Casaubonus, sie waren ein Gemeingut aller Nationen und verbanden sie unter einander. So ist die Wahl des Autors gerechtfertigt, aber auf unserem Standpuncte werden wir sie schwerlich unbedingt billigen.

Eine strenge Prüfung der Leistung Thuans wird aber ein Anderes noch entschiedener hervor

zu heben haben. Es ist das umfangsreiche, weitläufige Buch in allen Theilen mit Eleganz und mit historischem Sinne geschrieben; aber die größere Hälfte ist eine Compilation aus fremden Quellen, denen der Schriftsteller ohne tieferes Urtheil und strenge Critik sich anschließt; er hat hier nur zusammen getragen und an einander gereihet, ohne den ganzen Stoff, den er umfaßt, geistig zu verarbeiten. Es ist deshalb das Buch in seinen verschiedenen Theilen von sehr verschiedenem Werthe nicht bloß nur sehr beschränkt als verläßliche Quelle zu gebrauchen, sondern auch als künstlerisches Ganzes minder vollendet zu nennen, als es vielleicht bey größerer Beschränkung auf ein Gebiet, das er ganz beherrschte, aus de Thous Feder hervor gegangen wäre.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat dies zum Theil auch selbst gefühlt, aber es ist ihm der Unterschied nicht deutlich geworden; er hat überhaupt das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Quellen zu flüchtig und kurz abgefertigt. Es werden nur die Stellen, wo Thuan selbst seine Gewährsmänner nennt, sorgfältig zusammen gestellt, aber über die Art und Weise der Benutzung aus eigener Kenntniß derselben wird nichts gesagt. — Es führt uns dies dahin, den Hauptmangel der Schrift zu bezeichnen: der Vf. hat nicht aus der Mitte umfassender Studien über die neueren Historiker heraus diese Monographie verfaßt, sondern durch das Thema äußerlich angeregt ist er an die Lösung der Aufgabe gegangen. So ist fleißig vieles zusammen gelesen, aber es fehlt die nähere Kenntniß der Zeit; die übrigen Historiker jener Jahrhunderte, neben die gehalten dem Thuan erst seine gebührende Stelle angewiesen werden kann, blieben Hn D.

unbekannt. Weder das Urtheil über den Werth seiner Geschichte, noch die Uebersicht seines Lebens und seiner Thätigkeit im Staate, können deshalb als befriedigend gelten. Aber wir finden hier manches zusammen, was z. einer richtigen Schätzung beyträgt. Dasselbe gilt von dem Kapitel, wo von den Schriften Thuans im Allgemeinen die Rede ist; über seine Gedichte, die Abfassung der Geschichte, die libri de vita sua wird ausführlich und im Einzelnen gesprochen. Gegen die Behandlung ließe sich freylich auch hier noch manches sagen; den Versuch, die letzteren dem de Thou zu vindicieren, kann ich wenigstens nicht als gelungen bezeichnen, fast hat die Darstellung des Verfassers selbst mich von dem Gegentheile überzeugt.

Es lag in dem Zwecke der Schrift, das Verdienst des de Thou vorzugsweise im Vergleich mit den historischen Werken des Alterthums zu würdigen; der Verfasser wird dadurch veranlaßt, auch allgemeinere Ansichten über historische Kunst und Wissenschaft zu äußern. Eine auf tiefere Kenntniß gestützte Reife läßt sich in einer ersten Arbeit nicht erwarten; es scheint, der Verf. hat nur gelegentlich den Geschichtschreibern seine Aufmerksamkeit gewidmet, und vorzugsweise anderen Zweigen der Wissenschaft seine Studien zugewandt. So finden wir es natürlich, daß hier mehr die Meinungen Anderer, und zum Theil der größten Denker unseres Volkes, zusammen gestellt, unter einander abgewogen, an die Werke der Alten und dann wieder die Leistung de Thous angehalten werden, als daß eine mit geschickter Hand gezogene Parallele uns die Verwandtschaft zwischen ihm und jenen großen Vorbildern zeigte, und zugleich die nothwendige Un-

terscheidung hervor höbe, die aus der Kluft zwischen der Welt, in der er lebte, und den Jahrhunderten des Alterthums nothwendig hervor ging.

Der Verf. zeigt ein edles Streben, eine schöne Begeisterung für Wissenschaft, die sich mit Gesinnung verbindet; das Buch ist dem Andenken Niebuhr's gewidmet. Es mag dazu dienen, unter uns das Andenken des großen Franzosen neu zu beleben. Wir brauchen seinem Verdienste gegenüber uns nicht zu schämen; schon Sleidan hat nur in etwas anderer Weise fast das Gleiche in Deutschland geleistet; seitdem stellt die Historie noch andere Anforderungen, und keiner mehr als Niebuhr hat uns ihre Bedeutung gelehrt. Auf diesem Standpuncte wird uns das Verdienst de Thous geringer erscheinen als die früheren Jahrhunderte, noch ein Lessing es schätzen durften. — Wo wir irgend die Quelle seiner Darstellung nachzuweisen vermögen — und fast überall, wo er nicht aus eigener Kenntniß spricht, sind wir dazu im Stande — ist das Werk für uns von geringem Werthe. Und was von dem herrlichen Buche Guicciardini's gilt, daß es nur mit Behutsamkeit und weiser Beschränkung selbständigen Arbeiten zu Grunde gelegt werden darf, muß in weit höherem Maße von den 138 Büchern de Thous geurtheilt werden.

Dr G. Waitz.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.
Den 24. May 1838.

Hamburg.

Bey Fr. Perthes. Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr August Neander. XXVIII u. 675 S. in 8.

Um die Erscheinung und den Standpunct dieses ausgezeichneten Werkes verständlich zu machen, ist es nöthig, die früheren Hauptmomente dieses literarischen Gebietes kurz zu bezeichnen.

Im weitesten Sinne ist die Aufgabe eines Lebens Jesu so alt, als die christliche Literatur, ja fast die erste Aufgabe derselben. Unsere Evangelien sind der erste Versuch sie zu lösen. Aber es wäre wider die Ordnung, wenn sie mehr wären als der unvollkommene Anfang einer wahren Biographie Jesu. Dafür sind sie etwas viel Größeres geworden, die einzigen echten Quellen für alle folgenden Versuche; desto quellenartiger, je mehr die Kunst der Geschichtschreibung ihnen fremd geblieben ist. Seitdem sind viele Jahrhunderte verflossen, ehe der Gedanke einer Biographie

Jesu im strengen Sinne entstanden ist. Ascetische Darstellungen, harmonistische Zusammenstellungen, populäre Schilderungen und Abrisse mancherley Art hat man genug aus allen Zeiten. Der einfache, volle Glaube an die Wahrheit der evangelischen Geschichte, die kindliche Freude an den Erzählungen der Evangelisten, die man in ihrer Einfalt für eben so schön als heilig hielt, der zuversichtliche dogmatische Gebrauch derselben in der Wissenschaft, wie in der Erbauung, — ließen die Aufgabe einer critischen und künstlerischen Biographie kaum aufkommen. Man kann die Zeit beneiden, die in ihrer Unschuld und Unbefangenheit gewisse Arbeiten und Schmerzen noch nicht kannte. Allein seit die — soll ich sagen schmerzenvolle — Aufgabe durch den Bruch des alten Glaubens, die Macht des Zweifels und die Nothwendigkeit der Wissenschaft entstanden ist, kann es nicht helfen, sie abzuweisen, sondern nur, sie immer vollkommner zu lösen. Dies führt erst zur wahren Ruhe und Befriedigung. — Man irrt, wenn man meint, daß nur die deistischen und naturalistischen Angriffe die Aufgabe so nothwendig und schwierig gemacht haben. Sie haben das Ihrige dazu beygetragen. Aber weit mehr lag es in dem inneren Entwickelungsgange der Theologie, am Leben Jesu eine sichere historische Basis zu haben und diese ohne Widerspruch mit den Fortschritten der historischen Critik und Kunst zu behaupten. Hieraus erklären sich zum Theil wenigstens auch die Misgriffe oder Uebergriffe auf diesem Gebiete. — Der erste bedeutende Versuch eines Lebens Jesu ist der von Heß, dem ehrwürdigen und unvergeßlichen Antistes von Zürich, seit 1762, wo er zuerst erschien, doch noch nicht ganz veraltet. Das Werk ist bey aller seiner Popularität aus dem bestimmten wissenschaft-

lichen Bedürfnisse hervor gegangen, eine zusammen hangende und gewisse historische Anschauung vom Leben Jesu zu gewinnen. Das Bedürfniß der Wissenschaft war damahls leicht befriedigt, weil der Glaube noch frisch und lebendig war. Seitdem aber haben sich die Forderungen der historischen Critik und Kunst gesteigert, in dem Grade, in welchem der religiöse Glaube schwach und flau geworden. Hält dieser nicht rein und frisch an dem Gesammteindrucke des Lebens Jesu fest, so fehlt für die geschärften Augen und Waffen der historischen Critik der feste Punct. Das Leben Jesu wird dann, gerade je erhabener es ist, desto leichter ein Raub des weltlichen Zweifels und des zersetzenden Verstandes. Der glücklichste Fall ist, wenn so viel historische Wahrheit und Wirklichkeit, und in dieser so viel Großes und Erhabenes zurück bleibt, daß der Glaube, wenn er nicht alle Feuerkraft verloren hat, sich daran leicht wieder entzünden kann. Man kann sich dann immer wieder erholen, und inne werden, daß das religiöse Gebiet, insbesondere die religiösen Stiftungsepochen anderer Art sind, als das weltliche Gebiet und der gewöhnliche Verlauf der Dinge, und also auch von der historischen Critik nach einem ungleich höheren Maßstabe beurtheilt werden müssen. Auf diesem Standpuncte scheint das Leben Jesu von Dr Paulus zu stehen. Aber es hat den Widergewinnungsproceß kaum angefangen. Ungleich weiter ist es damit gekommen in dem Leben Jesu von Dr Häse; hier ist der entschiedene Trieb und theilweises Gelingen, den Glauben mit der Critik zu versöhnen. Beide Werke liegen in der natürlichen Entwicklungslinie der neueren Zeit, während das Leben Jesu von Langsdorf und der frühere Versuch von Venturini eben nur daran erinnern,

bis zu welchem Unverstande auch noch in der neueren Zeit der gemeine Menschenverstand sich verirren kann, wenn er sich vom Religiösen und der eigentlichen Quelle des Verständnisses los reißt. Man darf mit diesen Misgeburten das in gelehrter Hinsicht wohlgeborene und wohlgezogene Werk von Dr Strauß nicht zusammen stellen. Es wäre ungerecht, wenn man verkennen wollte, welche Förderung für die Lösung der Aufgabe hier gegeben und vorbereitet ist. Ein Werk ernster Wissenschaft und eines ausgezeichnet gebildeten Verstandes ist immer ein Gewinn, wenn es auch wehe thut und misbehaglich ist. Ich möchte es die nothwendige Schmerzensgeburt einer Zeit nennen, der es Gott gestattet hat, zu versuchen, wie weit die historische Critik ihren Bogen spannen kann, wenn sie auf den absoluten historischen Beweis, den handgreiflichen, ausgeht. Sie wird dann rein negativ. Es fehlt dem Werke nicht an positivem Inhalte, aber es ist kein anderer als die triumphierende Speculation auf den Trümmern und Leichen der heiligen Geschichte. Man könnte beruhigter seyn, wenn man auf diesen Trümmern einen wehklagenden Jeremias erblickte, denn ein solcher trägt auch in seinem Schmerzensantlitze die Weissagung eines neuen Baues. Aber wenn am Ende nichts bleibt als auf der einen Seite die vor und außer allem Christenthume fertige, speculative Idee, welche den religiösen Glauben im Gemüthe nicht bewährt, sondern aufgehoben hat, und auf der andern Seite nichts als der verwelkte und nur künstlich wieder gemachte Mythenkranz um ein zwar edles, aber doch gewöhnliches Haupt, so ist das Christenthum, welches das Heil der Welt gemacht hat, abgethan, und es kommt, ehrlich gesagt, doch am Ende darauf hinaus, daß acht-

zehn Jahrhunderte in einer zwar glücklichen — aber doch nie wahr gewordenen — Täuschung gelebt haben. So hat das Werk von Strauß die theologische Aufgabe, den Glauben mit der Critik zu versöhnen, nicht gelöst, sondern nur das Unversöhnliche aufgewiesen, indem es die historische Seite zerstört hat. Darüber, als über eine willkommene Befreyung des Glaubens von einem lästigen Stoffe, kann sich nur freuen, wer, wie der Verfasser der neuesten Schrift über Sage und Mythus, den Glauben als ein bloßes Leben in der Idee in das Gefühl so klaftertief versenkt, daß derselbe, gegen die historische Erscheinung und Wahrheit absolut gleichgültig, weder sieht noch hört. Immerhin! Nur sollte das nicht im Namen Schleiermachers gesagt seyn, denn dieser setzt den historischen Christus als wirklichen Glaubensstifter überall voraus, und kannte keinen anderen christlichen Glauben als den der Gemeinde. Diese fordert, so oft auch die Schule ihn verneint oder verkümmert, den historischen Christus immer wieder zurück, und es ist unverkennbar, daß die Theologie, deren Wurzel und Krone in der Kirche liegen, ihre Aufgabe nicht eher gelöst hat, als bis sie die Einheit der Idee und Wirklichkeit Christi wissenschaftlich nachgewiesen und gerechtfertigt hat. Dies ist der Standpunct des vorliegenden Werkes. Sein Verfasser ist mehr als irgend Jemand in der Zeit geeignet, jene Aufgabe bis auf einen gewissen Punct zur Lösung zu bringen. — Er hat das Christenthum frisch und innerlich erlebt, wie jetzt wenige. Man täusche sich nicht über den Nachtheil des Angebornen und von Geburt an Gewohnten! Es hat selten die volle Frische und Kraft und innerste Lebensgewißheit. Diese gehört aber dazu, um über eine Erscheinung richtig urtheilen zu können, welche

nur in den Wurzeln und Tiefen des Lebens ihre volle Wahrheit und Wirklichkeit hat, und erlebt seyn will. — Sodann aber hat ein Kirchenhistoriker vom ersten Range und gerade von der eigenthümlichen Art, wie unser Verfasser die Geschichte der Kirche anschauet und darstellt, zu einem solchen Werke einen ganz besonderen Beruf und Vorschub durch den Reichthum von Erfahrungen in der historischen Wissenschaft und Kunst, und durch die pragmatische Einsicht in den Zusammenhang und die Gesetze des geschichtlichen Lebens des Christenthums im Großen und Ganzen.

Man hat dem Werke des Dr Strauß vorgeworfen, daß es im Widerspruche mit seinem Titel keine Composition des Lebens Jesu sey, sondern eine Decomposition. Dies ist wahr, aber es lag in der Natur einer solchen Critik, und ist kein Unglück. Man sieht nun deutlicher als vorher das entblößte Geäder des Lebens Jesu wie es läuft, und wo die Puncte liegen, wo Leben und Tod sich entscheiden. Dies kommt dem vorliegenden Werke zu Gute, auch in sofern, als der Verf. bey aller Berücksichtigung der entgegen stehenden Critik doch ungehinderter die positive Composition des Ganzen verfolgen kann. In dieser, in der componierenden Anordnung, liegt ein Hauptverdienst des Verfassers. Die Anordnung selbst aber ist folgende:

Nach einer kurzen Einleitung, worin der Verf. die Anforderung einer gänzlichen Voraussetzungslosigkeit an den Verfasser des Lebens Jesu als unstatthaft zurück weist, die nothwendigen und willkürlichen Voraussetzungen unterscheidet, auch das Eigenthümliche, wodurch die Darstellung des Lebens Jesu vor der anderer Menschen sich auszeichnet, — worauf wir nachher zurück zu kommen

gedenken, — erörtert, läßt der Vf. das Ganze zerfallen in folgende Abschnitte: 1) Geburt und Kindheit Jesu, wo der Vf. den historischen Character der betreffenden evangelischen Erzählungen fest hält; 2) Bildungsgang und Leben Jesu bis zu seiner öffentlichen Wirksamkeit; hier die Untersuchung ob Jesu Bildung aus irgend einer der unter den Juden vorhandenen Schulen hervor gegangen sey; 3) Vorbereitung der öffentlichen Wirksamkeit Christi, zuerst die objective, die vorzugsweise in dem Vorbereitungsamte Johannis des Täufers liegt, dann die subjective, wo die Versuchungsgeschichte besonders in Betracht kommt; 4) Darstellung der öffentlichen amtlichen Thätigkeit Jesu nach einem sachlichen Zusammenhange, wo zuerst in drey Abschnitten der Plan Jesu das Reich Gottes zu stiften erörtert wird, und zwar so wohl im Allgemeinen, als insbesondere, wie derselbe sich an die alttestamentliche Vorbereitung anschließt und sich davon verschieden und eigenthümlich gestaltet hat; worauf dann sehr natürlich die Darstellung des Lehramtes Christi folgt, wodurch er jenen Plan ausführte. Hier werden zuerst die Principien seiner Lehrweise überhaupt auseinander gesetzt, sodann die Formen derselben, zusammen hängende Reden und Parabeln, deren wesentlicher Inhalt angegeben wird. Die neueren Untersuchungen machten es nothwendig, die Lehrweise Jesu bey Johannes von der synoptischen Darstellung derselben zu unterscheiden, aber auch ihre Zusammenstimmung nachzuweisen. Dann wird die accommodative Seite des Unterrichts Christi erörtert, die Berufung und Bildung der Apostel zu ihrem Amte, endlich die Wunder Christi im Allgemeinen und im Besonderen, zuerst die Krankenheilungen, sodann die Todtenerweckungen, zuletzt die Wunder Christi als Machttha-

der über die Natur. — Als Ergänzung dieses Abschnittes und weitere Entwickelung des Lebens Jesu bis zu seinem wunderbaren Schlusse wird im fünften Abschnitte die öffentliche Wirksamkeit Jesu nach der Zeitfolge dargestellt. Der Verf. unterscheidet sehr richtig die beiden Perioden, erstlich die Wirksamkeit Jesu von seinem ersten Auftreten in Peräa und Galiläa bis zu seinem feyerlichen oder messianischen Einzuge in Jerusalem, und zweytens von da an bis zu seiner Entbebung von der Erde. Die Anordnung der ersten Periode ist nach einer natürlich nur approximativ gemachten Combination der Johanneischen und synoptischen Darstellung gemacht worden. Indices beschließen das Ganze.

Diese Anordnung ist so natürlich und einfach, daß, wenn auch Einzelnes anders gestellt seyn könnte, wir doch im Wesentlichen keine bessere zu machen wüßten.

Was die historische Darstellung betrifft, so liegt es in der Eigenthümlichkeit des Stoffes und in dem Zwecke einer solchen Arbeit in jetziger Zeit, die rein darstellende oder schildernde Form, die eigentlich componierende, mit der untersuchenden, analysierenden zu verbinden. Sehr natürlich hat im Gegensatz gegen Strauß jene das Uebergewicht, und diese, je mehr sie polemisch werden mußte, desto mehr ihren Platz in den Noten bekommen. Man kann sich eine Art denken, wie ohne zerstreuende Noten beide Formen mehr künstlerisch zu einem Ganzen verbunden seyn können. Indeß kommt hier viel auf das Individuelle an; eine allgemeine Norm läßt sich jetzt schon um so weniger aufstellen, da wir überall nur erst anfangen und versuchsweise verfahren können. Zu Raphaelischen Compositionen, worin keine Studien mehr sichtbar sind, ist noch lange die Zeit nicht.

Der Verf. hat es kein Hehl, daß er mit einer bestimmten Voraussetzung das Leben Jesu dargestellt hat, nämlich mit der, daß Jesus der Sohn Gottes ist in einem Sinne, wie kein anderer Mensch. Er zeigt sehr gut, daß diese Voraussetzung keine willkürliche, sondern eine nothwendige sey, entstanden in dem Zusammentreffen jener Grundweissagung der menschlichen Natur, welche in der ursprünglichen Vollkommenheit liegt, mit dem Totaleindrucke vom Leben Christi zunächst in den Gemüthern der ersten Jünger, dann durch diese vermittelt im Bewußtseyn der Kirche. Allein diese Voraussetzung, der sich kein Christ entschlagen kann, soll nicht ungerechtfertigt bleiben. Ohne ihre Bewährung durch die Geschichte des Lebens Jesu im Einzelnen bliebe sie ein bloßer Gedanke, ein willkürliches Bild, und wäre nur eine gesteigerte Weissagung, welche ihre Erfüllung noch zu erwarten hätte. Ohne jene Voraussetzung aber, die eben nichts anderes, als die doch auch schon historisch gegebene Idee, haben wir für das Einzelne keine gehörig verbindende Einheit, und für das Ganze keine Stellung in dem welthistorischen Zusammenhange, worin es erscheint. Allein eben aus diesem Verhältnisse zwischen der Idee und der historischen Erscheinung Christi ergibt sich, daß ein solcher Begriff des Sohnes Gottes, wie er in den Formeln der älteren Schule trinitarisch bestimmt ist, nicht an die Spitze einer biographischen Darstellung gestellt werden kann. Der leitende Begriff muß eine wahrhaft menschlich historische Erscheinung gestatten, ohne das Specifische, Absolute in Christo aufzuheben. Das kann nur der Paulinische Begriff des zweyten, sündlosen Adam leisten. Dieser ist es denn auch, den der Verf. zum Grunde legt. Aber um der Unkundigen willen hätten wir

gewünscht, den Begriff weiter entwickelt und noch bestimmter, als geschehen ist, apologetisch begründet zu sehen. Leider ist in der Zeit so viel Voraussetzungslosigkeit oder Leerheit, daß man sich überall den christlichen Boden erst wieder gewinnen und dem Vernünftigen das Vernünftige beweisen muß. Es gibt Zeiten, welche die Idee des großen Mannes, des Reformators, des wahren Helden rc. aus ihrem vernünftigen Denken so gut wie verloren haben, die nicht mehr daran glauben. Kann es doch kommen, daß die Idee eines ehrlichen Mannes nicht mehr recht geglaubt wird. Das sind schlimme Zeiten! Wer in solchen das Leben eines großen Mannes beschreiben wollte, müßte der nicht die Idee desselben erst wieder erwecken und rechtfertigen aus den vorhandenen Elementen des vernünftigen Denkens? Ist es jetzt nicht so mit der Idee Christi?

Wollten wir nun ins Einzelne gehen, rechtfertigend, angreifend oder richtiger disputierend, so würden wir die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Rec. ist in den meisten Puncten mit dem Verf. einverstanden, wie es bey so voller Uebereinstimmung in den apologetischen, exegetischen und critischen Principien nicht anders seyn kann. Aber wir wissen beide, daß das nicht alle Differenzen ausschließt. Was der Verf. gegen einzelne Auslegungen in meinem Commentar über das Evangelium des Johannes einwendet, darüber behalte ich mir vor, an einem anderen Orte ausführlicher zu sprechen. Nur auf eine Hauptdifferenz sey mir gestattet, genauer einzugehen. Wenn ich im Allgemeinen sage, daß ich manches in critischer Hinsicht freyer oder auch negativer behandelt haben würde, so lautet das freylich sehr individuell. Allein es liegt dabey etwas rein objectives oder rein wissenschaftliches, ja practisches

zum Grunde. Es reicht hin, dies an einem Hauptpuncte deutlich zu machen. Rec. ist weit davon entfernt, den Erzählungen von der Geburt, und der ersten Kindheit des Erlösers allen historischen Character abzusprechen. Allein abgesehen noch von ihrem Inhalte, kann er denselben doch schon wegen der Form und der synoptischen Verhältnisse nicht den Grad von historischer Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit einräumen, wie den übrigen evangelischen Relationen. Wären jene gleich ursprünglich und glaubwürdig mit der evangelischen Tradition vom öffentlichen Leben Jesu, so wäre bey der Wichtigkeit ihres Inhaltes unbegreiflich, wie sie nicht von Anfang an zur Substanz der evangelischen Geschichte gehört haben und Basis dogmatischer Belehrung geworden seyn sollten. Augenscheinlich hat die schwankende fragmentarische Sage an ihnen besondern Antheil; sie würden sich sonst leichter pragmatisch verknüpfen und ausgleichen lassen. Nimmt man nun dazu, daß der Hauptpunct, die übernatürliche Geburt ohne männlichen Antheil, weit mehr den Character einer dogmatischen Idee, als einer historischen Erfahrung und Behauptung hat, wie denn auch das wirkliche religiöse Verständniß der Sache immer nur dabey stehen bleiben kann, daß Jesus aus dem heil. Geiste geboren ist, so wird mehr als wahrscheinlich, daß wir hier ein Element haben, welches nur in der Idee des Mythus würdig und für den christlichen Verstand befriedigend behandelt werden kann. Der Verfasser stellt S. 8 u. 9. die Alternative, daß, wenn man die streng historische Ansicht aufgebe, alles in der Kindheitsgeschichte entweder rein mythisch, ohne irgend eine geschichtliche Grundlage zu betrachten sey, oder so, daß auch was die übernatürliche Geburt betrifft, etwas Thatsächliches zum

Grunde liege, woran sich das Mythische geschlossen. Diese Alternative ist wenigstens nicht richtig ausgedrückt. Recens. verwirft beide Annahmen, wenn das Thatsächliche in der übernatürlichen Geburt etwas anderes seyn soll, als das ἐκ πνεύματος ἁγίου γεννηθέν. Auf diese Thatsache und nur auf diese deuten die Erzählungen selbst hin, und die apostolische Lehre ist damit in voller Uebereinstimmung. Aber was für eine Thatsache ist dies? Eine eben so gewisse, als daß der Himmel über der Erde ist, oder vielmehr, was Himmel und Erde überdauern wird, — daß Jesus der Heiland der Welt ist; aber eine Thatsache, wofür es keine andere historische Form gibt, als das ganze Leben und Wirken des Erlösers. Wer sie für sich nimmt und isoliert in die Erscheinung ziehen will, als eine einzelne äußere Thatsache, — verkennt die Grenze des Historischen. Am Ende muß man doch wieder aus dem historischen Gebiete in das speculative hinaus greifen, oder wie man das nennen will, was verschieden ist von der historischen Erkenntniß, — um den Standpunct des Denkbaren und Zweckvollen für das äußere Wunder zu gewinnen. Der Verf. sagt, der jüdische Monotheismus, die eigenthümlich palästinensische Volksidee von dem Messias, in der kein Gedanke an die übernatürliche jungfräuliche Geburt gewesen, hätten die Bildung eines solchen Mythus nicht gestattet; daher seyen auch die Ebioniten der Kindheitsgeschichte abgeneigt geblieben. Ganz recht! Allein daraus folgt nur, daß jenes mythische Element aus einem anderen Vorstellungskreiße hervor gegangen seyn muß, ich meine, aus demjenigen, der an den Grenzen des Kanonischen liegt und dies umspielt, und den ich bezeichnen möchte als eine gährende Mischung des Christlichen, Jüdischen und Hellenischen.

Diese Ansicht kann gefährlich scheinen. Aber wenn sie nur wahr ist! Das Wahre aber ist dies, daß der neutestamentliche Kanon nicht in absolutem Gegensatz gegen die Zeitbildung entstanden ist, sondern wie ein wahrhaft natürliches Gewächs aus dem Boden, worin er gewachsen ist, Elemente aufgenommen, dabey aber so viel reinen und kräftigen Keim und Kern hat, daß dem christlichen Verstande zu allen Zeiten möglich ist, von da aus zur wahren Unterscheidung der verschiedenen Elemente zu gelangen. Rec. scheuet sich nicht, sich zu dieser Ansicht zu bekennen, da er keinen schlechten Gewährsmann und Vertreter hat, den Doctor Luther, der schon zu seiner Zeit von jenem Kerne aus über den Brief Jacobi und die Apokalypse richtete. Luther wendete sich damit bloß zur doctrinellen Critik. Unsere Zeit ist reif genug, um dasselbe Princip auch auf dem Gebiete der historischen Critik geltend zu machen. Ueberhaupt aber, glaube ich, fordert das practische Bedürfniß der Kirche, die Standpuncte der Apologetik immer mehr so zu stellen, daß sie durch die fortschreitende Critik nicht erreicht und gestört werden können. Dadurch kommen die Standpuncte nicht in die Luft, sondern nur auf einen festeren Boden.

Zum Schlusse mag es noch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden, daß diese apologetische Biographie Christi bereits eine zweyte unveränderte Auflage erlebt hat. So sehr war es Bedürfniß, und so wenig die Furcht gegründet, daß durch Strauß die Kirche zerstört sey. Ihre Felsennatur wird sich auch in diesem Jahrhundert bewähren, und die Menschennatur nie verlernen, was seit Jahrhunderten zu ihrem Frieden gedient hat und ewig dienen wird. — Der neu erwachte Wetteifer um das Leben Jesu, —

ren Reihe mit dem zur Stellung von 10,000 Mann zu Fuß verpflichteten Könige von Oude beginnt. Wenn der Verf. hierauf von dem unnennbaren Glücke redet, welches den ostindischen Reichen durch die Herrschaft der Engländer zu Theil geworden, so ist Ref. weit entfernt, die Segnungen zu leugnen, welche dem Lande aus der festen Handhabung der Justiz, aus der Beschränkung tyrannischer Willkür mohamedanischer Gebieter, aus dem allmählichen Abschleifen barbarischer Sitten, vornehmlich aber aus der Verbreitung der christlichen Lehre erwuchsen; aber die Mittel der Gewalt, deren sich manche Vorsteher der Regierung in Calcutta bedienten, so wie die ganze Art und Weise, wie sich die Politik Englands in Ostindien entwickelte, erlauben ihm nicht, in den nachfolgenden Worten mehr als die Declamation eines Bürgers von Altengland zu erblicken. If the East India Comnany, heißt es S. 65., had never added one shilling to the wealth of England, one inch of dominion to her crown, or one leaf of laurel to its glory, the mere circumstance of establishing peace in a country such as India, which for countless ages had been a prey to every species of atrocity, which degrade men far below the level of the brutes, and which, under a less genial clime and fertile territory, would have converted the whole land into a howling wilderness — they would most assuredly deserve to be ranked among the noblest benefactors of the human race.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.
Den 26. May 1838.

London.

Beschluß der Anzeige: History of the british colonies.

Kapitel 2. Physische Beschaffenheit von Bengalen, Madras und Bombay. Uebersicht der Geologie, der climatischen Verhältnisse und der verschiedenartigen Productionen dieser Länderstrekken. Ein unerschöpflich reiches Gebiet in seinen Abstufungen vom Himalaya (Nepaul) bis zu den Niederungen Bengalens. Jenes Calcutta, der Stapel des Ostens, war noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein unansehnliches Dörfchen mit wenigen einsamen Hütten (a small straggling village); jetzt erheben sich dort königliche Paläste und das von Lord Clive angelegte Fort William mit seinen Baracken für 20,000 Soldaten mag wohl geeignet scheinen, dem Mittelpuncte der englischen Macht im Osten den erforderlichen Schutz zu verleihen. Das merkwürdige Hochland von Nil=ghiri, über welches der geistreiche Ritter uns so interessante Aufschlüsse gegeben hat,

finden wir (S. 86.) mit wenigen Worten bezeichnet. Genauer sind die Angaben über Bombay, das seit dem Jahre 1661, in welchem die Stadt von den Portugiesen an England übergeben wurde, seine Bevölkerung von 16000 bis auf 229,000 Einwohner mehrte. Daß wir hier eine Erörterung der in der Nähe dieser Stadt befindlichen indischen Alterthümer vermissen, die auch (S. 230.) bey Gelegenheit der indischen Architectur nur vorüber gehend berührt werden, mag in der vorzugsweise practischen Tendenz des Werkes seinen Grund haben. Dann folgen wir dem Verf. den Indus hinauf zu den Riesenbergen Asiens, abwärts nach Arracan, endlich nach Madras. So dankenswerth die bey dieser Gelegenheit mitgetheilten geologischen Nachrichten sind, so gestehen wir doch, daß sie nach den Arbeiten Ritters keinesweges genügen können. Diese Treue des deutschen Fleißes, verbunden mit dem scharfen, ungetrübten Blicke der Beobachtung, dieses Eingehen und Anschmiegen an die Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geistes steht allerdings so einzig da, daß wir meinen, es könne nur ein zweyter Ritter des ersten entbehren, wenn er die geheimen Wunder der Natur vor uns aufschließt. Man vergleiche z. B. in dieser Beziehung S. 139. des vorliegenden Werkes mit dem Excurse des deutschen Geographen über die Palmen. Es ist unserem Verf. überall mehr um ein genaues Specialisieren, als um den großartigen Ueberblick des Ganzen zu thun, und wir zweifeln nicht, daß die Aufzählung von Baumarten in Nepaul und den Besitzungen jenseits des Ganges (S. 143—154.) dem Botaniker höchst erwünscht ist. Dann zum Thierreiche übergehend, vernehmen wir, daß innerhalb der letzten vier Jahre allein in der nächsten Nachbarschaft der

Stadt Agra gegen 1000 Kinder von Wölfen zerrissen sind, ein Umstand, der darin seine Erklärung findet, daß der Aberglaube der dortigen Bewohner der Vertilgung dieser Bestien im Wege steht.

Kap. 3. Die Bevölkerung des britischen Indien. Mit peinlicher Genauigkeit ist die Zahl der Einwohner in Provinzen und Städten tabellarisch verzeichnet. Beym Uebergange auf die einzelnen Stammvölker bezieht sich der Verf. auf die auch in Deutschland hinreichend bekannten Reiseberichte des unvergeßlichen Heber. Hart klingt es, wenn der Verf. bey der Characteristik der verschiedenen Stämme mit den insidious, cruel and talented Brahmins beginnt. Hierauf folgt eine Beschreibung der Körperbildung der Hindus, ihrer Kleidung und Lebensweise, ihrer Bauart und häuslichen Einrichtung, der festen Dörfer im Norden der Ghauts, der reichhaltigen Literatur und des Kunstsinnes jenes merkwürdigen Volkes, bey dessen Schilderung hauptsächlich die Berichte von Heber zum Grunde gelegt sind. Kap. 4. Die englische Regierung in Ostindien, Justizhöfe, Land- und Seemacht, kirchliche Angelegenheiten, Medicinalwesen. Hier stoßen wir zuerst auf die Vertheilung des 'capital stock' von 6 Millionen zwischen 3579 Eigenthümern, deren einige 4 Stimmen haben, während der größere Theil, wegen zu geringen Antheils am Capitale, vom Stimmrechte ausgeschlossen ist; hiernach auf die vom board of Control und von 24 Directoren (court of Directors) ausgehende Verwaltung, deren verschiedene Branchen von 3 Senaten (Committees) besorgt werden. Die Geschäftführung der drey großen Präsidentschaften und der Lieutenantschaft (Lieutenancy) von Agra ist mit großer Genauigkeit

verfolgt, die Besoldung der bey den Gerichtshöfen angestellten Personen, die Vertheilung der Policeyofficianten in den einzelnen Districten, die Bestandtheile des aus fast 200,000 Mann zusammen gesetzten Heeres, bey welchem nicht weniger als 4487 europäische Officiere ihr Unterkommen gefunden haben und dessen Unterhaltung sich im Jahre 1830 auf mehr als 9 Millionen L. belief, einzeln namhaft gemacht. Kap. 5. Die finanziellen Verhältnisse. Eben so einfach als schön spricht sich der mit Recht auf die Verfassung seines Inselreiches stolze Engländer in der Einleitung dieses Kapitels aus. The prosperity of a nation is materially dependant on a just system of finance, the leading principles of which are, that every individual shall contribute to the maintenance of a Government in proportion to the property he possesses, in order to protect him from domestic tyranny or foreign aggression, and that every individual contributing a quota shall have a voice in regulating its disbursement. Nachdem uns im Allgemeinen der Belauf der directen Steuern in Ostindien auf fast 12 Millionen, der der indirecten auf fast 6½ Millionen L. angegeben ist, geht der Verf. zu den einzelnen Arten der Besteuerung über, deren Betrag für die verschiedenen Provinzen durch tabellarische Uebersichten anschaulich gemacht wird. Dann verbreitet er sich über die Bank von Bengalen und über die Schulden, welche auf den ostindischen Besitzungen haften. Kap. 6. See- und Landhandel Ostindiens nach England, dem europäischen Continente, Amerika, China und den östlichen Inselgruppen. No two countries could be better adapted by Providence for the blessings of commerce than the parent and

dependent state; the one a small and insulated kingdom in the western ocean, teeming with a hardy, industrious and ingenious population, two thirds af whom are engaged in manipulating and vending the produce of more genial climes; and from their numbers, compared with the area of habitation, pressing close on national subsistence, while peace and foreign competition are daily excluding them from the monopolized commerce heretofore possessed; — the other an almost illimitable territory in the eastern world, connected, though separated by the navigable ocean, rich to overflowing with every bounty, with which nature has enriched the earth, and peculiarly so in those agricultural products necessary to the manufactures, comforts and luxuries of the more civilized nation. Hier stoßen wir zuerst wieder auf die trefflich geordneten Tabellen von Exporten und Importen, deren Zahl und Werth nach den einzelnen Gegenständen und nach einer gewissen Reihe von Jahren berechnet ist. Mag es uns bey dieser Gelegenheit vergönnt seyn, einige der vorzüglichsten Gegenstände der Ausfuhr namhaft zu machen. 1831 wurden 30,000 (1827 45,300) Kisten mit Indigo ausgeführt; 1818 keine 15 Millionen, dagegen 1834 mehr als 81 Millionen Pfund Baumwolle gewonnen; 1816 etwa 3000, und 1833 mehr als 21,000 Kisten mit Opium (größtentheils nach China eingeschwärzt) zum Werthe von 14 Millionen spanischer Dollars bereitet. Gegen diese fast unglaubliche Quantität tritt der Werth des ausgeführten Zuckers und Pfeffers (letzterer ist vom Jahre 1815 bis 1828 von 18 auf 14 Millionen Pfund gesunken), als von geringem Belange, zurück. Hierauf wird

der Handel Ostindiens mit Nordamerika, dem persischen und arabischen Golfe und den östlichen Inseln nach den Ergebnissen verschiedener Jahre zusammen gestellt. Kap. 7. Die Presse, Erziehung, Religion, Sclaverey, sittlicher Zustand Ostindiens. Noch 1814 gab es für Bengalen in der Calcutta Govern. Gazette die einzige einheimische Zeitung und 1830 gab es daselbst nicht weniger als 30 Zeitungen und Journale, deren Zahl sich in den fünf darauf folgenden Jahren noch um 7 vermehrte; eine Erscheinung, an die sich mehr als eine Betrachtung der Zukunft jenes Landes anknüpft. Aber der Engländer bewundert in stolzer Sicherheit die von ihm ausgegangenen Schöpfungen und deren segensreiche Rückwirkungen auf das Mutterland, ohne sich die Gegenwart durch einen Blick in kommende Zeiten zu trüben.

Nachdem uns der Verf. eine Vergleichung der brahminischen Bevölkerung mit der muhamedanischen, parsischen und christlichen gegeben hat, zeigt sich uns ein merkwürdiges Verhältniß zwischen den in England und in Bengalen begangenen todeswürdigen Verbrechen. Während 1827 auf die 12 Millionen Menschen des erst genannten Landes 1529 Todesurtheile kamen, fielen deren in Bengalen, bey einer Bevölkerung von 60 Mill. Menschen, nur 55 vor. Hiernach dürfte der Standpunct der Sittlichkeit der Hinduvölker ein wesentlich anderer seyn, als ihn der Verf. früher angegeben hat.

Kap. 8. Ceylon. Zunächst eine kurze Uebersicht der Geologie und des Clima, dann seiner Erzeugnisse in den verschiedenen Reichen der Natur, seiner Geschichte, seiner Bevölkerung und deren Zunahme, seitdem die Insel die Hoheit Großbritanniens anerkennt. Daran knüpft sich

eine gedrängte Erörterung des Buddhaismus, der Gerichtsverfassung, See- und Landmacht, des Missionswesens und des Handels. Während sich das 9. Kap. über die Dampfschifffahrt nach Ostindien verbreitet und die Vortheile und Nachtheile des Weges um Afrika mit dem durch den arabischen Golf zusammen hält, erörtert das 10. Kap. die Besitzungen und Verbindungen Englands auf der hinterindischen Halbinsel. Hier stoßen wir zuerst auf die Prince of Wales-Insel, deren Ausfuhr sich 1828 bis zum Werthe von 3½ Millionen Rupien belief; hierauf, zum Festlande übergehend, auf das 1825 von Holland abgetretene Malacca. Die immer wachsende Wichtigkeit von Singapore ist nach Verdienst hervor gehoben.

Zweyter Theil. Westindien. Kap. 1. Das britische Guyana. Dieses Gestadeland des Essequebo, Demerara und Berbice, welches einen Raum von 100,000 (engl.) □Meilen einnimmt, wurde 1796 von Sir Ralph Abercrombie den Holländern entrissen, diesen im Frieden von Amiens restituiert und nach dem unlange hierauf erfolgten Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich abermahls von den Engländern besetzt. Das Land bietet an dem Küstensaume, vermöge seines von unzähligen kleinen Gewässern durchschnittenen Alluvialbodens, eine auffallende Aehnlichkeit mit Holland, während es tiefer im Innern mit Savannen und wellenartig aufsteigenden Fruchtgefilden wechselt. Aus diesem Grunde bewähren sich die oberen, größtentheils von Indianern bewohnten Gegenden als ungleich gesünder, denn der niedere, mit Plantagen bedeckte Küstensaum, dessen tropisches, durch keine Höhenzüge gemildertes Clima sich den europäischen Naturen immer gleich verderblich gezeigt hat. Bey der Ent-

deckung dieses Landstriches fand man auf ihm eine dicht gesäete Bevölkerung, während jetzt die Zahl der Eingebornen auf eine unglaubliche Weise reduciert ist. Unter ihnen haben die Caraiben den eigentlichen Typus ihres Characters am treusten erhalten. They are the most brave, credulous, simple, obstinate and open in their resentments of all the Indian nations. Unter den Exporten von Essequebo und Demerara stehen Baumwolle (hiervon wurden 1810 7 Millionen, 1831 nur 420,000 Pfund gewonnen), Caffee, dessen Ausfuhr sich in 20 Jahren um fast 20 Millionen Pfund verringert hat, Rum und besonders Zucker voran, von welchem letzteren 1810 22½ Millionen, 1831 81 Millionen Pfund bereitet wurde. Nächst diesen Erzeugnissen wird vornehmlich mit Droguerieewaaren ein erheblicher Verkehr getrieben. Die Regierung Guyanas beruht im Wesentlichen noch auf den 1803 hier vorgefundenen Institutionen, wenn schon nicht fehlen konnte, daß dieselben im Laufe der Zeit manchen Modificationen unterlagen. Dadurch, daß jeder männliche Bewohner vom 16. bis zum 50. Jahre sich in die Miliz einschreiben zu lassen gezwungen ist, hat der Gouverneur über eine Macht von 5000 Gewaffneten zu gebieten.

Kap. 2. Jamaica. Als unter Cromwell eine englische Flotte in See stach, um Hispaniola zu besetzen, wurde dieses Unternehmen freylich durch die Wachsamkeit der Spanier vereitelt, aber Jamaica erlag 1665 den Angriffen des Admiral Penn und seitdem sah man von hier aus kühne Piraten den spanischen Schiffen auflauern. Hier war für ihre blutige Beute der große Markt, der lange Zeit von den englischen Statthaltern unbeschränkt blieb. Im Jahre 1659 zählte die Insel eine Bevölkerung von 4500 Weißen und 1400

Negern; elf Jahre später schätzte man die Zahl der Einwohner bereits auf mehr als 15000; 1746 zählte man 10,000 Weiße und mehr als 112,000 Schwarze, und 1833 berechnete man die gesammte Bevölkerung auf etwa 500,000 Menschen. Die bis zu 7770 Fuß aufsteigenden Gebirge bargen schon frühzeitig in ihren Schluchten eine Anzahl jener Maronen, die bis auf diesen Augenblick dem Pflanzer den ruhigen Genuß seines Besitzthums verkümmern. Die in 3 Grafschaften eingetheilte Insel ist reich an trefflichen Häfen; blühende Städte an der Küste, überall ein bewegtes Handelsleben. Der fette, schwere Boden wirft allein durch den Bau des Zuckerrohrs einen jährlichen Ertrag von 1½ Millionen L. ab. Die Ausfuhr des Caffees gibt der Verf. auf 20 Millionen Pfund an. Die Verwaltungsausgaben der Insel, unter denen sich 5500 L. für den Gouverneur, 7000 L. für den Receiver general, 23,600 L. für die Geistlichkeit und 157,000 L. für das Kriegswesen befinden, belaufen sich auf 370,000 L.

Kap. 3. Trinidad. 1797 gerieth mit Port of Spain dieses reiche Besitzthum fast ohne Widerstand in die Hände des Admiral Harvey. Seitdem verblieb die Insel der englischen Krone. Trinidad, gesünder als Guyana, ist, seitdem es sich in der Gewalt Englands befindet, zu einer früher nicht geahneten Wichtigkeit gelangt. Von 1799 bis 1831 stieg die Ausfuhr des Zuckers von 8½ Millionen bis auf fast 39½ Millionen, des Cacao von 258,000 bis 1,480,000 Pfund. Die Masse des erzeugten Caffee und Rum vermehrte sich um das Dreyfache, und nur die Production der Baumwolle zeigte sich im Abnehmen (von 323,000 auf 6000 Pfund). Seitdem statt der sorglosen Spanier die Engländer über Trinidad

wachen, hat sich die Bevölkerung von 17000 auf 41,000 Seelen gehoben. Wie in Jamaica ist auch hier jeder freye Mann zum Dienste in der Miliz verpflichtet. — Kap. 4. Tabago. Nach einer kurzen, aber interessanten Uebersicht der Geschichte dieser von Holländern und Spaniern, dann von Kurländern und Franzosen, endlich im Frieden von 1763 an England abgetretenen Insel, erörtert der Vf. mit seiner bekannten Gründlichkeit die physicalische und geologische Beschaffenheit derselben, ihre Erzeugnisse und Bevölkerung, geht dann Kap. 5. zu Grenada über und läßt sich in Kap. 6. über St. Vincentius aus, dessen Gesammtbevölkerung sich von 1764 bis 1831 um mehr als das Dreyfache vermehrt hat, und dessen Verwaltung mit der Summe von etwa 39,000 L. bestritten wird. Die Einfuhr der Insel berechnet der Vf. für das letzt genannte Jahr zum Werthe von etwa 253,000, die Ausfuhr von 287,000 L. Kap. 7. Barbadoes, dessen Exporte vornehmlich in Aloe, Zucker und Rum bestehen. Aehnlich wie in Jamaica, wird die Regierung von einem Gouverneur, einem gesetzgebenden Rathe und den ständischen Abgeordneten geleitet. Kap. 8. St. Lucia. Seit 1803 erkennt diese Insel, in welcher französische Bevölkerung, französische Sitte und Sprache und immer noch die Liebe zu dem alten Mutterlande (french feelings) vorherrscht, die Hoheit der englischen Krone an. In Kap. 9 und 10. werden Dominica und Montserrat, in Kap. 11. Antigua abgehandelt. Letzteres, bey dessen Entdeckung durch Columbus (1493) nach der Kirche Santa Maria de la Antigua in Sevilla benannt, ist reicher an Häfen und bequemen Golfs als irgend eine Insel der westindischen Gewässer. Antigua wurde 1741 von 3500 Weißen und 27000 Afrikanern,

74 Jahre darauf von 3200 Weißen und 36000 Schwarzen bewohnt. Kap. 12. St. Christopher, Anguilla ꝛc. Kap. 13. Die Bahama-Inseln, unter ihnen das durch die am 12. October 1492 geschehene Entdeckung vorzugsweise bekannte St. Salvador. Kap. 14. Die Bermuden. Kap. 15. Honduras, jenes südlich von der Halbinsel Yucatan gelegene Festland, mit einer Ausdehnung von 62,750 (engl.) Quadr. Meilen, durch gewaltige Bergzüge im Westen von den ehemahligen Besitzungen Spaniens getrennt. Von hier bezieht England den größeren Theil seiner feinen Hölzer (Mahagony, Logwood und Nicaragua). Kap. 16. gibt eine General-Uebersicht des gesammten westindischen Handels, welcher sich zahlreiche Tabellen der aus- und eingeführten Artikel mit Berechnung ihres Werthes anschließen.

Dritter Theil. Die Besitzungen Englands in Nordamerika. Die genauere Beleuchtung dieser Landestheile muß gerade jetzt, wo dieselben von einer nach allen Seiten sich verbreitenden Bewegung, deren frühere oder spätere Folgen in ihrem ganzen Umfange schwer zu ermessen seyn dürften, ergriffen sind, ein ungetheiltes Interesse erwecken. Die mit besonderem Nachdrucke hervor gehobenen Worte der Vorrede: 'If the empire of Britain be destined to crumble into fragments, it will not be by fraud or force from without, but by treachery and cowardice from within' scheinen mit mancher schleichenden Anklage gegen einige Organe des Unterhauses in Verbindung gebracht werden zu müssen. Wenn der Verf. dann fortfährt: 'The finest portion of the North American continent is still an integral part of that empire; its people affectionately attached to the parent state and daily strength-

ening and consolidating our national resources and power; if we act justly towards those colonists, we have nothing to apprehend from the encreasing maritime power of the United States, or the augmenting territorial acquisitions (Algier) of our Gallic neighbour; — on the contrary, by a wise course we may place our northern colonists in a position to become the invaders, and not, as before, the invaded, should the United States continue threatening, as they now do, hostilities, while we have a good prospect of getting back some of the fertile territory, which the ignorance or weakness of diplomatists allowed our crafty neighbours to seize', so muß man von der einen Seite hinzu fügen, daß die jüngsten Ereignisse am Lorenzstrome diesen Ausspruch nur bedingungsweise bestätigen, während andererseits die Wahrheit der Behauptung, daß die vereinigten Staaten durch eine Bevölkerung von 2 Millionen Schwarzen einen Keim unabsehbaren Verderbens in sich nähren, nicht geleugnet werden möchte.

Kap. 1. Nieder-Canada. Nach voraus gegangener vorzugsweise genauer Erörterung der Geschichte dieses Landstrichs, führt uns der Verf. die physische Beschaffenheit desselben vorüber. Von 1662 bis 1831 hat sich die Bevölkerung Quebecks von 50 bis auf fast 25000 Einwohner gehoben; die Stadt wird zu den Festungen ersten Ranges gezählt und trägt in ihrem Aeußern unverkennbar den französischen Character. Die Zahl der Einwohner wird von der Montreals um 10,000 Köpfe überstiegen. Ringsum ein reiches, fruchtbares Land, vornehmlich da, wo Waldungen des härtesten Holzes (z. B. Eichen, Ahorn u. s. w.) sich zeigen; nur am Gestade bemerkt

man mitunter einen leichten Sandboden. Dann geht der Verf. zu der Bevölkerung von Nieder-Canada über, einem Gegenstande, der unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Den hieselbst von Europäern geführten Kriegen wird zunächst die Aufreibung der Urbewohner zugeschrieben, 1676 rechnete man sämmtliche europäische Bewohner des Landes auf 8415, und 1822 auf 364,556 Seelen; von diesem Zeitraume bis 1831 mehrte sich ihre Zahl um etwa 180,000. The character of the Canadians partakes of the source whence they spring; if of French descent, levity and servility gives place to easiness, or rather mildness of manner, combined with a manly but yet respectful freedom of deportment; de descendents of the English lose the rusticity and boorishness of their ancestors, and with abundance of the necessaries of life, and leisure for the improvement of their minds, the natural saturnine character of the British is relieved with a pleasing buoyancy of spirits, and enthusiasm of action. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der französischen Abstammung an, die, der katholischen Kirche zugethan, in der fröhlichen Feyer des Sonntags einen grellen Contrast mit den Puritanern bilden, und in Kleidung, Sitte und Lebensweise eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Landmanne der Normandie verrathen. The people of Canada possess, heißt es S. 96., a bold spirit of independence, a piety freed from bigotry and a polite dignity, which makes the poorest peasant appear a gentleman. Die nachfolgende Erörterung gibt uns, wenn sie schon im Anfange einigen Modificationen unterworfen werden dürfte, im Allgemeinen den Grund des jetzigen

Aufstandes am Lorenzstrome an. The people, sagt der Verf. S. 137., and their representatives profess an allegiance to the Crown of Great Britain; they are desirous of maintaining a connexion, which many of them have shed their blood and expended their treasures in upholding; they are no burthen to England, their revenue is sufficient for their wants; they have no debt and they consume a large quantity of british manufactures and produce. It cannot be denied, that the majority of the Canadians now supplicate for a change in the constitution of the councils, especially in that of the legislative council; they pray that it may be no longer a mere ministerial board, but an elective chamber, as in the United States, chosen by a higher class of electors than those, who send representatives to the Lower House. I have every confidence that the British ministry and Parliament will grant to respectful entreaty what they may consider it just to acquiesce in; and it is not to be expected, that the same fatuity is to mark the proceedings of the Colonial office in 1834, as was the case in 1774. — Der Werth der Einfuhr wird auf 1,700,000, der der Ausfuhr auf 1,190,000 L. angegeben; erstere besteht vornehmlich in Wein und Colonialwaaren; letztere in Holz und Weizen. 19 Zeitungen, von denen 4 in Quebeck erscheinen, gehen aus Nieder-Canada hervor.

Kap. 2. Ober-Canada. Ein gedehnter Landstrich, mit Gebirgen, dichten, wildreichen Waldungen und fettem Ackerboden wechselnd, von riesigen Seen begrenzt und eingefurcht, von Strömen und Canälen durchschnitten, überall

eine freygebige, dem Handel die Hand bietende Natur, mit einer Bevölkerung, die sich in zehn Jahren um fast 150,000 Menschen vermehrte. 50,000 Milizen stellt diese Provinz, as gallant rank and file, as could be turned out in any part of the United Kingdom. Der siebente Theil des auf 26 Millionen Acres culturfähigen Landes ist für die Erhaltung der protestantischen Geistlichkeit bestimmt. In dem einzigen Toronto erschienen 1834 7 Zeitungen. — Kap. 3. Neu-Schottland. Diese Halbinsel mit einer Ausdehnung von 15,617 (engl.) Q. Meilen zeigt durchweg einen wellenförmigen Boden, dessen höchster Punct jedoch nicht über 810 Fuß aufsteigt. Der Hafen zu Halifax gestattet zu allen Zeiten eine freye Einfahrt und vermag tausend Schiffe in sich aufzunehmen; 20,000 Menschen bewohnen die Stadt, deren Häuser sich durch Eleganz und gefällige Formen auszeichnen. Das 1827 von etwa 127,000 Seelen bevölkerte Land wurde längere Zeit von Colonisten gemieden; es galt für rauh und morastig, bis man später den ganzen Werth desselben schätzen lernte; gegen 22,000 Milizen sind enrolliert. Die Einfuhr dieser Provinz stieg 1833 auf 1 Million, die Ausfuhr auf gegen 900,000 L.; letztere besteht vornehmlich in Fischen und Holz.

Nachdem der Verf. in Kap. 4, 5 u. 6. Cap Breton, Neu-Braunschweig und Prinz Edwards-Insel abgehandelt hat, geht er Kap. 7. zu Newfoundland und der Küste von Labrador über. Der Handel der erst genannten Insel wird zum Werthe von 2 Millionen L. angeschlagen; allein nach den vereinigten Staaten werden jährlich 500,000 Centner (quintals) Kabeljau ausgeführt. Kap. 8. erstreckt sich über den Handel der englischen Besitzungen in Nordamerika im Allgemeinen; Kap.

9. über die Besitzungen am stillen Ocean. Das 10. Kap. endlich handelt über die Einwanderung in die genannten Länder.

Hav.

(Die Anzeige von Th. 4 u. 5. nächstens.)

Nikolaus Anton Friedreich. Ein biographischer Denkstein. (Ohne Angabe des Druckortes.) 1837. 15 Seiten in Quart.

Diese wenigen Blätter sollen dazu beytragen, das Andenken eines Mannes zu erhalten, der als practischer Arzt und clinischer Lehrer sich sehr auszeichnete, dessen geistige Wirksamkeit aber bloß in seinen Schülern fortlebt, indem er als Schriftsteller sich nur durch 6 Programme bekannt machte. Würzburg war der Ort, wo er (am 24. Febr. 1761) das Licht der Welt erblickte, und wo er später als dirigierender Arzt des Juliushospitals bis zum Jahre 1819 ein weites Feld für seine segensreiche Thätigkeit besaß. Krankheit und Erblindung nöthigten ihn seine Stelle nieder zu legen; der Tod befreyete ihn von seinen Leiden am 5. Sept. 1836.

Zu seinen öffentlich anerkannten wissenschaftlichen Verdiensten gehört die Unterscheidung der Gesichtslähmung durch äußere Veranlassungen von der durch innere, oder die der rheumatischen von der apoplectischen; dann seine auf zahlreiche Leichenöffnungen gestützte Nachweisung, daß Typhus keine Hirnentzündung sey, und daß derselbe je nach dem Character der Epidemie verschieden behandelt werden müsse. Seine Angaben über die heilsamen Wirkungen des Ragozi in Kissingen bey chronischen Leberkrankheiten sind durch die Erfahrungen der neuesten Zeit vielfach bestätigt worden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.
Den 28. May 1838.

Göttingen.

Der 10. May war der Tag, an welchem vor 60 Jahren der älteste Lehrer unserer Juristenfacultät, der Herr Geheime Justizrath und Professor **Hugo**, die Doctorwürde von der juristischen Facultät zu Halle erhalten hatte. Der Jubilar hatte zwar nicht nur jede öffentliche Feyer sich verbeten, sondern wich auch den vielen ihm an diesem Tage zugedachten Glückwünschen durch eine Reise nach Cassel aus. Dennoch aber fand er am Tage seiner Rückkehr so viele herzliche und ehrenvolle Beweise der Theilnahme aus der Nähe und aus der Ferne vor, daß eine Nachricht davon in diesen Blättern nicht fehlen darf. Schon in Cassel fand er den Hn Professor Pernice aus Halle vor, der von der dortigen Juristenfacultät ihm das erneuete, prachtvoll ausgestattete Doctordiplom zu überreichen beauftragt war. Noch während seiner Abwesenheit war von einer Deputation des academischen Senats und der Facultät ihm ein in den gnädigsten Ausdrücken ab-

Daß die hier erwähnte Feyer bereits die 17te dieser Art war, die bey unserer Universität seit ihrer Stiftung statt fand, dürfen wir als literarische Merkwürdigkeit anführen. Indem die Vorsehung so viele ihrer berühmtesten Lehrer wie unsern jetzigen Jubilar im höhern Alter in voller Kraft und Thätigkeit erhielt, gab sie uns einen Beweis ihres Schutzes, der ihr, wir wagen es nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu hoffen, auch für die Zukunft nicht fehlen, und auch bey unserm jetzigen hochverehrten Jubilar noch lange sich bestätigen wird.

Ebendaselbst.

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1838. Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Vierten Bandes zweites Heft. 156 Seiten in 8. Mit 1 Steindrucktafel.

VI. Ueber den Widerstand der Luft an den Wänden der Leitungsröhren. Von H. Buff. S. 129—214. Zur Berechnung des Widerstandes, welchen die Luft beym Durchgange durch Röhren erleidet, hat zuerst Schmidt eine auf Beobachtungen gegründete Formel aufgestellt. Unter den späteren ähnlichen Arbeiten sind die von Koch und d'Aubuisson die bedeutendsten. Die Versuche des Ersteren, wenn auch mit einer Genauigkeit angestellt, die nicht leicht übertroffen werden wird, sind doch nicht geeignet, um daraus allgemeine Gesetze mit Sicherheit herleiten zu können, weil die von ihm angewendeten Röhren nicht lang genug, höchstens 100 mahl so lang als der Durchmesser waren. D'Aubuisson experimentierte in sehr großem Maßstabe, daher seine Versuche einen brauchbaren

Anhaltspunct für die Praxis gegeben haben. Sie lassen jedoch mehrere Fragen theils zweifelhaft, theils ganz unerörtert, und können überhaupt nicht auf sehr große Genauigkeit Anspruch machen. Diese Gründe bestimmten Hn Prof. Buff, obigen Gegenstand von Neuem zu bearbeiten. Seine Versuche wurden mit folgendem Apparate angestellt. Zwey Fässer, jedes von ungefähr 5 Cub. Fuß Inhalt, waren in der Mitte ihrer Höhe mit Oeffnungen von 6 Zoll Weite versehen. An diesen Oeffnungen wurden zwey kurze, trichterförmige Blechstücke luftdicht und so befestigt, daß die engere, noch 15 Linien weite Mündung des einen Trichters in die des gegenüber stehenden, am andern Fasse befestigten, eingeschoben werden konnte. Da, wo beide Blechstücke zusammen stießen, konnten Oeffnungen in dünnen Wänden und cylindrische Röhren von verschiedener Länge und verschiedenen Durchmessern luftdicht eingeschraubt werden. In das eine Faß mündete die Düse eines Schmiedeblasebalgs; auf dem oberen Boden des anderen wurden Ausflußöffnungen von verschiedener Beschaffenheit eingesetzt. Damit die Luft unmittelbar zu diesen Oeffnungen gelangen konnte, war an dieser Stelle des Fasses ein Loch von 6 Zoll Weite eingeschnitten und mit Eisenblech luftdicht ausgefüttert. In dieses Blech wurden sodann die verschiedenen Mündungen eingeschraubt. Es waren übrigens alle Vorkehrungen getroffen, daß das zweyte, von dem Blasebalge entferntere Faß die, durch das erste, mit dem Gebläse unmittelbar in Verbindung stehende, eingetriebene Luft nirgends, außer durch die dazu bestimmte Oeffnung, entweichen ließ. Das erste Faß dient als Regulator für die mittelst des Blasebalgs eingepreßte Luft, von deren Dichtigkeit man durch ein darauf angebrachtes Wassermanometer in jedem Augenblicke

in Kenntniß gesetzt wird. Die ganze Luftmenge, welche aus dem ersten in das zweyte Faß übergegangen ist, und hier, wegen des verhältnißmäßig großen inneren Umfanges des Fasses, wieder zur Ruhe kommt, verliert eben dadurch einen Theil der anfänglichen Spannkraft. Wie viel ihr noch geblieben, läßt sich aus dem Stande eines zweyten Wassermanometers, das mit dem zweyten Fasse in Verbindung steht, beurtheilen. Es ist klar, daß die Geschwindigkeit, womit die Luft aus der Mündung des zweyten Behälters strömt, von dem Stande dieses zweyten Manometers direct, die Geschwindigkeit aber, womit sie sich durch die Verbindungsöffnung beider Behälter bewegt, von der Differenz des Standes beider Manometer abhängig ist. Beide Instrumente waren Henschel'sche Gefäßmanometer. Eine genaue Bestimmung des Zusammenziehungscoefficienten für die Bewegung der Luft durch kurze cylindrische Ansätze, erschien als eine unerläßliche Vorarbeit. Die deshalb von dem Hn Professor Buff angestellten Versuche sind in Poggendorf's Annalen bekannt gemacht. Die Schwierigkeit, für die Ermittelung der Gesetze des Reibungswiderstandes der Luft genau cylindrische Röhren von hinreichender Länge zu erlangen, wurde durch Anwendung gezogener Bleyröhren beseitigt. Bey den Untersuchungen wurden die Einflüsse der Röhrenlänge, der Geschwindigkeit des Luftstromes, der Temperatur, der Weite und der Biegungen der Röhren auf den Reibungswiderstand berücksichtigt. Auch wurden Versuche angestellt, um über die Einwirkung der Verschiedenheit des Materials Aufschlüsse zu erhalten, indem namentlich Röhren von Glas, von Eisenblech, und von Eisenblech dessen innere Seite mit Cäment bekleidet war, angewandt wurden. Nachdem von dem Vf. die Gesetze des Widerstandes in Windleitungs-

röhren entwickelt, eine Vergleichung mit den Versuchen d'Aubuisson's angestellt und eine Bestimmung des Reibungscoefficienten nach Koch's Versuchen mitgetheilt worden, handelt derselbe von der Berechnung der Ausflußmenge, und macht schließlich von seinen Untersuchungen auch auf Ermittelung des Reibungswiderstandes der Zugluft in Schornsteinen Anwendung.

VII. Versuche über das electrische Leitungsvermögen der Mineralkörper. Von J. Fr. L. Hausmann und F. C. Henrici. S. 215—244. Die mit 148 Mineralkörpern und außerdem mit einigen Kunstproducten angestellten Versuche hatten zum Zwecke, das über das electrische Leitungsvermögen der Körper bereits Bekannte zu vervollständigen und im Besonderen zu untersuchen, ob das Verhalten der Mineralkörper in dieser Beziehung zu einem mineralogischen Kennzeichen benutzt werden könne. Es hat sich dabey ergeben, daß die Eigenschaft, Electricität zu leiten, einer weit größeren Anzahl von Mineralkörpern eigen ist, als man bisher anzunehmen pflegte; daß es von den vollkommensten Leitern bis zu den Nichtleitern die mannigfaltigsten Abstufen gibt, welche sich nicht bloß in der Vollständigkeit und Schnelligkeit der Leitung, sondern auch in verschiedenen begleitenden Erscheinungen, z. B. in der Erscheinung und Beschaffenheit der Funken, zu erkennen geben; und daß ein Zusammenhang zwischen der Fähigkeit der Mineralien, Electricität zu leiten, und gewissen optischen Eigenschaften derselben statt zu finden scheint, indem die Leitungsfähigkeit denen besonders eigen ist, welche ein metallisches Ansehen haben, undurchsichtig und metallisch glänzend sind.

VIII. Ueber eine lagerähnliche, basaltische Ausfüllung am Ochsenberge unweit Dransfeld. Von J. Fr. L. Hausmann.

S. 245—268. Die hier beschriebene, von dem ältesten Sohne des Hofr. H. aufgefundene und gezeichnete, einem Lager gleichende, 3 Fuß mächtige Ausfüllung von basaltischem Mandelstein befindet sich am südwestlichen Fuße des mit einer ausgezeichneten Basaltkuppe, eine starke halbe Stunde nordöstlich von Dransfeld sich erhebenden Ochsenberges, oberhalb der Quelle der Ausnippe, in der unteren Lagerfolge des Muschelkalkes, dessen Schichten in ihrer Lage keine Störung erlitten haben und sich auch übrigens wenig verändert zeigen. Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten jener basaltischen Ausfüllung gehört, daß die Blasenräume der Hauptmasse Kalkspath enthalten, wogegen eine schmale, lockere Masse im Hangenden und Liegenden derselben, die sich wie der Ausschram oder Besteg eines Ganges verhält, mit Arragonit erfüllt ist; welche scharfe Trennung des Vorkommens von Kalkspath und Arragonit in Beziehung auf die neuerlich von Hn G. Rose mitgetheilten merkwürdigen Erfahrungen über die Umstände, unter welchen sich jene beiden Mineralkörper bilden, beachtungswerth seyn dürfte.

IX. Beyträge zur Oryktographie der norddeutschen Oolithgebilde. Von W. Dunker. S. 269—284. Unter den mannigfaltigen einfachen Mineralkörpern, welche den verschiedenen Gliedern der norddeutschen Oolith-Formation eigen sind, ist der Börnstein, der bis jetzt meistens nur in sehr jungen Gebilden gefunden worden, besonders merkwürdig. Er kommt in dem zu den unteren Oolithen gehörenden Sandstein der Porta Westphalica vor, und dürfte nach der Vermuthung des Hn Dunker von einer Coniferen-Art abstammen, von welcher sich häufig verkohlte Holzstücke und Abdrücke in demselben Gestein finden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.
Den 31. May 1838.

Göttingen.

Se K. H. der Großherzog von Baden haben geruhet unserm Hn Geheimen Justizrathe Hugo bey der Feyer seines Doctorjubiläums das Commandeurkreuz des Zähringer Löwen-Ordens begleitet mit einem gnädigen Handschreiben als Beweis auch der Theilnahme seines Vaterlandes zu verleihen.

Hamburg.

Bey Friedr. Perthes: Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Von Dr J. P. Mynster, Bischof von Seeland, Ordensbischof, kön. Dänischen Confessionarius, Commandeur d. Dannebrog-Ordens, Dannebrogsmann. Uebersetzt von Theodor Schorn. Erster Band. 1835. IV u. 472 S. Zweyter Band. IV u. 489 Seiten. 8.

Vorstehendes Werk könnte viel, sehr viel Gutes wirken, wenn es von allen denen, die dessen bedürfen und für die es geschrieben ist, gelesen

auch die Ueberzeugung des Theologen dem früheren geschlossenen Systeme der Symbole sich stelle, schon die Schwierigkeit der Untersuchung, diese selbst in Prüfung der Gründe, das Leben selbst drängt ihn zu einer festen Ueberzeugung, die ihm wenigstens die Vortheile gewährt, die eine entschiedene klare Ansicht bedingt. Und so viel ist doch wohl entschieden, daß die ethische nothwendigste Basis für das ganze Leben nicht dabey leide, wenn gleich darüber gestritten werden mag, ob und wie weit die Wirksamkeit des Theologen von seiner religiösen Ansicht bedingt werde, was hier keinesweges geleugnet werden soll. Ganz anders ist es aber nun mit den Laien. Sie empfangen meist nur in früher Jugend religiösen Unterricht, und wie oft nur unvollkommen. Der Natur der Sache, den Jahren des zu Unterrichtenden nach, empfangen sie nur Resultate, und was der Lehrer in sich als wohlbegründet anschaut, kann sich, gewiß mit seltenen Ausnahmen, in dem Unterrichteten kaum zu einer entschiedenen auf bewußte Gründe gestützten Ueberzeugung gestalten. Die späteren Jahre bringen mehr oder weniger unvermeidlich nur Vergessenheit des Aufgenommenen und — Zweifel, jedenfalls Kenntniß der möglichen Gegensätze. Die äußeren Mängel in der Gestaltung des Kirchlichen unter uns bleiben auch nicht ohne Wirkung; sie wirken leider zu positiv für eine herab setzende Ansicht aller der Interessen, welche die Kirche vertreten soll, obwohl der Nachtheil schon groß genug wäre, wenn sie nur negativ die nöthige Hinweisung auf das Höhere und Heilige versagten. So sind denn die Erscheinungen eingetreten, die den religiösen Standpunct ganzer Völker, wie Einzelner in einer vergangenen Periode characterisieren, die aber auch gegenwärtig noch sichtbar

genug auftauchen, und, selbst wo sie weniger hervor treten, keinen Beweis geben, daß ihre Gründe verschwunden sind. Es ist zwar ganz richtig, daß in unserer Zeit bereits in Folge nothwendiger Reaction nach ewigen Gesetzen das gerade Gegentheil einer früheren Periode, einzelne Erscheinungen von Pietismus und Mysticismus, hervor getreten sind, aber einmahl stehen diese im Vergleich zur Denkungsart der Massen gar sehr vereinzelt da, und andererseits wird dabey gar oft manch edleres Gefühl und manch guter Keim schon als verderblich geächtet, ehe er sich nur zur Blüthe entfaltet hat. Unsere meisten Laien, deren Bildung noch in der früheren Periode wurzelt, haben entweder allen religiösen Glauben weg geworfen, indem sie sich mit dem Greuel der symbolischen Dogmen entschuldigen, oder sie haben sich nur einen dürftigen Theismus aus dem erlittenen Schiffbruche ihres kindlichen Glaubens gerettet, der sie gar wenig berührt, aber auch — worin leider seine Güte und Wahrheit oft gefunden wird — wenig geniert. Es wird nichts helfen, daß man von diesen wirklichen Zuständen nur beschönigend redet, oder auch aus allzugroßer Scheu, inhuman oder gar intolerant zu erscheinen, gar nicht davon zu reden wagt. Refer. wenigstens meint, daß es einen Stand und einen Beruf gibt, für welchen es Pflicht ist, davon zu reden, da er diese Interessen des Lebens vertreten soll, und kann sich nicht einbilden, daß der Arzt den Schaden heilen werde, der aus Furcht, wehe zu thun, ihn nicht zu berühren wagt. Es gibt aber auch eine andere Betrachtungsweise, nach welcher es doppelt als Pflicht erscheint, von den oben berührten Zuständen offen zu reden. Nicht nur, daß nach der kläglichen Stellung der protestantischen Kirche —

erst in der neueren Zeit hat die Weisheit evangelischer Regierungen sie zu verbessern gesucht, und es ist dieser Weisheit zu vertrauen, daß sie auch durch die hierarchischen Bestrebungen und Uebergriffe der catholischen Partey in die Staatsgewalt sich nicht in der Fürsorge für die eigene Kirche irre machen lassen werde — das Bewußtseyn der Bedeutung und des Gewichts des Religiösen und Kirchlichen im Völkerleben und unvermeidlich darnach auch in der Ansicht des Einzelnen so sehr zurück getreten ist, noch gibt es leider, namentlich unter den Gebildeten und Gelehrten starke Geister genug, die sich nicht nur nicht scheuen, offen zur Schau zu tragen, wie sie selbst keine religiöse Ueberzeugung haben, sondern auch gar gern noch, obwohl aus jenem Grunde begreiflich, die Spitze ihres Geistes gegen das richten, was vielen noch als das theuerste Gut erscheint, gegen das Religiöse und Kirchliche, und — um so mehr, wenn sie sonst Vorzüge haben, und die intellectuelle oder moralische Schwäche ihnen ein empfängliches Ohr leiht — wirklich schaden. Ref. kann gar nicht einsehen, warum aus Rücksicht auf das Wohl des Gemeinwesens nur jegliche politische Aeußerung verpönt ist, dagegen das Ethische, Religiöse und Kirchliche, das doch nicht allein mit dem Gemeinwesen so eng verbunden, sondern dessen einzige sichere Basis ist, als Zielscheibe frey gegeben seyn soll. So lange Menschen Menschen bleiben, wird man zwar der Kraft der Wahrheit am meisten vertrauen müssen, aber doch nicht die äußeren Bedingungen vernachlässigen dürfen, welche deren Anerkennung und Achtung hemmen oder fördern können, und Luther hat Recht, wenn er schreibt: 'Wie wohl Niemand zum Glauben zu zwingen ist, so soll wiederum dawider nicht gestattet wer-

den, daß sie die Lehre lästern, sondern sollen anzeigen ihren Grund und hören das Widertheil. Mögen sie dann bestehen, gut, wo nicht, daß sie das Maul halten, und glauben bey sich selbst, was sie wollen.'

Aber so gewiß nun die oben berührten Zustände statt finden, so gewiß ist auch eine Aenderung derselben, und zwar eine Besserung möglich. Der Hauptgrund lag und liegt in dem Mangel einer bestimmten religiösen Ueberzeugung. So viel Antheil auch Gefühl und Gemüth an der wirklichen Religion, und deren Frucht, wahrer Religiösität, haben, so muß doch bey dem denkenden Menschen, und daher vorzugsweise bey den Gebildeten, eine bestimmte Erkenntniß, eine intellectuelle Basis, die Einheit und Consequenz in das Ganze der religiösen Ansicht bringt, gewonnen werden, oder ein stetes Schwanken, Schwärmerey und Aberglauben — der immer dem Unglauben nahe verwandt ist — sind unvermeidlich. Wie aber nun eine feste religiöse Ueberzeugung gewinnen? Und wird dies möglich seyn, wenn der Glaube der Symbole nicht mehr in seiner Grellheit, aber auch nicht mehr in seiner ganzen Consequenz fest gehalten wird? Ref. weiß recht wohl, daß die entschiedenen Vertheidiger der symbolischen Dogmen in ihrer wörtlichen Auffassung dieses leugnen, und ehrt namentlich die Besorgniß, die der Herausgeber einer am meisten in obigem Sinne gehaltenen theologischen Zeitschrift Ref. einst mündlich mittheilte, daß es nicht möglich seyn werde, die Religiösität der Väter wieder zu gewinnen, ohne ihren Glauben. Aber dennoch vermag er nicht ihnen beyzupflichten. Er meint vielmehr entschieden, daß alles darauf ankomme, daß es aber auch möglich seyn werde, eine religiöse Ansicht zur allgemeinen und leben-

digen Ueberzeugung zu erheben, die vorerst biblisch, darum auch vor allem wahrhaft christlich, aber dabey immer vor der wahren Vernunft probehaltig, also auch wirklich vernünftig sey. Auf das Doctrinelle selbst kann er natürlich hier nicht weiter eingehen, nur das soll noch angedeutet werden, daß nicht Alles Vernunft sey, was oft genug dafür ausgegeben wird. Andererseits genüge es hier, nur an bereits factische Zustände auf kirchlichem und theologischem Gebiete zu erinnern, wo man der wahren Vernunft kein Recht im Gebiete des Glaubens einräumt. Wo das Dogma unverändert und steif, mit Abwehr aller Prüfung und Untersuchung fest gehalten wird, da hat sich gerade am entschiedensten Unglauben und Aberglauben in wunderlicher Mischung gezeigt, und, wo einerseits jenes statt fand, und nun doch die Unterdrückung des Denkens nicht hat durchgeführt werden können, da sind ja Parteyen und Secten in solcher Masse entstanden, daß ihre Zahl der eigentlichen Staatskirche wohl gleich kommt. Jenes gilt vorzugsweise von der catholischen Partey, und in ihr vorzugsweise von den Gebildeten, deren Unglaube mit dem Aberglauben des Volks einen grellen Contrast bildet. Das Andere liegt in England vor Augen. Und hiermit zeigt sich schon der große Vorzug der deutschen evangelischen Theologie, daß sie, wenn auch durch die freye Forschung der alte Glaube erschüttert, und noch keine lebendige Ueberzeugung wieder unter den Laien allgemein geworden ist, doch in den Lehrern und Dienern der Kirche selbst stäts eine solche vermittelt hat, daß wenigstens diese sonder Trug und Falsch für das wirken konnten, was sie als wahr erkannt hatten. Und eben darin liegt auch die Bürgschaft und die Hoffnung, daß es fortgesetzter redlicher Forschung

gelingen werde, eine bestimmte Fassung der wa
haft christlichen Dogmen wieder zur allgemei
Ueberzeugung zu erheben, und neues Leben u
neue Wärme für sie, und somit wahre Relig
sität auch in den Gemüthern der Laien wi
zu entzünden. Mag auch nun noch immer
zu thun übrig seyn, nur Unbilligkeit oder
kenntniß kann leugnen, daß in der neueren u
neuesten Zeit viel zur Wiedergewinnung und W
derbelebung einer wahrhaft christlichen und v
nünftigen Lehre geschehen sey. Man hat
Buchstaben der Symbole verlassen, aber man
gestrebt, den Geist derselben und die ewig un
änderlichen Dogmen fest zu halten, und — a
die Form, die das Ganze mehr und mehr sy
matisch abgrenze und zur Anschauung erhebe, n
gefunden werden. Damit muß nun nur das
streben Hand in Hand gehen, diesen Fortsch
der theologischen Forschung und Bildung w
der zum Gemeingut aller Glieder unserer Ki
zu machen, und es springt von selbst in die
gen, daß hier das ascetische und das wissensch
liche Element sich durchdringen muß, daß a
Erleuchtung statt finde, wo wirklich neue W
me und neues Leben erzeugt wird. Und das
nun die hohe Bedeutung vorliegenden Wer
daß es ganz geeignet ist, in der angegebe
Weise und auf die berührten Zustände äuß
segensreich einzuwirken. Es ist darin eine e
so milde supernaturalistische, und der Bibell
entsprechende, als der Vernunft zusagende
sung der christlichen Wahrheit niedergelegt,
wohl Anspruch auf allgemeinere Geltung ma
darf, und dies ist in einer Form, oder, w
man so sagen darf, in einer Art und Kunst
schehen, die für den bezeichneten hochwichti
Zweck ganz vollendet genannt werden muß. D

hat sich von verschiedenen Seiten nicht recht in den Character des Werkes finden können, und ihm, aus der Verbindung des Ascetischen und Wissenschaftlichen fast einen Vorwurf gemacht: Ref. glaubt in obiger Weise seine Bedeutsamkeit richtig bezeichnet zu haben. Am richtigsten hat man es gewiß eine practische Dogmatik genannt. Es sind in 64 Betrachtungen die christlichen Wahrheiten so abgehandelt, daß allerdings das Schema der herkömmlichen Dogmatik untergelegt, und so eben die innere Begründung, Darstellung und Consequenz zu einem abgerundeten Ganzen geworden ist. In der Behandlung selbst aber durchdringt sich nun das Ascetische und das Wissenschaftliche so, daß man kaum angeben mag, welches das Vorherrschende sey, aber, worein eben der hohe Werth dieses Werkes zu setzen ist, in dem herrlichsten Geiste und in wohl kaum übertreffbarer Weise, nach Gehalt und Form.

Der Grundton ist die Stimmung einer Seele, die, mit allem, was das Leben bringt, Freuden wie Leiden, vertraut, das große Räthsel des Lebens, in seinen wunderbaren Erscheinungen, zu lösen, und einen festen Standpunct zu gewinnen strebt, auf dem sie sich, in Einheit und Harmonie mit dem Weltganzen, erst selbst recht begreift, aber auch eben über die wechselnden Erscheinungen dieses Lebens erhaben fühlt, — die wahrhaft christliche Ansicht des Lebens. Dazu tritt uns überall der heiligste Ernst und doch die größte Innigkeit eines wahrhaft religiösen Gemüthes entgegen, die mit wunderbarer unwiderstehlicher Gewalt wiederum jedes Gemüth, das nur nicht alle Empfänglichkeit für das Höhere und Edlere verloren hat, oder sich nicht absicht-

lich verschließt, bis in die innerste Tiefe ergreifen muß. Und doch ist der Verf., indem er die innersten Saiten der Menschenbrust anschlägt, so gänzlich fern von aller Ueberspannung und krankhafter Ueberreizung des religiösen Gefühls! Nichts von der Versunkenheit in einem trunkenen Gefühlstaumel, nichts von Ueberschwenglichkeit und einem die Klarheit des Geistes trübenden Rausche, nichts von der schwächlichen Empfindeley, womit sonst wohl Gefühlstheologen spielen, aber auch nichts von der finsteren Seite des Pietismus und Mysticismus, in welcher man sich und andere mit schrecklichen Dogmen und selbst gemachter Pein quält. Aber auch nichts von der Scheinbegeisterung, die das wahre religiöse Gefühl durch Wortschall und hochklingende Redensarten, durch gesuchte Bilder und eine geschraubte Diction zu ersetzen sucht, dem Kundigen aber stäts nur ein Zeugniß der Armuth des Geistes und noch mehr des Mangels aller wahren Innigkeit des Gefühlslebens ist. Nein! in diesem Werke trägt alles das Gepräge der Gesundheit an sich! Hier ist wahre Fülle des Geistes und wahre Tiefe des Gemüths, mit klarem Bewußtseyn seiner selbst und richtigem Maße der Selbstbeherrschung. Und wie der Geist, so auch die Form. Lebendig und blühend, mit Einfachheit und Klarheit, kräftig, kernig, ja im Ausdrucke des Gefühls oft den Leser hinreißend, und doch alsbald wieder durch heiligen Ernst ihn zur ruhigen Sammlung zurückführend, ein würdiges äußeres Gewand der edelsten inneren Bildung. Tritt nun das Werk schon durch die genannten Vorzüge dem gebildeten und gemüthvollen Leser wohlthuend und einladend entgegen, so wird nun auch in dem sachlichen Gehalte eine Betrachtung der höchsten Glaubens-

wahrheiten geboten, die wohl zu einer Klarheit der Ansicht und einer lebendigen Ueberzeugung führen kann. Der Verf. ist sich zwar mit Recht bewußt, daß die Religion — wie deren Pflegerin, die Kirche — Glauben fordert, und er ist darum fern von der Anmaßung neuerer so genannter Religionsphilosophie, die das Erkennen auf den Thron des Glaubens setzen will. Aber er ist weit entfernt, blinden Glauben zu fordern, und sucht eben die Wahrheit und Einheit der göttlichen Offenbarung in der Natur, der Vernunft und der heiligen Schrift zur Anschauung zu bringen, und zwar mit Gründen, die der gebildete Mensch anerkennen und achten muß. Und die Beweisführung für den genannten Zweck ist so achtungswerth an sich, so geschickt, als, wie Ref. wenigstens meint, glücklich. Der Vf. weiß jedem Dogma eine herrliche practische Seite abzugewinnen, so daß das Dogma selbst nie als eine dürre, abstracte Wahrheit erscheint, sondern, gleichsam selbst lebendig, fruchtbar und Leben gebend, und dadurch zugleich so in seiner wahren Bedeutung dargestellt, als in seiner Wahrheit bewiesen wird. Darum braucht der Verf. keine abstracte, metaphysische Speculation, sondern er verweist — der einzig richtige Weg zur Erwärmung und Ueberzeugung auf religiösem Gebiete — auf das, was sich in jeder Menschenbrust findet, das unzerstörbare Gottesbewußtseyn, und andererseits auf die Natur, den großen Tempel Gottes, in welchem so Vieles, oder besser Alles den denkenden Menschen nicht nur religiös stimmt, sondern die Wahrheit seines Bewußtseyns entwickelt, und die Offenbarung der Schrift durch stete Analogie so erläutert als in ihrer ewigen Gültigkeit darstellt.

Zum Beweise alles über dies treffliche Werk Gesagten, wie zur näheren Veranschaulichung desselben, möge nun theils die Angabe der Betrachtungen des ersten Theils, theils die Mittheilung einzelner Proben der Betrachtung selbst dienen. Die Betrachtungen sind: 1) Religion, Christenthum. Der Verf. will auf das Bedürfniß, das Wesen, die Bedeutung beider hinleiten, und beginnt das ganze Werk so: 'Wo findet meine müde Seele Ruhe? Sollte ich ihren Zustand beschreiben, so müßte ich sagen, sie sey wie der Vogel, den der Sturm über wüste Meere hingetrieben hat; sie steigt gen Himmel, bald ermüden ihre Schwingen, sie sinkt gegen die schwankende Fläche herab, kann aber nirgends festen Fuß fassen; sie schwebt und schwebt ohne Rast, über ihr, unter ihr eine unermeßliche Tiefe. Soll die Seele immer so schweben zwischen Himmel und Meer, und nie Ruhe finden? Oder soll ich zurück kehren, von wannen ich kam, nach der niedrigen Küste hin? Soll ich die Schwingen der Seele lähmen, damit der Sturm nie mehr sie dahinreiße, wenn sie dieselben entfalten will? Soll ich die heiße Sehnsucht der Seele ersticken, soll ich mich sättigen an den Früchten der Erde, und dann den Körper, wenn er satt ist, die Seele, wenn sie in ihrer Mühe unter der Knechtschaft des Körpers, für die Nothdurft des Körpers ermattet ist, dem unwirksamen Schlafe übergeben, und nie mehr das Licht des Tages befragen, nie mehr die einsame Nacht, was in den Himmeln oder in den Abgründen sey? Soll ich, um das immer wieder erwachende Streben der Seele zu zwingen, mir sagen, mir wieder und wieder vorhalten, daß Alles, was alle Zungen, alle Herzen das Edle, Große, Gute nennen, nur

eine gaukelnde Erscheinung sey, nur das unsichere Blendwerk eines Traumes; daß Dasjenige, was alle Zungen, alle Herzen das Niedrige und Geringe nennen, daß nur Dieses das Sichere, das Wirkliche sey, Dasjenige, woran der Mensch sich halten solle mit allen seinen strebenden Kräften? Gibt es Nichts, welches wahr ist, außer diesem Einen, daß keine Wahrheit zu finden sey? Oder ist die Wahrheit, wenn es endlich einer vermessenen Hand gelingt, sie zu entschleyern, nur ein Greuel, ein Ungeheuer, bey dessen Anblick das Herz erstarrt, vor dessen giftigem Athem das Leben dahin welkt?'

'Wo soll mein bewegtes Herz Frieden finden? Ich entsetze mich fast, wenn ich dessen gedenke, was sich durch dasselbe gedrängt hat von dem Tage an, da es zu schlagen anfing; alle Leidenschaften haben darin gelodert, es hat in Hoffnung und in Furcht gezittert, es schmolz oftmahls in den Entzückungen der Liebe, es erstarrte oft in der Kälte des Todes. Ich fühle ein tiefes Mitleiden mit mir selbst, wenn ich an Alles denke, was ich gelitten, was ich gelitten auch dann, wenn die Welt mich selig pries; mein Auge füllt sich manchmahl mit Thränen, wenn ich mein Kind in seiner Wiege sehe; sollst auch du leiden, was ich gelitten habe? soll auch dir ein Schwert also durch die Seele dringen? — Noch stehe ich da in männlicher Kraft; ich habe mich längst der Schwäche und Feigheit geschämt, ich habe mich selbst ermahnt, ja, wenn das Licht des Morgens hervor brach, wenn die Nacht ihre Schatten ausbreitete, habe ich mich selbst ermahnt: sey stark! Und doch bedarf ich einer Stütze, woran ich mich halten könne, oder mit dem rechten Worte, ich bedarf es, Denjenigen zu finden, der weiser und

besser ist, als ich; eine lebendige Brust thut mir noth, das müde Haupt daran zu lehnen'. — (S. 6.) 'Es gibt eine ungeheure Macht, der Feind des Lebens; und stärker als das Leben; wie oft griff sie nicht auch in den engen Kreiß Derer hinein, die ich die Meinigen nannte; selbst den zärtlichsten Freund, dessen Wesen mit dem meinen zusammen gewachsen war, riß sie mir aus den vergeblich widerstrebenden Armen, von dem blutenden Herzen hinweg, und ich zerdrückte die Thräne in meinem Auge, ich schauete mit unverwandtem Blicke, bis ich so weit, als das Auge sehen konnte, des Freundes, mein eigenes letztes, unvermeidliches Schicksal sah, die Verwesung, und dann die Zernichtung, die keine Spur hinterläßt; weiter reichte mein sinnliches Auge nicht. — Ist nichts in mir, welches weiter sieht? Gibt es kein Licht in der finstern Nacht? Gibt es keine Stimme vom Himmel, wenn die Erde schweigt?'

Alle diese Betrachtungen führen mich zur Religion;' 2) Standpunct der Betrachtung. (S. 14.) 'Ja freylich schwinden die Erscheinungen dieser Welt dahin, die eine nach der andern, sie schwinden alle, alle, endlich wird der Vorhang aufgezogen, aber bist Du darum nur ein müssiger Zuschauer bey einem fremden Schauspiele? O! Mensch, gilt dieses Alles nicht Dich selbst?' — 'Es ist (S. 22.) ein Name, der über alle Namen ist, angebetet, gesegnet, wie kein anderer, auch gehaßt, verfolgt, verspottet — er hat dadurch keinen seiner Ansprüche verloren rc.' — 'suche ihn erst (S. 24.), wie er war auf Erden, gehe hin nach Bethlehem' rc. — 'Dennoch zieht es von hinieden aus mächtig deinen Blick in die Höhe; laß den Blick folgen, so weit

er vermag; so bald er sich aber verwirrt, kehre wieder um, und setze dich unter das Kreuz Christi' ꝛc. 3) Bewußtseyn Gottes. 'Wie seltsam ist doch dieser Trieb, der so hinweg strebt von den Reichthümern dieser Welt zu dem, welches das Auge nie sah, und nie sehen kann' ꝛc. — 'alle Dinge, die Gott schuf, zeugen von ihm; wandeln sie auch stumm ihre Bahn, fühlen und verstehen sie auch nicht selbst die Herrlichkeit des Schöpfers, dennoch verkündigen sie dieselbe den Verständigen, denn er drückte ihnen allen seinen Stempel auf.' — 'An milden Abenden, in sternhellen Nächten, im kühlen Schatten des Hains, oder am Ufer, das von dem unermeßlichen Meere bespült wird, ist Gottesleugnung fast nicht möglich, und was wir da fühlen, läßt sich zu vollkommen klaren Gedanken ausbilden, kann in Schlußreihen geordnet werden, denen der Verstand kaum zu widersprechen vermag.' — 'Dennoch finde ich nicht da die vollkommene Gewißheit, — wie durch zwey Gefühle in einem Herzen — Furcht und Liebe' — 'ein jeder Trieb, der in ein Wesen niedergelegt ist, sucht mit Vertrauen seinen Gegenstand, und muß ihn finden können; wenn das nicht da wäre, — so wäre der Trieb vergeblich.' — Und du, tiefes heiliges, unauslöschliches Bedürfniß im Herzen des Menschen, das die ewige Liebe sucht, Du allein solltest vergeblich suchen?'

(Der Beschluß im nächsten Stücke).



Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1838.

Hamburg.

Beschluß der Anzeige: Mynsters Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.

4) Gottes Offenbarung. Hier verdient besonders die Beleuchtung eines Widerspruches, in welchem der intellectuelle Hochmuth unserer Zeit so oft befangen ist, recht ernste Beachtung: 'Wie seltsam ist es, daß, während nun so viele darüber einig geworden sind, der menschlichen Kenntniß von den übersinnlichen Dingen immer engere Schranken zu setzen, während sie immer mehr jedes tiefere Forschen abweisen, weil sie ein für alle Mahl abgemacht haben, daß der Mensch nicht in den Zusammenhang der Dinge hinein zu schauen vermöge, Nichts wissen könne von dem Göttlichen und Ewigen: sie doch auf der anderen Seite meinen, so wohl die Tiefen der Gottheit, als der Welt durchschauet zu haben, so daß sie es für unmöglich erklären können, daß Gott sich auf andere Weise, als auf die gewöhnliche und natürliche offenbaren könnte'. 5) Vernunft und

Offenbarung. Hier ist gar viel Beherzigungswerthes für alle die, die obige Güter in unvereinbarem Gegensatze wähnen, nieder gelegt. Man s. bes. S. 61 u. 67. Besondere Beachtung verdient auch die Betrachtung, daß und warum die Offenbarung in der Schrift erst durch genaues und sorgsames Studium erkannt werden kann und sollte. Dem Kundigen braucht nicht weiter bemerkt zu werden, daß diese fünf ersten Betrachtungen alle die Fragen behandeln, die in der Dogmatik als die so genannten Prolegomenen einleitend dem geschlossenen Systeme voraus geschickt werden, so wie daß darin besonders dem apologetischen Theil der Dogmatik viel Aufmerksamkeit gewidmet sey, obgleich sich diese Rücksicht stäts bey den einzelnen Dogmen unvermeidlich wiederholt und sich nothwendig durch das ganze Werk hindurch zieht. 6) Gott, der Allgegenwärtige, der Allmächtige. Hier empfiehlt Ref. besonders das, was der Verf. S. 83 ff. über den Pantheismus sagt, den starken speculativen Geistern unter uns, so wie denen, welche in Erforschung der Natur entweder zu viel, oder zu wenig Geist finden, zur Beachtung. 7) Der ewige einige, wahre, unveränderliche Gott. 8) Der lebendige Gott, der Allwissende, Allweise. 9) Gott, der Allgütige, Vater der Barmherzigkeit. 10) Gott heilig und gerecht. 11) Gott ist treu. 12) Die Unbegreiflichkeit der göttlichen Dinge. 13) Der dreyeinige Gott. Wie wahr sagt der Verf. S. 180. bey diesem Dogma von unserer Zeit: 'Ich weiß, daß es Zeiten gegeben hat, worin die christliche Wahrheit durch leere Spitzfindigkeiten verwirrt wurde, und der Geist verschwand, indem man so genau jeden Buchstaben abzumessen suchte; ich weiß aber auch, daß es Zeiten gibt, worin so wohl Geist als Buch-

stabe nahe daran sind, zu verschwinden in einer allgemeinen Unwissenheit.' 14) Die Erschaffung der Welt. 15) Die Erhaltung und die göttliche Regierung. 16) Die Vorsehung. 17) Der Mensch. Erste Betrachtung. 18) Der Mensch. Zweyte Betrachtung. 19) Der Abfall von Gott. 20) Die Sünde. Möchte diese Betrachtung nur von allen denen gelesen werden, die immer bereit sind, die Tugend des Sokrates dem eigenthümlich Christlichen entgegen zu halten; der Verf. urgiert mit Recht die Basis aller Erlösungsbedürftigkeit die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in ihrer nothwendigen Entwickelung (S. 284 ff.), ohne doch das Edlere in der Naturanlage selbst zu verkennen (m. s. S. 286.), und zeugt eben für den Unterschied der fortgeschrittenen Theologie von dem Grellen des symbolischen Dogma (vgl. S. 288.). — 21) Das Elend des Menschen. 22) Das Evangelium Christi. 23) Israels Erwartung Christi. 24) Christi Werke als Beweis seiner Sendung. 25) Christi Leben auf Erden. 26) Christi göttliche Natur. 27) Christi menschliche Natur. 28) Das Ansehen des Wortes Christi. 29) Christus, um unserer Sünde willen dahin gegeben. 30) Fortsetzung. Zweyte Betrachtung. 31) Fortsetzung. Dritte Betrachtung. 32) Christus, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.

Nur ungern versagt sich Refer., durch mehr Proben zu zeigen, mit welch großem Geschick und Glücke der hochachtungswerthe Hr Verf. auch die schwierigsten Dogmen behandelt, und sie nicht nur dem Herzen, sondern auch dem Verstande näher bringt. Ref. verweist dafür besonders auf das, was der Verf. über die Auferstehung sagt, wo eine besonders herrliche Vermittlung zwischen der sinnlichen älteren Auffassung und der dürren abstracten Vorstellung des Rationalismus gegeben

ist. Einzelnes kann übrigens auch kein genügendes Bild des ganzen Werkes geben, da das Ganze aus einem Guſſe ist; aber um so nachhaltiger kann die Wirkung des Ganzen werden, je mehr in der Hand des Verfassers Alles eine so tief ansprechende und so innige Bedeutung gewinnt, und den Leser gleichsam nicht eher los läßt, bis es ihm volle Befriedigung gewährt hat.

Daß der practische Theologe hier unendlich viel nach Gehalt und Form für sich finde, braucht kaum bemerkt zu werden: wahrscheinlich sind auch die Betrachtungen aus wirklich gehaltenen gottesdienstlichen Reden hervor gegangen: aber auch der eigentliche Dogmatiker wird sich an jedem Puncte bewußt seyn, daß er auf wissenschaftlichem Boden steht. Die Hauptwirksamkeit wird es jedoch auf die gebildeten Laien haben, die den Werth ihres Ichs nicht allein nach irdischen Gütern abmessen und begrenzen, sondern noch in der Werthachtung des Religiösen ihr wahres Seyn und Wesen so zu erkennen als zu ehren suchen. Möchte das Werk unter diesen viele Leser finden!

Köllner.

Berlin.

Bey Dümmler, 1837: Grundzüge der Wahrscheinlichkeits-Rechnung von Georg Hagen, königl. Preuß. Geheimen Ober-Baurath. Mit 1 Figuren-Tafel. gr. 8. X u. 198 Seiten. (1 Fl. 48 Xr.)

So viel Sicherheit die mathematischen Untersuchungen in Fällen gewähren, die von keinen äußeren Wahrnehmungen abhängen, so wenig Bestimmtheit bieten sie bey Beobachtungen oder Messungen dar, die sich auf äußere Erscheinungen beziehen. Ist auch in vielen dieser Fälle der

Zusammenhang der Erscheinungen unter sich nachgewiesen, so ist doch keine volle Sicherheit zu erreichen, weil der Einfluß fremdartiger Umstände nicht zu vermeiden ist. Die Mathematik hat daher in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung ein Mittel, um in dem Gewirre von zufälligen Täuschungen das Urtheil sicher zu leiten, die Größe verschiedener Beobachtungsfehler zu ermitteln, ihren Einfluß auf das daraus gefolgerte Resultat nachzuweisen und dadurch die Sicherheit des letzteren zu schätzen. Nicht bloß in der Astronomie und in einzelnen physikalischen Untersuchungen, wie der Verf. meint, sondern in der practischen Geometrie und in der Technik überhaupt, wie die Lehrbücher der Statik und Mechanik beweisen, hat man von jener Rechnungsart Gebrauch gemacht. Daß sie einer weit vielseitigeren Anwendung fähig ist und vorzüglich der Bau-Beamte, dessen Wissenschaft vielfach auf Beobachtungen und Messungen gegründet ist, durch sie der Erreichung einer größeren Bestimmtheit und Sicherheit in seinen Entwürfen entgegen sehen darf, ist keinem Zweifel unterworfen.

Viele Beyspiele des practischen Lebens liefern Belege für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung; alle technischen Gewerbe, im Besonderen das Bau- und Forstwesen, enthalten zahllose Fälle, in welchen die Ergebnisse auf Schätzungen beruhen, von deren Sicherheit, Bestimmtheit und zuverlässigen Anwendbarkeit der practische Beamte sich überzeugen will und muß, wenn er auf Beruhigung rechnen will. So werden zur Bestimmung der Stärke von Brückentheilen und vielen anderen Bauwerken bekannte Erfahrungen über Festigkeit des Materials zum Grunde gelegt; allein die mancherley darüber angestellten Versuche führen

zu keinen gleichen Resultaten, weil z. B. verschiedene Eisenstücke verschiedene Festigkeit haben. Der Forstmann schätzt den Cubikinhalt eines stehenden Baumstammes; die Fläche eines Waldstückes und viele ähnliche forstliche Gegenstände und die Operationen des Nivellierens und Feldmessens stoßen jeden Augenblick auf Fälle, in welchen sie sich der Wahrscheinlichkeitsrechnung unterwerfen werden müssen.

Bey dem Mangel einer besonderen theoretischen Anleitung über diese Rechnung muß man es dem Verf. zum Verdienste anrechnen, daß er dem practischen Beamten des Forst-, Bau- und Gewerbwesens ein Mittel und einen Weg an die Hand gibt, durch weniger großen Aufwand mathematischer Vorkenntnisse die vorkommenden Fragen mit möglichster Sicherheit zu beantworten, und zu annähernd richtigen Resultate zu gelangen.

Er theilt den Inhalt seiner Schrift in fünf Abschnitte und behandelt im ersten die allgemeinen Gesichtspuncte für die Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung S. 1—27.; im zweyten entwickelt er die Gesetze, wornach die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens jedes Beobachtungsfehlers von der Größe desselben abhängt (S. 27 — 65.); im dritten sucht er den wahrscheinlichsten Werth der unbekannten Größen, wenn ihre Anzahl geringer ist, als die der gegebenen Bedingungsgleichungen und die Sicherheit jener Schätzung näher zu bestimmen (S. 66 — 92.); im vierten wendet er die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf verschiedene Aufgaben der Feldmeßkunst an und bespricht die Prüfung einiger Erfahrungssätze in der Wasserbaukunst und Maschinenlehre (S. 92 — 151.) und endlich im fünften wendet er dieselbe auf das Verfahren beym Nivellieren an (S. 151 — 198.).

Den Zweck und die verschiedene Benutzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung versinnlicht der Vf. durch verschiedene Erläuterungen der Begriffe des Zufälligen, der Wahrscheinlichkeit bey Spielen, z. B. beym Würfelspiele, des Wettens und dgl.; ermittelt daraus den Zweck jener Rechnung und wendet ihn auf die mancherley Verhältnisse der Messungen an, wobey er im Besonderen noch darstellt, daß durch fremdartige Einflüsse die Erscheinungen und Resultate nicht allein getrübt, sondern auch oft sehr entstellt werden. Aus Beyspielen aus der Feldmeßkunst könnte er diese Erläuterungen noch mehr veranschaulichen, als es wirklich geschiebt. Die nahen Beziehungen jener Rechnung zu allen Verhältnissen des Lebens veranlaßten denselben, die 10 Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche Laplace in seinem Essai philosophique sur les probabilités aufstellt, vollständig mitzutheilen; hier und da fügte er manche Erläuterungen und Beyspiele nebst Ableitung der analytischen Ausdrücke bey. Sie betreffen die Bestimmung des Wortes 'Wahrscheinlichkeit' in mathematischem Sinne als Verhältniß der Anzahl derjenigen Fälle, die ein Ereigniß herbey führen, zur Anzahl aller möglichen Fälle; die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit eines einfachen Ereignisses, des Zusammentreffens mehrerer von einander unabhängiger und abhängiger Ereignisse; womit man ein Ereigniß als Folge einer bestimmten Ursache ansehen kann, und womit man das Wiedererscheinen eines bereits mehrmahls wahrgenommenen Ereignisses erwarten darf, dessen Ursache unbekannt ist. Hoffnung ist hier das Product aus der erwarteten Summe in die Wahrscheinlichkeit, diese zu erhalten, und wenn dieses auf verschiedene Art geschehen kann, so ist sie dem mittleren Werthe jener Summe gleich,

voraus gesetzt, daß alle Fälle gleich wahrscheinlich sind; bey ungleicher Wahrscheinlichkeit derselben bestimmt sich ihr Werth durch die Summe der Producte aus der Wahrscheinlichkeit jedes Ereignisses in die Größe des dadurch herbey geführten Vortheils.

Besonderes Interesse gewähren die Erörterungen über den Einfluß äußerer Umstände auf den Werth eines gehofften Gutes und die daraus hervor gehende moralische Hoffnung; denn sie betreffen den relativen Werth einer unendlich kleinen Summe, und die Hoffnung auf Gewinn im Spiele, wobey manche Folgerungen sich ergeben, die höchst wichtig sind, z. B. daß in jedem Spiele, und wäre es auch noch so richtig angeordnet, der Verlust immer größeren Nachtheil bringt, als der wahrscheinliche Gewinn vortheilhaft ist; daß man bey unvermeidlichen Gefahren nicht sein ganzes Vermögen von einem und demselben Zufalle abhängig machen darf, sondern daß man es vielmehr vertheilen muß, um diese Theile, wenn es nicht vermieden werden kann, einzeln aufs Spiel zu setzen. Am Schlusse wird noch vom Uebertragen des Risikos auf Andere gesprochen, wobey als vortheilhaft erscheint, sich gegen Zufälligkeiten durch Versichrungen zu decken, und daß z. B. der Capitalist stäts um so vortheilhafter sich einrichten wird, je reicher der Unternehmer ist, mit dem er sich einläßt und bey dem voraus gesetzten sehr großen eigenen Vermögen es für ihn gerade am besten seyn wird, wenn er selbst das Risiko trägt.

Diese bisher mitgetheilten 10 Grundsätze betrachtet der Verf. mit Recht als die Grundlage für seine nachfolgenden Untersuchungen; sie enthalten die ersten Elemente der Wahrscheinlichkeitsrechnung ziemlich vollständig; da übrigens die

Gesetze und Regeln, die man zur Beurtheilung der Beobachtungsfehler braucht, nicht so nahe liegen, daß sie unmittelbar aus jenen Grundsätzen hervor gingen, sondern eine ausführliche Betrachtung erfordern, so knüpft er an das Bisherige allgemeine Untersuchungen über die Abhängigkeit der Wahrscheinlichkeit der Beobachtungsfehler von der Größe derselben, und zeigt, daß bey jeder Beobachtungsart zwischen der Größe des Fehlers und der Wahrscheinlichkeit seines Vorkommens eine gewisse Beziehung statt findet, oder diese Wahrscheinlichkeit eine Function von der absoluten Größe des Fehlers ist, wobey die positiven und negativen Fehler stäts gleich wahrscheinlich bleiben, indem man die constanten Fehler vermeidet.

Nach des Verfs Erläuterung ist der Fehler im Resultate einer Messung keine einfache Erscheinung, sondern stäts aus denjenigen Fehlern zusammen gesetzt, die in den einzelnen Theilen oder in den einzelnen Operationen der Messung begangen werden. Wird z. B. eine Linie von der Länge einer Viertelmeile gemessen, so muß die 5 Ruthen lange Kette 100 Mahl ausgespannt werden, und jeder Fehler bey der einmahligen Ausspannung der Kette behält im Resultate seinen Einfluß; der Fehler des Resultats ist also gleich der allgemeinen Summe der einzelnen Fehler, oder was dasselbe besagt, er ist gleich der Differenz zwischen der Summe und der der negativen Fehler. Bey der Wichtigkeit und dem häufigen Vorkommen dieser Fehlerfälle muß man es dem Verf. besonders danken, daß er die Hypothese, welche der Herleitung des Gesetzes über die Wahrscheinlichkeit der Beobachtungsfehler zum Grunde gelegt wird, möglichst genau darlegt, dieselbe von verschiedenen Operationen des Mes-

sens und Nivellierens erläutert, und sich alsdann dahin ausspricht: 'der Fehler im Resultate einer Messung ist die allgemeine Summe aus einer unendlich großen Anzahl elementarer Fehler, die alle gleich groß sind, und von denen jeder einzeln eben so leicht positiv wie negativ seyn kann'.

Hierbey kommt es nun auf die Untersuchung an, wie bey vielfacher Wiederholung eines einfachen Ereignisses, das sich nur in zwey verschiedenen aber gleich wahrscheinlichen Formen darstellen kann, die Differenz zwischen der Anzahl der Wiederholungen der einen Form und der Anzahl der anderen gebildet wird. Zum Behufe dieser Darstellung leitet der Verf. aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung einen Lehrsatz ab, der ihn zu einem allgemeinen Ausdrucke für das Geforderte führt, den er an einem Beyspiele recht klar versinnlicht und der ihn zu der Folgerung führt, daß durch fortgesetzte Wiederholung der einfachen zufälligen Erscheinung der Einfluß des Zufalles, von dem dieselbe jedesmahl abhängt, vermindert wird, und daß sich dagegen andere Mittelwerthe heraus stellen, welche durch die constanten Gesetze der Erscheinung bedingt werden.

Obgleich dieser allgemeine Ausdruck vom Eingreifen in eine Urne ꝛc. abgeleitet ist, so findet er doch bey Messungen seine bestimmte Anwendung, welche die Erläuterungen des Verfs an der geometrischen Darstellung der Function, welche die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Beobachtungsfehlers ausdrückt und an der Entwickelung des analytischen Ausdruckes dieser Function mittelst der Werthbestimmung der Abscissen und Ordinaten versinnlichen. Er legt eine Curve zum Grunde, drückt alle Ordinaten durch ein Produkt aus, worin die größte Ordinate als Factor vorkommt, und untersucht alsdann, ob in jener

Curve das Verhältniß zwischen dem Flächeninhalte und der größten Ordinate ein Constantes ist, oder ob beide sonst in einer einfachen Beziehung zu einander stehen. Die Summation aller möglichen Werthe dieser Function, oder die Quadrierung der Curve, die Bestimmung derjenigen Constante, welche die Genauigkeit der Beobachtungsart bezeichnet und die Zahlenwerthe der Ordinaten jener Curve führen den Verf. zu den Gesetzen über das wahrscheinliche Vorkommen der Fehler bey vielfacher Wiederholung derselben Messung und helfen ihm die Zahlenwerthe der Flächen bestimmen, die zu gegebenen Abscissen gehören. Die berechneten Werthe stellt er in einer Tabelle zusammen, wobey er noch die drey ersten Differenzzeichen hinzu fügt, um mit Bequemlichkeit beliebige Interpolationen daran vornehmen zu können; die erste Spalte enthält von einem zum anderen Zehntel die Abscissen bis zu 3,3; die zweyte den Flächeninhalt der Curve von der Mitte aus gerechnet; die drey anderen die erste, zweyte und dritte Differenz. Aus der Tabelle selbst ergibt sich entweder unmittelbar oder durch Interpolation die Größe der Fläche, welche jedem Werthe einer Abscisse entspricht; das Verhältniß derselben zur ganzen Fläche der Curve bezeichnet die Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler der einzelnen Beobachtungen die Größe der angenommenen Abscisse nicht überschreiten wird.

Auf specielle Fälle kann man von der Darstellung erst dann Anwendung machen, wenn man für die Abscisse eine Einheit einführt, welche der jedesmahligen Methode der Messung oder Beobachtung entspricht, diese Einheit, welche sich sehr passend einführen läßt und mittelst deren eine Reduction möglich ist, nennt der Verfasser den 'wahrscheinlichen Fehler' und erläutert die Be-

deutung desselben an einem Messungsfalle, für welchen er annimmt, man habe mit einem wenig genauen Instrumente, z. B. mit einer gewöhnlichen, aber gut berichtigten Meßkette, die Entfernung zwischen zwey scharf markierten Puncten sehr oft, etwa 100 Mahl gemessen und sich stäts bemühet, beym letzten Ausspannen der Kette nicht nur die Ruthen und Fuße, sondern durch Auflegen eines Zollstockes auch die Zolle und Linien abzulesen. Aus der Deduction folgert er, daß man mit einer Wahrscheinlichkeit von ½ erwarten darf, der Fehler der einzelnen Beobachtung überschreite den wahrscheinlichen nicht, und bespricht alsdann die Wahrscheinlichkeit derjenigen Fehler, welche das Vielfache des wahrscheinlichen Fehlers sind, wofür er die Resultate mehrerer Rechnungen mit der Bemerkung zusammen stellt, daß in der Tabelle die Unbekannte stäts die gesuchte Grenze angibt. Unrichtig nennt er hierbey die Darstellungen 1 : 1 oder 1 : 2 oder 1 : 4 ꝛc. Proportionen, da sie doch nur Verhältnisse sind, welche die Wahrscheinlichkeiten für größere und kleinere Fehler ausdrücken, woraus man ersieht, wie höchst unwahrscheinlich es ist, übermäßig große Fehler zu begehen. Nachdem er die Herleitung des wahrscheinlichen Fehlers aus dem mittleren Fehlerquadrate veranschaulicht hat, weist er die Bestätigung der gefundenen Resultate durch die Erfahrung an zwey besonderen Beyspielen nach, welche man mit vielem Interesse liest.

Aus einem gefundenen Ausdrucke für die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Fehlers entwickelt der Verf. den Grundsatz, der zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit verschiedener Hypothesen dient. Unter allen Hypothesen, denen man eine Beobachtungsreihe anschließen kann, erscheint ihm diejenige als die wahrscheinlichste, wenn die Summe

der Quadrate von den übrig bleibenden Fehlern möglichst klein ausfällt. Auf den Grund dieses Satzes leitet er eine Methode zur Bestimmung der Unbekannten in mehreren Bedingungsgleichungen ab, welche beym praktischen Rechnen von höchster Wichtigkeit sind, nämlich die Methode der kleinsten Quadrate, welche auf directem Wege zu denjenigen Werthen der Constanten führt, welche die Summe der Quadrate der übrig bleibenden Fehler zum Minimum machen.

Die Entwickelung der Methode selbst und ihre Anwendung auf den Fall, wo die Unbekannten in höheren Potenzen vorkommen, verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. An einem Beyspiele, wornach die Grenze eines Grundstücks, von der man weiß, daß sie sich auf eine gewisse Länge in gerader Linie hinzieht, unkenntlich geworden ist, wobey sich jedoch an vier Stellen noch ziemlich sichere Spuren derselben finden, und aus diesen die wahrscheinlichste Lage der Grenze ermittelt werden soll, erläutert er die Darstellungen und gibt über die gleichzeitige Benutzung mehrerer Beobachtungen von verschiedener Güte sehr lehrreiche Andeutungen, welche für den praktischen Gebrauch von großer Wichtigkeit seyn mögen. Unter den verschiedenen Aufgaben, welche mittelst des vorgetragenen Princips aufgelöst werden können, wiederholt sich am häufigsten der Fall, daß durch mehrfache Messungen nur eine einzige Unbekannte gesucht wird; die dabey angewendete Methode besteht in der Anwendung des arithmetischen Mittels, welche der Verf. sachkundig bespricht. Dann bestimmt er den wahrscheinlichen Fehler in den gefundenen Werthen der Constanten und den wahrscheinlichen Beobachtungsfehler, und stellt zuletzt die analytischen Ausdrücke für die speciellen Fälle, daß die Anzahl

der Unbekannten gleich Eins, Zwey oder Drey ist, zusammen, ohne jedoch besondere Beyspiele für die Anwendungen beyzufügen und Berechnungen durchzuführen.

Da ihm übrigens die entwickelten Ausdrücke für die wahrscheinlichsten Werthe der Unbekannten und zur Bestimmung der wahrscheinlichen Fehler derselben sehr wichtig erscheinen, so untersucht er noch einige besondere Fälle und macht dabey auf mancherley Umstände aufmerksam, deren Einfluß man bey Rechnungen nicht unbeachtet lassen dürfe. Einige Fälle betreffen die einfachsten geodätischen Operationen, nämlich die Fehler bey einfachen Winkel- und Längenbestimmungen für Dreyecke und Vielecke. Beym Feldmessen besteht das gewöhnlichste Verfahren darin, daß man die Grenzen der Feldmark, oder des einzelnen Feldes als den Umfang einer geradlinigen Figur ansieht, und die Seiten derselben mit der Meßkette, so wie die Winkel, oder vielmehr die Richtungen der einzelnen Seiten gegen den magnetischen Meridian mit der Bussole mißt. Durch Fortsetzung der Messung bis zu dem Puncte, von welchem man ausgegangen ist, und durch Auftragen aller Seiten der Figur und ihrer Richtungen auf der Karte gelangt man mittelst des Zusammentreffens des Anfangspunctes der ersten Seite mit dem Endpuncte der letzten zur gewöhnlichen Controle für die Richtigkeit der ganzen Operation. Da aber gemeinhin diese beiden Puncte in der Zeichnung nicht zusammen fallen, sondern in bald größerer, bald geringerer Entfernung von einander liegen, also ein Fehler zum Grunde liegt, so ist der Verf. sehr bemühet, solche Correctionen in der Figur anzubringen, wodurch jeder Fehler, den man vollständig kennt, aufgehoben wird und erörtert, wie eine Correction auf die wahrschein-

lichste Weise durch einfache Constructionen auszuführen ist. Sie betrifft den besonderen Fall, wenn beym Austragen der Grenzen einer Feldmark der Anfangspunct mit dem Endpuncte nicht genau zusammen fällt und hat viel practischen Werth.

Die Aufgabe, die Lage eines Punctes zu bestimmen, von welchem aus man die Winkel zwischen drey ihrer Lage nach bekannten Gegenständen gemessen hat, ist allerdings von sehr häufiger und bequemer Anwendung, ist aber nicht unter dem Namen Potinot'sches, sondern Pothenot'sches Problem bekannnt. Der Verf. behandelt sie in so fern sehr gut, als er durch trigonometrische Functionen die wahrscheinlichste Lage eines Stationspunctes, von welchem man jene Winkel gemessen hat, zu ermitteln sucht, zwey Verfahrungsarten versinnlicht, für beide die analytischen Ausdrücke ableitet, und als Anwendung derselben die Resultate einer Messung mittheilt, die er zur Bestimmung eines Stationsplanes in der Nähe von Pillau ausführte. Wegen der Wichtigkeit dieser speciellen Aufgabe gibt er noch sehr erläuternde und belehrende Bemerkungen über den Fall, wo die Lage des gesuchten Stationspunctes nicht durch Rechnung, sondern unmittelbar durch Zeichnung, und zwar nach Messungen mit der Boussole, bestimmt werden soll. Dieser Fall hat außerordentlich viel practisches Interesse, läßt sich jedoch in seinen einzelnen Momenten nicht ausziehen, um dem Leser die Hauptgedanken hier mitzutheilen, weswegen Ref. das Nachlesen im Buche empfiehlt.

Die Gesetze der Hydraulik und Maschinenlehre sind bekanntlich nicht auf rein speculativem Wege hergeleitet, sondern beruhen größtentheils auf speciellen Beobachtungen und Erfahrungen und haben eben darum keine allgemeine Gültigkeit. Der

Verf. theilt daher in den nachfolgenden Betrachtungen allgemeine Bemerkungen über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Messungen und Beobachtungen zur Feststellung gewisser Naturgesetze mit, und bezeichnet aus seiner practischen Laufbahn verschiedene wichtige Vortheile, welche die Richtigkeit solcher Wahrscheinlichkeitsresultate möglichst zuverlässig machen helfen. Als Beyspiel wählt er einen sehr wichtigen Erfahrungssatz in der Wasserbaukunst, welcher die Geschwindigkeit des fließenden Wassers betrifft. Er gibt die hierfür entwickelte Formel an, prüft dieselbe für die Beobachtungen verschiedener Naturforscher; theilt die Resultate derselben mit; berechnet mancherley Zahlenwerthe und Tabellen, und weist an denselben die Wichtigkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach. Den Beschluß des vierten Abschnittes machen verschiedene Berechnungen von Beobachtungen über den Widerstand der Luft; ihr Nachlesen im Buche verschafft vielseitige Belehrung und gibt über mehrere Gesichtspuncte sehr lobenswerthe Aufklärung.

Dem Geodäten, dem Beamten des Bau- und Forstwesens ist bekannt, daß bey der Ausführung bedeutender Nivellements oft große Genauigkeit gefordert wird und die gewöhnlichen Methoden manche Unvollkommenheiten zeigen, welche besonders darin bestehen, daß eine Täuschung über den Grad der Sicherheit der Messung sehr leicht durch äußere Umstände herbey geführt werden kann.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.
Den 4. Junius 1838.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: Hagens Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Die Unvollkommenheiten der Nivellements und die daraus sich ergebende Unsicherheit der üblichen Controlen beym Nivellieren hebt der Verf. mit Sachkenntniß und Umsicht heraus und forscht sodann den Ursachen der verschiedenen Fehler bey einem Nivellement nach, um zu genaueren Resultaten zu gelangen. Daß das Nivellier-Instrument ungenau ist, in sofern die Richtung der Absehenslinie von Zufälligkeiten abhängt, und sie sich bey mehrmahliger Wiederholung derselben Beobachtung verändert, und daß es unrichtig ist, wenn die Absehenslinie sich auf eine constante und durch das Instrument selbst bedingte Art von der Horizontalen entfernt und endlich undeutlich ist, indem das Absehen nicht mehr mit Schärfe geschieht, erörtert der Verf. zwar kurz, aber klar und umsichtsvoll. Er untersucht zuerst die Ungenauigkeit der Canal- und Mercurial-Wage und

zeigt, daß der Fehler oft ziemlich bedeutend ausfällt und bey letzterer oft viel größer ausfällt als bey ersterer. Dann bespricht er die Ungenauigkeit der Libelle mit dem Fernrohre, wobey sich die Anziehung des Glases auf die eingeschlossene Flüssigkeit ähnlich, wie bey der Canalwage äußert. Nachdem er die Erfordernisse einer guten Libelle kurz angegeben und erläutert hat, zeigt er noch, wie man sich leicht einüben und mit wenigen Versuchen jedesmahl die Blase zum genauen Einspielen bringen kann.

Da zwischen der Ungenauigkeit und Unrichtigkeit der Nivellier-Instrumente der Unterschied besteht, daß die Fehler der letzteren nicht vom Zufalle abhängen, sondern im Instrumente selbst begründet sind, so handelt der Verf. von dieser im Besonderen und berücksichtigt dabey den Einfluß der Krümmung der Erde und der Strahlenbrechung, worauf er Einiges über die Undeutlichkeit jener Instrumente sagt. Bedeutende Fehler werden häufig durch die gewöhnliche Einrichtung der Tableaus eingeführt; die schräge Aufstellung der Visierstangen hat auf das Resultat des Nivellements großen Einfluß; das Richten des Tableaus geschieht häufig durch Gehülfen, die entweder noch nicht die erforderliche Gewandtheit oder Aufmerksamkeit haben; das tiefere Eindrücken der Nivellementspfählchen und andere Beziehungen veranlassen Fehler, deren Beurtheilung mit möglichster Vorsicht auszuüben ist, wozu der Verf. die nöthigsten Gesichtspuncte vorerst näher erörtert, bevor er die Frage beantwortet, wie groß der wahrscheinliche Fehler eines Nivellements seyn werde, oder mit welcher Wahrscheinlichkeit man erwarten könne, daß der Fehler die erlaubte Grenze nicht übersteige.

Um hinsichtlich dieser Frage auf haltbare Re-

sultate zu kommen, beurtheilt der Verf. im Besonderen die Sicherheit der mit der Canalwage ausgeführten Nivellements, und bemerkt, daß die Unsicherheit in hohem Grade zunimmt, wenn man der Bequemlichkeit wegen die Controle unmittelbar der Hauptmessung folgen läßt, und beide Resultate gleich in die gehörige Uebereinstimmung zu bringen sucht. Dasjenige, was er über die Prüfung der Empfindlichkeit der Libelle sagt, verdient allgemeinen Beyfall und ist aus dem practischen Leben entnommen. Auch entnimmt der Practiker aus den Bemerkungen über eine zweckmäßigere Anordnung der Visierlatten und des ganzen Verfahrens beym Nivellieren viele sehr lehrreiche Gesichtspuncte, welche durch die Nachweisungen der dadurch erreichten Sicherheit noch größeren Werth für Anwendungen erhalten. Der Verf. theilt diese unfehlbar aus seiner eigenen Amtspraxis mit und leistet dem angehenden Geschäftsmanne wesentliche Dienste.

Bey dem vorzugsweise practischen Interesse, welches die Schrift nach dem bisher verfolgten Ideengange auszeichnet, und bey den vielen eigenthümlichen das practische Leben betreffenden Erläuterungen glaubt Refer. nicht zu viel zu sagen, wenn er dieselbe jedem theoretisch und practisch gebildeten Forstmanne und Baubeamten vorzugsweise empfiehlt und demselben vielseitige Belehrung verspricht. Die theoretischen Gesetze sind meistens durch zweckmäßig gewählte Beyspiele versinnlicht und hierdurch in das practische Leben eingeführt. Die Zeichnungen sind gut; Papier und Druck aber könnten besser seyn.

π. g.

Bern.

Impensis C. A. Jennii, Filii, 1837. Symbolas ad emendandum et illustrandum Philostrati librum de Vitis Sophistarum in medium attulit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. 1837. VIII u. 146 Seiten in Octav.

Die griechischen Sophisten der römischen Periode bewegen sich in einer Sprache, die attischer Eleganz nachstrebend, in schöpferischer Kraft erstorben, nur dem Studium meist einzelner Lieblinge, zumahl Platon, verdankt, etwas Stehendes und Formelartiges annimmt. Diese Schriftsteller gefallen sich in den einmahl angeeigneten Lieblingsphrasen und suchen in blumenreichen Wendungen und Farbenglanz einen Ersatz für die den meisten fehlende Originalität. Daher fällt es nicht schwer, so genannte Eleganzen und Phrasen aus ihnen zu belegen, da das, was bey Attikern sparsam eingestreut, hier überall ausgeschüttet wird; und durch Vergleichung mit ihren eigenen Wendungen und den Schriftstellern, denen sie dieselben verdanken, wunde Stellen zu heilen.

Philostratos Vitae Sophistarum gehören zu den wenigen Werken griechischer Auctoren, die sich seit einem Jahrhundert und darüber keiner eigentlichen Bearbeitung zu erfreuen hatten. Der Verf. obiger Schrift, den Platonische Studien auf Philostratos leiteten, übergibt in derselben mit großer Bescheidenheit dem Publicum seinen ersten Versuch. Diese Bemerkungen zeigen eine große Belesenheit besonders in der spätern und spätesten Gräcität, Urtheil und Scharfsinn: Uebereilungen, wie etwa S. 80., wo aus Θετταλία θαλάττα statt θαλάττῃ gemacht wird, sind

selten. Sein Hauptaugenmerk hat Hr Jahn offenbar darauf gerichtet, Phrasen aus Philostratos zu sammeln, zu erklären und aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit zu belegen, wobey denn manche dem Gelehrten bekannte und nur einer Erstlingsarbeit nachzusehende Dinge zur Sprache gebracht werden. Indeß abgesehen davon sind diese Bemerkungen schätzenswerth und Herr J. erreicht seinen Zweck recht wohl, für fernere Studien ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Bey Hn Jahns Vorliebe für lexikalische Phrasensammlung, wovon der fast Graussische Index Rerum et Verborum von S. 85 — 109. ganz besonders zeugt, kann man sich von einem S. 12. und sonst verheißenen Auctarium Animadversionum in Timaei Lexicon Platonicum Gutes versprechen. Auch Anecdota Monacensia — in vorliegender Schrift sind auch mitunter ungedruckte Werke aus Heidelberger und Münchner Handschriften angezogen —, zunächst Michael Glycas Werk über die griechische Syntax — gewisse Grammatiker schreiben Syntaxe, wie Fleischtaxe — werden willkommen seyn.

Wenn sich Ref. dieser Versprechungen aufrichtig freut und dem Verf. gern sagt, wie ihn diese Bemerkungen zum Philostratos mit Hochachtung vor dem ernsten Streben nach tüchtiger Sprachkenntniß erfüllt haben, so kann er es doch nicht unterlassen zu bemerken, daß es ihm nicht rathsam scheine auf diesem Wege fortzufahren. Beschränkung und Strenge gegen sich selbst thut bey der überfluthenden Büchermasse täglich mehr noth. Namentlich aber muß Ref. dem Vf. den freundlichen Rath geben, die angekündigte Ausgabe des Platonischen Gastmahls — und das ist es, was Ref. zu dieser Anzeige zunächst drängte — fürs Erste wenigstens zu unterdrücken. Nicht als

ob das herrliche Kunstwerk als von allen Seiten gereinigt und aufgehellt anzusehen wäre — die ersten Kapitel bieten noch Probleme genug, die ältere wie neuere Herausgeber nicht lösen —, auch nicht, als ob Refer. an Rückerts peinlicher Aengstlichkeit oder an Hommels ungesunden Grübeleyen und trostlosen Einfällen oder an Stallbaums Beschränktheit ein sonderliches Wohlbehagen fände: vielmehr weil ihm vor einer Arbeit bangt, die das herrliche Werk mit einer Fülle von Noten zu überschütten droht, die das Verständniß im Wesentlichen schwerlich fördern und den Genuß daran nur noch mehr zu verleiden beytragen möchte. Den wesentlichen Gehalt derselben nimmt man unschwer aus vorliegender Schrift ab, in der fast auf allen Seiten für Liebhaber auf die uberiores, resp. uberrimi, commentarii zum Symposion verwiesen wird. Da soll — zur Probe — de industria illustriert werden der Gebrauch von μέλλω cum futuro, de industria die bekannte Fügung πλείστου ἄξιος μοί, der übertragene Gebrauch des Namens der Sirenen de omni suavitate oris, der emphatische Gebrauch von ἀνήρ, παρά im Vergleiche; da soll zu lesen seyn eine uberrima disputatio de universo usu translato vocis πατήρ, über das Krähen der Haushähne gegen Morgen und andere Dinge, darnach der Hahn nicht kräht.

Die Anzahl der Freunde so beschaulicher Commentare ist gewiß jetzt gering: könnte aber der Verf. sich entschließen, das für Critik und Erklärung des Symposions Gesammelte zu sichten, alles Ungehörige weg zu schneiden und etwa das wirklich Neue und Erfreuliche, daran es ja nicht fehlen wird, in ein spicilegium observationum zusammen zu drängen, so wird ihm der Dank der Gelehrten nicht entgehen. Zur Zeit, wo die

Kunde des Griechischen bey den meisten Gelehrten schwach und nothdürftig war, wo die üblichen grammatischen Nothbücher und Lexika keinen Trost gewährten, mochte eine gelehrte Phrasensammlung in der Ordnung seyn. Wir bedürfen dessen nicht mehr.

Uebrigens verspricht Herr J., der am Gymnasio zu Biel angestellt ist, noch den Eustathius Antiochenus de Engastrimytho p. 37. und endlich: 'Lesefrüchte altteutscher Theologie und Philosophie, oder Theologie und Philosophie aus Heinrich Suso und Niclaus von Straßburg.' S. 78. erfahren wir, daß von Herrn Alexander Hörning wahrscheinlich eine Ausgabe des Maximos Tyrios zu hoffen steht.

F. W. S.

London.

Bey Charles Knight, 1836. The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants. By John Francis Davis, Esq. F. N. S. etc. late his majesty's chief superintendent in China. 2 Vol. 8. with wood cuts. Under the superintendence of the society for the diffusion of useful knowledge. (1. B. 420 S. — 2. B. 480 S.)

Das vorliegende Werk bedarf kaum einer Empfehlung, da schon der Titel es als ein in hohem Grade zeitgemäßes, so wohl hinsichtlich des Gegenstandes als der Behandlungsart bezeichnet. Abgesehen von dem Interesse, welches sich schon seit den ältesten Zeiten für kleinere Kreiße von (wissenschaftlich oder mercantilisch) Eingeweihten an das Reich der Mitte knüpfte, hat dasselbe in neuerer Zeit theils durch die Entwickelung des Welthandels, theils durch Missionsversuche, ein

allgemeineres, ja geradezu populäres Interesse erworben. Zunächst freylich in England; aber wir müßten fürchten, das industrielle Deutschland zu beleidigen, wenn wir nur einen Augenblick zweifelten, daß es seine Nacheiferung nicht auf Eisenbahnen und Dampfmaschinen beschränkt, sondern auch auf die Artikel der useful knowledge ausdehnt. Wie weit aber Literatur und Wissenschaft auch bey uns schon in den Bereich des Industrialismus hinein gezogen wird, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen; so daß wir das industrielle Publicum sehr bald als gleichbedeutend mit dem gebildeten Publicum ansehen können. Ein unmittelbareres und erfreulicheres Recht der Theilnahme an allem was China angeht erwächst uns auf dem Gebiete der christlichen Industrie, indem, abgesehen von so manchen andern Arbeitern in diesem Weinberge, der Hauptmissionär für China, Gützlaff, bekanntlich ein Deutscher ist. Was endlich die strenger wissenschaftliche Seite der Sache betrifft, so sind wir hier wie überall längst sogar den Engländern voran geeilt, und wir könnten z. B. dem Verf. des vorliegenden Werkes unbedenklich zur Vervollständigung und Berichtigung seiner Kenntniß von China in sehr wesentlichen Puncten das Studium des Ritterschen Riesenwerks über Asien empfehlen, dessen Vorzüge man vielleicht nur dann in vollem Maße zu würdigen vermag, wenn man es mit einem solchen Werke eines Engländers vergleicht, der doch alle Vortheile langjährigen Aufenthalts an Ort und Stellen für sich hat. Aber man vergleiche einmahl, auf welcher Seite der Vorzug lebendiger Auffassung und Darstellung ist! Natürlich ist hier nur die Rede von den Seiten der Sache, welche zunächst Aufgabe des deutschen Geographen seyn konnten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.
Den 7. Junius 1838.

London.

Fortsetzung der Anzeige: The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants. By Davis.

Ueberdies hat ja auch die deutsche Wissenschaft durch den Mann, der sie einst in der neuen Welt so würdig vertreten, auch von jener ältesten gleichsam Besitz nehmen lassen. Eine geringere Bedeutung können wir der Erscheinung eines Alex. von Humboldt's auf dem äußersten chinesischen Wachtposten an der russisch-chinesischen Grenze doch nicht beylegen.

Alles dies ist bekannt und bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Eine andere aber und, wenn wir nicht irren, wichtigere Seite der Sache, mag uns hier gestattet seyn, mit ein paar Worten anzudeuten, da sie vielleicht bisher noch weniger beachtet worden. Uns wenigstens ist sie gerade durch die Beschäftigung mit der vorliegenden Schrift, wenn auch nicht zuerst bemerklich, doch erst recht auffallend und deutlich geworden.

Man hat Form und Wesen des modernen Staates, im Gegensatze zu dem ältern germanischen Staatsorganismus, wohl mit dem Ausdrucke byzantinisch characterisieren zu können geglaubt. Abgesehen davon, daß in diesem Ausdrucke eine sehr unziemliche satyrische Absicht liegen dürfte, von der Ref. sich möglichst fern zu halten wünscht, ließe sich noch gar manches dagegen erinnern; jedenfalls aber wird kein aufmerksamer Leser des vorliegenden Werkes sich der Ueberzeugung erwehren können, daß der Ausdruck chinesisch hier nicht nur viel weniger anstößig, sondern in jeder Hinsicht viel bezeichnender seyn möchte. In der That wenn wir die Idee und die Zukunft des modernen Staates aus den einzelnen Erscheinungen und zum Theil prophetischen Winken seiner Priester zu construieren versuchen, — wenn wir aus der Richtung und Beschaffenheit der zurück gelegten Bahn, aus den für die weitere Fortsetzung hier und da ausgesteckten Signalstangen und aus den vielleicht vorlauten Stimmen einzelner vielleicht nur auf eigene Rechnung weiter vorgedrungener Kundschafter uns einen Begriff von dem Ziele machen können, wornach man dringt und gedrängt wird; so können wir nicht umhin, in den chinesischen Zuständen eine der Vollkommenheit ziemlich nahe Verwirklichung jener Idee zu sehen und uns mit einem zwischen Beschämung und Freude getheilten Gefühle zu gestehen, daß das Reich der Mitte schon seit Jahrhunderten an jenem erhabenen Ziele angelangt ist, und in unzerstörbarer officieller Selbstzufriedenheit der Segnungen genießt, welche ohne Zweifel auch uns in weiter Entfernung Nachstrebende erwarten.

Es fehlt nun zwar allerdings in den chinesischen Zuständen nicht an mancherley Erscheinun-

gen, welche dem Europäer sehr fremdartig, wo nicht gar lächerlich und anstößig dünken, und es fehlt ohne Zweifel nicht an oberflächlichen, leichtsinnigen, wo nicht geradezu böswilligen Beobachtern, welche sich an dergleichen hängen um die schönen Hoffnungen zu zerstören, welche sich an eine Analogie zwischen der chinesischen Gegenwart und der europäischen Zukunft knüpfen. Aus einer ernstern und genauern Untersuchung ergibt sich aber bald, daß jene Verschiedenheiten durchaus unwesentlicher Art sind und auf bloße Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten hinaus laufen, welche der in der Idee, in dem Principe, in dem Wesen liegenden Analogie und Harmonie keinen erheblichen Eintrag thun können. Ja hält man nur dieses Wesentliche fest, so erscheint der Unterschied, der z. B. zwischen den Lehrsätzen der chinesischen und jenen einer europäischen Staatsreligion oder Staatsphilosophie herrscht, so unermeßlich er auch theoretisch genommen seyn mag, doch in der That nicht erheblicher als der Unterschied zwischen der Uniform eines chinesischen Mandarinen und eines europäischen Staatsbeamten. Für das Individuum wie für das Volk und für die Menschheit, in sofern sie aus Individuen bestehen, läuft das ziemlich auf eins hinaus, eben weil sie dabey unmittelbar gar nicht in Betracht kommen.

Suchen wir zu weiterer Begründung einer scheinbar paradoxen Behauptung, das Wesen des chinesischen Staates nach seinen Hauptmomenten (wie sie auch aus dem vorliegenden Werke hervor gehen), uns deutlich zu machen. Hier ist nun zunächst fest zu halten, daß es auf Erden und im Himmel nichts gibt als den Staat. — Der Staat umfaßt alle Verhältnisse, Bahnen, Ziele des menschlichen Lebens. Der juristi-

sche Grundsatz: quod non est in actis etc. wird dahin ausgedehnt, was nicht officiel ist, das ist nicht nur vom Uebel, sondern als gar nicht vorhanden anzusehen. Alles Leben wird in dem Staate absorbiert, registriert und nach möglichst einfachen, also mathematischen Gesetzen reguliert. Der Staat ist nicht nur infallibel, sondern es gibt keine Intelligenz, kein Gefühl, keinen Glauben, kein Wissen, kein Recht, keine Pflicht als nur im Staate, durch den Staat und für den Staat. Das ganze Leben ist Staatsdienst, und nicht wie der kindisch beschränkte Sinn des Christenthums wähnt, Gottesdienst, oder jedenfalls gibt es keinen andern Gottesdienst als den Staatsdienst. Jedes Individuum ist Staatsdiener, und es kann nur hinsichtlich der Stufe der Dienstleiter ein Unterschied statt finden, wo dann zwischen Staatsbeamten und Staatsdienern etwa ein ähnlicher Hauptunterschied eintritt wie beym Militär zwischen Officieren im weitesten Sinne und Gemeinen. Die Masse der Staatsdiener, d. h. das Volk, erhält immerhin durch den Dienst und dessen Abzeichen seine Bedeutung und Würde, aber es bleibt in ewiger Unmündigkeit den Staatsbeamten, als Repräsentanten der höheren Intelligenz, eben durch jenes gemeinsame Dienstband um so unbedingter unterworfen. Auch die Familie kann nur in sofern Bedeutung haben als sie Staatsanstalt ist. Sie wird dies aber besonders dadurch, daß dem ganzen Staate die Fiction des Familienbandes untergelegt ist, so daß die Familie gleichsam den Staat microcosmisch reproduciert. Geht nun daraus und aus dem Wesen der patria potestas im ausgedehntesten Sinne die Bedeutung und Stellung des Souverains hervor, so ist dies dennoch das geringste Moment derselben. Das Ver-

hältniß zwischen Vater und Kindern — dann die weitern Modificationen der Stammgemeinschaft, aus welcher zwischen einem Volke und einer Dynastie so mannigfache, zähe und mit der ganzen Existenz beider verschlungene Bande hervor gehen — dies Alles sind viel zu rohe Momente, als daß der chinesische Staat dabey stehen bleiben könnte, wenn er sie auch als officielle Formel nicht verschmäht. Nach chinesischem Staatsrechte ist der Souverän geradezu der incarnierte Staat, und bedarf also durchaus keiner weitern natürlichen Beziehungen oder Berechtigungen, die immer nur in ihm selbst ihre Grenzen finden. Wie wichtig aber dies Princip gerade in China ist, wo jene natürlichen Banden zwischen Souverän und Volk in der gewöhnlichen Wirklichkeit fehlen, und nur durch die officielle Fiction suppliert werden, wo die Dynastie eine fremde gewaltsam ein- und aufgedrängte ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Ist aber der Staat Alles in Allem und der Souverän der incarnierte Staat, so versteht es sich von selbst, daß der Souverän auch der Gott des Staates, des Volkes ist *).

Schon aus diesen Hauptmomenten des chinesischen Staatslebens (wenn dieser zu rohe, zu sehr an unsophistisierte Natur erinnernde Ausdruck gebraucht werden darf) ergibt sich bey einigem Nachdenken, wie wenig es unter solchen Umständen dem Individuum auf den Gehalt des Staatslebens in allen seinen Beziehungen ankommen kann. Höchstens kann er sich, sofern er die Höhe der

*) Wir bedienen uns absichtlich des Ausdrucks Souverän; denn es macht natürlich wesentlich keinen Unterschied, ob dieser ein Individuum ist, oder aus einer Mehrzahl von Individuen besteht. In beiden Fällen eignet er sich vollkommen zu dieser chinesischen Apotheose.

Idee des Staates noch nicht ganz erreicht, sich noch nicht unbedingt mit dem Staate, d. h. mit dem Souverän, identificiert hat, bey den unmittelbaren materiellen, sinnlich wahrnehmbaren Resulaten, als Hunger, Kälte, Schmerz rc. afficiert fühlen. Was aber das Seelen- und Geistesleben betrifft, so kann es hier für ihn nur ein opus operatum geben, was seinem Geistes- oder Seelenleben in dem Maße fremd bleiben wird, als zur lebendigen Theilnahme an demselben eine freye, lebendige Geistesthätigkeit, ein liberum arbitrium erforderlich wäre. Ein solches aber wird immer nur als Anomalie in dem chinesischen Staate vorkommen können. Es mag zwar dem Individuum nicht geradezu gewehrt werden, in sein Verhältniß zum Staate in irgend einer Beziehung einen gewissen Grad von selbstthätiger Bereitwilligkeit einfließen zu lassen, und z. B. die Religion, die Philosophie des Staates zur lebendigen bewußten Ueberzeugung zu machen, jedenfalls aber kann dies Princip vom Staate nie anerkannt und merkliche Aeußerungen desselben nie geduldet werden. Der Staat braucht oder erkennt weder Liebe noch Glauben, noch Ueberzeugung, sondern nur Gehorsam, nur das opus operatum, denn alle dem liegt eine gewisse Selbstthätigkeit zum Grunde die unter Umständen eben so gut zur Isolierung, ja zur Opposition führen könnte. Es leuchtet übrigens ein, daß dem Staate nur selten mehr geboten wird als er fordert, — daß bey consequenter und kräftiger Durchführung eines solchen Systems die Gefahr einer übergroßen Wärme und Begeisterung der Theilnahme der Staatsbeamten und Staatsdiener (d. h. des Volks) an dem officiellen Geistesleben nicht sehr dringend seyn kann. Vielmehr wird der wünschenswertheste Mechanismus, die nöthige Passi-

vität immerhin Regel bleiben und auch den wohltönendsten sinn- und gemüthvollsten Ausbrüchen officieller Gefühle und Ueberzeugungen sich nicht leicht eine unziemliche individuelle Theilnahme beymischen. So ist denn also für das Seelenheil wie für die geistige Bildung des Individuum ganz gleichgültig, ob die Dogmen eines orthodoxen Christenthums, oder eine speculative Sublimation, oder rationalistische Dilution derselben, oder die nüchternste Autolatrie und Deontolatrie des Confutse, oder was sonst den Gehalt der Staatsreligion bildet. Schwerlich wird es in einem nach chinesischen Principien wohl geregelten Staate dem Einzelnen einfallen, sich etwa z. B. in einer höchst unziemlichen, unmittelbaren Beziehung zu dem Erlöser zu denken, oder seine guten Werke, welche an und für sich dem Staate angehören, kriegerischer Weise brevi manu sich selbst zu eigenem Verdienst in Rechnung zu bringen, statt deren Schätzung und Belohnung durch den Staat abzuwarten. Noch weniger kann dem Individuum darauf ankommen, ob das Wissen des Staats diese oder jene Stufe erreicht hat, — ob z. B. die officielle Naturkunde vier oder vierhundert Elemente annimmt, und was dergleichen mehr ist. Nun möchte man freylich geneigt seyn sich dabey zu beruhigen, daß Alles dies, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar dem Individuum zu Gute kommt, indem der Staat als moralische Person eben die Individuen in sich begreift, so daß also, wenn z. B. die Religion des Staates die christliche ist, und voraus gesetzt, daß der Staat durch den Glauben der eigenen Seligkeit theilhaftig wird, doch auch das Individuum Hoffnung habe taliter qualiter mit davon zu profitieren. Abgesehen aber von anderen Bedenklichkeiten gegen eine solche Ansicht, verträgt

sie sich sehr schlecht mit dem zweyten Hauptprincipe des chinesischen Musterstaates. Der Staat ist nämlich allerdings (wie wir sahen) Alles, das Individuum Nichts *); aber gehen wir weiter, so ist auch der Staat Nichts und nur der Souverän ist Etwas, — also Alles. Es kommt also lediglich darauf an, was der Souverän glaubt, weiß, fühlt, thut. So legt denn auch Hr Davis mit Recht keinen großen Werth darauf, ob die Chinesen an ein höchstes Wesen glauben, ob auch nur die Staatsreligion ausdrücklich ein solches anerkennt, da doch jedenfalls der Kaiser an ein solches glaubt —, wie schon eine Stelle des Inhaltsverzeichnisses des zwölften Kapitel beweist: a supreme being recognized by the Emperor. Mehr zu verlangen wäre ohne Zweifel nicht nur Hochverrath, sondern Gotteslästerung.

Diese allgemeinen Andeutungen über die Principien des chinesischen Staats mögen hier hinreichen um auf die Bedeutung des vorliegenden Werkes für die politischen Studien des Abendlandes aufmerksam zu machen. Auch für unmittelbare practische Anwendung kann hier eine reiche Erndte dem unbefangenen Beobachter nicht entgehen. Freylich dürfen wir uns dem entmuthigenden Gefühle der Demüthigung nicht zu sehr überlassen, welches sich unfehlbar aufdrängt, wenn wir uns jeden Augenblick überzeugen, wie weit wir, trotz aller Anstrengungen noch hinter jenem Ideal zurück sind. Wir dürfen uns nicht zur Verzweiflung an den eigenen Fähigkeiten, an unserem Berufe verleiten und von weitern Fort-

*) Von moralischen Personen von irgend einer andern Art von lebendigem Organismus kann im Staate natürlich gar nicht die Rede seyn, vielmehr ist nur zu bedauern, daß man nicht auch das Individuum völlig auflösen und beseitigen kann.

schritten abhalten lassen. Eine solche Gesinnung und Stimmung ist aber nicht weniger verderblich, wenn sie den Schein der Umsicht und Besonnenheit annimmt und sich hinter beliebte Redensarten über die Gefahren übereilter Neuerung, Schonung der öffentlichen Meinung, Mangel an Beruf der Gegenwart, günstigere Zukunft rc. versteckt. Greift man nur frisch zu, so findet sich meist Alles von selbst. — Bleiben wir bey einem bestimmten Gegenstande stehen. Jeder Einsichtige und Sachkundige begreift, welche Wichtigkeit in dem chinesischen Staate das ganze System der Prüfungen in allen Zweigen nicht nur der wissenschaftlichen und practischen, sondern auch der ethischen Bildung zum Staatsdienst (d. h. zum Leben) haben muß — wie wichtig es seyn muß, so oft wie möglich das Individuum mit dem Maße des Staates zu messen, sich zu überzeugen, daß es diesem entspreche, und eine genaue Kenntniß von seiner officiellen Brauchbarkeit in jeder gegebenen Epoche, eine erschöpfende, umfassende Statistik aller Kräfte des Staates zu erlangen, und die wohlgeordneten Pflanzungen des Staats von allen Wasserschößlingen, allem Unkraut selbständiger, nicht officieller Thätigkeiten irgend einer Art frey zu halten. Wie weit stehen wir aber in dieser Hinsicht noch hinter den Chinesen zurück! Welchen erhebenden und zugleich beruhigenden Anblick gewähren dort nicht die Schaaren von Beamten jedes Ranges und Alters, welche alljährlich nach den officiellen Prüfungen wallfahrten, nach deren Resultat dann die Tabellen entworfen werden, welche den einzig gültigen Tarif für den Werth und die Stellung des Individuum bis zu nächsten Prüfung geben. Das Resultat dieser Prüfungen allein entscheidet nicht nur über den Rang, den Wirkungskreiß,

die Emolumente, welche dem Beamten als solchem zugewiesen werden; sondern, da die Prüfung zugleich eine wissenschaftliche ist, so normiert sie ganz von selbst auch den Rang der ihm als Gelehrtem gebührt. Ja auch auf dem Gebiete des religiösen und sittlichen Lebens kann über den Werth des Einzelnen kein Zweifel seyn, da die Prüfung sich immer auch auf die Religions- und Sittenlehre des Confutse bezieht *). Darnach kann es nicht befremden, daß es in China (abgesehen von den nähern und entferntern Gliedern der herrschenden Dynastie) keine andere Aristocratie gibt, als die auf solche Weise officiell ermittelte, taxierte und gestempelte religiöse, sittliche wissenschaftliche und practische Blüthe der Nation. Hier ist die vielgepriesene und ersehnte Frucht eines Intelligenz- und Verdienstadels gefunden, im Gegensatze zu dem Geburtsadel, dessen plumpe historische Wurzel sogar den geringsten Ueberresten, den einzelnen Stämmen, ja den unscheinbarsten Stumpen noch eine gewisse Selbstständigkeit gibt, welche eben so wie die etwaigen Trümmer corporativer Organismen sich durchaus nicht mit der Uniformität des Staates verträgt, und in deren gemeinsamen Anfeindung sich die innere Wahlverwandtschaft so mancher scheinbar sehr heterogener, ja feindseliger Bestrebungen und Wünsche unserer Zeit verräth. Als eine

*) Diese hat, wie es scheint, sehr eigenthümliche, nämlich arithmetische Schwierigkeiten. Es gibt eine Art von moralischer Buchhaltung, worin jedes gute Werk (und dazu werden auch unterlassene Sünden gerechnet) so wie jede Sünde ihre Taxe hat, wornach denn am Ende des Jahrs Sollen und Haben berechnet und Ueberschuß oder Deficit auf das nächste Jahr übertragen wird. Auch eine Art von Geschäftsgemeinschaft, eine moralische joint-stock-company, z. B. zwischen Eheleuten, wird statuiert.

würdige Nachhülfe und Ergänzung jenes officiellen Siebes, wodurch alljährlich die Spreu vom Weizen geschieden wird, erscheint dann ein System unaufhörlicher, bis ins Kleinste, Einzelnste gehender Beaufsichtigung, deren Resultate ebenfalls in Rubriken und Tabellen gebracht einen bewundernswerthen Commentar zu den Prüfungsacten geben. Alles dies bezieht sich zunächst auf die Staatsbeamten im engeren Sinne, da aber das ganze Volk dem Staatsdienste geweiht ist, so erstreckt sich diese Beaufsichtigung in angemessen modificierten Formen auf alle Stände und Verhältnisse, und mit Recht wird hier kein Unterschied zwischen individueller und öffentlicher Moral, zwischen sittlichen und politischen oder rechtlichen Pflichten gemacht. Alle sind nur in so fern verbindlich, als der Staat sie anerkennt und gebietet, alle gehören zum Staatsdienste und der Staat ist daher vollkommen berechtigt, den Einzelnen zu deren Erfüllung anzuhalten. So steht denn das ganze Leben des Einzelnen und der Familie unter der väterlichen Aufsicht und Leitung des Staates, und wenn auch bey der Masse leider nicht wie bey dem Kreiße der höheren Intelligenzen Alles zu Buche getragen werden kann, so bietet doch eine zahlreiche, wohlorganisierte Policey hinreichende Mittel dar, in allen Kreißen, in den entferntesten und unscheinbarsten Winkeln der Staatsfamilie die gesundesten Gedanken, die zartesten Gefühle, zumahl aber die Liebe und Verehrung der Kinder gegen den Vater, als Symbol und Abglanz des Souveräns zu wecken und in Thätigkeit zu erhalten. Um so mehr, da die Anwendung des Stockes vollkommen dem Zartgefühle der Staatsbeamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, überlassen bleibt, ohne daß dadurch für den auf diese Weise

an seine moralischen, natürlichen oder politischen Pflichten Erinnerten ein weiteres Präjudiz erwüchse, — vielmehr steht es lediglich bey ihm sich durch eine so specielle väterliche Fürsorge geehrt zu fühlen. In dem Kreiße der Staatsbeamten selbst findet ein ähnliches pädagogisches Verhältniß zwischen Höheren und Niederen statt, so daß keiner als ganz verwahrlost zu beklagen ist. Und hierbey ist auch besonders die großartige Gleichheit vor dem Gesetze oder Staate zu bewundern, von der bey uns so viel gesprochen wird, ohne daß wir doch hindern können, daß die noch so ungeregelten Naturkräfte unserer jugendlichen Staaten immer wieder Exceptionen, Auswüchse aller Art hervor trieben — sey es durch Geburt, Reichthum, Verdienst oder was sonst. In China kann der Reichste wie der Aermste, der silberhaarige Greis wie der unartige Straßenjunge, sofern sie nicht Staatsdiener im engeren Sinne sind, sicher darauf rechnen, daß jeder Policeydiener ihm ohne alle kleinlichen Rücksichten bey jeder Gelegenheit, an jedem Orte und ohne Zeitverlust diejenigen Beweise väterlicher Autorität und Fürsorge wird angedeihen lassen, welche seine sittliche Entwickelung nach der officiellen Norm erfordern mag. Noch einmahl, wie beschämend für uns ist der Vergleich dieser vollendeten Consequenz mit den unzusammenhängenden schwachen Versuchen, welche bey uns auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung, der öffentlichen Moral, des öffentlichen Unterrichts durch Prüfungen, durch Conduitenlisten, durch policeyliche Aufsicht, durch Ausdehnung des Begriffes von Staatsdienst auf möglichst viele Zweige menschlicher, zumahl mehr oder weniger geistiger, wissenschaftlicher Thätigkeit, gemacht worden sind! Und doch sehen wir in der That keinen erheblichen Grund der uns hindern

könnte diesen weiten Raum, welcher uns auf derselben Bahn von unsern kühnern Vorgängern trennt, mit einem Sprunge zurück zu legen. Wir müssen uns vielmehr mit Cassius gestehen:

the fault is not in our stars,
But in ourselves, that we are underlings!

Es käme nur auf einen Entschluß, auf einen Versuch an, so sehr ist Alles vorbereitet. Damit wäre denn schon viel gethan; aber viel bliebe noch zu thun übrig. Man bedenke (um eines nahe verwandten Punctes zu erwähnen) z. B. nur, welche mannigfaltigen und großen Vortheile für den chinesischen Staat daraus hervor gehen, daß er zugleich Kirche ist. Wie viele unangenehme Reibungen würden unsern Staaten erspart, wenn die Absorbtion der Kirche in den Staat, wozu allerdings schon manche vorbereitende Schritte geschehen sind, so vollendet wäre wie dies in China seit so vielen Jahrhunderten der Fall ist. Was in aller Welt findet auch hier einen rascheren und entschiedeneren Gang, der nicht nur von der freysinnigsten öffentlichen Meinung vernehmlich genug gefordert wird, sondern der auch in der Gesinnung und Bildung eines großen Theils der Diener der Kirche — wenn wir sie, die sich selbst nur als Staatsdiener ansehen, so nennen dürfen — längst vorbereitet *). Wie mächtig der

*) Die ausgezeichneten Verdienste, welche sich die Hegelsche Philosophie durch Beförderung dieser Ansichten von Kirche und Staat erworben hat, sind bekannt genug, und bedarf es darüber hier keiner weitern Bemerkung. Dagegen aber sey uns gestattet, auf die merkwürdige Schrift von Roth über Kirche und Staat aufmerksam zu machen. Er mag vielleicht auf den ersten Blick als ein Prediger in der Wüste erscheinen; allein diese Isolierung ist nur eine scheinbare. In der That ist er einer jener etwas weit vorgeschobenen Posten der zahllosen ge-

Zug und Trieb nach dieser Seite ist, geht aber am deutlichsten wohl daraus hervor, daß auch

mischten Heerschar, deren Losung ist: 'keine Kirche! — nur Staat!'

In der Schrift ist zwar manches, was im großen Heerlager nicht allgemeine Billigung finden dürfte. Dahin gehört vor allen Dingen, daß der Verf. seinem neuen Kirchenstaate noch immer die Dogmen der antiquierten christlichen Kirchen unterlegt. Allein wir haben schon oben bemerkt, daß darauf wenig ankommt und überdies ist kaum zu zweifeln, daß wenn erst einmahl in Beziehung auf die ganze Stellung und Existenz der Kirche den Forderungen unseres aufgeklärten Jahrhunderts ein Genüge geschehen und der Staat diesen wie jeden andern Zweig des Lebens in sich absorbiert hat, — wenn erst einmahl das Dogma wie alles andere Gegenstand der Berathung, Beschließung und Verordnung der einschlagenden Behörde ist —, dann auch in dieser Hinsicht der Geist der Zeit siegen und jene wie alle andern Ueberreste des Mittelalters beseitigen wird. Aber wie dem auch sey und welches auch der wechselnde Inhalt der künftig vom Staate zu erlassenden Glaubensregeln seyn möge, immerhin kann dies dem Einzelnen ziemlich gleichgültig seyn, da hier ja nur von einem opus operatum, einer äußern Conformität die Rede seyn kann. Was an äußeren Leistungen, durch den vorzuschreibenden Ritus rc. dabey dem Einzelnen zugemuthet werden könnte, wird sich wie alle andern zumahl bloß formelle, ceremonielle Schererenen des bürgerlichen Lebens am Ende leicht tragen und mit machen lassen, da jeder Verständige die Vortheile im Auge behält, welche aus eben diesen Verhältnissen, aus dem ganzen Wesen des Staates für ihn und für Alle erwachsen. Wie z. B. der Soldat den Militärgottesdienst in jeder gegebenen Kirche mit macht, ohne daß ihm verwehrt ist, das Seinige oder gar nichts dabey zu denken — in Ansehung seiner Dienstpflicht, seiner Uniform, seines Avancements rc., — wie der Civilbeamte sich so mancher Gêne unterwirft in Ansehung seiner Stelle und ihrer Emolumente, so wird jeder Staatsdiener (d. h. jeder Mensch und Bürger) keinen Anstand nehmen, sich dem Staatsritus zu conformieren, in Ansehung der unermeßlichen Vor-

solche Bestrebungen, welche sich mehr oder weniger als eine Reaction gegen jene Tendenz des Jahrhunderts darstellen wollen, dennoch über kurz oder lang (schon wegen der Mittel und Werkzeuge deren sie sich bedienen müssen) in eben diese

theile, welche ihm aus der Begünstigung der materiellen Interessen der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Runkelrübenzuckerfabriken u. s. w. durch den Staat erwachsen. Auf das einfachste Princip reduciert bezieht jeder seinen Gehalt, seinen Lebensunterhalt vom Staate, und es wird ihm nicht einfallen, sich den Pflichten des Staatsdienstes, sey es nun im Heere, in der Verwaltung oder in der Religion und dem Ritus, zu entziehen, auch wenn sie nicht ganz mit seiner Ueberzeugung überein stimmen sollten. Diese nimmt ihm ja der Staat nicht, so bald er sie nur zu eigenem Gebrauch reserviert. Außerdem dürfen wir uns bey der zu erwartenden Entwickelung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung durch den Staat und zum Staate, solche Anomalien von der jedesmahl vom Staate beliebten Religion, zumahl bey der dann ohne Zweifel allgemein und unbedingt herrschenden Toleranz nur als seltene Ausnahmen denken. An einem höchsten Wesen irgend einer Art, wird es wohl in keiner Staatsreligion fehlen, und daran dürfte auch das ängstlichste Gewissen in jener glücklichern Zukunft sich genügen lassen. Und hier kommen denn die Vorarbeiten in Betracht, welche auch in Beziehung auf einen andern wichtigen Punct der chinesischen Staatsentwickelung schon seit längerer Zeit im Abendlande eingeleitet sind. Wir meinen die Apotheose des Souveräns. Wem wäre unbekannt was in diesem Sinne auch noch in neuester Zeit von Hoftheologen geschehen ist? Wer hat nicht Predigten gehört oder gelesen die uns nicht immer unterscheiden lassen, ob von dem Herrn des Himmels und der Erden, oder von dem die Rede ist, der in dem chinesischen Staate allein Herr in Allem und über Alles seyn kann. An diesem Herrn liegt es wahrlich nicht, sondern vielleicht bloß an der christlichen Demuth der Souveräne selbst, wenn es nicht jetzt schon in aller Welt heißt: 'wir haben keinen König dann den Kaiser!'

zeitgemäßere Tendenz umschlagen und ihre Entwickelung beschleunigen. Doch kehren wir zu China, unserm Musterstaate, zurück.

Das Urtheil über die jenen Zuständen zu Grunde liegenden Principien wird allerdings mehr oder weniger durch deren practische Resultate im Einzelnen bedingt werden; zuletzt aber möchte doch Alles mehr Geschmackssache seyn. Hr Davis z. B. ist im Ganzen ein sehr entschiedener Apologet der Chinesen und viele seiner Leser werden ohne Zweifel seiner Ansicht beypflichten. Wir dagegen können, auch wenn wir nur die von ihm selbst berichteten oder zugegebenen Thatsachen berücksichtigen, sie weder theilen, noch auch nur ganz begreifen. Die materiellen Zustände sind im Ganzen höchst ärmlich und kläglich. Was die wissenschaftlichen und ästhetischen Leistungen der Chinesen betrifft, so möchte sogar die Darstellung des Verfassers, wenn auch gegen seinen Willen, eher geeignet seyn günstige Vorurtheile zu zerstören als zu verstärken. Noch weniger erfreulich erscheinen die sittlichen Resultate des Systems. Vergeblich suchen wir auch sogar in dieser Darstellung irgend einen frischen, kräftigen, edeln, gesunden, großartigen Zug der nationellen oder individuellen Charactere fest zu halten. Auch das, was uns hier gelegentlich angepriesen wird, läuft am Ende auf lauter kleinliche, krüppelhafte, negative Krämertugenden und Lakeyenmeriten hinaus, welche überdies viel zu sehr als Früchte einer fortwährenden policeylichen Zucht erscheinen, als daß sie auch nur als solche anders, als Zuchthaustugenden, als opus operatum in Anschlag kämen. Freylich sind dann auch die Laster und Verbrechen ein eben so zahmes, verkommenes Bastardgeschlecht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1838.

London.

Beschluß der Anzeige: The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants. By Davis.

Nur die Roheit und Grobheit der Chinesen bildet, wo sie sie ohne Gefahr auslassen können, einen fast großartigen Contrast gegen ihre sonstige ceremonielle Höflichkeit. Ein tief gewurzelter, dürrer, kleinlicher, furchtsamer Egoismus, eine dumme Eitelkeit — dies ist der Grundton des ganzen Wesens. Daran fehlt es nirgends; aber jedenfalls erscheint die Erbsünde der menschlichen Natur hier in viel widerlichern Formen, durchdringt und bedingt Alles und in viel höherem Grade als irgendwo sonst. — Ihre Herrschaft ist hier unendlich viel weniger als irgendwo sonst, durch irgend eines der Gefühle unterbrochen oder modificiert und beschränkt, die geeignet sind, das Individuum über sich selbst zu erheben und mit einem höheren, allgemeinern Moment in lebendige Beziehung zu bringen. Es möchte

nun vielleicht nicht schwer seyn a priori und a posteriori den Beweis zu führen, daß diese traurigen Früchte nicht etwa zufällig und als Unkraut, durch Vernachlässigung auf diesem Boden in dieser Atmosphäre wachsen, sondern, daß sie die natürlichen, unvermeidlichen Producte derselben sind — daß sie nicht quoique, sondern parceque dem chinesischen Staatssysteme, und jedem ähnlichen angehören — in dem Maße wie es eine bloß officielle Erhebung des Einzelnen zum Allgemeinen, eine Annihilierung des Individuum im Staate, eine Lähmung und Zerstörung jeder freyen, unabhängigen Thätigkeit in kleinern Kreißen, mit einem Worte scheinbar gerade das Gegentheil von dem bezweckt, was uns hier als Resultat entgegen tritt. Doch überlassen wir gern dem Leser die weitere Ausführung dieses Themas, zumahl in sofern sie in das Gebiet der vergleichenden Pathologie gehört.

Seltsam genug ist fast der einzige erhebliche Punct, den Herr Davies den Chinesen ernstlich übel nimmt, gerade der, wo sie uns am wenigsten zu tadeln scheinen. Wir meinen ihr Absperrungssystem gegen den europäischen Handel und jeden sonstigen Verkehr mit dem Auslande. Die Ansicht des Verfs erscheint allerdings hier von vorne herein nicht unbefangen, und es ist dies sehr zu verzeihen, wenn wir seine Stellung als amtlicher Verfechter der Interessen des britischen Handels gegen das chinesische non intercourse System bedenken. Allein der Grund liegt noch tiefer. Die Nothwendigkeit, welche der chinesischen Politik ein solches System vorschreibt, ist ihm offenbar nicht recht klar geworden. Wenigstens erwähnt er derselben nur gegen das Ende seiner Darstellung und auch dann nur ganz beyläufig. Dies ist um so bezeichnender, da nicht

nur diese, sondern fast alle andern Seiten der chinesischen Zustände nur dann verständlich und sogar relativ verständig, wenn auch darum nicht erfreulicher, erscheinen, wenn wir immer jenes ganz eigenthümliche Verhältniß im Auge behalten. Man darf nämlich nie vergessen, daß die chinesischen Zustände trotz der bis zur Carricatur gehenden Förmlichkeit, Friedlichkeit, Wohlmeinung und Mildigkeit der officiellen Außenseite seit Jahrhunderten so gewaltsamer Art sind, daß sich kaum nur ein ähnlicher Fall in der Weltgeschichte nachweisen läßt. Wir meinen das Verhältniß des relativ wenig zahlreichen herrschenden tartarischen Stammes (der Mantschu) und der zahllosen Masse der unterjochten Chinesen. Wie wenig man sich aber auch hier durch officielle Phrasen täuschen lassen darf, wie sehr sich auch hier in Beziehung auf die jeder Nationalität vom Schöpfer verliehenen natürlichen Gefühle, das tamen usque recurrit bewährt, geht auch aus dem vorliegenden Werke weit klarer hervor, als der Verf. sich selbst immer bewußt ist und als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die Möglichkeit, daß entweder durch Weisheit und Liebe, Liebe und Vertrauen (Glauben!) auch in solchen Verhältnissen geweckt und dadurch ein neues von jenen gehässigen natürlichen Leidenschaften freyes Leben hervor gerufen werden könne, ist zwar im Allgemeinen nicht in Abrede zu stellen; allein man würde sich sehr täuschen, wenn man aus den officiellen Fictionen schließen wollte, daß dies in China der Fall ist. Herrscht auch, wie es scheint, bey der Mehrzahl gänzliche Apathie, oder doch unüberwindliche Feigheit des Egoismus vor, und mögen auch viele, zumahl unter den Gebildeten (die eher im Stande sind die natürlichen Gefühle der Nationalität abzuthun und sich

zur Idee des Staates zu erheben) in einer Art von Renegateneifer für die fremden Herren ihren Vortheil suchen und finden, so fehlt es doch auch nicht an sehr bedenklichen Gegensätzen. Millionen von Chinesen sind in geheimen Gesellschaften zum Sturze der Fremdherrschaft vereinigt, Millionen andere (denn hier rechnet man nur nach Millionen) behaupten sich sogar seit undenklichen Zeiten in völliger Unabhängigkeit in den Gebirgen des südlichen Chinas, und vergeblich sucht die Regierung die eben so schimpflichen als blutigen Niederlagen, welche ihre Truppen hier von Zeit zu Zeit erleiden, zu verheimlichen *). Hierzu kommt, daß sich unter Umständen immer wieder die Gefahren erneuern können, die schon zu verschiedenen Mahlen die Küstenprovinzen bedroht haben, indem Schwärme von Seeräubern sich bildeten, welche ebenfalls jenem politisch-nationellen Widerstande nicht fremd waren. Unter solchen Umständen kann weder die furchtbare Strenge der Gesetze, die Perfidie des Verfahrens in Beziehung auf alle Vergehen, welchen im entferntesten ein politischer Character beygelegt werden kann, noch die drückende Allgewalt und Allgegenwart der Policey, noch die Ausschließung der Chinesen von jeder militärischen Thätigkeit, welche ausschließlich den Tartaren obliegt, noch end-

*) Ob diese Miouthi die eigentlichen Chinesen sind, oder ob hier ein noch älterer Autochthonenstamm nur den Kern bildet um den sich die chinesischen Malcontenten sammeln, ist uns nicht ganz deutlich und kommt darauf auch hier nichts an. Hr Davies schätzt die Gesammtbevölkerung Chinas (worüber die Angaben sehr abweichen) auf 333000000; über das Verhältniß der tartarischen zu der chinesischen Bevölkerung sagt er nur, jene seyen enormously inferior in number. Uebrigens ist hier nur von dem eigentlichen China die Rede.

lich die Absperrung nach Außen, oder überhaupt jenes ganze System officieller Stabilität befremden, und auch die verständige Humanität der officiellen Phraseologie erscheint nur als eine Art von Reaction gegen die in der Tiefe liegende Wirklichkeit. Bleiben wir aber bey der Handelsgrenze stehen, so ist leicht einzusehen, daß gerade diese als ein vielleicht verzweifeltes Mittel gegen verzweifelte Uebel anzusehen ist. Wenn das Interesse der Selbsterhaltung England treibt seine Handelsverbindungen in China, wie auf jedem andern Markte, möglichst zu erweitern, so zwingt dasselbe, eben so wohl verstandene, Interesse den chinesischen Staat zu einem ganz entgegen gesetzten Verfahren, indem hier alle industriellen und materiellen Vortheile vor höheren politischen Rücksichten und Lebensfragen zurück treten müssen. Alles was die strengste Controlle aller Bewegungen des geistigen und materiellen, des öffentlichen und Privatlebens erschwert, also alles, was diesem selbst eine größere, kräftigere Entwickelung geben könnte, muß schon an und für sich unter solchen Verhältnissen höchst bedenklich erscheinen. Bedenkt man aber noch, wie leicht insbesondere der freyere Handel — indem er z. B. Unzufriedenen oder Rebellen Kriegsbedürfnisse zuführte, oder indem er ihnen Gelegenheit zu Unterhandlungen und Verbindungen mit fremden Mächten geben kann — unmittelbare und dringende Gefahren für die gegenwärtige Ordnung der Dinge herbey führen müßte, so wird man das chinesische System keinesweges so unverantwortlich und thöricht finden wie der Verf. Man sage aber doch nicht, daß auch ein ausgedehnterer freyerer Verkehr sich immerhin überwachen und regulieren ließe. Schon dazu gehören administrative Neuerungen, welche sich durchaus nicht mit dem durch

die Umstände gebotenen allgemeinen Stabilitäts-principe vertragen, und Anstrengungen, welche wirkliche Schwäche, oder wenigstens Abwesenheit des geringsten Ueberschusses an Kräften (wie sie hier zum permanenten Zustande geworden ist) keineswegs gestatten. Denn es ist viel leichter eine seit langer Zeit und ganz verschlossene Thür verschlossen zu halten, als eine halb geöffnete gegen wachsenden Zudrang von Außen zu behaupten. Hierzu kommt noch, daß wohl Niemand im Ernst sagen wird, z. B. die Eröffnung mehrerer Häfen für den auswärtigen Handel werde nicht sehr bald eben so viele Zugänge für den politischen Einfluß der Nebenbuhler des Welthandels, England, Frankreich, Amerika, Rußland eröffnen, welche unter Umständen kein Mittel verschmähen würden sich Handelsvortheile zu verschaffen. Schon die Begünstigung des einen Staates durch die Regierung würde den andern zum heimlichen oder offenen Verbündeten der Unzufriedenen machen, und wie bald würde man z. B. in London oder Paris, Petersburg oder Washington dahin kommen, zu Gunsten der chinesischen Nationalität gegen die Mantschuherrschaft Noten zu wechseln. Und wie, wenn man erst so glücklich wäre, irgend einen Sprößling einer alten chinesischen Dynastie zu entdecken! Wenn der Sohn des Himmels auch vielleicht nichts von der Emancipation der Griechen und von dem untoward event vor Navarin gehört hat, so kann man doch ohne Zweifel annehmen, daß ihm die Schicksale Ostindiens nicht ganz unbekannt geblieben sind, und wenn der bloße Instinct der Selbsterhaltung hier nicht ausreichen sollte, so würde schon dieses, keineswegs fern liegende, Beyspiel Stoff genug zum Nachdenken geben. Ob nun das durch dieses oder durch jenen eingegebene

System wirklich auf immer oder auch nur auf die Länge die drohenden Gefahren abzuwenden vermöge, lassen wir um so mehr dahin gestellt, da es wenige politische Zustände gibt die nicht zu ähnlichen Fragen Anlaß geben könnten. Dort wie anderwärts hilft man sich eben so gut und so lange man kann, und wir wenigstens haben auch in der vorliegenden Darstellung nur eine Bestätigung unserer Ueberzeugung gefunden, daß jedenfalls die Sachen nun schon so weit gediehen sind, daß eine Veränderung des bestehenden Systems, in irgend einem Sinne, ja daß irgend eine außerordentliche, außergewöhnliche Bewegung dieser Maschine entweder unausführbar wäre, oder die drohende Crise beschleunigen würde. Ist nun aber auch jener ganze Zustand ein Resultat unabweislicher Nothwendigkeiten, so kann er uns darum wahrlich nicht erfreulicher oder nachahmungswerther erscheinen und wir müssen um so mehr fragen: ob das, was Europa nach ähnlichen Richtungen treibt auch schon zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden ist, oder ob es nicht großentheils noch auf theoretischen Irrthümern beruht, und durch eine bessere Einsicht beseitigt werden könnte. Ueber kurz oder lang freylich schafft sich der Irrthum seine Nothwendigkeit, der man sich dann wie einem Naturgesetze unterwerfen muß.

Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß, einmahl die Eroberung zugegeben, in China von vorne herein ein solches Naturgesetz zu einem solchen Systeme trieb, und daß dies mit bewundernswerther Energie und Consequenz und bisher noch mit bewundernswerthem Erfolge durchgeführt worden ist. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß die chinesische Politik zumahl auch in den mittelasiatischen Verhältnissen einen Character, einen

Zuschnitt erhalten hat, den wir unbedenklich als großartig bezeichnen und mit der Politik Roms vergleichen würden, wenn uns nicht immer wieder theils das Komische der äußern Erscheinung, theils die Vermuthung zurück hielte, daß die Kräfte der Gegner, mit denen China, oder besser gesagt die Mantschus es bisher zu thun hatten, für das ganze Wesen nur einen sehr kleinlichen Maßstab zulassen. Der komische gänzliche Mangel an kriegerischen Eigenschaften nach unserm europäischen Maßstabe, der sich theils bey allen Conflicten mit Europäern zu Land oder Wasser, theils aber auch bey den Versuchen zur Unterdrückung der Miouthis und früher der Seeräuber gezeigt hat, würde es völlig unbegreiflich machen, wie mit solchen Mitteln so große Dinge vollbracht werden konnten, wenn wir nicht annehmen, daß die zu überwindenden Hindernisse im selben Verhältnisse schwach und verächtlich sind oder waren. Und doch reichen wir auch mit dieser Voraussetzung nicht ganz aus oder verfallen in Widersprüche anderer Art, die neue Conjecturen nöthig machen würden. Das vorliegende Buch gibt uns über solche Dinge wenig oder keine Auskunft. Dem Verf. geht die Gabe tiefern Eindringens und allgemeiner, höherer Gesichtspuncte ganz und gar ab, wofür wir, außer dem was oben schon angedeutet wurde, nur noch dies zum Beweise anführen, daß er die mittelasiatischen Verhältnisse eigentlich gar nicht berührt, obgleich wenigens eine allgemeine Kenntniß derselben zu einer richtigen Anschauung der chinesischen Zustände im engern Sinne ganz unentbehrlich ist, wie schon aus den bekanntesten Momenten der geographischen und ethnographischen Verhältnisse hervor geht. Er treibt sich immer nur in einer Masse von Einzelnheiten herum,

in die er vergebens nach einem ganz mechanischen Schematismus einigen Zusammenhang zu bringen sucht. Sein Gehalt erscheint uns in Beziehung auf Geist, Bildung und Kenntnisse, trotz einer gewissen Vielseitigkeit und trotz der oft sehr bey den Haaren herbey gezogenen Citationen aus lateinischen Classikern, als ein sehr dürftiger und möchte nur in sofern ein dem Gegenstande angemessener genannt werden. Aber auch jener Kleinhandel gewährt uns nicht die sehr wesentlichen Vortheile, welche aus dieser Behandlungsart unter Umständen für den Leser hervor gehen können, zumahl wenn sie wie hier aus unmittelbarer eigener Anschauung und geschäftlicher Praxis hervor geht. Hr Davis ist zwar mehrere Jahre in Kanton und zum Theil an der Spitze der englischen Factorey gewesen, er hat auch, wie es scheint, mit der verfehlten Mission unter Lord Amherst (1816) die Reise zu Lande und auf dem großen Canale von der Nordgrenze durch die Küstenprovinzen nach Kanton gemacht. Er ist also im Besitze aller Vortheile eines Augenzeugen; allein davon kommt seinem Buche und seinen Lesern in der That sehr wenig zu Gute. Jenes hat vielmehr lediglich den Character und die Verdienste einer Compilation aus den vorhandenen besonders britischen Nachrichten über China. Diese sind zu einer allgemeinen übersichtlichen Darstellung in populärer Form aufgelöst und zusammen gestellt, wobey es ohne Zweifel ein großer Vorzug ist, daß der Verf. den Maßstab eigener Anschauung hatte um Einzelnheiten zu berichtigen ꝛc. Aber bey alle dem gestehen wir, daß wir sogar, bey unserer geringen Kenntniß des Gegenstandes, lange nicht so viel eigentlich neue Aufschlüsse darin gefunden haben als wir erwarteten. Jedenfalls wird der Leser, dem an

einem lebendigern Bilde gelegen ist, besser thun, sich an die auch in Deutschland und auch dem Laien mehr oder weniger zugänglichen Schriften, von dem Macartneyschen Gesandtschaftsberichte bis zu den neuesten Arbeiten von Plath, Gützlaff und andern, dann besonders auch an Ritter zu halten. Die beygegebenen Holzschnitte sind großentheils auch ziemlich unbedeutend.

Bey alle dem leugnen wir nicht, daß diese Compilation ihren Nutzen und Werth hat, und in relativ geringem Raume eine Masse interessanter Thatsachen gibt. Noch weniger zweifeln wir daran, daß gerade diese Auffassungs- und Darstellungsart dem Werke ein großes Publicum auch bey uns verschaffen werde. An Uebersetzungen wird es nicht fehlen, und das Interessanteste ist nach beliebter Weise schon von der Tagesliteratur in ihren tausend Canälen publici juris auch bey uns gemacht worden. Alles dies enthebt uns aber der Mühe auf Einzelnes weiter einzugehen, auch wenn diese Blätter der Anzeige eines durchaus populär gehaltenen Werks mehr Raum gestatten könnten. Zu allem Ueberfluß bemerkt Ref. noch, daß eben nur dieser Character des Werkes ihn berechtigen konnte, sich ein Urtheil darüber zu erlauben, was er aber auch so gern Sachkundigern überlassen hätte.

B. A. H.

Hannover.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Handbuch der menschlichen Anatomie. Durchaus nach eigenen Untersuchungen, und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Studierenden, der practischen Aerzte und Wundärzte und der Gerichtsärzte verfaßt von Carl Fried.

Theod. Krause, Medicinalraths und Professor der Anatomie zu Hannover. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. 1836. Dritte Abtheilung. 1838. 1105 Seiten in Octav.

Nach Erscheinen des ersten Abtheilung dieses Werks sprachen wir uns in diesen Blättern (1834. St. 16.) über das Zeitgemäße und über die gediegene Weise seiner Bearbeitung aus, den medicinischen Zeitschriften die ins Einzelne gehende Critik überlassend. Jetzt, wo mit der zweyten und dritten Abtheilung der erste Band vollendet ist und damit die Anatomie des erwachsenen Menschen vollständig vor uns liegt, können wir uns die Freude nicht versagen, dem Verfasser zu dem Geleisteten Glück zu wünschen und ihn zur baldigen Herausgabe des zweyten Bandes, welcher die Darstellung der anatomischen Verhältnisse der verschiedenen Lebensperioden und der Regionen enthalten wird, dringend aufzufordern. Es ist dies eine reine menschliche Anatomie, wie sie dem Lernenden Noth thut und wie sie dem Bedürfniß ist, der einzig über sie sich zu belehren wünscht. Alles Fremdartige blieb ausgeschlossen; jedoch alle Momente, welche in den Gegenstand selbst einführen und ihn allseitig zu zeigen im Stande sind, finden sich mit großer Sachkenntniß berücksichtigt. Man sieht es überall, den Verf. leitete bloß das Interesse für die Sache; daher die sorgfältigen, wiederholten eigenen Untersuchungen und die genauen Vergleichungen, namentlich hinsichtlich der Größe und Schwere der Theile, die leisen Hindeutungen auf das Physiologische und Pathogenetische und das stäts sich kund gebende Gefühl für einfache Naturwahrheit. Nicht leicht wird derselbe in der Deutlichkeit der Beschreibung, in der richtigen Wahl der Benennungen, in der Kürze des Ausdrucks, in der naturgemä-

ßen Ordnung und in den belehrenden übersichtlichen Zusammenstellungen übertroffen werden.

Nach einer voraus geschickten allgemeinen Anatomie des erwachsenen menschlichen Körpers, worin von den Bestandtheilen des Körpers überhaupt und von den organischen Systemen gehandelt wird, folgt die Auseinandersetzung der speciellen, und zwar zuerst von den Knochen und ihren Verbindungen; dann von den Muskeln, Sehnen, Schleimbeuteln und Fascien; hierauf von den zusammen gesetzten Organen und Apparaten; dann von dem Herzen, den Blut- und Lymphgefäßen und zuletzt vom Nervensysteme. Den Schluß macht eine tabellarische Uebersicht der Gefäße und Nerven der einzelnen Organe; die Knochen und Knorpel als Stellen des Ursprungs, der Insertion, der Befestigung und des Durchganges weicher Theile; ein Register der lateinischen und latinisierten Benennungen; ein Register der deutschen Benennungen. Der Druck ist eben so schön als correct.

Mannheim.

1837. Schwan und Goetz. [London, Black und Armstrong.] Don Karlos, a dramatical poem from the German of Schiller, by John Wyndham Bruce. XLII und 312 Seiten in kl. Octav.

Der Uebersetzer entwickelt in einer 40seitigen, für britische Leser interessanten Vorrede, die Gründe, welche ihn zur Uebersetzung bewogen. Britannien besitzt Uebersetzungen von sämmtlichen Schillerschen dramatischen Dichtungen [mit Ausnahme der Braut von Messina], von Wilhelm Tell sogar drey, jedoch von Don Carlos nur eine prosaische, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts

erschienene. Herr Brute findet in den großen Schwierigkeiten, welche dieses Stück für jeden Uebersetzer haben muß, eine Entschuldigung für die scheinbar geringere Theilnahme seiner Landsleute an dieser ausgezeichneten Dichtung, deren Umfang übrigens der Trilogie Wallenstein gleich kommt, die Coleridge so trefflich übersetzt hat*). Er gibt dann einige flüchtige, gute Bemerkungen über Schiller als Mensch und Dichter, in Gegeneinanderstellung mit Göthe, zählt seine lyrischen Meisterstücke auf, mit umrißlicher Angabe ihres Inhalts, und verspricht, mit Hülfe seines talentvollen Bruders — non a Musis alieni — eine vollständige Uebersetzung der Schillerschen Gedichte zu geben. Am Schlusse sucht er die Schwierigkeiten, welche selbst der deutsche Leser in dem Character des Posa findet, mit Benutzung der Schillerschen hierauf bezüglichen Briefe zu beseitigen.

Der Uebersetzer konnte allerdings nicht umhin, diese Erläuterungen, welche seine Landsleute gewiß mit Dank aufnehmen werden, voran gehen zu lassen.

Wir erfahren noch, wie diese metrische Uebersetzung in nicht einmahl zehn Wochen gefertigt worden ist, das natürlich auch bey unsern vaterländischen Schnellübersetzern Erstaunen, vielleicht sogar Erröthen erregen wird, wenn wir ihnen sagen, daß der eifrige Britte, nicht, gleich so vielen von ihnen, in einem Wettrennen begriffen, das unserm geduldigen, stark gegliederten Dich-

*) Cunningham, in seiner History of Brit. Lit., sagt sogar: His translation of Wallenstein I have heard commended, by good judges, as superior to the drama whose language it professes to speak. Wir möchten hier fast mit dem Vicar ausrufen: Fudge!

terroß oft mitleidslos mitspielt, sondern von der Begierde angetrieben war, auch mit unsern Geschichtsschreibern bekannt zu werden.

Wir versichern indeß unsern Uebersetzern, daß der Britte eben so wenig den Eindrücken der Eile entgehen konnte, und wir müssen nothwendigerweise fragen, warum er so eilig mit der Herausgabe verfahren; warum er, da er selbst so richtig die Schwierigkeiten schildert, seine Uebersetzung nicht mehrfacher Prüfung und einer größern sorgfältigern Feile unterworfen habe?

Wenn wir daher einerseits an der Arbeit des Herrn Bruce das sehr lobenswerthe, oft erfolgreiche Streben nach treuer Auffassung erkennen, so vermissen wir andererseits fast alle poetischen Elemente, die so nothwendige dichterische Haltung und Beleuchtung, und finden am wenigsten heimische Einbürgerung, nationelles Colorit: eine Folge des Mangels an überall warmer Auffassung des so einfach eleganten Originals, das ja nicht allein verstanden, sondern hoch empfunden und ruhig beschauet werden muß; alles dieses wird noch sichtbarer durch häufige Härte des Verses, dem beynahe aller Wohllaut abgeht den uns das ähnliche Versmaß eines Cowper, Southey, Campbell, Byron, Coleridge, Knowles rc. darbietet.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, alle Stellen anzuführen die uns verfehlt scheinen, wir sind indeß überzeugt, daß der Uebersetzer bey einer nächsten Auflage zweckmäßigere Verbesserungen anzubringen im Stande seyn wird, als wir ihm andeuten oder vorschlagen könnten.

Zu den oft trefflich übertragenen und größtentheils gelungenen Scenen können wir folgende rechnen: Erster Act, Auftritt 2. 4. 5. 9. Zweyter Act, Auftr. 2. 5. 8. 9. 15. Dritter Act,

Auftr. 2. 5. 10. Vierter Act, Auftr. 3. 5. 9. 12. 13. 14. 15. 17. 19. 21. Fünfter Act, Auftr. 3. 4. 9 und letzter.

Als Zugabe ist Schillers Siegesfest bis auf einige Verstöße recht gut übertragen. So ist u. a. der Vers:

Kostete die Frucht der Aehren —

durch die Uebersetzung:

Tasted of the corn's strong spirit —

ganz entedelt.

Die Verlagshandlung hat für ein geziemendes Aeußere gesorgt.

Mlfrd.

Berlin.

Leben des Generals Hans Carl v. Winterfeld; von K. A. Varnhagen v. Ense, mit Winterfelds Bildniß. 1836. 8. 234 Seiten.

Ein erwünschter Beytrag zu der Geschichte Friedrichs des Gr. und seiner Zeit. Es ist von großer Wichtigkeit die Persönlichkeit der hervor ragenden Männer und ihre Verhältnisse nicht bloß gegen den König, sondern auch unter einander, die ja oft so viel entscheiden, kennen zu lernen. Zu diesen gehörte Winterfeld, dessen Leben bisher, so viel wir wissen, nicht besonders geschrieben ist. Der Vf. hatte dazu wichtige Hülfsmittel, unter denen drey Bände eigenhändiger, zwischen dem Könige und Winterfeld gewechselten Schriften oben an stehen. Winterfeld, geb. den 4. April 1707 in Pommern, hatte in seiner Jugend keine wissenschaftliche Bildung erhalten, was er späterhin oft bedauerte. Schon 1720 trat er als gemeiner Reiter in Kriegsdienste, zog dadurch bald, besonders durch sein Aeußeres und seine hohe Gestalt, die Aufmerksamkeit von König

Friedrich Wilhelm I. auf sich, und wußte sich, was gewiß eine schwere Aufgabe war, die Gnade zugleich des Königs und des damahligen Kronprinzen zu erhalten. Schon unter Friedrich Wilhelm I. ward er nicht bloß in militärischen, sondern auch in diplomatischen Verhältnissen, besonders mit Rußland, gebraucht, wo er sich auch mit einer Stieftochter des Grafen Münnich verheirathete. Aber seine glänzende Laufbahn begann doch erst mit der Regierung Friedrichs II. Der große König fand in ihm den Mann den er brauchte, zugleich als Heerführer und als Geschäftsmann. Er genoß, wie wohl kein anderer, das vollste Vertrauen des Königs bis an seinen Tod. Natürlich fehlte es denn auch nicht an Gegnern und Neidern. Sehr schlecht stand er mit Ziethen und mit den Prinzen des Kön. Hauses. Am meisten interessiert jedoch das Verhältniß mit dem Könige, der auch bey seinen vertrautesten und treusten Dienern seiner Superiorität nichts vergab. Seinen Antheil an den großen Schlachten, wie an den politischen Verhandlungen muß man in dem Buche selber nachlesen, dessen Verfasser auch durch diese Monographie einen so schönen Beytrag zu der preußischen Geschichte gegeben hat. Winterfeld fiel durch die Kugel eines Croaten aus einem Hinterhalte, wie er seine Truppen zum Angriffe führte, am 7. Sept. 1757 im 51. Jahre, beweint von seinem Könige. Ein Bildniß des ausgezeichnet schönen Mannes ziert das Buch.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.
Den 11. Junius 1838.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht, 1838: Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume vom Jahre 1820 bis zu ihrer ersten Säcularfeyer im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr Oesterley. Mit 7 Kupfern. Auch mit dem Titel: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, vom Geheimen Justizrathe Pütter, nach ihm vom Professor Saalfeld; fortgesetzt vom Universitätsrathe Dr Oesterley. Vierter Theil, von 1820 bis zur ersten Säcularfeyer der Universität im Jahre 1837 rc. XVI u. 521 Seiten in Octav.

Die vorliegende Arbeit ist theils als ein für sich bestehendes Ganzes, theils als Fortsetzung der Pütter-Saalfeldschen Gelehrten-Geschichte von Göttingen — daher ihr auch der von ersterm gewählte Titel beygegeben wurde — zu betrachten.

Der Zweck geht zunächst auf eine Darstellung der äußern Wirksamkeit der Universität in Rück-

sicht so wohl auf ihre wissenschaftlichen Institute als sonstige Anstalten, daneben aber auch auf Bezeichnung der städtischen Einrichtungen, welche in mehr oder minderer Beziehung zur Universität stehen.

Der Verf. wünscht, durch diese Darstellung das Andenken an einen Abschnitt der Geschichte der Universität zu erhalten, der eben so reich an freudigen Ereignissen als an wichtigen organischen Bestimmungen ist, welche, wie bisher, auch in einer trüben Zeit, in ihren wohlthätigen Folgen fortwirken und zur Erhaltung des Ruhmes der Universität beytragen werden.

Die Anordnung der Schrift ist der in den früheren Theilen gewählten im Ganzen gleich geblieben, und zwar hauptsächlich deshalb, weil dadurch die verschiedenen Abschnitte der drey ersten Bände mit denen des gegenwärtigen vierten in Verbindung gebracht sind, und somit eine fortlaufende Geschichte der Universität in ihrem ersten Jahrhundert bilden. Damit indessen die Arbeit auch als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden könne, ist, bey den einzelnen Abschnitten, so viel von den früheren Ereignissen voran gestellt, als zur Uebersicht des Zusammenhanges nöthig war.

In Ansehung der Gegenstände, wird eine Vergleichung mit den früheren Bänden ergeben, daß mehrere Abschnitte neu hinzu gekommen, andere vollständiger behandelt sind, z. B. die Darstellung der allgemeinen landesgesetzlichen Bestimmungen, in sofern sie auf die academischen Studien Beziehung haben, der Organisation der Facultäten und des Unterrichts, ferner die Abschnitte über Disciplin, die academischen Behörden, über Religionsübung u. s. w.

Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Schrift wird das Nähere ergeben.

Die Einleitung beschäftigt sich mit der Frage, ob die Universität in dem verflossenen Jahrhunderte dem bey ihrer Stiftung beabsichtigten Zwecke in seinem ganzen Umfange entsprochen und auf dem ihr bereiteten Grunde fortgebaut habe, oder ob der hin und wieder gehörte Vorwurf, als habe sie ihren Culminationspunct bereits im vorigen Jahrhunderte erreicht, als sey ihr Flor seitdem gesunken, als gegründet erachtet werden müsse. Der Verf. nennt drey Gesichtspuncte, nach welchen der Werth einer Universität zu beurtheilen sey: Lehrer, Institute und Disciplin, und sucht dabey auszuführen, daß weder die Frequenz, noch die Größe des Universitätsortes, und, in gewisser Beziehung, selbst nicht die Menge und der Umfang der Institute zu sichern Maßstäben dienen. Zum Zwecke der Erörterung jener Frage ist die Geschichte der Universität in vier Perioden getheilt, und zwar in Beziehung auf die leitende Oberaufsicht, welcher die Universität bis zur Säcularfeyer untergeben war. Ein Abtheilungsgrund dieser Art schien deshalb angemessen, weil die Leitung einer gelehrten Anstalt mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Ruhme in so enger Verbindung steht, daß beide von einander nicht getrennt werden können, und weil die Erfahrung es gezeigt hat, daß, wo Universitäten ohne äußere Unglücksfälle wirklich gesunken sind, der Grund in einer mangelhaften Leitung gelegen hat. Nach jener Ansicht sind denn die vier Perioden gebildet. Die erste geht von der Errichtung der Universität bis zum Tode ihres ersten Curators, des Premierministers von Münchhausen 1734 — 1770; die zweyte von da bis zur westphälischen Usurpation 1770 —

1807; die dritte umfaßt die Zeit der Fremdherrschaft 1807 — 1814 und die vierte den Zeitraum von der Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung bis zur Säcularfeyer 1814 — 1837. Nach einem allgemeinen Rückblicke auf die Leitung der Universität in diesen vier Zeitabschnitten, folgt eine kurze Darstellung der Verhältnisse in jeder einzelnen Periode nach den oben genannten drey Gesichtspuncten, und daraus das Resultat, daß die Universität in aller Hinsicht ihren Zwecken entsprochen habe, daß sie in stätem Fortschreiten begriffen gewesen und nicht gesunken sey. — Hierauf folgt die Geschichte der Universität in zehn Abtheilungen. Die erste umfaßt die Ereignisse und Bestimmungen, welche das Königreich Hannover überhaupt betreffen, in sofern sie auf die Universität von Einfluß gewesen sind. Nach einem Ueberblicke des Einflusses, welchen die politischen Bewegungen auf die Universität gehabt haben, werden die betreffenden landesgesetzlichen Bestimmungen im Einzelnen genannt, namentlich diejenigen, welche auf die wissenschaftliche Vorbereitung zu den academischen Studien und die, nach Vollendung derselben, eintretenden Prüfungen Beziehung haben; ferner die Bestimmungen über die Theilnahme der Universität an der Ständeversammlung, die Erlassung des Staatsgrundgesetzes, des Bundestagsbeschlusses und die eingetretenen Regierungsveränderungen. Die zweyte Abtheilung gibt historische Nachrichten über Stadt und Universität, und in Ansehung der letztern über Erhaltung der Anstalt, Universitäts-Curatorium, Studienfreyheit, Anstellung der Lehrer, Frequenz, Regierungs-Bevollmächtigten, Stellung zu den übrigen Behörden, Braunschweigsche und Nassausche Landesuniversität ꝛc. und hierauf folgt die Erzäh-

lung der einzelnen Ereignisse, so wohl der freudigen als der betrübenden. Wir bemerken hierbey, daß die Schrift, auf welche der Verf. bey der Beschreibung der Säcularfeyer Bezug genommen hat, zwar in diesem Augenblicke noch nicht erschienen ist, aber gewiß erscheinen wird. Die dritte Abtheilung enthält die Beschreibung der Universitätsgebäude und der allgemeinen gelehrten Anstalten, — der Universitätskirche, des neuen Universitätshauses, der Bibliothek, des Museums, der Societät der Wissenschaften, des Instituts der Preisfragen für Studierende ꝛc. Die vierte Abtheilung handelt von den vier Facultäten, ihren Rechten und Pflichten, so wie von den zu jeder derselben gehörenden gelehrten Anstalten. Die fünfte Abtheilung umfaßt die auf den academischen Unterricht Beziehung habenden Einrichtungen — Lehrer, Studierende, Freyheit im Lehren und Lernen, Honorare, Freybitten, Ferien ꝛc. — Die Organisation der academischen Behörden ist in der sechsten, sodann das Verfahren in Universitätssachen in der siebenten Abtheilung dargestellt, und in dieser besonders über disciplinarische Gegenstände, z. B. Verbindungen, Duelle, Schulden, Reisen, Strafen, Zeugnisse über Fleiß und Sitten ꝛc. gesprochen. Die achte Abtheilung beschäftigt sich mit einigen anderen auf die Universität Beziehung habenden Anstalten, insbesondere der Professoren-Wittwencasse, den Freytischen und Stipendien, der Speiseanstalt für kranke Studierende, der Badeanstalt, dem Armenfiscus ꝛc. In der neunten Abtheilung werden die Einrichtungen berührt, welche auf die Stadt so wohl als die Universität Beziehung haben, namentlich die Policeyverwaltung, Religionsübung, Armenanstalten, Industrie und Realschulen, Buchhandlungen und Buchdruckereyen,

Leseanstalten, Vergnügungen und öconomische Einrichtungen. Die letzte Abtheilung enthält literar-historische Nachrichten, und zwar zunächst von denjenigen so wohl öffentlichen als Privatlehrern, welche seit dem J. 1820 theils hier, theils nach ihrem Abgange von der Universität, gestorben sind; ihre Zahl beläuft sich auf 104. Dann folgt das Verzeichniß von 117 Lehrern, welche noch leben aber von hier abgegangen sind, und endlich werden die hier noch anwesenden 92 Facultätslehrer, so wie die Exercitienmeister und Sprachlehrer genannt. Bey allen sind die hauptsächlichsten Lebensumstände und ihre Schriften, so wohl die für sich bestehenden Werke, als die in Zeitschriften enthaltenen Aufsätze angeführt.

Die beygefügten 7 Kupferstiche stellen das neue Universitätshaus, das an demselben befindliche Hautrelief im Giebelfelde, das neue anatomische Theater, den botanischen Garten nach seiner jetzigen Einrichtung und die Sternwarte nebst dem magnetischen Observatorio dar. Als ein Beyspiel der vielfachen Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt und der academischen Institute sind zur Vergleichung zwey Kupfertafeln beygefügt, deren eine den Platz nahe am Geismarthore, wie er 1785 war, mit dem, neben der ihrem Verfalle nahen Kreuzkirche, befindlichen kleinen, zur Entbindungsanstalt zuerst benutzten Gebäude, darstellt, die andere Tafel aber denselben Platz, wie er jetzt ist, mit dem neuen Entbindungshause und sonstigen stattlichen Umgebungen zeigt.

Wien.

Der Oesterreichische Geschichtsforscher, herausgegeben von Joseph Chmel, reg. Chorherrn von St. Florian, und K. K. geh. Hof-

und Hausarchivar zu Wien. Erstes Heft. 8. VIII u. 167 Seiten. 1838. (Bey Beck.)

Wir zeigen hier den Anfang einer neuen Zeitschrift an, die der ernsten historischen Forschung gewidmet ist, und thun dieses am liebsten mit den eigenen Worten des Herausgebers: 'Der Oesterreichische Geschichtsforscher soll ein Repertorium werden für Geschichtsforscher, worin sie theils Stoff finden sollen für ihre Forschungen, und Hinweisungen nach den verschiedenen hie und da zerstreuten Materialien, theils auch die Resultate ihrer Forschungen zu Tage fördern können. Er bezweckt Mittheilungen aus Handschriften, Urkunden und Büchern, die in das unübersehbar reiche Feld der Geschichte unsers Vaterlandes gehören.' Wir haben nicht nöthig zu der Empfehlung etwas hinzu zu setzen, wozu schon der Name des Verfassers hinreicht, und dürfen um so mehr einer reichen Ausbeute entgegen sehen, da der Herausgeber durch seine amtliche Stellung, und selbst durch die Aufmunterung der Regierung dazu in den Stand gesetzt ist. Das vorliegende erste Heft enthält folgende sechs Artikel: I. Beyträge zu einem österreichischen Codex diplomaticus, den der Verfasser dereinst heraus zu geben hofft, insbesondere das österreichische Städtewesen. II. Zur österreichschen Finanzgeschichte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. III. Zur Geschichte der Wiener Universität im funfzehnten Jahrhunderte. Einige Actenstücke, die sich auf den Zustand derselben in jenem Zeitraume besonders in Rücksicht auf die Sitten, und die Einrichtungen der medicinischen Facultät beziehen. Der Verfasser, der in den Forschungen des Mittelalters wohnt, ist deshalb keineswegs ein blinder

Lobredner desselben, und gesteht vielmehr aufrichtig, daß er lieber in dem jetzigen Wien, als in dem des funfzehnten Jahrhunderts lebt, worin wir ihm von Herzen beystimmen. IV. Historia Friderici IV. et Maximiliani I. Impp. ab Josepho Grünbek. Bisher nur aus einer schlechten Uebersetzung J. J. Moser's bekannt; jetzt im Originale aus dem Manuscripte des K. K. geh. Hausarchivs heraus gegeben. V. Auszüge aus interessanten Handschriften der K. K. Hofbibliothek zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts. VI. Notizenblatt. Wir müssen uns mit dieser Inhaltsanzeige begnügen, sie wird hinreichen, die Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen zu richten, dem gewiß alle Freunde der Geschichte bey sorgfältiger Auswahl des historisch-wichtigen mit uns den besten Fortgang wünschen.

Hn.

Leipzig.

Tafeln für die sechsstelligen Logarithmen für die Zahlen von 1 bis 100000 für die Sinus und Tangenten von Sekunde zu Sekunde des ersten Grades, und für die Sinus, Cosinus, Tangenten und Cotangenten von 3 zu 3 Sekunden aller Grade des Quadranten. Entworfen von Gustav Adolph Jahn. Erster Theil; Tafeln der sechsstelligen Logarithmen aller Zahlen von 1 bis 100000. 4. 77 Seiten. 1837. (Bey Franke.)

Der vollständige Titel wird den Inhalt des Werks angeben, womit wir uns begnügen müssen. Eine Erklärung und Gebrauchsanweisung der Tafeln ist vorgesetzt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.
Den 14. Junius 1838.

Leipzig.

Bey Brockhaus und Avenarius, 1838: Congres de Vérone, Guerre d'Espagne. Négociations; Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Tome I. 366 S. Tome II. 375 Seiten in Octav.

Der Congreß zu Verona und die französische Expedition nach Spanien im J. 1823 sind Ereignisse, die, obgleich zu ihrer Zeit von hoher Wichtigkeit, seitdem durch andere, nicht minder wichtige verdrängt, bereits in den Hintergrund gestellt sind. Nichts desto weniger sind weitere Aufklärungen der Thatsachen, vorzüglich von einem der Haupt-Acteurs des großen Dramas, und aus der Feder eines Chateaubriand's höchst willkommen. Nächst J. J. Rousseau steht sein Name von Seiten der beredten, glänzenden und gefühlvollen Darstellung vielleicht am höchsten in der französischen Literatur. Wenn wir ihn bis dahin als Dichter, Philosophen und Theoretiker bewundert haben, sehen wir ihn in dem angezeig-

ten Werke als einen Publicisten und noch mehr als selbsthandelnden Staatsmann in die Schranken treten. Er selbst sagt: 'mein literarisches Leben ist bekannt; ich rede hier zum ersten und zum letzten Mahle von meinem politischen'. Wir gestehen, daß uns hier Chateaubriand mehr wie Mensch und Schriftsteller, als wie Politiker interessiert. Das große Problem: ob eine lebhafte Einbildungskraft mit der kaltblütigen Vernunft eines Staatsmannes in Einklang zu bringen sey, oder deutlicher, ob ein Dichter sich zu einem Minister eigene, hat Chateaubriand, unsers Ermessens nach, unerachtet Graf Artois (Carl X.) nicht müde wurde, auszurufen: 'bon coeur et tête chaude! ziemlich auf eine befriedigende Art gelöst. Eine andere Aufgabe: ob die bureaucratische Thätigkeit eines Ministers dem Dichter auf die Länge zusage, müssen wir nach Chateaubriand's Beyspiele verneinen. Zwey Dichter, außer ihm, bemerkt er, Martinez de la Rosa und Canning, waren zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Montagne schrieb einst: 'il est peu d'hommes abandonnés à la poësie, qui ne se gratifinissent plus d'être pere de l'Enéide, que du plus beau garçon de Rome. — — Je me jette aux affaires d' état et à l'univers plus volontiers quand je suis seul. Je suis fait à me porter allaigrement aux grandes compagnies, pourvu que ce soit intervalles et à mon point.' 'Canning, sagt der Verf. im Verfolge, ist jetzt in einer besseren Welt entteuscht, aber wie mag Martinez de la Rosa im Herzen darüber denken?' Als Chateaubriand sich am 1. Januar 1823 in der ihm eingeräumten Minister-Wohnung zu Paris zum ersten Mahle zu Bette legte, machte er bereits die in der Folge nur zu oft wiederholte

Erfahrung, daß dies Bette für ihn nicht gemacht sey. — 'C'est un lit ou l'on ne dorme guere ou l'on reste peu.' — Mit den Memoirenschreibern hat es gemeiniglich ein ganz anderes Bewandtniß als mit den Geschichtschreibern: während bey den letztern die eigentlichen Thatsachen den ersten Platz einnehmen, beschäftigen sich die erstern zunächst mit ihrer Person und dann vorzüglich mit den Menschen, mit welchen sie in näherer Berührung standen, binden sich nicht an chronologische Folge, verwechseln Vor- und Nachwelt mit einander und mischen gern fremdartige Gegenstände und Anekdoten ein; alles dieses colorieren sie nach ihrem eigenthümlichen Gesichtspuncte. Wir möchten in diesem Betreff die Memoiren der Herzogin von Abrantes den vorliegenden gleich stellen. Wenn die Hof-Feten der Tummelplatz der Herzogin waren, so fand ihn Chateaubriand in den Cabinetten der Fürsten; was für jene ein prächtiger Ballanzug war, ist für diesen eine diplomatische Note. Chateaubriand ist bald im alten Rom, bald in der gegenwärtigen Zeit. Der große Mortier, den die Franzosen in der Belagerung von Antwerpen gebrauchten, spielt eine Rolle, und auch die Wegführung des Erzbischofs von Cöln kommt vor. Aber die Schilderungen einzelner Scenen und Personen, auf welche wir später zurück kommen werden, ist oftmahls meisterhaft. Wenden wir uns zuvörderst zu dem eigentlich historischen Theile.

In der angezeigten Schrift sind drey Behauptungen aufgestellt, und wie wir nach den abgedruckten Actenstücken schließen müssen, mit Glück durchgeführt; daß der Congreß zu Verona zu keiner Zeit den Krieg mit Spanien wollte, daß nur das Interesse Frankreichs die Unternehmung gegen das Land veranlaßte, daß Chateaubriand

der Urheber derselben war, und diese höchst gewagte Unternehmung mit unbeschreiblicher Beharrlichkeit, trotz der unzähligen Hindernisse, durchführte, endlich daß die bekannte Ordonnance von Andajar, als ein politischer Fehler angesehen werden müsse. Chateaubriand schrieb von London, wo er den französischen Gesandtschaftsposten bekleidete, an den damahligen französischen Premier-Minister M. de Villéle zu Paris: 'deux sentiments nous avaient constamment obsedé depuis la Restauration: l'horreur des traités de Vienne, le desir de donner aux Bourbons une armée capable de défendre le trone et d'émanciper la France. L'Espagne, en nous mettant en danger, à la fois par ses principes et par sa séparation du royaume de Louis XIV. paraissait être le vrai champ de bataille où nous pourions avec de grands perils, il est vrai, mais avec un grand honneur, restaurer à la fois notre puissance politique et notre force militaire.' Dies Schreiben war wahrscheinlich Veranlassung, daß Chateaubriand der französischen Gesandtschaft zum Congreß von Verona, an deren Spitze der Herzog von Montmorency, damahliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten stand, beygegeben ward. Die Instruction, welche M. de Villéle dieser Gesandtschaft ertheilte, besagte im Wesentlichen: 'die Meinung unserer Bevollmächtigten über die Frage: was der Congreß in Betreff Spaniens beschließen will, muß seyn, daß, weil Frankreich allein sich im Stande befindet, Spanien zu Lande anzugreifen, es auch nur allein die Nothwendigkeit beurtheilen könne'. In Betreff der Frage, ob Frankreich wirklich Krieg mit Spanien anfangen sollte, entschieden sich Oestreich und Preußen dagegen, Rußland bezeigte sich am gün-

stigsten für die Ansichten Frankreichs. England sagte sich von aller Theilnahme an den Beschlüssen des Congresses los; das ganze Resultat des Congresses von Wien in Bezug auf Spanien waren drey unbedeutende Noten von Preußen, Oestreich und Rußland an ihre Gesandten in Madrid, welche von dem Verf. einer strengen Critik unterzogen werden. Chateaubriand hatte, so lange der Herzog von Montmorency (der ihn mit Zurücksetzung behandelt zu haben scheint) beym Congreß in Verona anwesend war, wenig oder gar keinen Theil an den Verhandlungen genommen. Seit der Abreise des Herzogs fand eine sehr lebhafte Correspondenz zwischen Chateaubriand und Villele statt, in welcher der Erstere den Plan zu der Expedition nach Spanien weitläufig auseinander setzte und den Minister für selbigen gewann. Chateaubr. war so glücklich sich das Vertrauen des Kaisers Alexander zu erwerben, wodurch seine Stellung gegen die übrigen Diplomaten und auch beym Könige von Frankreich und seinem Ministerio eine ihm günstige Veränderung erfuhr. Der Verf. verließ am 13. Decemb. 1822 Verona, der Herzog von Montmorency legte seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nieder, welche Chateaubriand übernahm. Er leitete die Expedition gegen Spanien, die M. de Villele ihm, bis auf den Finanzpunct, gänzlich überließ, ein, betrieb sie mit unglaublicher Thätigkeit, führte sie gegen die Ansichten der Cabinette der vier großen Mächte, gegen die seiner übrigen Collegen im Ministerio, und den größten Theil der französischen Officiere, die zu Rathe gezogen wurden, glücklich aus. In einem Briefe an M. de Serre vom 18. Julius 1823 äußert er sich über seine Lage: 'Sie sahen mich in Verona; zurück gekommen nach Frankreich fühle ich noch

lebhafter als damahls unsere Nichtigkeit in Europa. Seit ich hier bin, finde ich, daß die revolutionäre Partey sich nicht einmahl die Mühe gibt, ihre Absicht, unsere Armee zu verderben, zu verstecken; überall stehen Verschwörungen im Begriffe auszubrechen; der Heerd aller dieser Uebel ist zu Madrid. Unerwartet ins Ministerium gerufen, habe ich schleunigst einen Entschluß gefaßt. Die Gelegenheit bietet sich dar, ein für alle Mahl dem Uebel ein Ende zu machen, zu erfahren, ob die Bourbons eine Armee besitzen, der Restauration das Siegel aufzudrücken, und uns wieder einen militärischen Rang in Europa zu verschaffen. Sind wir glücklich in unserer Unternehmung, so beendigen wir zwey Revolutionen mit einem Schlage; klar ist, die demagogischen Cortes in Portugal werden mit den conventionellen Cortes in Spanien zu gleicher Zeit zu Grabe gehen. Die Folgen dieser Ereignisse werden für Frankreich unberechenbar seyn: wir können unterliegen, aber besser ist dieses, indem wir uns wieder zur ersten Macht des Festlandes erheben, als länger in dem unglücklichen Zustande der Verwirrung von Außen und der Schwäche im Innern zu bleiben. Bislang geht alles glücklich; ich wünsche nur bis zur Einnahme von Cadix noch zu leben — die Hindernisse sind ungemein groß gewesen. England hat eine sehr drohende Stellung angenommen; Oestreich ist eifersüchtig und neidisch, nicht wissend wie es unsern Siegesmarsch in Spanien zu hemmen vermag, hat es den König von Neapel aufgehetzt, die Regentschaft von Spanien in Anspruch zu nehmen.' — Die Beharrlichkeit Chateaubriands triumphierte über alle Hindernisse. Der König von Spanien ward befreyet. Glückwünschungsschreiben begleitet mit Orden, liefen von den großen

Höfen, mit Ausnahme von England, ein. Canning hatte sich über den Ausgang der Expedition geteuscht, und that, aber zu spät, Schritte, sie aufzuhalten. Kaiser Alexander trug dem russischen Minister in Paris auf, Chateaubriand den Orden vom St. Andreas zu überreichen. So viele Ehrenbezeugungen und namentlich die Ertheilung dieses Ordens, erregten die Unzufriedenheit Ludwigs XVIII., der hierin einen Vorwurf für sich selbst zu finden glaubte. Chateaubriand war von den Bourbons nicht geliebt. Ungern hatte ihn Ludwig XVIII. zu seinem Premierminister ernannt. Chateaubriand behauptete, daß der König eine literarische Eifersucht gegen ihn gehegt habe; er hatte eine Antipathie des classiques contre les romantiques. Es scheint uns, daß die Sache tiefer liege. Chateaubriand hatte für die Ansichten der Bourbons zu liberale Ideen. Indessen gelang es doch dem Verf. sich auf folgende Art in festere Gunst bey dem Könige zu setzen. Ludwig XVIII. hatte die Gewohnheit, im Conseil, wenn er nicht Geschichten oder Anekdoten erzählte, einzuschlafen. Dem M. de Villele, der Geschäfte treiben wollte, war dies Geschwätz des Königs sehr zuwider. M. de Corbière legte sich mit beiden Ellenbogen auf den Tisch, auf welcher seine Tabacksdose stand und sein blaues Taschentuch lag. Die übrigen Minister hörten ehrerbietig zu. Chateaubriand stellte sich im Gegentheile als ob ihm die Erzählungen des Königs viele Unterhaltungen gewährten, der dieses bald bemerkte. Wenn er in der Folge eine Erzählung anfing, so entschuldigte er sich damit: 'je vais faire rire M. de Chateaubriand.' Ludwig XVIII. hatte ihn an die Stelle des Herzogs von Montmorency in das Ministerium gesetzt, weil ihm der Name des letztern zuwider war,

Der Verf. sagt bey dieser Veranlassung: 'une tradition parmi nos Rois est la défiance des noms; — leur mémoire tenace se souvient des guerres des grands vassaux; ils gagent des nobles pour domestiques; ils les veulent dans leur garde-robe, ils les craignent dans leurs conseils.' .. Chateaubr. genoß nach der glücklich ausgeführten spanischen Expedition nur eines sehr kalten Empfanges von Ludwig XVIII. und der königlichen Familie. Er hatte damahls den glücklichen Gedanken, seinen Abschied nehmen zu wollen; allein selten weiß ein Minister oder General den wahren Augenblick von der Bühne abzutreten zu wählen. Er glaubte noch große Dinge für Frankreich erreichen zu können, seine dichterische Phantasie, aufgeregt durch den bisherigen glücklichen Erfolg in Spanien spielte ihm einen übeln Streich. Die spanischen Colonien waren bereits Gegenstände der Unterhandlungen gewesen. Chateaubriand wollte den Bourbons neue constitutionelle Monarchien im spanischen America verschaffen, er dachte sich die Möglichkeit Canning für diese Idee zu gewinnen. Mit russischer Allianz wollte er Frankreich die Rheingrenze wieder herstellen. Eingenommen von den Aeußerungen des russischen Kaisers, in seinen Privatunterredungen mit ihm in Verona, war er von den Vortheilen einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich so sehr überzeugt, daß er Frankreich wieder auf dem Gipfel der militärischen Größe sich dachte, von wo es dem Continente Gesetze vorgeschrieben hatte. Vergessen wir nicht, daß der französische Minister, der diese großen Pläne ausbrütete und verfolgte, ein Dichter war. — Aber von allem dem ging nichts in Erfüllung. Entzweyt mit Villele und Corbière erhielt er auf eine nicht schmeichelhafte Weise

seine Entlassung als Minister. — Ein sehr schätzbarer Theil dieser Schrift ist die officielle und Privatcorrespondenz, die er mit den französischen Gesandten und mit mehreren der ersten Staatsmänner in Europa, während der Zeit seines Ministerii, führte.

Chateaubriand entwirft aber nur fragmentarisch und gelegentlich Characterzeichnungen ausgezeichneter Männer, deren Namen Europa mit Achtung nennt, und ein Theil bereits von der Bühne des Lebens abgetreten ist. Am ausführlichsten und mit sichtbarem Wohlgefallen verweilt er bey dem Kaiser Alexander. Dieser, sagt er, sey der einzige Prinz, für den er jemahls ein aufrichtiges Attachement gefühlt habe. Dies Gefühl scheint aber vorzüglich durch die besondere Gewogenheit, die der Kaiser ihm bewies, entstanden zu seyn, denn sein Urtheil über ihn ist im Allgemeinen nicht günstig. 'Alexander hatte eine starke Seele, war aber schwach von Character; diese Mobilität veranlaßte, daß er anfänglich Atheist, dann Deist war. Hierauf huldigte er aus Eifer der griechischen Religion, und näherte sich darauf sehr der römisch-catholischen. Die Jesuiten, insbesondere P. Grivel, waren nahe daran sich seiner zu bemächtigen, als Madame Grüdner die Oberhand gewann. Er trieb sich in mystischen Ideen herum. Als Mensch war er aufrichtig, in der Politik verleugnete er den griechischen Character der Verstellung nicht; er teuschte Bonaparte vollkommen. Sein Aeußeres verkündete Ruhe, gemischt mit Traurigkeit. Er war den Franzosen gewogen, aber seit 1815 betrachtete er sie nicht mehr ganz aus dem früher günstigen Gesichtspuncte. Er nannte sie 'une nation brave, mais mobile, sans raison et sans reconnaissance'. — Als der Verf. den

Kaiser in Verona sprach, schien er durch die Weigerung Ludwigs XVIII., den Herzog von Berri mit einer russischen Prinzessin zu verheirathen, gekränkt zu seyn. Die fixe Idee von Größe, Alterthum, Würde und Majestät seiner Rasse verschaffte Ludwig XVIII. ein Reich (Empire). Jedermann fühlte seine Herrschaft; die alten Generale fühlten sich dem Könige gegenüber gedrückter vor diesem Greis, als früher vor ihrem furchtbaren Herrn und Meister, der sie in hundert Schlachten befehligt hatte. Wenn Ludwig XVIII. in Paris die siegreichen Monarchen an seiner Tafel bewirthete, ging er immer, sans façon, vor diesen Fürsten (deren Soldaten im Louvre campierten) her; er behandelte sie als seine Vasallen. 'Il avait raison: en Europe il n'est qu'une monarchie, c'est la France. Toutes les races sont d'hier auprès de la race de Hugues Capet. Louis XVIII. le banni, sans soldats se trouvait au bout de toutes les batailles, qu'il n'avait pas livrées.' Die wieder hergestellte Legitimität in Frankreich hat in wenigen Jahren Wunder verrichtet; sie hielt ihren Einzug in Cadix, befreyete durch die Schlacht von Navarin die Griechen, bemächtigte sich Algiers, Unternehmungen, an welchen Bonaparte, Rußland, Carl V. und Europa scheiterten'. — Nicht ohne Seitenhiebe ist die kurze Schilderung die der Vf. von den Gesandten auf dem Congresse von Verona entwirft. Der Herzog von Wellington hatte gegen die Legitimität das Unrecht auf sich geladen, daß er der Krone einen Fouché aufdrang, gegen die französische Nation, sie bey Waterloo besiegt zu haben. 'Excepté cinq ou six génies à part, tous les grands capitaines ont été de pauvres gens; il n'est point de plus brillants renommés que la renommée des armés;

et qui vaille moins sa gloire. Fürst Metternich. Wenn Jemand lange Zeit unter mehreren Fürsten den ersten Platz im Cabinette, ohne den ursprünglich befolgten Plan zu verlassen, behauptet, so kann man Geschicklichkeit voraus setzen. Die Autorität entspringt entweder von dem Genie des Regierenden, oder der Mittelmäßigkeit des Regierten. Welcher Fall hier in Betreff des Fürsten Metternich vorliegt, steht dahin. In Verona stellte er sich ganz Russe zu seyn, während er die Russen im Herzen verabscheuete; er sprach viel vom Kriege, ohne ihn zu wollen; er besorgte, die französischen Waffen möchten durch Siege in Spanien wieder furchtbar werden, oder durch ihre Niederlagen den revolutionären Geist erwecken. Der Graf Pozzo di Borgo, ganz geeignet in die Ideen seines Herrn einzugehen, war in Verona ganz Ultra; hier war es, wo der Haß, der Neid und die Verleumdung sich kreuzten; man verabscheuete sich einer den andern, während man Zuneigung heuchelte. Graf Bernstorf, am Podagra leidend, sah bereits die Franzosen wieder im Besitze ihrer militärischen Energie; er hatte immer vor Augen, daß sie Nachbarn der Preußen wären. — Von zweyen Landsleuten, über welche Chateaubriand sich zu beschweren hatte, lautet sein Urtheil günstiger, als von Ausländern — der Herzog von Montmorency war nicht ohne Ehrgeiz, ein Erbstück seines Namens, er hatte Verstand und war unterrichtet. Aus der Schule Mirabeau's hervor gegangen, war seine Beredtsamkeit natürlich und überzeugend. Edel und ruhig auf der Tribüne, gehörte er einem Geschlechte an, das seine Ruhe zu bewahren weiß; gezwungen seinen Begriff von Größe zu verändern, hatte er sich von den Königen der Gottheit zugewandt. Seine religiösen

Ueberzeugungen waren durch seinen sanften und wohlwollenden Character gemildert. — Im J. 1832 zu Carlsbad schlug Chateaubriand Carl X. vor, M. de Villele die Erziehung des Herzogs von Bourdeaux anzuvertrauen, diesen nämlichen Mann, der ihm auf eine sehr unwürdige Weise seine Ministerstelle genommen hatte. Wir erlauben uns noch einige Stellen auszuheben, in welchen Chateaubriand von sich selbst redet. — "Als Officier im Regimente von Navarra kam ich aus den Wäldern von Amerika zurück, der Legitimität meine Dienste zu weihen. Dieser Zweck ließ mich acht Jahre im Elende im Auslande zubringen. Im J. 1800 nach Frankreich zurück gekehrt, suchte Bonaparte mich auf und gab mir eine Anstellung, die ich nach erfolgtem Morde des Herzogs von Enghien niederlegte, und zu den Bourbons zurück kehrte. Meine Rede beym Grabe von Mesdames zu Triest reizte den Vertheiler der Kronen; meine Schrift de Bonaparte et de Bourbons, war Ludwig XVIII., nach seinem eigenen Ausspruche, so viel werth als 100,000 Soldaten. In den hundert Tagen folgte ich der Monarchie nach Gent. Durch den Krieg in Spanien trug ich dazu bey, die Verschwörungen nieder zu halten und unsern Waffen ihren alten Glanz wieder zu verschaffen. Diese lange Beharrlichkeit in dem nämlichen Systeme hätte an sich schon auf Rücksicht von Achtung bey meiner Entlassung Anspruch machen sollen; man durfte aber auch nicht übersehen, daß ich der Restaurateur der Religion und der Verfasser du génie de christianisme war. Dem Unglücke (der Bourbons) vom Anfange an meine Dienste gewidmet, habe ich es in seinen letzten Schicksalen nicht verlassen. Ich habe allem entsagt, Stellen, Pensionen, Ehrenbezeugungen, und damit ich die

Hülfe anderer nicht in Anspruch zu nehmen brauchte, meinen Sarg zum Unterpfande gesetzt.' — Im Jahre 1816 verlor Chateaubriand seine Stelle als Staatsminister, weil er in seinem Werke de la Monarchie selon la charte, die berüchtigte Ordonnance vom 5. Sept. 1815 angegriffen hatte. Er ward ein Opfer des ministeriellen Zorns. Im J. 1824 ward er durch die Intrigue seiner Collegen Villele und Corbière entlassen, angeblich weil er in den Kammern in der Discussion über das Rentengesetz das Stillschweigen beobachtet hätte. Es scheint, daß Chateaubriand, im Besitze vieler Kenntnisse und Talente, nicht die erforderliche Tactik besitzt, um sich auf einem Ministerposten zu erhalten. Er selbst klagt sich der 'insouciance' und der 'franchise' an. 'Die Abhängigkeit von meinen Collegen, (vorzüglich Villele, dessen Ueberlegenheit in Kenntniß der Finanzen er fürchtete) gefiel mir, weil sie mich der Mühe, meinen Willen geltend zu machen, entledigte. Mein Hauptfehler ist die Langeweile, Eckel vor allen, fortdauernder Zweifel. Wenn ein Fürst mich mit Gewalt zur Arbeit angehalten hätte, so hätte ich ihm vielleicht nützlich werden können, aber der Genius läßt selten einen Menschen auf die Welt kommen, welcher zugleich will und kann.' — Kehren wir noch einmahl zu der im Eingange dieser Anzeige berührten Aufgabe zurück. Erwiesen scheint es uns, daß die glühende Einbildungskraft, die Chateaubriand, den Dichter, beseelte, auf den Entwurf und den glücklichen Ausgang der französischen Expedition nach Spanien Einfluß gehabt hat, aber nach der Besetzung von Cadix war er nicht mehr der Mann, die Früchte zu erndten. Hier mußte die kalte, berechnende Vernunft des gewiegten Staatsmannes einschreiten.

Paris.

Bey Timoth. Dehay u. Wittwe Charl. Bechet: a) **Du système pénitentiaire en Europe et aux États-unis.** Ouvrage dédié aux chambres, précédé d'une pétition qui leur est addressée, orné de plusieurs plans de prisons et tableaux statistiques et accompagné d'une introduction et d'une nouvelle pétition aux chambres; par M. **Charles Lucas**, Avocat à la cour royale de Paris, Auteur de l'ouvrage sur le système pénal et le système répressif en général et sur la peine de mort en particulier, couronné à Genève et à Paris. 1830. Tome second, XV und 448 Seiten in Octav.

b) **Conclusion générale de l'ouvrage sur le système pénitentiaire en Europe et aux États-unis,** suivie de la deuxième pétition aux chambres sur la nécessité de l'adoption du système pénitentiaire; par M. **Charles Lucas**, ... 1830. CXV u. 44 Seiten in 8.

Die Fortsetzung und der Beschluß des in diesen Blättern (1829. St. 200.) angezeigten Werks über ein System, welches in der neuesten Zeit bewunderungswürdige Fortschritte gemacht hat. Beide Schriften behandeln eigentlich Einen und den nämlichen Gegenstand, nur ist die erstere mehr für den wissenschaftlichen Gebrauch, die zweyte mehr für unstudierte Leser geeignet. Die letztere wird auch unter dem Titel Introduction générale angeführt, welcher während des Drucks in den oben mitgetheilten abgeändert wurde. Beide bilden den **practischen Theil** eines Systems, dessen Theorie den Inhalt des ersten Bandes ausmacht. Die allgemeine Uebersicht (wie

wir die Worte: conclusion générale übersetzen zu müssen glauben) soll, nach S. XIII. der Vorrede, eine historisch-philosophische Darstellung der in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Thatsachen seyn, und sich genau an denselben als Auszug und Erläuterung anschließen; wir setzen hinzu, daß dieser Auszug auch in Rücksicht auf Vollständigkeit manchen schätzbaren Nachtrag enthält. Bey den gleich folgenden Mittheilungen werden wir von beiden Gebrauch machen und bey Nachweisung einzelner Stellen die aus Theil 2. mit arabischen, die aus der conclusion générale mit römischen Zahlzeichen andeuten.

Das Ganze des zweyten Bandes zerfällt in 2 Theile, von denen der erste und ausführlichste (von S. 1—240.) die Vereinstaaten von Nordamerika, der zweyte (von S. 241—448.) Europa in seinen Verhältnissen zum Pönitentiarsysteme umfaßt. Wir wollen es versuchen, aus beiden Theilen einen gedrängten Auszug zu geben, doch werden wir uns bey dem ersten nur auf wenige Bemerkungen beschränken können, indem wir auf das, in diesen Blättern (1834. St. 55 u. 56.) ausführlich angezeigte, classische Werk von Beaumont und Toqueville: Du système pénitentiaire aux États unis et de son application en France. Paris 1833. verweisen.

Erster Theil. Verein-Staaten. Die Geschichte des Pönitentiarsystems in demselben theilt der Verf. in 3 Epochen.

I. Sein Ursprung zu Philadelphia im J. 1791 durch Mitglieder eines, unter dem Namen Quäcker bekannten, achtungswerthen Zweiges der protestantischen Kirche, seine Nachahmung in mehreren Staaten der Union und sein anfänglicher, unerwarteter Erfolg.

II. Sein Verfall durch vielfache mehr oder weniger mislungene Ausführungsversuche in den Jahren 1799 — 1820, durch den Mangel aller moralischen und religiösen Belehrung, durch den schreyenden Misbrauch des Begnadigungsrechts u. s. w.

III. Seine Ausbildung seit 1820. Es entwickeln sich nach und nach 3 Systeme

1) Einsperrung ohne Arbeit in eine einsame Celle. 2) Einsame Einsperrung mit Arbeit. 3) Einsame Einsperrung bey Nacht und gemeinschaftliche Arbeit bey Tage. Durch den, in verschiedenen Besserungshäusern verschiedenen, Gebrauch dieser Systeme wurden in Rücksicht auf Sicherheit, Sittlichkeit und Oeconomie-Resultate gewonnen, die man anfangs kaum zu ahnen gewagt hatte. Die Entweichungen wurden verhindert, die Rückfälle auf eine sehr bemerkenswerthe Weise vermindert und die Bau-, Unterhalts- und Verwaltungs-Kosten bedeutend verringert. Um nur das Beyspiel einer der gefeyertesten dieser Anstalten anzuführen, so finden in dem Besserungshause zu Auburn durchaus keine Entweichungen statt, während die öffentlichen Blätter in Europa von Steckbriefen gegen Entwichene wimmeln. Die Rückfälle belaufen sich auf 3 von 100, sind mithin seltner als in irgend einem bekannten Gefängnisse der Welt. Die Bau- und Unterhaltskosten für 550 Cellen, mit Einschluß der Werkstätte, der Feuerspritzen, der Wache und ähnlicher Gegenstände, beträgt nicht mehr als 50,800 Dollars (à 1 Rthl. 9 Ggr. 5 Pf.), welche für jede Celle ungefähr 92 Dollars ausmachen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1838.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Du système pénitentiaire en Europe et aux Etats-unis. Par Lucas.

Die Kosten eines nach eben diesem Plane zu Connecticut errichteten Besserungshauses von 136 Cellen nebst Zubehör jeder Art übersteigen nicht 30,000 Dollars; die dem Staate zur Last fallenden Unterhalts- und Verwaltungskosten hatten im J. 1826 für jeden Verurtheilten nicht mehr als 6 Dollars 30 Centimen betragen, alles Uebrige war von den Gefängnißarbeiten gedeckt. Das allerwichtigste Ergebniß aber aus dieser Epoche war die Ueberzeugung, daß die gute Sache des Besserungssystems für die Vereinstaaten auf immer gewonnen ist. 'Es herrscht darin der allgemeine, volksthümliche Glaube, sagt der Verf. (S. XI.), daß es im Rechte und folglich auch in der Pflicht der Regierungen liege, die Verurtheilten umzuschaffen, sie bey ihrer Entlassung in einem ganz andern Zustande zurück zu geben, als

derjenige war, worin sie sich im Augenblicke des Verbrechens befanden, und auf diese Art endlich die Strafgesetzbücher in Einklang mit der Vernunft, mit dem Interesse der Gesellschaft, mit sich selbst zu bringen, indem sie als den Zweck zeitlicher Strafen nicht bloß einen Stillstand des Lasters, sondern seine gänzliche Vernichtung aufstellen.' — Schon im J. 1825 erklärte der Congreß öffentlich und feyerlich, daß dieses System einen Theil des Criminalcodex der Union bilden solle. Im folgenden Jahre (1826) wurde diese Erklärung feyerlich wiederholt. In einem deshalb von einem Ausschuß der Repräsentantenkammer im Namen einer eigends hierzu ernannten Commission erstatteten Berichte bemerkte Herr Thompson, ihr Organ, er sey bisher in Vorurtheilen gegen die Wirksamkeit dieses Systems zur Unterdrückung des Lasters befangen gewesen, bey näherer Prüfung hingegen habe er der entgegen gesetzten Meinung seinen Beyfall nicht versagen können, indem er sich vollkommen überzeugt habe, daß dieses System nicht bloß das menschlichste, sondern zu gleicher Zeit das weiseste aller bis jetzt von dem menschlichen Verstande erfundenen Strafsysteme sey ('que ce système est non-seulement le plus humain, mais en même tems le plus sage de tous les systèmes de chatimens inventés jusqu'ici par l'ésprit humain'). — Unsere Leser erinnern sich aus der Anzeige des I. Bandes (1829. St. 200. S. 1991), daß, nach einer dort mitgetheilten Nachricht, die fast vollendete Handschrift des Entwurfs eines Criminal-Gesetzbuchs von Eduard Livingston im J. 1824 durch eine Feuersbrunst verloren gegangen sey. Nach S. XIV. scheint diese Handschrift wieder gefunden oder in einer neuen, erweiterten Ausarbeitung hergestellt zu seyn. Der

berühmte Verfasser erhielt nämlich von dem Congresse den ehrenvollen Auftrag, für die doppelte Gerichtsbarkeit der Generalstaaten den Entwurf zu einem, möglichst vollständigen, Criminalgesetzbuche auszuarbeiten. Dieser erschien zur großen Freude aller Betheiligten, wurde auf Befehl der Repräsentantenkammer gedruckt, und sollte sofort in der Sitzung von 1830 derselben zur Berathung vorgelegt werden. Er hatte den Titel: Code de procédure criminelle — code des délits et des peines — Code de la discipline des prisons. Der letztere, vorzugsweise hierher gehörige, stimmt im Wesentlichen mit demjenigen überein, welchen wir schon in der Anzeige des I. Theils, worin er abgedruckt ist, mit verdienter Auszeichnung angeführt haben. Er geht von dem Grundsatze aus, daß Alles, was die Gefängnißzucht ausmache — Absonderung der Geschlechter — Classenabtheilung — Trennung der Untersuchungs- und Strafgefängnisse — Erziehung der jungen Verbrecher — Zufluchts- und Arbeitshäuser für Entlassene nach ausgestandener Strafe — Ein Ganzes ausmache, von welchem kein Theil wegbleiben könne, ohne die Wirksamkeit der übrigen zu gefährden. Von den drey verschiedenen Einsperrungs-Systemen tritt er keinem ausschließend bey, aber er nimmt aus einem jeden derselben das Beste heraus.

Zweyter Theil. Europa.

1) Niederlande. Die Wiege des Pönitentiarsystems. Was man im Anfange des letzten Jahrzehnds von dem abgewichenen Jahrhundert noch jenseit des Oceans als ein unerhörtes Weltwunder anstaunte, fand sich, von wenigen gekannt, bereits zwey Jahrzehnde früher in dem Zuchthause zu Gent. Es wurde 1772 unter dem besonderen Schutze der Kaiserin Maria

Theresia von dem Vicomte Vilain XIII. bey den Ständen von Flandern in Antrag gebracht, von diesen mit preiswürdiger Bereitwilligkeit und Freygebigkeit bewilligt und sodann unter seiner besondern Leitung ins Leben gerufen. Es war zu gleicher Zeit für Verbrecher, für Landstreicher und Bettler und für versäumte junge Menschen bestimmt, welche hier einen Zufluchtsort gegen verschämte Armuth und eine Schule des Gewerbsfleißes finden sollten. 'Es lag etwas riesenhaftes und wunderähnliches in diesem Plane, sagt der Verf. (S. XXV.) der hinsichtlich auf Baukunst das größte und schönste Denkmahl dieser Art enthält, welches jemahls erdacht wurde, und hinsichtlich seines Zweckes die umfassendste Bestimmung erhielt, die man bis jetzt, ich will nicht sagen verwirklicht, sondern seitdem ausgedacht hat.' Was namentlich die Criminal-Gefängnisse betrifft, so hatte jedes Geschlecht seine besondere Abtheilung, worin Aufsicht, Trennung bey Nacht, Arbeit mit Classenordnung und Stillschweigen bey Tage, das System der Ersparnisse für die Sträflinge — kurz Alles nach den besten Grundsätzen eingerichtet war, welche seitdem nicht erfunden, aber durch Erfahrung bestätigt wurden. 'Diese Bösewichter, heißt es in der Denkschrift des bereits mit Achtung genannten Vicomte Vilain XIII. an die Stände von Flandern, welche den Landmann in Schrecken setzen, sind größtentheils Verurtheilte zur Verbannung, zur Peitsche, zum Brandmahl. Diese Strafen ändern sie nicht und helfen zu nichts (ces peines ne les changent point et ne remédient à rien, p. 243.). Es ist daher besser, sie in Einsperrung zu verwandeln, und die Verbrecher in einem Zwangsarbeitshause gefänglich aufzubewahren.' Diese Vorstellung hatte den Erfolg, daß

die Gerichtshöfe ermächtigt wurden, alle schimpflichen und Leibesstrafen in Einsperrung zu verwandeln, deren wohlthätige Benutzung für die intellectuelle, moralische und physische Besserung der Verbrecher sich nachher auf eine bewundernswürdige Weise bestätigte. Kein Wunder demnach, wenn die Redactions-Commissäre des Pensylvanischen Strafgesetzbuchs in ihrem berühmten, neuerdings deshalb erstatteten, Berichte diese Gefängnißanstalt für das Urbild von dem in beiden Welten vielfach gefeyerten Auburn erklären und u. a. sich wörtlich auf folgende Art ausdrücken: 'une institution qui fait infiniment d'honneur aux Pays-Bas, c'est le pénitencier appelé maison de Gand, qui peut être consideré comme ayant servi du modèle pour celui d'Auburn et pour d'autres établissemens semblables dans ce pays' (p. 242.). Zu den wenigen Ausländern, welche diese Anstalt gleich in den ersten Jahren nach ihrer Errichtung ihrer Aufmerksamkeit würdig fanden, gehört auch der als Märtyrer für die leidende Menschheit bekannte Johann Howard. Er besuchte dieselbe im J. 1776 und sprach von ihr in seinem bald nachher erschienenen berühmten Werke über den Zustand der Gefängnisse mit ausgezeichneter Achtung. Bey einer zweyten und dritten Reise, in den Jahren 1778 und 1783, fand er diesen Zustand schon sehr verändert. Joseph II., durch üble Rathgeber geleitet, hatte die schöne Aussaat seiner Mutter einem bedeutenden Theile nach ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen. Späterhin trugen die französische Revolution und mehrere damit verbundene Ereignisse wesentlich dazu bey, diese Anstalt nach und nach in ein bloßes Arbeitshaus zu verwandeln, in welchem es mehr um ökonomische Vortheile, als um moralische Ver-

besserung der Gefangenen zu thun war, die doch, wie der Verf. richtig bemerkt, die einzige Sicherstellung gegen die Wiederholung des Verbrechens enthält. Daß bey dem schwankenden Zustande mancher politischen Verhältnisse für die Zurückführung dieses großartigen Werks auf seine ursprünglichen Zwecke nicht vollständig gesorgt werden konnte, läßt sich erklären, doch nichts verbietet die Hoffnung besserer Zeiten unter einem Scepter, der sich auf edle Menschlichkeit stützt. Der Verf. selbst führt mehrere Thatsachen an, die als Belège dieser Hoffnungen gelten können. Das Gebäude erhielt einen sehr bedeutenden Anbau. Reinlichkeit, Ordnung und Fleiß herrschen im Innern, wo u. a. auf 347 Webstühlen von 694 Gefangenen gearbeitet wird. Für die Unterweisung vernachlässigter junger Leute unter 30 Jahren wird gesorgt, die Gesundheit wird nicht vernachlässigt. Schläge, die man bey der ersten Einrichtung noch nicht ganz entbehren zu können glaubte, sind auf ewige Zeiten verbannt. (Irren wir nicht, so hat dem Verf. bey der Beschreibung des neuesten Zustandes einige Leidenschaftlichkeit die Feder geführt. Vielleicht gelingt es einem künftigen Reisenden eine minder befangene Darstellung dieses Zustandes zu liefern).

2) England. Ungeachtet Schwierigkeiten aller Art einer Verbesserung der Gefängnißanstalten sich in diesem Lande entgegen setzten, so gelang es doch den Bemühungen einzelner und vereinter Menschenfreunde, so wie der, durch die edelste Freygebigkeit unterstützten, Kraft der Regierung, eine durchgreifende Gefängniß-Reform auf mehr als Einem Puncte des Königreichs geltend zu machen. Howard's berühmtes Werk, eine in zahlreichen Auflagen erschienene Schrift des Parlamentsmitgliedes Buxton, über die Frage: ob

Verbrechen und Elend durch unsern jetzigen Zustand der Gefängnißzucht gehindert — oder befördert werde? u. a. wirkten Wunder in der öffentlichen Meinung, und eigene Gesellschaften zur Verbesserung der Gefängnißzucht suchten durch ihre periodischen Berichte dieser Meinung einen immer größern Aufschwung zu geben. Schon 1779 sprach das Parlament das Wort der Weihe über das, in den Gefängnissen zu Gent aufgefundene Pönitentiar-System aus. In seinem Auftrage hatten zwey gleich berühmte Rechtsgelehrte, Howard und Blackstone, den Plan dieses Gesetzes entworfen, dessen schöne Tendenz sich gleich im Eingange auf folgende Art aussprach: 'Wären einmahl viele Sträflinge wegen Verbrechen, welche die Deportation nach sich ziehen, in einsamen Gefängnissen verwahrt, zur Arbeit gewöhnt und mit einer moralisch-religiösen Unterweisung versehen, so könnten sie mit der Hülfe Gottes nicht allein die Andern durch die Furcht der Strafe vom Verbrechen zurück schrecken, sondern auch sich selbst bessern und zur Arbeit gewöhnen.' In diesem Geiste wurden nach und nach die drey Pönitentiarien oder Besserungshäuser errichtet, welche den Ruhm der britischen Humanität und Freygebigkeit bis auf die späteste Nachwelt erhalten werden.

a) Das Besserungshaus zu Gloucester in der Grafschaft gleiches Namens, das älteste unter allen, 1785, wurde 5 Jahre vor Howard's Tode zu erbauen angefangen und ein Jahr nach diesem letztern, 1791, eröffnet. Unter der volljährigen Leitung eines hochverdienten Parlamentsgliedes, Georg Paul, erhielt es nach und nach eine Einrichtung, über welche er 18 Jahre später, (1810) öffentlich seine Zufriedenheit aussprach.

Einschließung in einsame Cellen bey Nacht, Classen-Eintheilung und gemeinschaftliche Arbeit bey Tage unter einer genauen, aber liebreichen Aufsicht, verbunden mit dem disciplinarischen Gebrauch des Tretrades, machten den Gebrauch von Ketten und körperlichen Züchtigungen entbehrlich. Für Gesundheit, Bewegung und Unterricht war gesorgt. Noch 1819, 28 Jahre nach der Stiftung dieser Anstalt, bemerkte Paul, ihr kaum genannter Director, sie habe seine kühnsten Erwartungen überboten.

b) Die Muster-Pönitentiarie zu Milbanck bey London. Die großartigste Anstalt in ihrer Art auf europäischem Boden. Sie wurde 1822 vollendet, nahm aber schon seit 1816 Sträflinge auf, von denen im Gefolge einer Strafmilderung Capitalverbrecher 10 Jahre — die zur Transportation auf 14 Jahre Verurtheilten 7 Jahre — die auf 7 Jahre zur Transportation Verurtheilten 5 Jahre hier zubringen sollten. Dieses Besserungshaus konnte gegen 1000 Sträflinge aufnehmen, entsprach aber nicht ganz den Erwartungen, welche die durch Samuel Romilly's menschenfreundlichen Eifer ausgezeichneten Parlamentsdebatten von 1810 und der, in seiner Art einzige, Kostenaufwand begründet hatten. Der Verf. hält es für sehr ungewiß, ob das Zusammendrängen einer Bevölkerung von 900 bis 1000 Sträflingen in ein einziges Besserungshaus nicht der Wirksamkeit dieses Systems hinderlich sey? (S. XXXIV.). Er führt (S. 293.) den Ausspruch des Hn Burton an, nach welchem dieser Bau zu kostspielig und nach einem Maßstabe aufgeführt sey, den man niemahls erreichen könne. Die Geschichte dieser Anstalt zerfällt in zwey Perioden, von denen die Eine die ersten Jahre seit ihrer Eröffnung (1816 — 1824), die

andere den Zustand von 1825 und den folgenden Jahren umfaßt. Unreine Luft, allzu reichliche Kost bey weniger Arbeit, allzu häufige Einsperrung in einsame Cellen und andere, zum Theil selbst mit der Oberaufsicht in Verbindung stehende, Ursachen hatten gegen das Ende der ersten dieser Perioden eine epidemische Krankheit herbey geführt, von welcher unter 858 Sträflingen 488 (S. 301.) so heftig befallen wurden, daß die Regierung sich genöthigt sah, sämmtliche Gefangene an andere Straforte abführen zu lassen und 165 Personen weiblichen Geschlechts, die nicht wohl untergebracht werden konnten, von dem Könige Begnadigung erhielten. Im J. 1825 wurde die Anstalt aufs neue geöffnet und seitdem in jeder Hinsicht mit gutem Erfolge fortgeführt. Es wurden zwar hin und wieder Klagen über Unzulänglichkeit der eingeführten Zuchtmittel gehört, doch glaubt der Verf. durch einen verbundenen Gebrauch des Tretrads und der Einspertung in einen einsamen Behälter (par la combinaison du **treadmill** et du **solitary confinement**) können Peitsche und Stock völlig entbehrlich bleiben.

c) Das Gefängniß zu Maidstone, in der Grafschaft Kent. Es wurde 1816 für ungefähr 500 Sträflinge erbaut und ist unter allen Strafanstalten von England diejenige, in welcher die Classenabtheilung am genauesten beobachtet wird. Der moralisch-religiöse Unterricht wird hier mit großer Sorgfalt betrieben, ob auch der gewerbliche? wird nicht gesagt. Die Sittlichkeit in der Grafschaft hat durch diese Anstalt sichtbar gewonnen.

Den fast gleichzeitigen, ans Wunderbare grenzenden Bemühungen der Madame Fry, einer Quäckerin, um die Verbesserung des weiblichen

Theils der Sträflinge in den Gefängnissen von Newgate, mitten in London, hat der Verf. ein eigenes Kapitel (S. 312 ff.) gewidmet, das niemand ohne lebhafte Theilnehmung lesen wird. Bey einem 1813 dort gemachten Besuche fand dieselbe gegen 300 weibliche Gefangene in einem Zustande der größten Verworfenheit. Der Gouverneur, welcher sie dahin begleitete und sie für eine Närrin oder eine gutmüthige Schwärmerin hielt, bat sie jedenfalls ihre Uhr vorläufig in der Amtsstube nieder zu legen, indem er ihr nicht dafür eintreten könne, daß dieselbe in seiner Gegenwart ihr vom Kleide gerissen würde. Der Anblick dieses, jede Beschreibung übersteigenden, Verderbens und der gleich einem höhern Berufe in ihr aufsteigende Entschluß, demselben möglichst entgegen zu wirken, war Eins. Nach einer dreyjährigen Vorbereitung legte sie 1816 in Vereinigung mit anderen achtbaren Frauen und mit Zustimmung der vorgesetzten Behörden Hand an das große Werk der Veredlung, und sein fortwährender Erfolg übertraf jede Erwartung. Durch die unermüdete Sorgfalt dieser Frauen und ihre unausgesetzten Besuche unter Leitung der Madame Fry entstand in Newgate eine kaum glaubliche Verwandlung (l'incroyable metamorphose de Newgate, p. LVI.), nach welcher, wie der Vf. sich ausdrückt, ein Schauplatz der Ordnung, des Fleißes, des Gehorsams und der Wiedergeburt (régénération) auf einmahl sich da eröffnete, wo bis dahin Laster, Verdorbenheit und Ausschweifung mit allen ihren zurück stoßenden Abscheulichkeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. — Nach den bisherigen Bemerkungen hat das Pönitentiarsystem in England für ewige Zeiten Grund und Boden gewonnen. Seine weiteren Fortschritte dürften, wie der Verf. glaubt, größten-

theils von der Wegräumung mancher Localhindernisse und ganz besonders von einer Umschaffung der allgemeinen Criminalgesetze dieses Königreichs abhängen.

3) Irland. Richmont zu Dublin ist das einzige Besserungshaus dieses Königreichs, mit der Bestimmung, nach der Wahl der Regierung in zwey getrennten Abtheilungen zur Deportation Verurtheilte, beiderley Geschlechts, aufzunehmen, welche hier ihre Strafe ausbüßen sollen. Rücksichtlich auf den Umfang hat man ihm eine allzu große Beschränkung, mithin das Gegentheil von Milbanck, vorgeworfen, indem es nur für 200 Sträflinge Raum habe, während es, ohne Vermehrung des Aufsichtspersonals, durch einen Anbau Platz für 400 gewinnen könnte. Seine innere Einrichtung wurde schon von Sam. Romilly in den berühmten Parlamentsdebatten von 1810 als musterhaft gerühmt, und unser Verf. bemerkt, (S. 328.), es sey unleugbar, daß es keiner ähnlichen Anstalt in Großbritannien nachstehe. Die Besserung der weiblichen Sträflinge scheint mit weniger Schwierigkeiten verbunden zu seyn. Ein eigener Frauenverein zu Dublin hat die Verbesserung der Gefängnißzucht vorzüglich in dieser Anstalt zum Zwecke und 10 ähnliche Vereine haben sich nach demselben gebildet.

4) Schottland. In diesem Königreiche, wo die Verbrechen weit seltener sind, und keine Gefängnißstrafe die Dauer von 18 Monaten oder höchstens 2 Jahren übersteigen darf, sind eigentliche, nur für große Verbrecher bestimmte, Besserungshäuser kaum dem Namen nach bekannt. Dagegen haben die Bridewells, eine Art Zuchthäuser zu Edinburg und Glasgow (das letztere 1822 erbaut) eine Einrichtung erhalten, in welcher die Zwecke der Pönitentiarien erreicht

werden, so viel es unter eingeschränkteren Verhältnissen möglich ist. Beide Anstalten haben ihre eigenen Gesetze und werden größtentheils durch die Arbeiten der Sträflinge unterhalten. Unterricht und Arbeit bey strenger Absonderung, so wohl am Tage als bey Nacht, sind beiden gemein. Das Zuchthaus zu Glasgow enthält 265 einsame Cellen, die am Tage zum Unterricht und zur Arbeit und des Nachts zu Schlafstellen bestimmt sind.

5) Helvetien. Auch hier, wo die Gefängnißzucht, im Ganzen genommen, noch viele Spuren mittelalterlicher Barbarey an sich trägt, haben sich einzelne Cantone ruhmvoll über das Gemeine zu erheben begonnen. Ueber Genf haben wir schon in der Anzeige des I. Theils einige Nachrichten mitgetheilt; das dortige Besserungshaus, welches 50 — 60 Verurtheilte männlichen Geschlechts aufnehmen kann — für das weibliche ist hier bis jetzt durch keine Pönitentiar-Anstalt gesorgt — hat die dort geäußerten Erwartungen nicht getäuscht. Einsame Cellen bey Nacht und gemeinschäftliche Arbeit unter strengem Stillschweigen bey Tage, ohne den Gebrauch körperlicher Züchtigungsmittel, verbunden mit religiösen und industriellen Unterweisungen bilden die Grundzüge dieser Anstalt, deren Sicherheit durch eine wohl organisierte Aufsicht so fest gestellt ist, daß bis jetzt noch kein Beyspiel einer Entweichung sich vorfindet. Ein Theil des Arbeitsertrages wird für die Unterhaltungskosten verwendet, ein anderer, dessen Größe von der Thätigkeit des Verurtheilten abhängt und über welchen genaue Rechnung geführt wird, bleibt als ein Sondergut oder s. g. Peculium, für den Erwerber, um ihm nach seiner Entlassung zu einem ehrbaren Fortkommen behülflich zu seyn, auch

darf er über kleinere Beyträge, mit Vorwissen der Verwaltung zum Nutzen seiner dürftigen Anverwandten verfügen. Ueber jeden Gefangenen wird ein eigenes Sittenbuch (compte moral) gehalten, in welchem sein Betragen von einem Tage zum andern mit strenger Wahrheitsliebe bemerkt wird, ein Zuchtmittel, welches den Fortgang des Pönitentiarsystems auf schweizerischem Boden wesentlicher befördert, als es Schläge je leisten würden und über dessen Gebrauch sich der Verf. (u. a. S. 364 u. 419 ff.) auf eine, ihn ehrende, Weise erklärt. Er bemerkt überhaupt (S. 386.), daß das Besserungssystem dort von den Sträflingen mehr als das vorhin übliche gefürchtet werde und daß dieses die beste Widerlegung des hin und wieder gemachten Vorwurfs enthalte, als ob dieses System zu mild und gewissermaßen eine Aufmunterung zum Verbrechen sey. Mit welchem Auge selbst Ausländer diese Anstalt ansehen, beweist u. a. der Ausspruch unsers berühmten Landsmanns, Mittermaier. Nach einem dorthin gemachten Besuche schrieb er dem Verf. (in einem S. LXXXIII. auszugsweise mitgetheilten Briefe vom 14. Jan. 1830) 'Mein Aufenthalt zu Genf, und selbst zu Toulon, hat die innige Ueberzeugung bey mir verstärkt, daß das Gefängnißsystem, welches die moralische Wiedergeburt der Verurtheilten zum Zwecke hat, die Grundlage der Criminal-Gesetzgebung bilden muß ('que le système des prisons qui a pour but la régénération morale des comdamnés doit être la base de la législation criminelle'). — Nach eben diesen Grundsätzen, bey einer übrigens ganz verschiedenen Bauart, ist die Pönitentiarie zu Lausanne eingerichtet, die jedoch bey einigen eigenthümlichen Vorzügen nicht ganz von allen übertriebenen Härten frey zu spre-

chen seyn dürfte. Sie wurde 1826 eröffnet und enthält 114 Cellen für 80 — 95 Sträflinge beiderley Geschlechts, von denen jedoch die weiblichen — (die überhaupt, wie sich der Verf. (S. LXXXVI.) mit einer fast mathematischen Strenge zu beweisen getrauet, nicht mehr als den vierten Theil der Gefängnißbevölkerung ausmachen) — in einer kleinern, aber durchaus abgesonderten Abtheilung außerhalb der Arbeits- und Erholungsstunden die Strafe einsamer Einsperrung gleichzeitig verbüßen können. Einige dieser Cellen sind zu disciplinarischen Zuchtmitteln bestimmt, deren Gebrauch jedoch durch den Zuspruch des Gefängniß-Geistlichen in vielen Fällen entbehrlich gemacht wird. Der Aufseher hat das Recht, unter Beobachtung der nöthigen Vorsicht, einzelnen Sträflingen das Briefschreiben an ihre Anverwandten und selbst Besuche derselben, jedoch nur in Gegenwart des Geistlichen, eines in jeder Rücksicht ausgezeichneten Mannes, zu erlauben, und dieser sucht den dadurch erhaltenen Stoff für die Fortschritte der moralischen Besserung des Sträflings möglichst zu benutzen, an die ohne Belebung humaner, echt christlicher Gesinnungen, namentlich gegen die nächsten Angehörigen, nicht zu denken ist (S. 376. Aus dem angehängten Berichte des Stadtraths Saulié an den gesetzgebenden Rath des Cantons Waadt). Um für das strenge Stillschweigen bey der Arbeit und bey den Mahlzeiten den Sträflingen einen schwachen Ersatz zu geben, erlaubt man ihnen Unterredungen auf den Spazierhöfen, wohin sie nach einer gewissen, bis jetzt noch unvollkommenen, Classenordnung aus diätetischen Rücksichten in den Feyerstunden geführt werden, doch muß Lärm und Streit dabey fern bleiben; auch Gesang und Spiel sind daselbst verboten (ebendas.

S. 374.). Nur Sträflinge, die noch eine Gefangenschaft von drey Monaten abzubüßen haben, werden in dieses Haus aufgenommen. Der Vf. glaubt zwar mit Recht, daß ein Aufenthalt von wenigen Monaten keine Gewöhnung zur Ordnung, zur Arbeit, zur Sittlichkeit hervor bringe (S. LXXX.), doch scheint es ihm entgangen zu seyn, daß kleinere Vergehungen weniger Besserungsmittel erfordern, und daß zweckmäßiger Unterricht und Aufsicht auch in drey Monaten höchst wohlthätig für die Besserung der Sträflinge wirken können. Als eine beachtungswerthe Bestimmung aus dem besonderen Strafrechte des — übrigens wie ganz Helvetien nach dem Code pénal der gewesenen Frankenrepublik regierten — Cantons Waadt wird bemerkt, daß die Zeit der Verurtheilung jedesmahl von dem Tage der Verhaftung an berechnet wird ('que le tems de la condamnation à l'énprisonnement remonte au jour de l'arrestation' S. 352.). — Das Gefängniß zu Bern war damahls noch unvollendet. Es hat Raum für 400 Sträflinge männlichen Geschlechts, doch ist nur der vierte Theil desselben zu einem Besserungshause bestimmt. Die Verwendung der Sträflinge zum Gassenkehren, die bisher zu vielen Misbräuchen Gelegenheit gegeben hatte, ist abgeschafft, nur zu Feldarbeiten sollen gewisse Verbrecher fernerhin benutzt werden. Einverstanden mit diesem Systeme bemerkt der Verf. S. 11.: Ce n'est pas en employant des condamnés à remuer les ordures d'une grande ville et à en ramasser les boues, qu'on parvient à rélever leurs ames dégradées, et à préparer ce retour progressif à leur propre estime et à celle de leurs Concitoyens, qui doit précéder l'époque de la libération. — Als eine

gute Vorbedeutung der Fortschritte des Pönitentiarsystems in den übrigen Schweizercantonen sieht der Verf. eine vielfach besprochene Denkschrift an, durch welche der (so viel wir wissen, bis jetzt ganz ohne Gefängniß bestehende) Canton Uri die doppelte Frage in Anregung brachte, ob es nicht nützlich seyn würde, gemeinschaftliche Besserungshäuser für mehrere kleinere Cantons — und Normalschulen für die dabey anzustellenden Personen zu errichten? (wobey es freylich eine Aufgabe seyn dürfte, das nöthige Lehrerpersonal aufzufinden. Ein Howard, ein Lucas, ein Julius sind nicht jedem Lande gegeben).

So weit reicht der gemeinsame Inhalt der beiden vor uns liegenden Schriften. Daß das Verzeichniß der Besserungshäuser nicht größer seyn konnte, war sicherlich nicht die Schuld des Verfassers. Einen Nachtrag dazu liefert die zweytgenannte Abhandlung in einem eigenen Abschnitte unter der Aufschrift: Mouvement de la civilisation. — Avenir de la Reforme. Hier werden die Gefängnißanstalten mehrerer anderen Länder älterer und neuerer Zeit in kurzen Umrissen aufgestellt, von denen wir nur folgende ausheben wollen. Griechenland und Rom zeigten in ihren Gefängnissen auch nicht eine Spur von der höheren Bildung unsers Zeitalters. Ihre Gefangenen waren, so zu reden, Sclaven, die man unter die Zahl der Sachen versetzte, und die man dem zufolge als materielle Hindernisse behandelte, die nur durch physische Gewalt bezwungen werden können.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 18. Junius 1838.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Du système pénitentiaire en Europe et aux Etats-unis. Par Lucas.

Erst seit der Einführung des Christenthums und der durch dasselbe offenbarten Lehre von der Gleichheit aller Menschen und von der Gottesverehrung durch Humanität, habe man angefangen, den Schuldigen von seinem Fehltritte zu unterscheiden. — Unser Deutschland, dessen gänzliche Uebergehung mit Stillschweigen wir bey der Anzeige des I. Theils (S. 1988.) beklagt hatten, wird hier mit verdienter Achtung genannt. Besonders ausgezeichnet wird die von Preußens Könige unterm 10. Sept. 1828 bestätigte Gefängniß-Gesellschaft, welche den dreyfachen Zweck hat, 1) die Staatsbehörde in der Aufsuchung und Entfernung aller Hindernisse zu unterstützen, welche sich in der Einrichtung und Verwaltung der Gefängnisse der moralischen Verbesserung der Sträflinge, als Menschen und Bürger, entgegen stellen; 2) zu deren Abhülfe

auf eine thätige und unmittelbare Art mit zu wirken; 3) ein wachsames Auge auf die Erhaltung der guten Eindrücke bey Sträflingen zu haben, welche nach ihrer Entlassung durch eine hülflose Lage leicht zu neuen Verbrechen hingerissen werden könnten. Gleiches Lob erhält eine am 16. Febr. 1829 im Großherzogthume Weimar in besonderer Rücksicht auf den letzt gedachten Zweck errichtete Gefängniß-Gesellschaft. Die Fortschritte der Veredlung sind auch hier in manchen Bundesstaaten bedeutend verschieden und werden nur gar zu häufig durch das verderbliche Prügelsystem aufgehalten. Doch fängt man ernstlich an, den Sträflingen Liebe zur Arbeit, zur Ordnung und Reinlichkeit einzuflößen; ihrer, zuweilen kaum glaublichen, Unwissenheit durch Sonntagsschulen entgegen zu arbeiten und der religiösen Erziehung eine zweckmäßige Einrichtung zu geben, und man kann behaupten, daß in mehreren Bundesstaaten Alles zur Aufnahme des Pönitentiarsystems vorbereitet, ja für dieselbe gereift ist. — Auch im Norden hat die Gefängnißverbesserung mehrere glückliche Fortschritte gemacht. In Schweden ist sie so weit gediehen, daß der Reichstag sich mit der Organisation des Pönitentiar-Systems beschäftigt. Selbst in Rußland, da wo eine höhere Culturstufe es erlaubt an einige Gefängnißverbesserungen zu denken, zeigt sich das Verlangen, alle diejenigen anzunehmen, welche mit seiner gegenwärtigen Lage vereinbar sind. In Petersburg wurde 1820 eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse gestiftet. Eine höchst edle Frau, die Fürstin Meschtschersky, errichtete fast zu gleicher Zeit, nach dem Vorbilde des Londoner Frauenvereins für Newgate, unter dem beglückenden Schutze des Kaisers einen Ausschuß von Frauen, dessen

menschenfreundlicher Sorgfalt unmittelbar nachher vier weibliche Gefängnisse in der Hauptstadt anvertraut wurden. Schon 1821 schrieb die Fürstin in einem (S. CIX.) mitgetheilten Briefe an den kaum gedachten Ausschuß zu Newgate: Unsere Arbeiten für die Verbesserung der Lage unserer armen weiblichen Sträflinge sind nicht ohne Erfolg. Ordnung, Reinlichkeit, Folgsamkeit und Fleiß sind in allen Gefängnissen eingeführt ... die vollkommenste Ruhe herrscht bey der gemeinschaftlichen Arbeit. Es ist ihnen nicht erlaubt, ihre Stimme zu erheben, oder auf eine unschickliche Weise zu reden, das Singen schlechter Lieder ist ihnen gleichfalls verboten. Alle Tage besucht eine der Frauen das Gefängniß, hält Untersuchungen in den Kammern, sagt ihnen, von denen keine einzige lesen kann, Stellen aus der Bibel zum Festhalten im Gedächtnisse vor, überhört die bereits aufgegebenen Fragen und liest etwas vor ... Während der Mahlzeit werden Ordnung und Stillschweigen auf das strengste beobachtet... Ein Bericht des Präsidenten dieses Ausschusses vom 8. Januar 1825 überbietet noch diese Bemerkungen durch Erwähnung des ruhmvollen Benehmens dieser Gefangenen bey der Ueberschwemmung vom vorher gehenden Monate November. (Das Wasser hatte die Gefängnißhöfe mit Stücken von Flößholz und Barken angefüllt, nichts war leichter als zu entfliehen und selbst diese Gelegenheit zum Stehlen zu benutzen. Aber — man dachte nicht einmahl daran. Männer und Weiber, aufgemuntert durch das Beyspiel ihres Aufsehers, H. Hertel, legten Hand an die Arbeit, und mit Gefahr ihres Lebens trugen sie in ihren Armen aus dem Untergeschoß des bereits vom Wasser ergriffenen Gebäudes einen blinden Priester und seine Familie, 30 kranke

und 300 alte Frauen, welche sich vor Schwachheit und Uebelbefinden kaum von der Stelle bewegen konnten). Aus eben diesem Berichte ergibt sich, daß die Gefängnißgesellschaft auch einen Ausschuß von Männern ernennt, deren Präsident unmittelbar an den Kaiser über den Zustand der Gefängnisse berichtet.

Von den französischen Gefängnissen handelt die in 44 besonders bezifferten Seiten angehängte (im Anfange des J. 1830 überreichte) zweyte Bittschrift an die Kammern über die Nothwendigkeit der Einführung des Besserungssystems. Ihre Richtung bezeichnet folgender, einem Berichte des Ministers des Innern entnommener Vorspruch: 'Wir leugnen nicht: unsere Gefängnisse strafen ohne zu bessern, und die Frage über die Wiedergeburt der Gefangenen ist bey uns noch zu entscheiden. Auf diesen Zweck müssen jetzt alle unsere Bemühungen gerichtet seyn.' Der Verf. bietet, obgleich hin und wieder in einer zu leidenschaftlichen Sprache, Gründe jeder Art auf, um eine dem Pönitentiarsysteme, mit den allenfalls nöthig zu erachtenden nähern Bestimmungen, günstige Entscheidung herbey zu führen und die dagegen, namentlich über den Kostenpunct, von dem Minister v. Martignac erhobenen Einwendungen zu entkräften. In dieser letztern Absicht fügt er u. a. den Auszug eines vom 24. Febr. 1826 von dem bereits ruhmvoll erwähnten H. Thompson in der Repräsentantenkammer der vereinten Staaten bey Gelegenheit der Bill über die Errichtung eines Besserungshauses vorgelesenen, höchst merkwürdigen Berichts bey, aus welchem sich durch Thatsachen ergibt, daß eine mit Umsicht angelegte Pönitentiarie nicht nur die Kosten ihrer Unterhaltung, sondern auch einen, wenn gleich geringen, Ueberschuß für andere Staats-

zwecke abwerfen könne. Die mit einem, sich bereits auf 28 Millionen Franks belaufenden, Aufwande von Kosten geschehene Errichtung von Central-Zuchthäusern, erkennt der Verf. für ein von Jahr zu Jahr sich vergrößerndes Opfer, doch spricht er denselben alle Nutzbarkeit ab, indem die darin eingesperrten Sträflinge statt gebessert zu werden, nur noch schauderhaftere Fortschritte in der Verdorbenheit machen. Vom 1. Januar 1820 bis zum 1. October 1829 sey der Anwachs der Gefangenen auf 3905 gestiegen; von 11 Entlassenen wurden 2 als rückfällig in die Centralhäuser wieder eingebracht, in den gewöhnlichen Zuchthäusern belaufe sich sogar die Zahl der Rückfälligen auf 1 von 4.

Ein späteres Werk eben dieses Verfassers, welches mehrere interessante Beyträge zu dem vorliegenden enthält, behalten wir einem unserer nächsten Stücke zur Anzeige vor.

Druck und Papier sind vortrefflich.

Böhmer.

Leipzig.

Verlag von Leopold Voß. Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde von Dr Ludw. Herm. Friedländer. Erstes Heft. 174 Seiten. 1838. 8.

Die Geschichte der Medicin ist durch Kurt Sprengel in ihren allgemeinen und in ihren besonderen Theilen so gründlich bearbeitet worden, daß seinen Nachfolgern fast nur einzelne Nachträge oder weitere Ausführungen gewisser Partien übrig geblieben sind. Hiermit ist jedoch die Bearbeitung derselben von umfassenderen Standpuncten, der Ueberblick ihrer Hauptmomente nach größeren Maßen Keinem benommen, ja wird von

Zeit zu Zeit eine Forderung der Wissenschaft seyn; da hierin eben das Interesse der Geschichte besteht, daß sie, bey unversehrtem innerem Gehalte, in ihren Resultaten und Folgerungen den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt wird.

In diesem Sinne sind gegenwärtige Vorlesungen gehalten. Ohne etwas Neues zu dem bekannten Material hinzu zu fügen, betrachtet der Verfasser das bereits Ermittelte von einer neuen Perspective und führt die Bilder der Vergangenheit in einer poetisch-blühenden Darstellung an uns vorüber. 'Sie sollen (S. 3.) die Wissenschaft in fortschreitender Entwickelung zeigen und aus der Verhüllung des Stoffes den Geist heraus treten lassen, der die Stadien jener Entwickelung als nothwendig gesetzliche bezeichnet.' In den 11 Vorlesungen werden in der angeführten Weise abgehandelt 1) die Bedeutung des historischen Studiums. 2) Urzustand der Völker. 3) Die Heilkunde der Israeliten und Inder; 4) der Aegypter; 5) der Griechen; Asclepiaden. 6) Griechische Philosophie. 7) Hippokrates und seine Zeit. 8) Einfluß platonischer und aristotelischer Lehren. 9) Alexandrinische Schulen. 10) Zeitalter des Galens. 11) Mystik der ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb.

Sie sind keines Auszuges fähig; aber auch der des Gegenstandes Kundige wird mit Theilnahme diese Bogen lesen, durch manche feine Bemerkung, eigenthümliche Notiz oder bedeutsame Winke angezogen. Ueber Einzelnes, worin man anderer Meinung seyn könnte, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, da der Vortrag rasch vorwärts eilt und wahrscheinlich bey der mündlichen Erläuterung sein rechtes Gleichgewicht wird erhalten haben. Ein Bedenken können wir aber nicht unterdrücken. Das Bestreben, in allem Ge-

schehenen einen tiefen Grund, einen allgemeinen Zusammenhang aufzufinden, führt den Verf. öfter weit über die Grenzen, welche eine gesunde historische Critik ein für alle Mahl gesetzt hat. So sucht er den religiösen Ursprung der Heilkunst als einer magischen Kunst (Zauberey) nachzuweisen und sagt S. 21.: 'Magie ist die reinste Herrschaft des Geistes über die Natur; . . . Gott ist der höchste Magus, der aber auch einen Theil seiner magischen Kraft den Menschen zuwendet, wenn sie rein und sündlos durch Glauben und Andacht mit ihm eins sind. So läßt sich denken, daß der rein aus den Händen des Schöpfers hervor gegangene ursprüngliche Mensch sich im Besitze magischer Kräfte befand, die später auch gottbegeisterten Männern zu Gebote standen rc.' So betrachtet er die pestartigen Krankheiten als Weltereignisse, denen große cosmische und tellurische Umwälzungen entsprechen und voran gehen. S. 169.: 'Die fürchterlichen Krankheitsausbrüche im 6. Jahrhundert, welche fast ganz Europa entvölkerten, und als ein Strafgericht Gottes erschienen, haben wir als die Reflexe und Crisen der tiefen Weben zu betrachten, von denen die Menschheit in Folge einstürzender Reiche . . . durchdrungen war und zu dem sich harmonisch die Revolutionen des Erdlebens gesellten.'

Solche Ansichten und Aussprüche, die wir in den letzten Zeiten oft genug zu hören bekamen, und die in anderen Gebieten, wo es nicht auf klare und sichere Einsicht ankommt, geduldet werden mögen, sollten doch aus dem Kreiße wissenschaftlicher, auf die Naturerkenntniß gerichteten Belehrungen ausgeschlossen bleiben. Sie halten keine Prüfung aus, sind mit dem Wahne des großen Haufens vermengt und leiten den Geist von der Ergründung der wahren Ursachen ab.

Da der Verf. sicherlich durch seine sinnvollen Uebersichten und seine eben so gemüth- als geist-vollen Betrachtungen auf Viele erweckend wirkt, so ist die baldige Veröffentlichung sämmtlicher Vorlesungen dringend zu wünschen.

Braunschweig.

Zeitschrift für Landwirthschaftsrecht. Ersten Bandes erstes Heft, enthaltend das Gartenrecht von J. Scholz dem Dritten, Ober-appellations-Procurator zu Wolfenbüttel. 1837. 8. XVI u. 112 Seiten. (Bey Lübeck.)

Wir müssen uns begnügen, diese neue Zeitschrift, von der jährlich drey Hefte, die einen Band ausmachen werden, erscheinen sollen, im Allgemeinen anzuführen, da eine ins Einzelne gehende Beurtheilung nach den 54 Paragraphen, welche dieses erste Heft enthält, in unsern Blättern nicht erwartet werden kann. Je weniger dieser specielle Gegenstand bisher bearbeitet ist, und je weniger bey den großen Veränderungen, welche die Landwirthschaft in den neuesten Zeiten erlitten hat, die ältern Schriften über diesen Theil der Rechtskunde brauchbar sind, wie auch der Verf. in der Vorrede mit Recht bemerkt, um desto willkommner wird seine neue Bearbeitung seyn, und gern ertheilen wir ihm das Zeugniß, daß dieses mit Sachkenntniß und Vollständigkeit geschehen ist. Uebrigens ist von dem Verleger die Einrichtung getroffen, daß auch jedes Heft einzeln zu haben ist.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.
Den 21. Junius 1838.

London.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume III. Part the second. 1832. 179 Seiten. Part the third. 1835. 109 Seiten. Volume IV. Part the first. 1835. 101 Seiten. Part the second. 1837. 413 Seiten in Quart.

Wir sind noch mit der Anzeige des zweyten und dritten Theils des dritten Bandes der zweyten Reihe von Abhandlungen der Londoner geologischen Gesellschaft im Rückstande (der erste Theil desselben wurde im 40. Stücke des Jahrganges 1833. S. 392—398. d. Gött. g. Anz. von uns angezeigt). Indem wir gegenwärtig das Versäumte nachholen, verbinden wir damit die Anzeige des vor Kurzem uns zugekommenen neuesten Bandes jener wichtigen Gesellschaftsschrift.

Vol. III. Part II. 14. On the oolitic District of Bath. By William Lonsdale, Esq. (Communicated by Dr. Fitton). Eine spe-

cielle Beschreibung, die nur locales Interesse hat. 15. On a fossil Fox found at Oeningen near Constance; with an Account of the Deposit in which it was imbedded. By Roderick Impey Murchison, Esq. Die locale Formation von Oeningen hat wegen der großen Mannigfaltigkeit von Thier- und Pflanzen-Ueberresten, welche in ihren Schichten sich finden, schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen. Ueber das relative Alter derselben und ihr Verhältniß zur benachbarten Molasse, sind die Ansichten abweichend. Der Verf., welcher in diesem Aufsatze eine Beschreibung der Schichten jenes Gebildes und eine Uebersicht der darin gefundenen Petrefacten liefert, ist der Meinung: daß die Oeninger Formation ein von der Molasse ganz unabhängiges, in einem von derselben umgebenen Becken abgesetztes Seegebilde sey, welches hinsichtlich seiner organischen Reste von allen bekannten Süßwasser-Formationen in Frankreich und Deutschland sich unterscheide. Hierin stimmt also Hr Murchison mit Hn von Buch überein, dessen Bemerkungen über die Oeninger Formation im Magazine der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, IV. Jahrg. S. 69. ihm indessen unbekannt geblieben zu seyn scheinen; wogegen er die von Anderen und noch neuerlich von Walchner im Handbuche der Geognosie S. 443. aufgestellte Ansicht, welche die Oeninger Formation der Molasse unterordnet, gründlich widerlegt. Die Meinung des Hn Murchison weicht übrigens darin von der des Herrn v. Buch ab, daß jener sie nicht für ganz so jung hält, als dieser sie wenigstens im J. 1810, gestützt auf die Untersuchungen des Dr Karg über die dortigen Versteinerungen, ansah; indem der erstere nach den An-

gaben von König, R. Brown, Lindley, annimmt, daß unter den Pflanzenresten aus dem Oeninger Stinkschiefer mehrere Arten sich finden, die der jetzigen, süddeutschen Flora völlig fremd und zum Theil ganz unbekannt sind. Zu den ausgezeichnetsten dort gefundenen organischen Resten gehört das vollständige Skelett von einem Fuchs, welches in den Besitz des Hn Murchison gekommen, und nach der sorgfältigen, von Hn Gideon Mantell vorgenommenen, Untersuchung, so sehr mit dem Knochengerüste des Vulpes communis übereinstimmt, daß man wohl annehmen darf, daß der im Schlamme des vormahligen Sees der Gegend von Oeningen versunkene Fuchs, von der jetzt in Deutschland verbreiteten Species nicht wesentlich verschieden war. 16. Anatomical Description of the Fox. By Gideon Mantell, Esq. nebst Zeichnungen von dem Skelett. 17. On the Astronomical Causes which may influence Geological Phaenómena. By J. F. W. Herschel, Esq. Es ist erfreulich, daß ein so ausgezeichneter Astronom, wie W. Herschel, es nicht unter seiner Würde hält, der geologischen Speculation zu Hülfe zu kommen, und dazu beyzutragen, sie auf eine sichere Bahn zu leiten. Die wenigen Blätter dieser Mittheilung enthalten zwar nur Andeutungen, welche aber einen höheren Werth haben, als manche weitläufige, mit großem Aufwande von Scharfsinn aufgebaute Hypothesen, die einen festen Grund entbehren. 18. A Sketch of the Structure of the Eastern Alps; with Sections through the Newer Formations on the Northern Flanks of the Chain, and through the Tertiary Deposits of Styria etc. etc. By the Rev. Adam Sedgwick (Woodwardian Professor in the Univ. of Cambridge)

and Roderick Impey Murchison, Esq. With Supplementary Observations, Sections, and a Map. By Rod. Imp. Murchison, Esq. Die bedeutendste Abhandlung in diesem Bande. Die Verfasser geben zuerst eine allgemeine Uebersicht von der Structur der östlichen Alpen; erläutern darauf eine Reihe von Durchschnitten, die besonders zur Aufklärung der Verhältnisse zwischen den secundären und tertiären Systemen in jenem Theile der Alpenkette bestimmt sind; handeln dann von einer Reihe von Auflagerungen, welche in verschiedenen Höhen in der Alpenkette erscheinen und die secundären und tertiären Systeme verknüpfen, von der Braunkohlen-Ablagerung zu Häring im Innthale und einigen anderen ähnlichen Massen am Rande der bayerschen und österreichschen Alpen; von den tertiären Formationen in Untersteyermark und im Wiener Becken. Den Beschluß machen Bemerkungen über die Formationenfolge der östlichen Alpen, die verschiedenen Erhebungs-Perioden, die Modificationen, welche gewisse Ablagerungen seit jenen Perioden erlitten haben. Von den allgemeinen Resultaten heben wir folgendes heraus. Die Kette der so genannten primären Gebirgsmassen, welche die östlichen Alpen durchlängt, theilt sich gegen das östliche Ende in zwey Hauptarme, von denen der eine längere gegen die Donau sich zieht, und auf der rechten Seite derselben zuletzt im Leitha-Gebirge unweit Wien erscheint. Geschichtete Gebirgsarten von dem gewöhnlichen Typus des Uebergangsgebirges kommen in den östlichen Alpen vor, jedoch selten. Auch Uebergangskalkstein mit Petrefacten findet sich, wiewohl noch seltner. Eine scharfe Grenze zwischen dem primären und Uebergangsgebirge zu ziehen, ist nicht möglich, und es ist nicht un-

wahrscheinlich, daß manchen stratificierten Massen der Centralkette die crystallinische Structur erst nach ihrem Absatze zu Theil geworden. Die Systeme der crystallinischen und Flötzgebirgsmassen sind im Ganzen scharf von einander gesondert. An die primären und Uebergangsmassen sind rother Sandstein, ein der Rauchwacke ähnlicher Kalkstein (die Verfasser nennen ihn geradezu Rauchwacke), rother, Gyps führender Mergel, zuweilen ungleichförmig gelagert. In diesem Flötzgebilde, welches die Verfasser mit dem 'New red Sandstone' Englands parallelisieren, kommt zuweilen Steinsalz vor. Auf diese Gruppe folgt die große Zone von Alpenkalk, woran sich Fucoïden-Schiefer, grüne Sandsteine und andere Gebirgsarten reihen, welche die Verfasser als der Periode der Grünsand- und Kreidebildung angehörig und daher den Alpenkalk als ein Aequivalent der Oolith-Formation betrachten. In Uebereinstimmung mit dem verstorbenen Hn von Lill, der bekanntlich ein sehr genaues Studium aus diesem Theile der Alpenkette gemacht hat, unterscheiden die Verff. bey dem Alpenkalke drey große Unterabtheilungen. Die unterste derselben beginnt mit Massen von dem Alter des Lias; die mittlere enthält die großen, breccienartigen, Steinsalz führenden Ablagerungen der Alpen; die höchste endet mit dem Hippuriten-Kalk, den andere Geognosten schon der Kreideformation zuzählen, der aber nach den Beobachtungen der Verfasser genauer mit dem Alpenkalke als mit den jüngeren Gruppen verbunden ist. Uebrigens scheinen an manchen Stellen beide Gebirgsgebilde allmählich in einander überzugehen. Der obere Theil des Systems, welches die Verfasser mit der Kreideformation parallelisieren, enthält Nummuliten und Flötze von sandigem Eisenstein. Die

Nummuliten-Lager sind auf der Nordseite der Alpen sehr entwickelt, und erscheinen nicht bloß in dem Systeme der Kreide, sondern verbreiten sich auch in eine neuere Folge von Schichten, in welchen mit ihnen zugleich Versteinerungen vorkommen, die sonst nur in tertiären Massen sich zu finden pflegen; daher diese Nummuliten enthaltenden Lager eine Verbindung zwischen den secundären und tertiären Gebilden knüpfen und von den Verfassern zwischen die Kreide und den Grobkalk gestellt werden. Ein ähnlicher Uebergang zeigt sich in gewissen, im Bereiche der secundären Gebilde hin und wieder in bedeutenden Höhen ungleichförmig aufgelagerten Massen, von welchen die merkwürdigen, an wohl erhaltenen Conchylienresten außerordentlich reichen Schichten im Thale von Gosau von den Verff. besonders genau untersucht und beschrieben worden. Die tertiären Massen am Rande der Salzburger und Bayerschen Alpen, welche hauptsächlich aus abwechselnden Lagern von Mergel, Sandstein und Conglomeraten bestehen, haben im Allgemeinen eine nördliche Einsenkung; ihre Neigung verflächt sich aber in derselben Maße, in welcher sie sich vom Ausgehenden der secundären Gebirgsmassen entfernen. Im Bereiche dieser tertiären Gebilde kommen Ablagerungen von Braunkohlen vor, die indessen nicht sämmtlich unter einander parallel sind, sondern bald zu höheren, bald zu niedrigeren Gruppen gehören, und nicht eigentliche Süßwassergebilde, sondern in Meeresbuchten hinein getriebene Massen zu seyn scheinen. Die merkwürdigste dieser Ablagerungen ist die von Häring im Innthale. In dem Becken von Wien und in Untersteyermark sind die tertiären Gebilde beynahe horizontal abgelagert und stellen sich in drey Gruppen dar. Die unterste, besonders in Stey-

ermark sich zeigende, ist aus Mergel, Sand, Sandstein, der zuweilen in Conglomerat übergeht, zusammen gesetzt. Die mittlere Gruppe, welche in beiden Gegenden erscheint, ist durch einen Korallenkalk besonders characterisiert. Die obere Gruppe, welche hauptsächlich aus Sand, Geschieblagen, Muschel-Mergel, einem Mergelkalk, der in Kalk-Concretionen zuweilen von oolithischer Structur übergeht, wechselt auf der Grenze von Ungarn mit ausgeworfenen Massen alter Vulkane ab. Im Wiener Becken ist sie von der mittleren Gruppe an einigen Stellen durch Süßwasserkalk getrennt. Sämmtliche Gruppen enthalten Knochen von Mammalien. Die unterste Gruppe wird von den Verfassern mit einem Theile der Ablagerungen in den Becken von London und Paris verglichen; die mittlere und obere mit der mittleren und oberen subapenninischen Formation. — Was nun die theoretischen Ansichten betrifft, zu welchen die Verfasser durch ihre Untersuchungen gelangt sind, so wollen wir auch davon eine kurze Uebersicht geben. Ein Theil der alten Uebergangsgebirgsmassen der östlichen Alpen war schon vor der Bildung der Gruppe des rothen Sandsteins consolidiert und in eine beynahe verticale Stellung versetzt. Ob dies Factum für die östlichen Alpen allgemeine Gültigkeit habe, wagen die Verff. nicht zu entscheiden. Ein Theil der Böhmischen primären Kette scheint seit dem Absatze der Oolithe und der Kreide keine große Bewegungen erlitten zu haben. Der Alpenkalk war erhärtet und hat große Erhebungen vor der Ablagerung des oberen Kreidesystems und der Massen, welche die secundären und tertiären Gebilde verknüpfen, erfahren. Daß ein Theil der Alpenkette in einer verhältnißmäßig frühen Periode über der Meeresfläche sich befand, ist

durch die Existenz von Braunkohlen so wohl in den secundären als auch in den älteren tertiären Gruppen erwiesen. Zugleich wird aber auch an diesen Ablagerungen erkannt, wie sehr sich seit der Zeit die physicalischen und Vegetations-Verhältnisse der Alpen verändert haben. Das östliche Ende der Alpenkette wurde nach der Periode der Bildung der Fucoïden-Schiefer und der aufliegenden, zwischen den secundären und tertiären Massen befindlichen Gruppen, aber vor der Existenz der benachbarten tertiären Ablagerungen erhoben. Ein Theil der Bayerschen Alpen ist seit der Periode der Schweizer Molasse und der Mergel und Conglomerate, welche sie bedecken, erhoben. Die Ursache dieser letzten Erhebung scheint mit verminderter Intensität in ihrer Fortsetzung gegen Osten gewirkt zu haben. Die neueren tertiären Ablagerungen von Mergel, Sand und Conglomeraten haben sich dem Anscheine nach in einem Binnenmeere gebildet, welches den nördlichen Saum der Alpen bespülte; und zur Zeit ihrer Bildung mußten sie sich in einem ziemlich gleichen Niveau befinden. Aber in dem südwestlichen Theile von Bayern, wo sie die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Rheine bilden, sind sie über die entsprechenden Gruppen weiter gegen Osten bedeutend erhoben, und befinden sich selbst in höheren Niveaus als die alten Betten des Inn und der Salza mehrere Meilen weit innerhalb des Bezirkes des Alpenkalkes. Aus Allem ergibt sich, daß die Alpenkette mannigfaltigen Erschütterungen und von einander unabhängigen Erhebungsbewegungen ausgesetzt gewesen seyn muß. Einige der heftigsten dieser Erschütterungen hatten die Bildung von Conglomeraten zur Folge, die man zuweilen in Lagen antrifft, wo man sie nicht erwarten sollte. — Diese

interessante Abhandlung ist ausgestattet mit einer petrographischen Karte der östlichen Alpen, einer Tafel mit Profilen, drey Tafeln mit Abbildungen von Gosau-Versteinerungen, und einer von Mistreß Murchison nach der Natur verfertigten Steinzeichnung von dem reizenden und merkwürdigen Thale von Gosau.

Vol. III. Part III. 19. On the occurrence of Agates in Dolomitic Strata of the New red Sandstone Formation in the Mendip Hills. By the Rev. William Buckland, D. D. (Prof. of Geol. and Miner. in the Univ. of Oxford.) — 20. On the discovery of Fossil Bones of the Iguanodon, in the Iron Sand of the Wealden Formation in the Isle of Wight, and in the Isle of Purbeck. By the Rev. William Buckland, D. D. Durch die Auffindung von Resten dieses ungeheueren, Pflanzen fressenden Reptils, dessen Länge von Mantell, dem man die erste Kunde desselben verdankt, zu 70 Fuß berechnet worden, an mehreren Localitäten, hat nicht allein die Geschichte des wunderbaren Geschöpfs, sondern auch das Verhältniß der geognostischen Structur der Theile der Inseln Wight und Purbeck, wo Reste davon vorkommen, zum Hastings-Sande von Sussex, in welchem sie zuerst entdeckt wurden, weitere Aufklärung erlangt. 21. Notice of two Models and Sections of about Eleven Square Miles, forming a part of the Mineral-Basin of South Wales, in the Vicinity of Pontypool, and presented to the Geological Society by Richard Cowling Taylor, Esq. — 22. Some Account of the Remains of the Megatherium sent to England from Buenos Ayres by Woodbine Parish, Jun., Esq. By William Clift, Esq. — 23. Remarks on the

Existence of the Anoplotherium and Palaeotherium in the Lower Freshwater Formation at Binstead, near Ryde, in the Isle of Wight. By Samuel Peace Pratt, Esq. — 24. Observations relative to the Structure and Origin of the Diamond. By Sir David Brewster. Der berühmte Verf. dieses Aufsatzes, der schon früher aus optischen Erscheinungen den vegetabilischen Ursprung des Demanten zu erweisen versuchte, glaubt durch die hier mitgetheilten Beobachtungen einen neuen Grund für seine Meinung gefunden zu haben. Er entdeckte nämlich in einem Demant zwey kleine Höhlungen und bemerkte, indem er polarisiertes Licht hindurch fallen ließ, in der Umgebung derselben, vier leuchtende, durch ein schwarzes Kreuz geschiedene Sectoren: eine Erscheinung, die seiner Ansicht nach nur erklärt werden kann, wenn man annimmt, daß die Dichtigkeit des Demanten in der Nähe der Höhlungen durch die Expansivkraft der darin eingeschlossenen Luft vergrößert worden; woraus er schließt, daß der Demant weich wie Gummi gewesen seyn müsse. Daß der Demant sich von gummiartigen Substanzen durch seine crystallinische Bildung unterscheide, stehe, wie er glaubt, damit nicht im Widerspruche, da ja auch der Honigstein crystallisiert vorkomme; wogegen doch aber zu erinnern, daß sich der Honigstein keinesweges wie ein Harz verhält, sondern ein wahres Salz ist, wenn gleich seine Säure ohne Zweifel einen vegetabilischen Ursprung hat. 25. Remarks on the Structure of large Mineral Masses, and especially on the Chemical Changes produced in the Aggregation of Stratified Rocks during different Periods after their Deposition. By the Rev. Adam Sedgwick. Die wichtigste Abhandlung in

diesem Theile, und wie Alles was aus der Feder dieses trefflichen Geologen kommt, von besonderem Interesse. Da wir aber von dieser Arbeit bereits eine deutsche Uebersetzung in dem Karstenschen Archive Bd 10. Heft 2. besitzen, so ist es überflüssig, von dem wichtigen Inhalte hier einen Auszug zu liefern. Einige Bemerkungen darüber können wir indessen nicht unterdrücken. Genaue Untersuchungen über die Structur der Gebirgsmassen sind um so schätzbarer, da man ihr im Allgemeinen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Seitdem man sich immer mehr von dem Einflusse der plutonischen Gebilde auf die Veränderungen der stratificierten überzeugt, liegt es sehr nahe, die Folgen dieser Einwirkung auch in der Structur der Gebirgsmassen zu erkennen. Was Herr Sedgwick in dieser Beziehung mittheilt, verdient besondere Beachtung. Indessen würde er manche Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht für neu gehalten haben, wenn er sich mit den Arbeiten deutscher Geologen genauer bekannt gemacht hätte. Auch ist er bey einigen seiner Behauptungen offenbar zu weit gegangen. Namentlich ist dies bey dem der Fall, was er über die Abweichung der Schieferung von der Schichtung sagt. Wenn wir gleich nicht in Zweifel ziehen wollen, daß der Verf. an den Stellen, wo er die crystallinische Hauptabsonderung von Schiefergebirgsmassen in einer von ihrer Schichtung mehr und weniger abweichenden Lage gefunden haben will, richtig beobachtet habe, so können wir dies Verhältniß, gestützt auf eigene, vielfache und in den verschiedensten Gegenden angestellte Beobachtungen, doch nur für eine Ausnahme von der Regel und nicht mit dem Verfasser für das gewöhnlichere ansehen; und stimmen hierin vollkommen dem bey, was Herr

von Dechen in einer der Uebersetzung beygefügten Anmerkung a. a. O. darüber geäußert hat. 26. Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society.

Vol. IV. Part I. 1. On the Geology of the Neighbourhood of Weymouth and the adjacent parts of the Coast of Dorset. By the Rev. William Buckland, D. D. and Henry Thomas De la Beche, Esq. Es dürfte wenige Gegenden der Erde geben, die in einer geringen Ausdehnung eine so instructive Reihe geologischer Phänomene darbieten, als an den verticalen Klippen der Südküste Englands aufgeschlossen sind. Diese natürlichen Profile haben die Bestimmungen der gegenseitigen Verhältnisse der mannigfaltigen Flötzlagen, wodurch die geognostische Constitution von England sich auszeichnet, ungemein erleichtert, und gewiß nicht wenig dazu beygetragen, daß man dort über die Lagerungsverhältnisse der Flötze schneller ins Reine gekommen ist, als in manchen Gegenden des Continentes, wo oft nur die mühsamsten Wanderungen und eine glückliche Combination einzelner, an entlegenen Puncten angestellter Beobachtungen zum Ziele führen. Um die genaue Beschreibung jener Küste haben sich mehrere Geologen verdient gemacht. Obige Arbeit hat zum Zwecke, die zum Theil schon durch die Untersuchungen des Prof. Sedgwick bekannten, geognostischen Verhältnisse der Gegend von Weymouth im Einzelnen zu entwickeln und durch eine von Durchschnitten begleitete Karte zu erläutern. Zu den vorzüglich interessanten Beobachtungen gehören die über das so genannte 'Dirt-bed', eine schmale Lage einer schwarzen, mit Resten von Vegetabilien erfüllten, erdigen Masse, welche auf der Insel Portland den so genannten Portland-stone

von einem schiefrigen Süßwasserkalk, der mit den Purbeck-Lagen übereinstimmt, scheidet. In Kieselmasse umgewandelte, starke Stämme von Coniferen stehen mit dem unteren Theile noch eingewurzelt, wogegen die abgebrochenen oberen Theile hin und wieder daneben liegen. Außerdem finden sich Reste von Pflanzen, welche den jetzigen Gattungen Cycas und Zamia gleichen. Wo der Süßwasserkalk die aus der Erdschicht hervor ragenden Wurzelstöcke berührt, schmiegen sich seine Schichten in Wellenbiegungen jenen an. Die in einer Erstreckung von vielen Meilen regelmäßig ausgebreitete, dünne Lage eines urweltlichen Waldbodens zeigt an, daß der Uebergang des trocknen Landes in einen Süßwasser-See, ein sehr ruhiger gewesen seyn muß. Von besonderem Interesse sind auch die gelegentlich mitgetheilten Erfahrungen über pseudovulkanische, durch Schwefelkies-Zersetzung verursachte Erscheinungen im Kimmeridge-Thon und bituminösen Lias-Schiefer, welche an ein ähnliches, merkwürdiges Vorkommen bey den so genannten Zwerglöchern in der Nähe von Hildesheim erinnern. 2. Introduction to the General Structure of the Cumbrian Mountains; with a Description of the great Dislocations by which they have been separated from the neighbouring Carboniferous Chains. By the Rev. Adam Sedgwick. Wir können es uns nicht versagen, aus dieser lehrreichen Abhandlung eine unseren Ansichten vollkommen entsprechende Stelle wörtlich mitzutheilen, weil das darin Gesagte gerade in der gegenwärtigen Zeit, in welcher nicht Wenige in dem Wahne sind, durch das Studium der Petrefacten allein Geognosten werden zu können, und sich anmaßen, bloß nach dem Vorkommen der Versteinerungen über Identität oder Ver-

schiedenheit und überhaupt über das Altersverhältniß von Gebirgslagen zu entscheiden. 'Through large regions of the earth, the epoch of many deposits is not less defined by the mineral structure of the rocks than by their organic contents. Accurate mineralogical distinctions, and an order of superposition determined by natural sections, must form the first foundations of the geology of every country. Organic remains often help us to unite together disconnected base lines. They also enable us to subdivide the successive deposits of one epoch, in cases where all other means fail; and in speculating on the former conditions of the earth they are invaluable: but they can in no instance supersede the necessity of studying in detail the structure and superposition of the great mineral masses composing the crust of the globe.' — 3. Description of a Series of Longitudinal and Transverse Sections through a Portion of the Carboniferous Chain between Penigent and Kirkby Stephen. By the Rev. Adam Sedgwick.

Vol. IV. Part II. 4: Observations on some of the Strata between the Chalk and the Oxford Oolite in the South-east of England. By William Henry Fitton, M. D. Die bedeutendste Abhandlung in diesem Bande. Ihr Verf. hat schon früher einen Aufsatz in den Annals of Philosophy vom J. 1824 und durch seine im J. 1833 zu London erschienene, geologische Skizze der Gegend von Hastings, sich um die Kunde der in England jetzt mit dem Namen 'Wealden' bezeichneten Gruppe von Flötzlagen besonders verdient gemacht. In obiger Arbeit liefert er nun von dem Vorkommen dieses Gebil-

des und der jüngeren Glieder der Oolithe im südöstlichen Theile von England, bis in die kleinsten Einzelnheiten sich verbreitende Beschreibungen, nebst einer Aufzählung der darin sich findenden Versteinerungen, deren Bestimmung von James Sowerby übernommen worden. Unter den allgemeinen Bemerkungen über jene Flötzlagen finden sich auch Hinweisungen auf das Vorkommen derselben in verschiedenen Gegenden des Continents. Von ihrem ausgezeichneten und eigenthümlichen Auftreten im nordwestlichen Deutschland ist indessen Nichts erwähnt. 5. Zoological Observations on a New Fossil Species of Chelydra, from Oeningen. By Thomas Bell, Esq. Nebst einer Abbildung. 6. On the new Red Sandstone Series in the Basin of the Eden, and northwestern Coasts of Cumberland and Lancashire. By the Rev. Adam Sedgwick. — 7. On a Portion of Dukhun, East Indies. By Lieut. Colonel William Henry Sykes. Das hier Mitgetheilte betrifft hauptsächlich die in jenem Theile von Ostindien weit verbreitete, durch ihre ausgedehnten Terrassen-Bildungen und von den jähesten Felsenwänden begrenzten Thaleinschnitte ausgezeichnete Trapp-Formation. 8. On the Geology of the Environs of Bonn. By Leonard Horner, Esq. Eine zwar nur kurze aber überaus treffliche, von einer petrographischen Karte begleitete, geologische Schilderung der durch ihre Naturmerkwürdigkeiten nicht weniger als durch ihre Naturschönheiten ausgezeichneten Umgegend von Bonn, deren Verfasser eine längere Zeit an diesem Orte lebte, und daher Gelegenheit hatte, so wohl selbst genaue Beobachtungen anzustellen, als auch die Mittheilungen dortiger Naturforscher zu benutzen.

Bonn.

Anleitung zum gründlichen Unterricht im Schwimmen, nach den Grundsätzen und der Methode des Herrn Generals v. Pfuel mit einer Vorrede über Einführung des Schwimmens bey Deutschlands Frauen und Jungfrauen von J. Segers, Lehrer der Fechtkunst und Gymnastik in Bonn. 1837. 8. 24 Seiten.

Der Verf. hat diese kleine Schrift aus seiner Anleitung zu gymnastischen Uebungen besonders abdrucken lassen. Es ist unstreitig ein großer Gewinn der aus den gymnastischen Uebungen hervor gegangen ist, daß man ziemlich allgemein angefangen hat, einen größeren Werth auf die Kunst des Schwimmens zu legen, so wohl der Gesundheit wegen, als um den Gefahren, die mit dem Baden und der Schifffahrt verbunden sind, zu entgehen. Daß aber die Schwimmkunst besonders für das Militär von Wichtigkeit ist, bedarf keines Beweises, und ist daher auch die Ursache gewesen, weshalb der General v. Pfuel über die Methode desselben wissenschaftliche Untersuchungen angestellt hat. Der Vf. dieser Schrift gibt zuerst einige allgemeine Regeln, welche bey den Schwimmübungen zu betrachten sind, indem er zugleich mit Recht darauf besteht, daß diese Uebungen ohne künstliche Hülfsmittel angestellt werden müssen. Er theilt alsdann seinen Unterricht in drey Classen, indem er von den leichteren zu den schwereren Uebungen fortgeht. In der ersten Classe werden die Bewegungen der Arme und Füße gelehrt, womit der Anfänger zuerst bekannt gemacht werden muß. Die Uebungen geschehen hier noch mit Stange, Leine und Gurte. Bey den Uebungen der zweyten Classe bleibt der Schüler noch an der Gurte und Leine, aber ohne Stange, und also schon mehr sich selbst überlassen. In der dritten Classe fallen auch Gurte und Leine weg, und die Schüler schwimmen nun ohne alle Hülfe. Es werden dann noch die künstlichen Arten des Schwimmens gelehrt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1838.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Predigten von Dr Christian Friedrich Ruperti, weil. Superintendenten und erstem Universitätsprediger zu Göttingen. Aus den nachgelassenen Handschriften des Verewigten heraus gegeben von Wilhelm Chr. Fr. Fraatz, Pastor zu St. Johannis daselbst. Erster Band, 1837. 367 S. Zweyter Band, 1837. 374 S. Dritter Band, Predigten über freye Texte. 1838. 490 S. in 8.

Für diese Auswahl aus unsers unvergeßlichen Ruperti's Predigten bedarf es hier weder einer Empfehlung des Trefflichen, noch einer Characteristik des Eigenthümlichen darin, sondern nur eines Ausspruches des Dankes gegen den Herausgeber, der für größere Kreiße und auf dauernde Art die Worte zugänglich macht, in denen sich ein eben so menschlich hochgebildeter, als christlich inniger Redner ausgesprochen hat. Wer das Glück gehabt hat, Ruperti's Zuhörer zu seyn, wird hier alle die Empfindungen wieder angeregt erhalten, mit denen seine Vorträge so wohl in

seiner Pfarr= als in der Universitätskirche unwiderstehlich die Gemüther erfüllten; und wer das lebendige Wort nicht von ihm hat hören können, dem steht vielleicht ein noch größerer Genuß bevor, indem er dann hier zuerst dieser tief schöpfenden und lichtvoll darstellenden Behandlung der christlichen Wahrheiten zuschauen kann. Wenn es ein sicheres Criterium für den inneren Gehalt einer Predigt ist, ob sie auch gelesen noch Eindruck macht: so müssen vorliegende geistliche Reden für Meisterwerke gelten, denn gerade gelesen scheinen sie eher zu gewinnen, als zu verlieren. Das Edle und Gewählte im Ausdrucke, das Klare und Durchdachte in der Anordnung, das Kernhafte und durch gediegene Kürze Ergreifende in der Darstellung, dazu die tiefe Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen in seinen Stärken und Schwächen, und endlich die volle Anwendung der christlichen Heilslehren darauf, sprechen so unwiderstehlich das Herz an, daß man nicht ersieht, wie dies Alles durch den äußeren Vortrag noch sollte gewinnen können und auch in der That nicht gewann. Von jedem Schmucke des Vortrages, mag man nun darin Zier oder Flitter erblicken, war ja Ruperti's Auftreten durchaus fern, so daß dem Leser ein eben so unmittelbares Erfassen seiner Worte möglich ist als dem Zuhörer. Es sind zuverlässig genuß= und segensreiche Stunden, die der Herausgeber so wohl denen gewährt, die des Verewigten Andenken bey sich auffrischen, als denen, die erst Bekanntschaft mit ihm schließen wollen. Der Dank dafür muß um so größer seyn, je schwieriger und mühseliger es war, aus des Verewigten Schriftzügen die Vorträge zu entnehmen; namentlich in den letzten Jahrgängen wurden die Charactere so klein und unleserlich, daß nur die genaue Bekanntschaft mit der ganzen Rede= und Sprachweise des Verewigten es möglich gemacht hat, sie zu entziffern

Dargeboten sind hier zwey vollständige Jahrgänge, der erste mit doppelten Vorträgen über evangelische und epistolische Texte; der zweyte über freye Texte, wie sie Ruperti in der Universitätskirche zu halten pflegte. Letztere sind zwar vorzugsweise auf die dort versammelten Zuhörer berechnet, und gehen nicht selten speciell auf academische Verhältnisse ein, wie z. B. die gewiß noch bey Vielen in treuem Gedächtniß schwebende Predigt über die Lesesucht, über den hochwichtigen Unterschied zwischen Freyheit und Zügellosigkeit, über das Gefährliche geheimer Gesellschaften und Vereine für die Vereinigten selbst, der Zuruf des Todten an uns, der vor kurzem in Göttingen in einem Zweykampfe gefallen ist (1830) (nur die so eindringlichen Predigten über den Eid, das leichtsinnige Schuldenmachen, vermissen wir ungern), wozu dann auch noch die so ergreifenden Gedächtnißpredigten kommen, aus denen hier die nach G. E. Schulze's und Planck's Hintritt gehaltenen ausgewählt sind —: allein gerade in dieser Hinsicht bieten sie Muster von Casualreden dar, wie sie schwerlich etwas zu wünschen über lassen. Das so äußerst schwierige Amt eines Universitätspredigers, der doppelten Anforderung zu genügen, einmahl die religiösen Wahrheiten und Vorschriften auf dem Standpuncte der dort versammelten Zuhörer zu behandeln, und dann doch von der gewöhnlichen Stellung des Predigers nicht zu weit abzugehen, um nicht die Bedeutung der Musterpredigten zur Bildung der studierenden Theologen aufzugeben, diese Doppelaufgabe hat Ruperti dabey gewiß wie Wenige zu lösen verstanden.

Untersucht man vorliegende Predigten nach ihrem christlichen Inhalte, wornach doch jedenfalls zuletzt das Urtheil bestimmt werden muß, so werden nur sehr Wenige sich die Aufgabe gesteckt

haben, einen Satz der Glaubens- oder Sitten-lehre geradezu zu behandeln; vielmehr ist es immer eine Seite des christlichen Lebens, entweder des äußern, bürgerlichen, oder des innern, geistigen, auf welche sofort die Anwendung der christlichen Sätze gemacht wird. Gewiß ist dies etwas ganz anderes, als das so genannte Moral-predigen, wobey einzelne Züge der Sittenlehre, entweder nach ihrer Trefflichkeit oder ihren Hülfsmitteln, Wirkungen und dgl. behandelt werden, ohne daß der Zusammenhang mit dem christlichen Leben dabey sehr hervor zu treten pflegt. Ruperti's Darstellungen sind jedesmahl einzelne Züge aus diesem christlichen Leben selbst, bedingt, beseelt, zusammen gehalten durch den Geist des Evangelii. Es ist nie Theorie, sondern sofort deren Anwendung in den Anforderungen, Pflichten, Bedrängnissen und Freuden, wie sie das Leben bringt. Daher ihre Gewalt über die Herzen der Hörer und Leser, daher ihr unmittelbarer Einfluß auf das Leben.

Dürfen wir einen weitern Wunsch aussprechen, so betrifft er die Herausgabe eines vierten Bandes, der uns noch anderweitige Musterstücke des Ruperti'schen Rednertalents bringen möchte: kleinere Amtsreden, Confirmationsreden, von denen gewiß viele noch im treuen Gedächtnisse der Gemeinde leben, vor allem aber seine so musterhaften biblischen Vorlesungen. In diesen wußte Ruperti so völlig die Aufgabe zu lösen, die bey Anordnung dieses Theils des öffentlichen Gottesdienstes in den Hannoverschen Landen beabsichtigt ist, genauere Bekanntschaft der Gemeinde mit der heil. Schrift im Zusammenhange. Seine voraus geschickten Erklärungen waren jedesmahl Meisterstücke einer populären Schrifterklärung, und gewiß hat er dadurch des Segens viel gestiftet: sie finden sich, so viel wir wissen, sorgfältig ausge-

arbeitet in seinem Nachlasse. So wohl der Herr Herausgeber als auch die Verlagshandlung würde durch Berücksichtigung unsers Wunsches gewiß sich den aufrichtigen Dank der zahlreichen Verehrer Ruperti's erwerben. R—g.

Leipzig, Aachen und Brüssel.

Ptolemaei Hephaestionis novarum historiarum ad variam eruditionem pertinentium excerpta. E Photio edidit, lectionis varietete instruxit **Jos. Imm. Gisl. Roulez**, Philos. et AA. LL. Doctor. Praefatus est **Fridericus Creuzerus**. 1834. 168 Seiten in Octav.

Hr Roulez, der in Löwen den Doctorgrad erworben hatte, bereiste nachher die Universitäten Deutschlands. In Heidelberg wollte er sich mit der Mythologie (oder richtiger den Mythen) und der historia poetica besser bekannt machen und zu dem Zwecke die Quellen selbst studieren. Creuzer empfahl seinem besondern Studium den Antoninus Liberalis, wozu Hr R. den durch Bährs bekannte Güte dargeliehenen codex Palatinus verglich. Indeß verschob er die schwierigere Arbeit auf spätere Zeiten und griff statt dessen zum Ptolemäos Hephästion: er ging von Heidelberg dann nach Berlin, und arbeitete in Göttingen nachher vorliegendes Werk zum Drucke aus. Da brach eben bey Hn R.'s Rückkehr in die Heimath die belgische Staatsumwälzung aus, fatalis illa cum aliorum tum meis rebus ac studiis, wie Hr R. sagt. Hr R. schickte seine Arbeit nach Deutschland zurück, um sie dort gelegentlich drukken zu lassen: die Schrift lag bey Creuzer in Heidelberg noch zwey Jahre, bis der Verf. in Hn Somerhausen zu Brüssel einen Verleger fand. Habent sua fata libelli.

Ptolemäos, der unter Trajan und Hadrian lebte, schrieb nach Suidas παράδοξον ἱστορίαν, welches Werk man keinen Grund hat als von unserer durch den Patriarchen Photios erhaltenen Schrift περὶ τῆς εἰς πολυμαθίαν καινῆς ἱστορίας verschieden anzusehen. Aus einer Menge größerer Schriften hat der Verfasser unsers an ein Weib, Tertylla, gerichteten Büchleins das ihm Interessanteste ausgezogen, mit der hervorstechenden Neigung, Wundersames, Mährchenhaftes auszuzeichnen, und dem Bestreben, eine natürliche Erklärung des Seltsamen zu geben. Photios nennt den Ptolemäos treffend πρὸς ἀλαζονείαν ἐπτοημένον καὶ οὐδ' ἀστεῖον τὴν λέξιν. Werke der Art pflegen in Zeiten der Polyhistorie von Männern entworfen zu werden, die den sie ansprechenden Theil einer Literatur gern in aller Kürze beysammen haben wollen, wie z. B. dem Gellius ein Freund ein Buch brachte omnigenae doctrinae refertum atque ex multis variis reconditisque lectionibus elaboratum. Wie sehr Ptolemäos es sich hat angelegen seyn lassen, aus den entlegensten Schriften Stoff zu sammeln, lehrt schon ein Blick auf das von Herrn R. entworfene, mit viel Gelehrsamkeit ausgestattete, Verzeichniß der seltneren Auctoren, die Ptolemäos als Gewährsmänner entweder namhaft macht oder aus denen er wahrscheinlich manches entlehnte. Unter den Quellen nehmen eine Hauptstelle ein die Verfasser Homerischer ἀπορίαι und λύσεις, d. h. Grammatiker, die in den Homerischen Gedichten Probleme fanden, häufiger schufen, und durch witzelnde Etymologieen und die abenteuerlichsten Figmente zu beseitigen suchten, wobey denn ihre lächerlich-scharfsichtigen Entdeckungen und Einfälle flugs zu historischen Thatsachen gestempelt werden. Diese Männer gehörten einer grammatischen Schule an, welche die von Ari-

starchos namentlich vorgezeichnete streng grammatisch-historische Betrachtungsweise des Homer verließen und ihre Erfindungsgabe an faden Deuteleyen übten. Ein Beyspiel. Das bekannte Homerische θάνατος δέ τοι ἐξ ἁλὸς αὐτῷ wird p. 26. Roulez. dahin gedeutet: In Tyrrhenia gab es einen Ἁλὸς πύργος — Herr R. meint diesen in den tyrrhenischen Seestädten Pyrgi und Alsium wieder zu finden —, der von einer tyrrhenischen Zauberin benannt war. Diese, eine Dienerin der Kirke — jenes 'Hochbildes' antiker Hexerey —, entwischte der Herrin, und als Odysseus zu ihr kam, verwandelte sie ihn in ein Roß und behielt ihn bis zu seinem Tode bey sich. Daher also λύεται jenes ἀπορούμενον.

Aber auch auf andere Dichter und selbst Prosaiker dehnten Leute dieses Schlags ihre undankbare Mühe aus, wie S. 27. z. B. ein Epigramm des Krinagoras gedeutelt wird, sonst auch Stellen aus Stesichoros, Euphorion u. A. Es ist oft ergetzlich zu sehen, mit welcher Keckheit diese nie rathlosen Phantasten ihre Weisheit hinstellen. Warum nennt doch Herodotos den Namen von dem bekannten Weibe des Kandaules nicht? Lösung: Herodotos Geliebte, Plesirrhoos, liebte eine Halikarnassierinn Nysia — so nannten Einige auch Kandaules Weib —: aber er liebte unglücklich, seine Liebe ward nicht erwidert und der Jüngling erhenkte sich. Wenigstens für einen Jonier zu sentimental. Deshalb aber verschweigt der Vater der Historie den ominösen Namen, Nysia, f. S. 29.

Das Wenige genügt, um die Wahrheit von Heyne's Ansicht einzusehen, der den Ptolemäos einen nugivendulum et hominem in fabulis nullo modo audiendum nannte, gegen welche sehr richtige Auffassung sich Hr. R. S. 8. vergeblich sträubt. Das freylich würde auch Heyne nicht

geleugnet haben, daß das Werkchen des Ptolemäos schon deshalb schätzbar ist, weil es eine Anzahl sonst nicht bekannter Sagen, Legenden und poetischer Stellen enthält, die dem gelehrten Forscher vielfach zu Statten kommen. Die Auffassung und Deutung des Ptolemäos ist es, die als abgeschmackt zu verwerfen ist.

Hr Roulez, der schon früher sich durch Schriften über Karneades, Herakleides Pontikos und critische Bemerkungen zu den Reden des Themistios bekannt gemacht hatte, gibt von S. 11 — 43. den Text im Ganzen nach Bekkers Recension des Photios, die bekanntlich auf dem köstlichen codex Venetus des Cardinals Bessarion beruht. Indeß verglich Hr R. aufs Sorgfältigste die ältern Ausgaben, deren Varianten indeß auf eben jene Handschrift zurück zu führen scheinen, und merkt die Abweichungen überall unter dem Texte an. Außer gelegentlich vorgebrachten, hier und da zerstreuten Verbesserungen der Critiker theilt Hr R. auch einzelne Emendationen von Müller mit, die ihm derselbe bey seinem Aufenthalte in Göttingen zukommen ließ, s. z. B. S. 22. 40. Zum Schlusse S. 43 — 44. ein von Photios übergangenes Fragment aus Tzetzes Chiliadd. VIII, 195. p. 296 sq. Kiessling.

Der sehr ausführliche, von großer Belesenheit in den Alten, wie von tüchtigem Studium der philologischen Literatur Deutschlands zeugende Commentar füllt S. 45 — 143. Er enthält sehr schätzbare Erörterungen mythologischer und literarischer Gegenstände: auf sprachliche Auseinandersetzungen einzugehen, bot der dürre Text höchst selten Gelegenheit dar. Der Hauptwerth des Commentars besteht nicht so wohl in einem entscheidenden Urtheile, nicht in überraschenden Resultaten scharfsinniger Combinationen, als in dem mit großem Fleiße gesammelten Material, das manchen

Forschern gelegen seyn wird. Sehr zu rühmen ist es, daß Hr R. auch auf die Werke der bildenden Kunst öfter Rücksicht genommen hat, wie denn z. B. jenes Vasengemählde bey Millingen United Monuments I, 28., welches Diomedes und Odysseus darstellt, wie sie zwey Figuren aus Troja forttragen, S. 79. seine richtige Deutung erhält, indem Hr R. in jenen beiden Figürchen Palladien erkennt, deren zwey nach Ptolemäos Angabe geraubt wurden. Eine ähnliche Erklärung eines Vasengemähldes findet sich S. 59.

Entschieden Unrichtiges hat Refer. nicht eben angetroffen. S. 138. wird richtig bemerkt, daß die Worte des Ptolemäos (S. 39.): *τί ἐστι τὸ παρὰ Βακχυλίδῃ ὡς ἀπὸ Σειληνοῦ εἰρημένον καὶ πρὸς τίνα εἶπε τὸ ἔπος*, nicht mit Kuhn und Neue Bacchyl. p. 63. zu verstehen seyen als gleichbedeutend mit dem lateinischen ex tripode dictum. Indeß Hn R.'s eigne Deutung ist nicht minder unstatthaft. Er sagt: Videtur Bacchylides in carmine quodam sive Silenum loquentem induxisse sive dicta aliquot ei tribuisse. In beiden Fällen würde der Sprachgebrauch *ὑπὸ Σειληνοῦ* heischen. Ist *ἀπὸ* richtig, so lassen die Worte nur die Auslegung zu, daß der Dichter vorgab, irgend etwas von Seilenos Empfangenes, irgend etwas auf Eingeben des weisen Seilenos zu singen. Aehnlich, wie Horatius dem Bacchus auf fernen Felsen Lieder abgelauscht zu haben, den Nachkommen verkündet. F. W. S.

Berlin.

P. Ovidii Nasonis Tristium libri quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, schedis idiographis Nic. Heinsii, Io. Schraderi, aliorum excussis annotavit et praefatus est **Rudolphus Mer-**

kelius, Saxo. 1837. XLII u. 475 Seiten in Octav. (Bey G. Reimer.)

Es ist überaus wohlthuend, einem lange verletzerten bedeutenden Manne die ihm gebührende ehrenhafte Stellung zurück gegeben zu sehen. Nicolaus Heinsius, ehedem als Sospitator der lateinischen Dichter, zumahl des Ovidius, gefeyert, ist in jüngerer Zeit, scheinbar nicht ohne triftige Gründe, nicht selten wegen Ungenauigkeit in der Benutzung seiner Hülfsmittel, wegen schrankenloser Willkür in Umgestaltung des Textes, wegen grillenhafter Laune in der Auswahl der Lesarten verrufen worden, und während die Nachfolger desselben in der Herausgabe des Ovidius sich im Ganzen sehr selten von dem einmahl gegebenen Texte entfernten, hat man in neuerer Zeit das entgegen gesetzte Verfahren geltend gemacht und Heinsius verlassen.

Ein wahrer Unstern hat über anderthalb Jahrhunderte den edeln Heinsius in falschem Lichte erscheinen lassen, da es ihm selbst nicht vergönnt war, in Ruhe und Muße einen seinen Wünschen entsprechenden und seinen erst allmählich mit großen Opfern zusammen gebrachten Hülfsmitteln und vermehrter Einsicht angemessene Bearbeitung des Ovidius zu liefern, wie Hr Merkel in der Vorrede kundig nachweist. Nicht Nicolaus Heinsius hat es verschuldet, daß seine Glaubwürdigkeit verdächtigt ist: sondern Burmanns eben so gedanken- wie gewissenloses Schalten mit den so genannten Curae secundae Heinsii hat dem Heinsius die üble Nachrede zu Wege gebracht.

Hr Merkel hat sich ein bleibendes Verdienst erworben durch die genaue Erörterung der Verhältnisse so wohl, unter denen Heinsius selbst den Ovidius ediert hat, als auch besonders durch freymüthige Aufdeckung des Burmannischen mit Indignation erfüllenden Verfahrens. Die königl.

liche Bibliothek zu Berlin bot Hn M. Heinsius eigene Papiere dar und allein auf diesem Wege war es überhaupt möglich, über den Reichthum und die Trefflichkeit des Heinsiusschen Apparats, wie über sein Verfahren zu urtheilen. Es zeigt sich, daß Heinsius die Handschriften mit größter Sorgfalt verglichen, die ältesten und reinsten Urkunden dem Texte zu Grunde gelegt und mit genialer Divination aus den Spuren der Handschriften die wahre Hand des Dichters nicht selten hergestellt hat. Dabey ist ihm nicht entgangen, wie oft jüngere Handschriften die wahre Lesart aufbewahrt, die in den alten verwischt ist. So läßt sich an dem codex Francofurtanus darthun, daß Heinsius im Jahre 1672 viel genauer verglichen hat, als ein deutscher Critiker der letzten Decennien.

Die Tristien hat Heinsius, wie er selbst bekennt, nicht mit der Liebe und Ausdauer durchgearbeitet, wie andere Gedichte, da ihm unter der Bürde der Varianten schlechter Handschriften die Lust verging. Auch hat, wie Hr M. nachweist, Heinsius sich durch das Alter einiger Italiänischer Handschriften blenden lassen, die, obgleich ins 11. oder 12. Jahrhundert hinauf reichend, dennoch einen offenkundig interpolierten Text bieten, s. S. XVIII ff. Wenn nun Herr M. S XXI. die Besorgniß ausspricht, es möge großen Widerspruch erregen, wenn er eine durchgehend absichtliche Fälschung des Ovidius annehme, die noch vor dem 13. Jahrhundert liege, da bislang nur eine solche Interpolation an dem Texte der Elegiker im 15. Jahrhundert nachgewiesen sey, so sagen wir ihm: θάῤῥει. Lachmann selbst wird einer solchen Annahme nicht abhold seyn: Alles beruht hier auf der Geschichte und den Schicksalen der Auctoren. Die Elegiker sind erst im 16. Jahrhundert aus langer Vergeſ-

senheit hervor gezogen — obwohl der Wolfenbüttler Codex des Propertius ins 13. Jahrhundert gehört —, eifrigst gelesen, nachgeahmt und verunstaltet. Ovidius ist nie im Mittelalter außer Curs gewesen, und ohne Zweifel hat es schon im 13. Jahrhundert und früher Gelehrte gegeben, die ihre eigene poetische Productivität an der Umgestaltung der Ovidianischen Gedichte erprobten und übten, da gerade diese Gedichte bey der flüchtigen Leichtigkeit der poetischen Diction zu eigenmächtiger Variation bereitwillig Hand boten. Ist nun Hn Merkel's Annahme noch indicta ore alio, wenigstens Ref. ist hinsichtlich des Ovidischen Textes seit langer Zeit durchaus gleicher Ansicht gewesen, wie er denn auch kein Bedenken trägt, zu bekennen, daß eine durchgängige Interpolation auch in andern lateinischen Dichtern und Prosaikern bereits lange vor dem 15. Jahrh. in Italien ihr Wesen getrieben hat. Wie im Virgilius, Lucanus: auch die Interpolation Ciceronianischer Schriften steigt höher hinauf als das 15. Jahrhundert. Wie Hr M. gefunden hat, daß die durchgehends gefälschten Bücher auch beym Ovidius italiänischen Ursprungs sind, so hat Ref. dieselbe Erfahrung an den Codices des Martialis gemacht, worüber er in seiner Ausgabe dieses Dichters Näheres zu erörtern gedenkt.

Herr M., der fünf Handschriften zum ersten Mahle benutzen konnte, erkennt als nicht interpoliert den codex Palatinus I. und Gothanus an, letztern aus dem 13. Jahrhundert, ehedem Erfurtensis, den Hr M. Friedrich Jacobs Güte verdankt, wie ihn Heinsius durch Grävius Vermittlung empfangen hatte. Auf der Grundlage dieser Handschriften beruht Hn M.'s Text, daneben stand Hn M. noch eine Fülle von Varianten anderer Handschriften, alter Ausgaben — neun

aus dem 15. Jahrhundert hat Hr M. zu Rathe gezogen — so wie eine bedeutende Masse von unbekannten Bemerkungen und Conjecturen namhafter Critiker zu Gebote. Jeder, wer einige Vertrautheit mit dem Zustande der Ovidianischen Gedichte und dem proteusartigen Wesen ihrer Gestalt hat, wer der Ueberzeugung ist, daß ein vages, willkürliches Auswählen der Lesarten der verschiedenartigsten Gewähr nur zu einem buntscheckigen Texte führen kann, wird Hn M.'s Verfahren als allein zu einem erwünschten Ziele führend anerkennen. Sind dessen ungeachtet viele Stellen noch schwankend geblieben, und hat sich Hn M.'s critischer Tact noch nicht zu der Sicherheit ausgebildet, wie wir sie an Lachmann bewundern, so ist ein Grundstein gelegt, auf dem weiter gebaut werden mag, auf welchem eine neue Aera für Critik wie die vollkommen vernachlässigte Auslegung des Naso beginnen kann. Möge Hr M. auch ferner Hand ans Werk legen.

Von S. 333. folgt Ibis cum vetere Interprete. Eine gelehrte Einleitung, die nur zu breit gerathen ist, zerfällt in drey Theile: Ovidius Callimachum imitatus. II. Ovidius sibi dissimilis. III. Ibidis nomen conjectura perquisitum, fortasse compertum. Auf den Text, der durch Hn M.'s Hülfsmittel bedeutend gewonnen hat, folgt der schon von Salvagnius 1661 aus 2 Handschriften heraus gegebene, manches Interessante neben vielen Possen enthaltende Scholiast, den Hr M. nach dem codex Askewianus (G) getreu hat abdrucken lassen.

Am Schlusse jener Einleitung hat es Refer. überrascht, einen Vers des Kallimachos in Bekker. Ann. 1209. so hergestellt zu sehn:

Ἔστ' ἄν ὕδος καὶ γαῖα, καὶ οὐκ ὀπτῆ ρα κάμινος.

Die Handschrift ὀπτῆρα: es muß ὀπτήειρα

heißen. Endlich sollen doch nicht gar die aus Bekker 1188 u. 1224. aufgelesenen beiden Bruchstücke des Kallimachos wirklich so verquickt werden:

Δημεχθέα Χέλλωνα κακόκνημόν τε Κόμητα,
Τριγλώχιν ὀλοῷ νῆσος ἐπ' Ἐγκελάδῳ?

Da wäre Refer. neugierig die Erklärung zu vernehmen.

Schließlich kann Refer. Hn M. eine von ihm gewünschte Auskunft über einen Codex der Fasti des Ovidius geben. Hr M. erkundigte sich bey Prof. Kritz in Erfurt nach dem codex Erfurtensis der Tristia — der sich später in Gotha wieder gefunden hat —; Kritz vermuthete, Heinsius möge ihn nicht zurück gestellt haben, ad quem, heißt es S. XX., olim missus fuit cum alio Fastorum, quem in usum vocatum solum constat. Redditi igitur utique fuerunt, sed scire cuperem, quo delatus Fastorum codex sit. Dieser vortreffliche Codex liegt dem Ref. vor: eine genaue Collation, die er vor etwa 8 Jahren veranstaltet und, irrt er nicht, Hn Conrector Jahn in Leipzig mitgetheilt hat, hat ihn belehrt, daß der jetzt Göttinger Codex identisch mit dem in Burmann's Ausgabe überaus selten angeführten Erfurtensis oder Erphordanus ist. Auf einem Pergamentstreifchen am Ende steht: J. C. W. Diederichs. Pyrmontanus. Erfordiae 1773. Unsere königliche Universitätsbibliothek hat ihn, laut einer auf dem Vorsetzblatte befindlichen Notiz, am 18. Aug. 1794 von dem Hn Bened. Christ. Avenarius, Stadtschultheiß zu Hameln, zum Geschenk erhalten. Dieser sehr gute Codex, aus dem allein manche Stelle in den Fasten zu heilen ist, enthält auch das Gedicht de Nuce. Er ist in klein Octav sehr zierlich und schön auf Pergament, nicht in Italien, geschrieben und reicht

ohne Zweifel mindestens ins zwölfte Jahrhundert. Für eine neue Recension der Fasten wird er ein Haupthülfsmittel seyn.

F. W. S.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Sammlung sämmtlicher Gesetze, Verordnungen, Instructionen, Belehrungen und Entscheidungen, welche in dem Großherzogthume Baden über Gegenstände der Gesundheits-Polizei seit dem J. 1830 bis zum J. 1837 erschienen sind, nebst denen für die Sanitätspersonen wissenswerthen Verordnungen über die Staatsdiener-Verhältnisse, die Wittwencasse und die Besoldungen. Herausgegeben mit Genehmigung des Großh. Ministerii des Innern von Philipp Carl Baur von Eiseneck, Großh. Badischem Geheimen Rathe ꝛc. Zweyter Theil. IV u. 846 S. 1838. 8.

Der Anfang dieses verdienstlichen Werks ist im J. 1830 erschienen und in diesen Blättern (J. 1830. St. 145. S. 1447) angezeigt worden. Diese Fortsetzung, welche bis auf die neueste Zeit herab geht und auch noch Manches aus der früheren Periode nachholt, ist darum um Vieles interessanter, weil sie mehr den gegenwärtigen Standpunct der Medicinalpolizey darstellt.

Wir finden hier in einer vollständigen Uebersicht Alles, was ein wohlgeordneter Staat mit weiser und menschenfreundlicher Berücksichtigung des Wohls seiner Bewohner zu Sicherstellung des allgemeinen Gesundheitszustandes gesetzlich verfügt hat. Es sind jedoch nicht bloße Auszüge und Zusammenstellungen aus den öffentlichen Blättern, sondern, da nach dem voran gedruckten Beschlusse der Landesbehörde dem Herausgeber die Einsicht der Generalacten gestattet ward, so sind aus diesen ein-

zelne Gutachten, Rescripte und Verfügungen am gehörigen Orte eingeschaltet, welche den Werth des Ganzen erhöhen. Vieles davon hat nicht bloß locales Interesse, und möchte auch in anderen Gegenden Beherzigung und Nacheiferung verdienen. (So z. B. S. 482. die Verordnung die Hundswuth und die ihre Verminderung bezweckende Hundetaxe betreffend.)

Der Inhalt der 11 Abtheilungen ist folgender: 1) Gesetze, Verordnungen, Belehrungen und Entscheidungen hinsichtlich der organischen Bestimmungen über Gesundheitspolizeybehörden. 2) Ueber die Vorbereitung, Befähigung und Prüfung derjenigen Personen, welche sich dem Studio irgend eines Zweigs der Heilkunde widmen wollen. 3) Ueber die Amtsführung der Bezirks-Staatsärzte und alle in deren Amtsberuf einschlagende Gegenstände (Physicats-Ordnung). 4) Ueber die Amtsführung der Bezirkswundärzte. 5) Ueber die Pflichten und Befugnisse derjenigen, welche sich die Ausübung der Geburtshülfe zum Lebensberuf gewählt haben, nebst den polizeylichen Anordnungen zur Vorsorge für Schwangere, Gebärende, Kindbetterinnen und Neugeborne. 6) Apotheker- und Apotheken-Ordnung und Apotheken-Visitation. 7) Anordnungen in Betreff der Gestorbenen. 8) Belehrungen hinsichtlich der Erhaltung des Gesundheitszustandes der Thiere. 9) Medicinal-Tax-Ordnung. 10) Ueber die Rechtsverhältnisse der Staatsdiener und deren Besoldungen im Allgemeinen, insbesondere über die der Sanitätsdiener und Sanitätspersonen. 11) Civil-Staatsdiener-Wittwencasse. Der Anhang enthält a) das Armenbad oder Freybad in Baden; b) die Irren-Anstalt; c) das Taubstummen-Institut zu Pforzheim; d) das Blinden-Institut. Ein genaues Register erleichtert die Benutzung dieser werthvollen Sammlung.

Göttingische

gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1838.

Göttingen.

Physiologische Preise.

Am 28. May 1838. — Der von einem Freunde der Wissenschaft ausgesetzte, im St. 109. (11. Julius) 1836 der Gött. gel. Anz. bekannt gemachte physiologische Preis von 100 Ducaten hatte die Frage zum Gegenstande: 'Welches physiologische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Blutes überhaupt, besonders aber zwischen den so genannten nächsten Bestandtheilen desselben statt, und welchen Antheil hat jeder einzelne dieser letztern an dem Sanguifications-, Ernährungs- und Absonderungsprocesse?'

Die einzige zur Beantwortung dieser Frage eingegangene Schrift führte das Motto: Quidquid adhuc clausum est, in lucem proferet aetas.

Ungeachtet des nicht zu verkennenden Fleißes, welchen der Verf. dieser Schrift auf die Untersuchung verwandt, und der großen Menge von

Versuchen und Beobachtungen, die er gemacht hat, entsprach diese Arbeit doch keineswegs den gemachten Anforderungen, und es konnte ihr der Preis nicht zuerkannt werden. Die meisten der angegebenen Versuche und Beobachtungen führen zu keinen entscheidenden, brauchbaren Resultaten, und diejenigen Versuche, deren weitere Verfolgung Aufklärung zu versprechen schien, sind gerade da gelassen worden, wo sie nur noch als bloße Reactionen zu betrachten, und, ohne weitere Erforschung, weder erklärbar, noch aufklärend sind. Außerdem ist die ganze Arbeit in einer Weise abgefaßt, die nur durch den größten Mangel an Zeit, über den der Verfasser allerdings sich selbst beklagt, entschuldigt werden kann.

Demnach wird hierdurch die obige Frage von Neuem aufgegeben und als äußerster Einsendungstermin der 1. Merz 1839 festgesetzt. Das Nähere auf diese Frage sich Beziehende ist aus dem obigen Stücke dieser Anzeigen zu ersehen.

Zugleich machen wir bekannt, daß derselbe Freund der Wissenschaft zwey neue Preise, jeden von 30 Pistolen, für die genügende Lösung folgender zwey Aufgaben ausgesetzt hat.

1. Eine auf genaue und quantitative Versuche begründete Erforschung:
   a) 'der zuerst von Eberle beobachteten, auflösenden oder chymificierenden Wirkung, welche die Schleimhaut des Magens bey Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmittel ausübt; und
   b) der Wirkungsweise des Lab bey der Gerinnung der Milch'.
2. Eine auf genaue Versuche sich stützende Beantwortung der Frage:

"ob die so genannten unorganischen Elemente (Kalium, Eisen, Silicium rc.) auch dann in den Pflanzen sich finden, wenn sie denselben von Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente so wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Organismus sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen Ausbildung durchaus bedarf?"

Die Concurrenzschriften müssen in deutscher, oder lateinischer, oder französischer Sprache, und leserlich geschrieben, so wie mit einem Motto und einem versiegelten Zettel, welcher äußerlich dasselbe Motto, inwendig aber den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält, vor dem 1. Januar 1840 an einen der Unterzeichneten portofrey eingesandt werden.

F. G. Bartling. A. A. Berthold. Fr. Wöhler.
Professoren zu Göttingen.

Bonn.

Während der Tod unsers Göschen auch darin ein tief gefühlter Verlust für die Wissenschaft ist, daß dadurch die schon geraume Zeit von dem Verewigten unternommene dritte Ausgabe seines Gaius, wie man diesen wohl immer nennen wird, unterbrochen wurde, und sich nur in der Gewißheit ein Trost findet, daß Hr Prof. Lachmann in Berlin, den die Theologen wegen seiner Ausgabe des neuen Testaments, und die Juristen wegen seines juristischen Bruchstücks aus Dositheus, hoch in Ehren halten, und dessen Beyträge zu der neuen Ausgabe Göschen gar sehr bewunderte, diese nun zu Ende zu bringen

bereit ist, erscheint bey Marcus 1837 auf XII und 316 Seiten kl. 8. eine interimistische Ausgabe: Gaii Institutionum commentarii quatuor. Ad exemplum a Jo. Frid. Lud. Goeschenio Berolini, anno cIↃIↃcccxxiv. editum recogniti atque emendati. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, es wird aber hoffentlich nicht für ein unschickliches Ausplaudern gehalten werden, — zumahl da auch von der eigenen, freylich als in zu kurzer Zeit vorgenommen angegebenen Vergleichung der Handschrift die Rede ist, wobey es doch etwas austrägt, wer dieser Zeuge sey, — wenn der Unterz. hier bekannt macht, was wohl ohnehin mancher Leser vermuthen wird, der Herausgeber sey eben der Gelehrte, welcher an dem Bonner Corpus juris Antejustiani großen Antheil nimmt, auch dadurch, daß er mehrere darin aufzunehmende Stücke einzeln heraus gegeben hat, noch neuerlich, 1836 auf 116 Seiten kl. Octav die tituli ex corpore Ulpiani, Endlicher's, auch hier bestimmt aus Ulpian genommen seyn sollende, Zeilen, die Abhandlung de jure fisci, mehrere kleine Stücke und einen mit großen eingeschlagenen Blättern erläuterten, hinter der notitia dignitatum vorkommenden Aufsatz de gradibus, welches alles der Unterz. aus mehr als einem Grunde anzuzeigen verpflichtet war, und der sich schon früher auch um Gaius durch die gemeinschaftlich mit Hn Prof. Klenze besorgte vergleichende Ausgabe beider Institutionen verdient gemacht hat, kurz Hr Prof. Böcking. Die Veranlassung dieser Ausgabe war, daß man so wohl von der Göschenschen Berliner, als von der Hefferschen Bonner Ausgabe keine Abdrücke mehr bekommen konnte, und es sich doch auch schon daraus ergab, es sey ein dringendes Bedürfniß

nach einer neuen Ausgabe vorhanden. Diese, deren Vorrede in demselben Monate geschrieben ist, in welchem Göschen starb, enthält nun den hergestellten Text, unter welchem die Anmerkungen, theils was sich in der Handschrift findet, theils was die bisherigen Bearbeiter, namentlich Hr Prof. Huschke, aber auch Hr Prof. B. selbst, daraus gemacht haben, möglichst kurz liefern. Am Rande sind die Seitenzahlen der von Göschen wieder in die ursprüngliche Ordnung zurück gebrachten Handschrift angegeben, wie in dem vorhin erwähnten Ulpian die Spalten; auch die Zeilen sind durch senkrechte Striche bezeichnet, aber, — was dem Unterz., wie er schon oft erklärt hat, unbegreiflich ist, — ohne daß, wie bey Göschen, immer die vierte, oder, wie bey so vielen Ausgaben von Dichtern, immer die fünfte, Zeile am Rande gezählt würde. Ist es doch, als wollte man den Vorwurf, welcher der Citierart des Unterz., mit dem sie wohl aussterben wird, da Niebuhr und Göschen selbst, bey denen sie auch vorkam, sie nicht mehr befolgen können, gemacht hat, es sey dem Leser gar zu viel zugemuthet, wenn er alle Zeilen erst zählen solle, recht absichtlich zu rechtfertigen suchen. Hier ist indessen selbst öfters in den Anmerkungen eine Zeile nach ihrer Zahl angeführt, wobey man denn es bedauern muß, daß der Leser genöthigt ist, von der ersten Zeile an selbst zu zählen. Wenn hierin die neue Ausgabe von denen, die Göschen besorgt hat, deren erste von dem Unterz. angezeigt, die zweyte aber, die doch gewiß keine gewöhnliche neue Auflage war, in unsern Blättern gar nicht erwähnt worden ist, weil dies dem Herausgeber, der damahls schon uns angehörte, billig selbst überlassen blieb, abweicht, so ist dagegen sein b. r., nicht zur Freude des

bereit ist, erscheint bey Marcus 1837 auf XII und 316 Seiten kl. 8. eine interimistische Ausgabe: Gaii Institutionum commentarii quatuor. Ad exemplum a Jo. Frid. Lud. Goeschenio Berolini, anno cIↃIↃcccxxiv. editum recogniti atque emendati. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, es wird aber hoffentlich nicht für ein unschickliches Ausplaudern gehalten werden, — zumahl da auch von der eigenen, freylich als in zu kurzer Zeit vorgenommen angegebenen Vergleichung der Handschrift die Rede ist, wobey es doch etwas austrägt, wer dieser Zeuge sey, — wenn der Unterz. hier bekannt macht, was wohl ohnehin mancher Leser vermuthen wird, der Herausgeber sey eben der Gelehrte, welcher an dem Bonner Corpus juris Antejustiani großen Antheil nimmt, auch dadurch, daß er mehrere darin aufzunehmende Stücke einzeln heraus gegeben hat, noch neuerlich, 1836 auf 116 Seiten kl. Octav die tituli ex corpore Ulpiani, Endlicher's, auch hier bestimmt aus Ulpian genommen seyn sollende, Zeilen, die Abhandlung de jure fisci, mehrere kleine Stücke und einen mit großen eingeschlagenen Blättern erläuterten, hinter der notitia dignitatum vorkommenden Aufsatz de gradibus, welches alles der Unterz. aus mehr als einem Grunde anzuzeigen verpflichtet war, und der sich schon früher auch um Gaius durch die gemeinschaftlich mit Hn Prof. Klenze besorgte vergleichende Ausgabe beider Institutonen verdient gemacht hat, kurz Hr Prof. Böcking. Die Veranlassung dieser Ausgabe war, daß man so wohl von der Göschenschen Berliner, als von der Heffterschen Bonner Ausgabe keine Abdrücke mehr bekommen konnte, und es sich doch auch schon daraus ergab, es sey ein dringendes Bedürfniß

nach einer neuen Ausgabe vorhanden. Diese, deren Vorrede in demselben Monate geschrieben ist, in welchem Göschen starb, enthält nun den hergestellten Text, unter welchem die Anmerkungen, theils was sich in der Handschrift findet, theils was die bisherigen Bearbeiter, namentlich Hr Prof. Huschke, aber auch Hr Prof. B. selbst, daraus gemacht haben, möglichst kurz liefern. Am Rande sind die Seitenzahlen der von Göschen wieder in die ursprüngliche Ordnung zurück gebrachten Handschrift angegeben, wie in dem vorhin erwähnten Ulpian die Spalten; auch die Zeilen sind durch senkrechte Striche bezeichnet, aber, — was dem Unterz., wie er schon oft erklärt hat, unbegreiflich ist, — ohne daß, wie bey Göschen, immer die vierte, oder, wie bey so vielen Ausgaben von Dichtern, immer die fünfte, Zeile am Rande gezählt würde. Ist es doch, als wollte man den Vorwurf, welcher der Citierart des Unterz., mit dem sie wohl aussterben wird, da Niebuhr und Göschen selbst, bey denen sie auch vorkam, sie nicht mehr befolgen können, gemacht hat, es sey dem Leser gar zu viel zugemuthet, wenn er alle Zeilen erst zählen solle, recht absichtlich zu rechtfertigen suchen. Hier ist indessen selbst öfters in den Anmerkungen eine Zeile nach ihrer Zahl angeführt, wobey man denn es bedauern muß, daß der Leser genöthigt ist, von der ersten Zeile an selbst zu zählen. Wenn hierin die neue Ausgabe von denen, die Göschen besorgt hat, deren erste von dem Unterz. angezeigt, die zweyte aber, die doch gewiß keine gewöhnliche neue Auflage war, in unsern Blättern gar nicht erwähnt worden ist, weil dies dem Herausgeber, der damahls schon uns angehörte, billig selbst überlassen blieb, abweicht, so ist dagegen sein b. r., nicht zur Freude des

Unterz. beybehalten. Aus Göschen's zwey Ausgaben ist nun freylich bekannt genug, daß diese Sigle, die sonst nirgends vorkommt, freylich auch weil die Sache selbst, daß eine palimpseste Handschrift noch ein Mahl palimpsest wird, ohne Beyspiel ist, gelesen werden soll: bis rescriptum; allein auch dies ist schon oft genug gesagt worden, rescribere heiße durchaus nicht, was hier darunter verstanden wird, und ein einsylbiges Wort wird auch nicht gut mit dem bloßen Anfangsbuchstaben und einem Puncte dahinter angegeben, ausgenommen wenn es in einer hergebrachten Verbindung mit mehreren anderen Wörtern so abgekürzt wird, oder etwa l. für das auch sonst so oft mit Recht getadelte lex, welches aber freylich auch oft zwey Sylben hat, ausgenommen. Die Ersparung, auf die es hierbey doch allein ankommt, ist sonst gar zu geringe, wenn man statt de, womit so viele Ueberschriften anfangen, d. setzt. Statt dieses b. r., von dem gewiß Niemand errathen würde, was es bedeuten sollte, wäre wohl ein bloßes bis verständlicher und die Gefahr gewiß nicht groß, daß man es für das nähme, wofür es in der Musik gebraucht wird.

Es wäre nun wohl zu wünschen, daß diese Ausgabe sogar von Buchstabe zu Buchstabe, wobey z. B. auch oft einer in der Handschrift selbst bald doppelt bald einfach, oder bey apud, sed, u. dgl. bald ein d bald ein t steht, verglichen würde, denn bey Gaius, in welchem so Vieles zweifelhaft ist, würde jede neue Vergleichung sich belohnen; der Unterz. gesteht aber, daß er dies so wenig gethan hat, als es wohl überhaupt in den meisten Fällen von Denen geschieht, die irgend eine neue Ausgabe anzeigen, und sogar empfehlen. Eine Bequemlichkeit aber ist auch

hier dem Leser nicht gemacht, das aufzufinden, was diese Ausgabe besonders merkwürdiges neues enthält, wie man denn auch in dem vorhin erwähnten Büchlein leicht bey Ulp. 6, 10 u. 11. die von Hn Prof. Klenze vorgeschlagene, bisher noch nicht im Drucke bekannt gemachte, aus einer falsch gelesenen Sigle leicht zu erklärende, von Hn Prof. B. sogar in den Text aufgenommene, Lesart nam in petitione statt non in p. übersehen könnte. Dies ist nun ein Beyspiel, wie viel sicherer es ist, nach Seiten und Zeilen der Handschrift, wenn sie, wie bey Gaius und den vaticanischen Palympsesten die einzige ist, zu citieren, als nach den frischen Zeilen oder gezählten Paragraphen, wie sie ein Herausgeber angenommen hat. Die Abtheilung hängt hier nämlich von der Lesart ab. Doch wird Niemand vorschlagen, auch die tituli Ulpian's nach der Handschrift, ob sie gleich ebenfalls die einzige ist, zu citieren, denn als sie vor bald dreyhundert Jahren zuerst heraus gegeben wurden, und auch noch lange nachher, als man die Handschrift nicht kannte und nicht für die einzige hielt, fiel es keinem Menschen ein, die Genauigkeit so weit zu treiben, daß man auch die äußere Form einer Handschrift, die Abtheilung in Seiten oder Spalten und in Zeilen, angegeben hätte, wie man doch in einem ganz ähnlichen Falle, bey Inschriften, schon lange thut.

Zufälliger Weise findet der Unterz. noch die Nichterwähnung eines Umstandes, von welchem G. g. A. 1834. S. 1614. die Rede gewesen ist, man habe den bisherigen Herausgebern zum Vorwurfe gemacht, daß sie den Text nicht geändert hätten. Zur Vertheidigung von diesen war da noch Etwas angeführt; aber daß der jetzige Herausgeber gar nichts davon sagt, ist doch wohl zu

tadeln. Dem Zusammenhange nach sollten nämlich, wie in Justinian's Institutionen alle Erwerbungsarten es sind, so in denen von Gaius die hier zuletzt stehenden, die natürlichen, alle vorgetragen seyn, ehe die Frage, wer veräußern könne, erörtert würde, also müßte, um nach Paragraphen zu citieren, die denn freylich ihren Zahlen nach nicht richtig wären, II §. 65 bis 79. vor §. 62 bis 64. stehen, auf welche dann §. 80. folgt. Eine solche Versetzung kommt in Handschriften öfters vor, für Juristen ist das bekannteste, auch schon von dem ersten, der die Versetzung im Gaius bemerkt hat, angeführte Beyspiel in dem letzten Hefte der Pandecten zu Florenz, wo ein Blatt vor einem andern steht, hinter welches es gehörte. So müßte der Abschreiber unserer Handschrift von Gaius eine andere vor sich gehabt haben, deren Ordnung er misverstand. Vielleicht findet sich eine hierzu noch nicht benutzte Spur davon in der Handschrift zu Verona und schon in der allerersten Ausgabe, wo Göschen sagt: sequitur spatium vacuum gerade da, wo die Versetzung anfängt, mitten in der Z. 13., also mitten in der S. 69. zwischen seinem §. 64 u. 65., wo die Ausgabe eine frische Zeile hat, in der Handschrift aber etwa zehn Buchstaben weniger sind, als in der vorher gehenden oder nachfolgenden. In diesem Zwischenraume könnte nun mit rother Farbe, die leichter keine Spur hinterlassen hat als die schwarze Tinte, eine Ueberschrift gestanden haben, aber auch eine Bemerkung, die Ordnung sey hier zweifelhaft, oder dies könnte auch schon durch die gelassene Lücke angedeutet seyn.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.
Den 28. Junius 1838.

Leipzig.

Bey Karl Franz Köhler: Geschichte der Hellenischen Dichtkunst von Dr Georg Heinrich Bode. Erster Band: Geschichte der epischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexandros den Grossen. XII u. 624 Seiten in groß Octav.

Der Grundriß zu dieser Geschichte der Hellenischen Dichtkunst wurde in einer Reihe von Vorlesungen entworfen, welche der Verf. seit 1824 zu wiederholten Mahlen auf hiesiger Universität gehalten hat. Obgleich verschiedene andere Arbeiten die Herausgabe dieses Werks etwas länger verzögert haben, als nach heutiger Ansicht der Dinge dem Interesse desselben zuträglich scheinen möchte (um so mehr, da in der Zwischenzeit derselbe Gegenstand von zwey andern Seiten, durch Bernhardy und Ulrici — s. Gött. g. Anz. 1836. S. 1889 ff. — behandelt worden ist), so glaubt doch der Verf. sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß dieser Umstand, an und für sich

schichte der epischen Dichtkunst in acht Abschnitten, wovon der erste die schwankenden Nachrichten über die vorhomerische Periode umfaßt. Nach dem hervor ragendsten Dichternamen dieser Periode hat der Vf. dieselbe Orphische Vorzeit benannt, und alle Erinnerungen der Hellenen zu prüfen gesucht, welche sich an diesen Namen in Bezug auf seinen Ursprung, seine Bedeutung, seine örtlichen Verhältnisse und das Wesen der Poesie knüpfen, welche er bezeichnen soll. Dieser letzte Punct ist freylich unter allen der unsicherste, da die Erinnerungen der Hellenen an ihre Orphische Vorzeit durchaus keinen geschichtlichen Stützpunct haben, und die unter Orpheus' Namen schon im frühen Alterthume verbreiteten Gedichte nicht als Maßstab betrachtet werden können, um darnach die Dichtart zu bestimmen, welche der Blüthe des Jonischen Epos voran gegangen ist. Alle echt Orphische Poesie, von der gewiß nichts das Homerische Zeitalter überlebt hat, und die vielleicht nicht einmahl in Jonien bekannt geworden war, geradezu für episch und die epische Gattung überhaupt für die älteste unter allen Nationen zu erklären, hat der Verf. für bedenklich gehalten. Sich auf die Aussagen der ältern Lyriker und Logographen stützend, muß er sich noch immer zu der Meinung derjenigen bekennen, welche den ersten Anfängen der Hellenischen Poesie einen religiösen oder lyrisch-hymnischen Character beylegen. Daß auch in Rücksicht auf Poesie eine ganze Culturepoche des Hellenischen Lebens vor der Blüthe der Jonischen Colonien bereits untergegangen war, leidet keinen Zweifel; und daß dieselbe der Jonischen nicht analog seyn konnte, ist eben so gewiß. Was aber am meisten auffällt, ist der Umstand, daß die Geschichte der Poesie unter den Hellenen dann nicht mit dem

Mutterlande, sondern mit den auf einem entfernteren und sehr verschiedenen Continente gelegenen und von Asiatischen Einflüssen abhängigen Colonienreichen beginnen würde. Anders verhält sich die Sache mit solchen Völkern, die auf ihrem heimathlichen Boden die verschiedenen Perioden ihrer geistigen Bildung allmählich durchlaufen haben, und nicht zersplittert wurden durch Auswanderungen, die späterhin nur einen sehr schwachen oder gar keinen Verkehr mit dem Mutterlande unterhielten. Wenn also die Asiatisch-Jonische Bildung der Hellenen nicht für die ursprüngliche und älteste gehalten werden kann, so leuchtet ein, daß auch das Homerische Epos nicht das erste Erzeugniß der Hellenischen Dichtkunst gewesen ist. Auch hat der Verf. in den einleitenden Abschnitten zu der Geschichte der Lyrik aus den Homerischen Gedichten selbst bewiesen, daß in der frühern Periode Cultus- und Volkslieder im eigentlichen Hellas vorhanden waren, die dem Inhalte nach lyrisch gewesen seyn müssen, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß ihre Form episch war. Es ist indeß dem Verf. nicht unbekannt geblieben, daß man gerade in der neuesten Zeit die epische Gattung der Poesie nicht nur in Hellas, sondern auch in unserm Vaterlande so wie überhaupt unter allen Urvölkern für die älteste erklärt hat. Böckh, welcher früher in seiner Abhandlung über die Versmaße des Pindaros die ersten Versuche der Lyrik vor die Ausbildung des Epos setzte, ist jetzt von dieser Ansicht zurück gekommen, indem er die Form für wesentlich erklärt und von dieser auf den epischen Inhalt der vorhomerischen Hymnenpoesie schließt, wie er dem Verf. in mehreren brieflichen Mittheilungen versichert; und Wackernagel zu Basel hat neulich im Schweizerschen Museum für

historische Wissenschaften. (B. 1. Heft 3. 1837. S. 341 ff.) dieselbe Ansicht für ein verjährtes Vorurtheil, und die epische Gattung unter den Hellenen so wohl als auch unter den Deutschen für die älteste erklärt.

Das Unsichere dieser ganzen Untersuchung liegt größtentheils in der Beschaffenheit der Quellen selbst, deren Prüfung der Verf. von Neuem vorgenommen hat, obgleich dieselbe von ihm in einer Jugendschrift schon einmahl versucht worden war. Diese Umarbeitung glaubte er hauptsächlich dem Ansehen der von einem andern Standpuncte ausgehenden und auf ein verschiedenes Ziel gerichteten Forschungen des trefflichen Lobeck schuldig zu seyn, dem er für manchen belehrenden Wink und für die genaue Nachweisung mancher verborgenen Quelle sich dankbar verpflichtet fühlt. Um der Darstellung einigermaßen eine historische Unterlage zu verschaffen, war es nöthig, die Bruchstücke der Thrakischen Geschichte, in welche sich die ältesten nachweisbaren Keime der Hellenischen Poesie verlieren, sorgfältig zu benutzen, und ihr Verhältniß zu den Hellenischen Traditionen möglichst genau zu bestimmen. Alles, was von den mythischen Thrakern erzählt wird, trägt vorzugsweise eine poetische Farbe, und deutet auf das gemeinsame Vaterland der ältesten Hellenischen Bildung, auf Thessalien und Böotien, hin. Die mit dem Ursprunge der Poesie in jenen Gegenden in Verbindung stehenden örtlichen Sagen mußten daher zu Hülfe genommen werden, um das Gemählde vielfach zu ergänzen. Hierher gehört besonders die älteste Erscheinung des Dionysos-Cultus in Verbindung mit dem des Apollo, das heilige Nysa, Lykurgos der Dionysosfeind, der Thrakische Teres und der Attisch-Thrakische Krieg zur Zeit des Erechtheus und

Eumolpos, wo der Einfluß und die Macht der mythischen Thraker am höchsten gestiegen seyn mag; denn ihre Ausdehnung hat wohl nie die südlichen Grenzen von Attika überschritten und sich auch auf den Peloponnesos erstreckt. So weit nun der Einfluß der Thrakischen Musenbildung reicht, geht auch die Sage von Orpheus Thätigkeit; daher hat der Verf. die Behauptung aufgestellt, daß alles, was die mythischen Thraker durch ihre Liebe zum Gesange unter den Hellenen Gutes gestiftet haben, sich vorzugsweise in dem Namen des Orpheus vereint darstellt. Hierauf werden die Sagen von Orpheus' Abstammung und Leben, namentlich von seiner Katabasis, Zerreißung und seinem Haupte, geprüft und die Bedeutung derselben näher angegeben. Ferner sucht der Verf. den Ursprung der Orphischen Mysterien und die daraus hervor gegangene Orphische Götterlehre in der Gestalt, wie sie uns zum Theil von sehr späten Schriftstellern überliefert worden ist, von der mystischen Secte der Orphiker abzuleiten, welche durch die ältern Pythagoreer zuerst einiges Ansehen erlangte, und späterhin mit den vorzüglichsten Systemen der Hellenischen Philosophie in Verbindung gesetzt ward. Der Abschnitt schließt mit Bemerkungen über das Treiben der spätern Orphiker und der Orpheotelesten.

Der zweyte Abschnitt sucht den Ursprung des epischen Gesanges im heroischen Zeitalter selbst nachzuweisen und die Entwickelung der Göttersage vermittelst der Apotheose der Menschennatur, in welcher Gestalt sie einen wesentlichen Bestandtheil des Epos bildet, muthmaßlich anzugeben. Die erste Entfaltung des Epos ist unter den Achäern zu suchen, an deren ruhmwürdigen Thaten die Dichtkunst sich zuerst mit Glück übte und durch wiederholte Versuche zu einem selbständigen

Leben gelangte. Der Geist des Heroenthums, welchen das Epos der Hellenen athmet, war daher nach den ältesten Urkunden zu schildern und mit einer Uebersicht des religiösen Lebens des frühesten Alterthums zu verbinden. Zunächst wird die Bedeutung der Dichtkunst und der epischen Sänger unter den Peloponnesischen Achäern vor der Rückkehr der Herakliden nach den Zeugnissen der Homerischen Gedichte beschrieben, und der Sagenkreiß angegeben, welchen die vorhomerischen Epiker vorzugsweise besangen. Dann folgen die großen Veränderungen, welche durch die Auswanderung der Achäisch-Aeolischen und Jonischen Ansiedlerschaaren und durch die Macht der Dorier im Peloponnesos bewirkt worden sind. Die Völker- und Staatenbildung gewinnt von nun an, besonders in den Colonienreichen, eine andere Richtung; vermittelst der Amphiktionien, welche die stammverwandten Staaten zu einem engern Bunde vereinigten und die durch festliche Panegyren und musische Agonen verherrlicht wurden, erhielt die Dichtkunst eine höhere Bedeutung im öffentlichen Leben, und befestigte die nationalen Erinnerungen und mythischen Ueberlieferungen der Heimath durch eine Reihe von epischen Liedern im Bewußtseyn des Volks. Die Rhythmik der Rede gelangte bald zu einem stehenden Typus, welcher der erzählenden Dichtung trefflich entsprach, und allmählich deutete Alles auf die Blüthezeit des Jonischen Lebens in Kleinasien hin, welches einen bedeutenden Einfluß auf die übrigen Hellenischen Stämme des Mutterlandes so wohl als der Schwestercolonien ausübte.

Diese Volksthümlichkeit der Jonier sucht der dritte Abschnitt im Allgemeinen darzustellen, mit besonderer Rücksicht auf den Jonischen Geist des Epos. Zugleich werden auch die Hauptmomente

des Jonischen Lebens in Bezug auf die Ausdehnung der Colonien und Handelsverbindungen und den Character ihrer Staatseinrichtungen zusammen gestellt und darnach die Eigenthümlichkeiten der Jonischen Dichtkunst beurtheilt. Bey der Schilderung des Homerischen Zeitalters, welches der vierte Abschnitt in mehreren Abtheilungen umfaßt, geht der Verf. von dem Einflusse der Aeolier aus, um den Satz zu beweisen, daß die Achäische Heldensage und die sich daran schließende Dichtkunst ursprünglich nicht von den Joniern, sondern vielmehr von den Aeoliern gepflegt und ausgebildet, und dann erst durch Jonische Epiker zur höchsten Stufe der Vollendung gebracht worden sey. Die Blüthe des Heldengesanges, die der Name Homeros umfaßt, wird weniger nach den positiven Angaben der Homerischen Biographen als vielmehr nach den innern Bedingungen des Jonischen Lebens in Kleinasien und den benachbarten Inseln bestimmt. Die Anfänge dieser ersten großen Epoche der Hellenischen Dichtkunst sind nach des Verfs Ansicht im Aeolischen Smyrna, und vielleicht auch in andern Aeolischen Städten von Troas, dem Lande des Achäischen Ruhmes, wo sich die Enkel und sonstigen Nachkommen der großen Sieger angesiedelt hatten, zu suchen. Daher mußten die Sagen, welche die Geburt des Homeros in Aeolische Städte verlegen, gründlich geprüft und die Entstehungsgeschichte dieser Städte genau erwogen werden. Als Aeolischer Epiker kam Homeros in die Genealogien des Hesiodos und Terpandros, und durch diese in den Stammbaum des Orpheus. In den Erzählungen von den verschiedenen Geburtsstädten und Wanderungen des großen Dichters sieht der Verf. Andeutungen von Verpflanzung und Verbreitung der epischen Poesie, und in dem

Namen Homeros erkennt er den Zusammenfüger einer Reihe von Sagen zu einer poetischen Einheit, dessen umfassende Kunst von den Homeriden fortgeführt wurde. Von wirklichen Lebensverhältnissen und persönlichen Umständen kann also bey dieser Annahme eines Kunstnamens nicht mehr die Rede seyn, und die Sage von der Blindheit des Homeros entstand bloß aus einer unrichtigen Erklärung dieses Namens (welcher niemahls ein reiner Familienname gewesen ist), oder aus einem misverstandenen Orakelspruche in Bezug auf den Tod des Homeros auf der kleinen Insel Jos, wo man sein Grab zeigte, und wo wahrscheinlich Homerische Rhapsoden ansässig waren, welche Hymnen und Epen in den musischen Agonen vorzutragen pflegten. Bey dieser Gelegenheit werden die ältesten Spuren der poetischen Kampfspiele, in denen die epischen Dichter und Rhapsoden einen ehrenvollen Sammelplatz zum öffentlichen Vortrage ihrer Poesie fanden, nachgewiesen und die Proömien oder hymnischen Vorspiele in ihrem Verhältnisse zu den Heldengesängen aus dem Homerischen Nachlasse erläutert. Das Geschlecht der Homeriden wird mit den unsichern Traditionen in Verbindung gebracht, nach denen der Vater der Epik auf Chios gelebt und gedichtet haben soll. Der Name bezieht sich wiederum auf Kunstübung und bezeichnet keineswegs die Nachkommen einer Familie des Homeros. Kreophylos, Kynäthos und A. sind nichts anderes als Homeriden in diesem Sinne. Sie und ihre Nachfolger sind die Träger der Homerischen Lieder selbst noch in spätern Zeiten, als bereits Abschriften derselben überall in Hellas und in den Pflanzstädten verbreitet waren. Was sie als Nachahmer des Homeros selbst dichteten, kam größtentheils unter dem Namen

des großen Meisters in Umlauf, z. B. der Margites, welcher einen Kolophonischen Dichter zum Verfasser hat und die Sage veranlaßte, als sey Homeros selbst ein geborner Kolophonier gewesen. Hieran reihet sich eine kurze Uebersicht der verschiedenen ältern und neuern Hypothesen über Homers Vaterstadt, welche nicht mit der Verbreitung der Homerischen Gesänge in Verbindung stehen, sondern von irgend einem zufälligen Umstande ausgegangen sind.

Die zweyte Abtheilung des vierten Abschnittes beschäftigt sich mit dem Umfange der Homerischen Dichtungen, wobey auf die merkwürdige Erscheinung hingewiesen wird, daß, je weiter wir die Geschichte alles dessen verfolgen, was das höhere Alterthum Homerisch nannte, desto beträchtlicher die Anzahl der Poesien ausfällt, welche außer der Ilias und Odyssee von demselben Verfasser abgeleitet wurden. Zunächst sind aber diesen beiden großen Epopöen zwey besondere Kapitel gewidmet, worin alle Fragen berührt werden, welche seit F. A. Wolf über das Wesen des Epos, über Plan und Anlage eines größern Ganzen, über epische Einheit, über das Verhältniß der rhapsodischen Vorträge zu den Volksfesten, an denen einzelne Theile der Ilias oder Odyssee öffentlich gesungen wurden, öfters aufgeworfen und vielfach besprochen worden sind. Eine voran geschickte Characteristik der Ilias zeigt zugleich den Vorzug dieses Epos vor der Odyssee und sucht darnach die Stellung zu bestimmen, welche Homeros als Volksdichter unter den Hellenen einnahm. Daran knüpfen sich Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt der Ilias, und über den nothwendigen Zusammenhang und die Einheit des ursprünglichen Entwurfes; ferner über die spätern Erweiterungen einzelner Partien

ohne den Plan des Ganzen zu stören. Hiermit steht die Geschichte der Ilias in enger Verbindung, besonders die Verbreitung derselben in ihrer Ganzheit oder in einzelnen Rhapsodiengruppen. In den Bestrebungen des Lykurgos und Peisistratos um die Einführung der Homerischen Gedichte in Sparta und Athen sieht der Verf. mehr einen politischen als ästhetischen Zweck. Erst seit dem sechsten Jahrhunderte vor Chr. scheint man begonnen zu haben, den Homer als Bildungsmittel der Jugend, anfangs in den Jonischen und dann auch in Dorischen und Aeolischen Staaten zu benutzen, doch so, daß die Ilias mehr in diesen, und die Odyssee mehr in jenen gelesen wurde. Ein besonderes Gewicht wird hier auf einen Ausspruch des Kolophonischen Xenophanes gelegt. Dann verfolgt der Verf. die Geschichte der Ilias bis auf die Zeiten des Aristoteles, dessen Ansichten über epische Darstellung und Kunst und deren Verhältniß zur Tragödie vollständig mitgetheilt und beurtheilt werden. Auf dieser Grundlage führt er zuletzt die eigenen Gedanken über das Wesen des antiken Epos auf, und weist namentlich den objectiven Character des Einzelnen selbst in der Form nach. Diese Darstellung der Ilias schließt mit einer gedrängten Uebersicht der neueren Forschungen. Zunächst wird der Grundgedanke der Odyssee nach Anleitung Aristotelischer Aussprüche entwickelt und das Verhältniß der verschiedenen Theile zur Einheit des Ganzen bestimmt. Daran knüpft sich die älteste Geschichte dieses früh verbreiteten Epos, welches die Hellenen von jeher so ziemlich in demselben Umfange kannten, in welchem wir es jetzt noch besitzen, indem es durch die Zusätze und Erweiterungen der Rhapsoden weniger gelitten hat, als die Ilias. Einzelne kleine Einschiebsel

werden jedoch von dem ursprünglichen Plane der Odyssee getrennt und aus dem Einflusse der Kyklischen Epiker abgeleitet, welche bereits seit den ersten Olympiaden die Lücken zwischen Ilias und Odyssee, und was der Handlung der Ilias voran gegangen und auf den Schluß der Odyssee folgte, in einer Reihe von kleinern Epen zu ergänzen suchten. Das Verhältniß dieser Kykliker zu Homeros wird vorläufig nur angedeutet, um daraus den Beweis zu ziehen; daß schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts vor Chr. Ilias und Odyssee als zwey große Epopöen vorhanden waren und nicht erst im Zeitalter des Peisistratos aus einer Reihe einzelner, von einander unabhängiger und von verschiedenen Epikern gedichteten Rhapsodien zusammen gefügt seyn können. Der ganze Organismus der Odyssee wird dann in seinem engen Zusammenhange und seiner harmonischen Einheit dargelegt und der verschiedene Character desselben von dem der Ilias in allgemeinen Zügen angedeutet. Zuletzt folgt noch ein besonderes Kapitel über die Fortpflanzung und den Vortrag der Homerischen Dichtungen, namentlich über die Arten der Rhapsodik und die bequemere Anwendung der Schreibkunst.

Der fünfte Abschnitt stellt den epischen Kyklos oder Liederkreiß selbst dar, und sucht sein allmähliches Entstehen und seine Bedeutung in der Geschichte der Epik nachzuweisen. Das Verhältniß der Kykliker zu Homeros, welches im vorher gehenden Abschnitte nur angedeutet werden konnte, wird hier, so weit es die zerstreuten und unzusammen hängenden Notizen gestatten, genauer bestimmt. Was den Umfang und Inhalt des epischen Kyklos anlangt, so hat sich darüber nach Welcker's eben so ausführlichen als gründlichen Forschungen und nach dem Erscheinen des vorlie-

genden Bandes kürzlich auch Nitzsch in einer Beurtheilung des Werks von Welcker (Hallesche Allgem. Liter. Zeit. Febr. 1838) ausgesprochen, und diejenigen Ansichten noch mehr zu befestigen gesucht, welche er in seinen früheren Schriften bereits im Allgemeinen aufgestellt hatte. Zu erwähnen ist auch noch G. Lange's Schrift über die kyklischen Dichter und den so genannten epischen Kyklus der Griechen, Mainz 1837, welche dem Verf. zu spät zu Gesichte kam, als daß er sie noch hätte berücksichtigen können. Diese ganze Classe von Epikern, von denen die ältesten Jonier, die spätern aber Aolier und Dorier waren und beynahe zwey volle Jahrhunderte in den verschiedensten Gegenden, wo Hellenen wohnten, einer nach dem andern auftraten, schloß sich in sprachlicher Form und Farbe der Darstellung den vorhandenen Mustern an, und führte die Mythen, welche die Homerischen Gesänge nur angedeutet oder theilweise behandelt hatten, in ihrer chronologischen Folge und Umständlichkeit bis zum Abschlusse der heroischen Periode, von der sie schon eine geraume Zeit entfernt lebten, durch. Im Laufe der Zeit ging daraus von selbst mehr das historische als poetische Bild einer übersichtlichen und fast verstandesmäßigen epischen Einheit hervor. Homeros galt ihnen als Mittelpunct, um den sie sich, wie die Planeten um ihre Sonne, in engeren oder weiteren Kreißen dreheten, und den zweydeutigen Namen der Kykliker erhielten. Wie groß ihre Anzahl gewesen, läßt sich kaum noch bestimmen. Die wenigsten sind uns dem Namen nach bekannt, und ihre Gedichte werden fast sämmtlich mehr als Einem Verfasser beygelegt. Aber der Zusammenhang, in welchem sie bis in die funfziger Olympiaden sich einander fortsetzten, oder zufällig auf einander folgten, so wie auch

der Umfang und das Wesen ihrer Werke, beweisen hinlänglich, daß sie von Anfang an weniger auf Zuhörer als auf Leser rechneten und einer schreib- und leselustigen Zeit angehörten. Im engern Sinne des Worts galten indeß nur diejenigen Dichter für Kykliker, welche den Troischen Sagenkreiß, mit Ilias und Odyssee in der Mitte, zu einem großen Ganzen abrundeten, welches die Kritiker der Hellenen auch wohl von Homeros selbst ableitete. Die sechs hierher gehörigen Epopöen, die Kypria des Stasinos, welche der Ilias voran ging, die Telegonie des Eugammon, welche nach der Odyssee folgte, und die Aethiopis des Arktinos, kleine Ilias des Lesches, Ilion's Untergang von Arktinos nebst den Nostoi von Agias, welche den Raum zwischen Ilias und Odyssee ausfüllten, werden dann in eben so vielen Kapiteln der Reihe nach durchgenommen, so weit nämlich der Grundriß der Handlung sich aus den Bruchstükken und Notizen der Alten noch ermitteln läßt. Von dem größern epischen Kyklos, welcher mit der mythischen Vermählung des Himmels und der Erde begann, dann die Götter- und Heldensagen von Hellas nach einander bis zum Ursprunge des Troischen Krieges in chronologischer Folge erzählte, und mit dem Troischen Kyklos schloß, wird nur dasjenige berücksichtigt, was die Alten ausdrücklich als kyklisch bezeichnen. Der Verf. erklärt denselben für ein von Alexandrinischen Gelehrten zur bequemern Uebersicht der Hellenischen Mythengeschichte veranstaltetes Literaturwerk, welches aus verschiedenen Dichtern zusammen gesetzt war. Er hält es aber kaum noch für möglich, den Zusammenhang dieses größern Theils des Kyklos durch eine Folge von Titeln wieder herzustellen, da mancher mythische Stoff von meh-

reren ältern Dichtern doppelt und dreyfach behandelt worden ist. Was indeß von der kyklischen Titanomachie, Thebais, Alkmäonis, Phoronis, Danais, dem Korinthischen Epos, Aegimios, der Heraklee oder Oechalia's Einnahme, Minyas, Phokais, dem Amazonischen Gedichte, der Atthis, Theseis, Europia und Oedipodie noch bekannt ist, wird vollständig mitgetheilt und der besondere Inhalt dieser einzelnen Epen im Zusammenhange nachgewiesen. Zugleich wird auch von den übrigen kleinern Epopöen Bericht erstattet, namentlich von den verschiedenen Herakleen, welche zuerst Ionische und dann besonders Dorische Sänger in Umlauf brachten. Neben der Sage von der Argofahrt und den sieben gegen Theben wurde der Herakles-Mythus schon von vorhomerischen Dichtern besungen, wie der Verf. aus Homeros selbst beweist; und kein epischer Stoff ist selbst noch in spätern Zeiten so oft wieder behandelt worden. Ueber die S. 509. Note 4. erwähnte Heraklee des Diotimos ist noch zu vergleichen Osann in seinen Beyträgen zur Gr. Literaturgeschichte, I. S. 298—301. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1834. S. 1134. Der Abschnitt schließt mit Bemerkungen über die kleinern Homerischen Gedichte, namentlich über die Hymnen und Epigramme, den Margites und die Batrachomyomachie und die scherzhaften Kerkopen, Epikichlides, Heptapektos, Keramis und Eiresione.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1838.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Bode's Geschichte der Hellenischen Dichtkunst.

Der sechste Abschnitt umfaßt die andere Hälfte der Hellenischen Epik, welche im eigentlichen Hellas zu suchen ist, und vielleicht in ihren ersten Anfängen älter ist als die Ionische. Ihre Blüthe stellt sich jedoch erst in dem nachhomerischen Zeitalter des Hesiodos dar und gehört in ihrer hieratisch-didactischen Form den Aeolisch-Dorischen Staaten an. Daher war der Cultus jener Periode zu berücksichtigen und der Ursprung der Hellenischen Mystik aus der Annahme einer Dämonenlehre, welche als Vermittlerin zwischen Menschen und Götter treten sollte, und die bedingte Natur des Menschengeschlechts aussprach, zu erklären. Die eigenthümliche Farbe, welche die Hellenischen Mythen durch diesen veränderten Glauben, welcher die Menschen von der Gottheit weiter entfernte, erhielten, unterscheidet die Gedichte der Hesiodischen Schule, welche einen Zeit-

raum von mehreren Jahrhunderten umfaßt, wesentlich von den Homerischen. Daher macht der Verf. besonders auf die Wichtigkeit derselben zur Kenntniß des religiösen Lebens im eigentlichen Hellas, worüber sie die älteste und einzige Quelle sind, aufmerksam, und schildert dann das Leben des Hesiodos theils nach dessen eigenen Gedichten, theils aber auch nach den Sagen, welche sich in Böotien, Orchomenos, Naupaktos und anderen Städten, wo der Sänger einst wirkte, erhalten hatten. Zunächst werden die sämmtlichen Hesiodischen Dichtungen als Erzeugnisse mehrerer Culturepochen bezeichnet und ihr Character im Allgemeinen bestimmt. Daran schließen sich Betrachtungen über den Zusammenhang der Hesiodischen Dichtungsweise mit der Thrakischen Sängerschule und über das Verhältniß derselben zu Homeros. Für ein echtes Gedicht des Hesiodos hält der Vf. die Werke und Tage, deren Zweck und auf eine poetische Einheit gerichteten Plan er gegen die unpoetischen Zerstückelungstheorien einiger neuern Gelehrten vertheidigt, und in dem Ganzen eine ursprüngliche Gestalt und einen ethisch-didactischen Character erkennt. Mit Freude hat er wahrgenommen, daß auch Ranke in seiner kürzlich erschienenen Commentatio de Hesiodi Operibus et Diebus an der Idee der Einheit und Ganzheit dieses merkwürdigen Gedichts, welches in den neuesten Zeiten von mehr als einer Seite den Forschungsgeist der Philologen in Anspruch genommen hat, fest hält und zugleich die schätzbarsten Beyträge zur Beurtheilung des Einzelnen geliefert hat. Dann folgt eine Untersuchung über die Hesiodische Theogonie mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen, welche den Grundgedanken des ganzen Epos, die chronologische Anordnung der Göttermythen, das sonderbare Proömion, den

innern Zusammenhang der Titanen- und Gigantenkämpfe mit der Idee des Ganzen (ausgenommen einige fremdartige Zusätze, welche spätere Hände hinzu fügten) theils zu zerstören, theils zu beweisen und zu befestigen gesucht haben. Zuletzt folgen die Ansichten über Echtheit und Unechtheit des ganzen Gedichts, welches keinen befriedigenden Schluß hat, und in den letzten Versen auf ein andres und zwar das längste der Hesiodischen Epen, die Eöen oder das Lied von den Heldenfrauen, hinweist. Dieses wird daher zunächst in Erwägung gezogen, und daran schließt sich das Kapitel über den Schild des Herakles, von dem nur der Anfang alt ist, der Haupttheil aber aus einer verhältnißmäßig jüngern Zeit stammt. Den Schluß machen die Melampodie, der Aegimios, das astronomische Epos und andere nur dem Titel nach bekannte Dichtungen, deren Verfasser später lebten als Hesiodos, und nur dadurch, daß sie sich dem Hesiodischen Stile anschlossen, mit dem Stammvater ihrer Schule verwechselt worden sind.

Der siebente Abschnitt gibt eine Uebersicht der religiösen und philosophischen Lehrgedichte, die zunächst auf die Hesiodische Periode folgten und auch dem Geiste nach ihr am nächsten stehen. Hier werden zuerst die Zeitverhältnisse geschildert, aus denen die verstandesmäßigere Bildung (zu welcher der Name Hesiodos bereits den Uebergangspunct bildet) hervor ging, welche die rein didactische Richtung des Epos voraus setzt. Das Epos war damahls schon zur eigentlichen Kunstdichtung geworden, die nicht mehr aus der unbefangenen Liebe zur poetischen Erzählung, sondern aus dem Triebe nach gelehrter Anordnung der vorhandenen Sagenmassen oder wissenschaftlicher Kenntnisse und philosophischer Speculationen hervor ging und

aufhörte Volksdichtung zu seyn. Dadurch büßte es viel von seinem objectiven Character ein und entsprach nicht mehr den natürlichen Zuständen. Mit dem Verluste seiner Popularität sank es unter den Händen einzelner Dichter in die Kreiße des stillen Privatlebens herab, wo auch Aeolier und Dorier sich gleichmäßig mit ihm beschäftigten und sich in die Ionische Form zu schmiegen wußten. Diese Thatsache spricht für das Verlöschen des epischen Lebens innerhalb der bisherigen Abgrenzung durch Stämme; und die neue Bildung des Hellenischen Volks von jetzt an bis zu den Perserkriegen liefert den Beweis, daß bereits mit 600 vor Chr. das Zeitalter der Prosa und verstandesmäßigen Denkart sich zu entwickeln begann, wodurch die Poesie immer mehr an Spielraum und Bedeutsamkeit unter den einzelnen Stämmen verlor. Zunächst suchte sich das Epos der mystisch-religiösen Seite des damahligen Lebens anzuschließen. Hier findet also Epimenides von Kreta seinen Platz, dessen Wirksamkeit als Dichter ausführlich geschildert wird. Seine Blüthe bringt der Verf. mit der weit verbreiteten Thätigkeit der Orphiker zusammen, welche, wie Epimenides, ebenfalls Sühnpriester, Aerzte und Wahrsager zugleich waren. Der große Ruhm des Kretischen Weisen läßt sich nur aus dem Zusammenwirken mehrerer Secten erklären, welche die Gemüther ihrer Zeitgenossen für den Glauben an Wunder empfänglicher machten, und die aus der Dämonologie hervor gegangene Lehre von der Vermittelung zwischen Gott und Menschen im Bewußtseyn des Volks befestigt hatten. Aus diesem Gesichtspuncte müssen wir den dichterischen Character des Epimenides betrachten, welcher vorzugsweise ethisch-religiöse Sühngedichte verfaßt haben soll. In dasselbe Zeitalter des geheimen

Priesterwirkens und des Wunderglaubens fällt auch die Thätigkeit des Aristeas von Prokonnesos, dessen Arimaspisches Gedicht sich in der Erzählung höchst abenteuerlicher Geschichten und Schiffermährchen der Odyssee anschloß. Was von seinem seltsamen Leben bekannt ist, sucht der Vf. aus gewissen örtlichen Ueberlieferungen abzuleiten, welche mit der Verpflanzung des Apollinischen Cultus in Verbindung standen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Leben und der poetischen Thätigkeit des Hyperboreers Abaris, dessen Andenken sich besonders an Sparta und Athen knüpft, wo er als nordischer Bote des Ferntreffers ankam und als solcher zum Zeichen seiner göttlichen Sendung einen Pfeil führte, welcher zu allerley Fabeleyen Anlaß gegeben hat. Als epischer Dichter gehört er mit Epimenides in eine Classe. In mancher Rücksicht verschieden von beiden wird Onomakritos geschildert, welcher nicht als Schwärmer oder enthusiastischer Beförderer eines bestimmten Cultus auftrat, sondern mit klarer Einsicht in die Zeitverhältnisse ein System der Orphischen Theologie auf den Trümmern verschollener Traditionen durch Verbreitung mystisch-religiöser Epen vom politischen Standpuncte aus zu begründen suchte. Zuletzt kommen die wissenschaftlichen Lehrgedichte der Ionischen Physiologen, welche mehr der Form als dem Inhalte nach in die Geschichte des Epos gehören. Nach einer kurzen Erörterung dieser Frage und nach der Bestimmung des Wesens der didactischen Epik stellt der Vf. zuerst Xenophanes nach seinem Leben und Dichten dar, ohne jedoch sein philosophisches System, so weit dieses aus den Quellen noch ermittelt werden kann, zu entwickeln, weil eine solche Entwickelung in die Geschichte der Philosophie gehört. Mit derselben

Beschränkung wird dann auch von Parmenides und Empedokles gesprochen.

Der achte Abschnitt endlich sucht ein Bild von den Epopöen des Peisandros, Panyasis, Choerilos und Antimachos aufzustellen und schließt mit dem Kentauros des Chaeremon. Auch hier wird besonders auf die Zeitverhältnisse Rücksicht genommen, unter denen sich die Poesie eines jeden dieser fünf Dichter entfaltete, und daneben noch mancher andere weniger bekannte Epiker beyläufig erwähnt.

G. H. Bode.

(Die Anzeige von Band II u. III., die Lyrische Poesie umfassend, demnächst.)

Ebendaselbst.

Sumptibus typisque Fr. Chr. Guil. Vogelii, 1837. Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque de scriptura et lingua Phoenicum commentariis illustravit Guil. Gesenius. — Pars prima duos priores de litteris et inscriptionibus Phoeniciis libros continens. — Pars secunda duos posteriores de numis et de lingua Phoenicum libros continens. XXVIII und mit fortlaufender Seitenzahl 481 Seiten gr. Quart. — Pars tertia quadraginta sex tabulas lapidi inscriptas continens. (Preis 12 Thaler.)

Daß die Phönicier die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen seyn sollen, ist eine bekannte Sage des Alterthums, die auch mit kurzen Wor-

ten in dem aus Lucan. Pharsal. genommenen Motto des ersten Theils enthalten ist:

Phoenices primi, famae si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

Allein bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts wußte man nicht einmahl, wie Phönicische Buchstaben aussahen, und erst unsern Tagen ist es durch die rastlosen Bemühungen eines gelehrten Forschers vorbehalten, die Geltung der einzelnen Charactere mit Sicherheit fest zu stellen und den Sinn der noch vorhandenen Schriftdenkmähler mit Bestimmtheit zu enträthseln. Wir wollen es versuchen, unsere Leser mit dem Inhalte des schön geordneten, an neuen Aufschlüssen so reichhaltigen und belehrenden Werkes bekannt zu machen.

Das erste Buch über die Phönicische Paläographie gibt im ersten Kapitel die Literaturgeschichte über diesen Gegenstand. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in Spanien und Sicilien die ersten Phönicischen Münzen ausgegraben und darauf in numismatischen Werken abgebildet; was Scaliger, Bochart, Walton u. A. für Phönicisch ausgaben, sind nur Samaritanische Alphabete, glücklicher waren Rhenferd und Montfaucon in der Erklärung der Phönicischen Münzaufschriften; doch erst Swinton in Oxford und Barthelemy in Paris sind durch die Entzifferung der 1735 auf Malta und 1745 auf Cypern gefundenen Inschriften die eigentlichen Gründer der Phönicischen Paläographie geworden. Indeß waren es immer nur einige wenige Gelehrte, welche diese Studien trieben, bis sie durch neu aufgefundene Hülfsmittel in der neueren Zeit wesentlich gefördert wurden; nach Ackerblad, Bellermann und Kopp haben sich unter den Neuesten besonders Münter, Lindberg und Quatremere Ver-

dienste erworben. Zu diesen letzteren gehört dann auch Hr Gesenius schon selbst durch mehrere kleinere Schriften, die gleichsam die Vorläufer dieses größern Werks waren, wodurch er alle seine Vorgänger weit übertroffen hat. — Das zweyte Kapitel belehrt uns, in welchen Gegenden und zu welchen Zeiten man sich der Phönicischen Sprache und Schrift bedient habe. Außer Phönicien, woselbst indeß leider! bis jetzt keine Sprachüberreste gefunden sind, wurde auch in Cilicien, auf Cypern und auf der ganzen Nordküste von Afrika Phönicisch gesprochen und auf Malta, Sicilien und in Aegypten sind mehrere Denkmähler mit Phönicischer Schrift aufgefunden; merkwürdig sind auch drey zu Athen entdeckte, von Phönicischen Kaufleuten herrührende Inschriften mit beygefügter Griechischer Uebersetzung. Das älteste Denkmahl ist eine Cilicische Münze vom J. 394 vor Chr. und die jüngste Inschrift auf einem Triumphbogen zu Tripolis aus der Zeit des Septimius Severus ums J. 203 nach Chr. Nach den verschiedenen Gegenden müssen besonders dreyerley Schriftzüge unterschieden werden: die eigentlich Phönicischen, wozu die von Malta, Athen, Cypern, Sardinien und Sicilien gehören, die Numidischen in Africa und die abweichenderen Aegyptischen, die mehr Aramäisch sind. Nach dieser Eintheilung werden im dritten Kapitel nach einer kurzen Recension der von anderen Gelehrten gegebenen Alphabete die Phönicischen und Numidischen Charactere der einzelnen Buchstaben der Reihe nach erklärt und diese älteren Züge muß man betrachten, wenn man zwischen den Figuren der Buchstaben und den Gegenständen, welche ihr Name bezeichnet (Aleph Stierkopf, Beth Haus, Gimel Kameel), einige Aehnlichkeit fin-

den will *). Jeder Buchstabe hat mehrere, 8, 6, 10 Formen, entweder ältere und neuere, oder genauer und nachlässiger geschriebene, welche auf Taf. 1. nach der Reihefolge des Hebräischen Alphabets übersichtlich zusammen gestellt sind. Hieran schließen sich Bemerkungen über die Abtheilung der Worte, über den gänzlichen Mangel von Vocalzeichen und über den Gebrauch der Vocalbuchstaben Aleph, Vav, Jod und He. Daß die Phönicier, wie alle Semitischen Völker, von der Rechten zur Linken schrieben, wäre zu bemerken kaum nöthig gewesen, wenn nicht ein Beyspiel vorkäme, wo die Aufschrift einer Münze von der Linken zur Rechten gelesen werden muß. Das Phönicische Alphabet in Aegyptischen Denkmählern oder das Aramäisch-Aegyptische wird im vierten Kap. mit Beziehung auf Taf. 4. erläutert. Hierauf folgt im fünften Kap. gleichsam der Stammbaum der altphönicischen Schrift; deren Töchter sind Alt-Griechisch, Alt-Persisch, Alt-Hebräisch, Aramäisch-Aegyptisch, Neu-Phönicisch und Himjaritisch. Das Verhältniß dieser und der aus denselben wiederum abgeleiteten Schriftarten wird in den folgenden Paragraphen sehr lehrreich entwickelt und die verschiedenen Charactere sind auf Taf. 2 u. 3. abgebildet. Das sechste Kap. handelt von den Phönicischen Zahlzeichen.

Nach diesen aus der Vergleichung sämmtlicher Schriftdenkmähler gewonnenen Erläuterungen geht der Verf. im zweyten Buche zu der Erklärung der einzelnen Inschriften selbst über. Die

*) Den Gegenständen noch ähnlicher und deshalb wohl noch älter sind die Figuren der Aegyptischen Hieroglyphenschrift.

geringe Anzahl der bisher bekannt gewordenen Monumente war eine der Hauptschwierigkeiten einer sicheren, richtigen Interpretation derselben, deshalb war Hr G. darum bemüht, alle, von denen er Kunde hatte, in sein Werk aufzunehmen, und ihre Zahl beläuft sich auf 75; mehr als die Hälfte derselben sind von den Orten, wo sie gefunden wurden, entfernt und in öffentliche und Privat-Bibliotheken und Sammlungen von Antiquitäten gebracht, z. B. nach London, Oxford, Paris, Berlin, Kopenhagen, Leiden, Haag. Wichtiger war es noch, überall getreue Copien zu bekommen und in den Tafeln wieder zu geben, da die bisherigen Werke in dieser Hinsicht sehr Vieles zu wünschen übrig ließen; auch hierauf hat Herr G. die größte Sorgfalt verwandt und außer den neu hinzu gekommenen mehrere ältere selbst wieder abgezeichnet, andere schon gedruckte aufs Neue vergleichen und verbessern lassen; die hier vorkommenden Abweichungen von den Vorgängern werden überall genau angemerkt. Den Anfang machen vier Maltesische Inschriften, weil die erste derselben am besten erhalten, dadurch am deutlichsten zu lesen und mit Hülfe der beygefügten Griechischen Uebersetzung am leichtesten zu erklären war, und auf sie gestützt die nachfolgenden Entzifferungen um desto sicherer fortschreiten konnten. Sie befindet sich gleichlautend auf zwey Lampengestellen von Marmor, von denen das eine zu Malta, das andere zu Paris aufbewahrt wird, und gibt an, daß dieselben von zwey Brüdern aus Tyrus Abd Osir = Διονυσιος und Osir Schamar = Σαραπιον dem Melcart = Ηρακλης geweiht sey. Nach der sichern Bestimmung der einzelnen Charactere und des vollständigen Sinnes geht der Verf. zur Erklä-

rung und Analysierung der einzelnen Worte über, wobey er einen Schatz von grammatischen, sprachvergleichenden, historischen, antiquarischen und anderen Bemerkungen entwickelt; zuletzt sucht er das Alter der Inschrift ausfindig zu machen und setzt sie in das dritte Jahrhundert vor Chr. Mit gleicher Genauigkeit wird bey allen folgenden Inschriften verfahren, die hier nicht einzeln ausführlich beschrieben, sondern nur namhaft gemacht werden können, indem wir auf die wichtigsten aufmerksam machen. Das zweyte Maltesisch-Phönicische Denkmahl ist eine Grabschrift, das dritte und vierte zwey Votivtafeln. Auf die schon oben erwähnten drey Phönicischen Leichensteine zu Athen folgen dann 33 Inschriften von Steinen, welche an der Küste von Cypern aus den Ruinen der Mauern von Citium ausgegraben und von Pocock, einige auch von Porter copiert wurden; die erste und, wie es scheint, die wichtigste derselben ist theils wegen der undeutlichen Schrift, theils wegen der Beziehung auf unbekannte geschichtliche Ereignisse dem Hn Herausgeber noch nicht ganz deutlich geworden, die übrigen 32 sind Grabschriften, welche großentheils wenig mehr als die Namen der darunter Begrabenen enthalten; auch eine Gemme mit Phönicischen Namen wurde unter den Ruinen von Citium gefunden. Leichensteine mit Phönicischer Schrift hat man noch in mehreren Gegenden entdeckt, wie in Sardinien, am Berge Eryx in Sicilien, zu Carthago und Thugga. Votivtafeln von Privatpersonen wie die oben erwähnten, werden noch sieben von Carthago beschrieben und dergleichen von Fürsten und Volk geweihte vier Numidische. Eigenthümlicher Art ist eine fünfte Numidische, von Adrichen, einem Numidischen Könige, dem Lybischen

Baal, 'welcher die Schaaren der Römer geschlagen' gewidmet. Die schon erwähnte Inschrift eines zu Tripolis gefundenen Steines, der zu einem Triumphbogen gehörte, wird erklärt durch Dominium imperii Romani perstat in aeternum. — Zu den Aramäisch-Phönicischen Monumenten aus Aegypten gehören besonders mehrere beschriebene Papyrus Stücke, welche von allen die meiste Schrift enthalten, aber leider! nicht vollständig sind, so daß nur aus wenigen durch Conjecturen ein ungefährer Sinn heraus gebracht werden konnte. Am Schlusse dieses Buches erwähnt der Verf. noch einiger pseudophönicischer Inschriften, welche entweder ihre Entstehung dem Betruge einer späteren Zeit zu danken haben, oder in die Charactere einer anderen Sprache umgeschrieben werden müssen, um richtig verstanden zu werden.

Zweyter Theil. Das dritte Buch enthält die Beschreibung der Phönicischen Münzen in 5 Kapiteln, von denen das erste sich mit den Phönicischen Landesmünzen beschäftigt. Von diesen hat man keine ältere, als die unter den Seleuciden seit Antiochus dem Vierten geschlagen sind, und das Gepräge ist nicht sonderlich gut; Tyrus, Sidon, Ptolemais, Laodicea und Marathus sind die Münzstädte, unsicher sind die von Aradus und Berytus. Die meisten haben neben der Phönicischen auch eine Griechische Aufschrift, jene für das Volk, diese für die Kaufleute, um sie auf ihren Handelsreisen gebrauchen zu können. — Das zweyte Kapitel handelt von den Cilicischen Münzen; diese sind unter den Phönicischen die ältesten, in verschiedenen Städten Ciliciens, besonders in Tarsus unter der Herrschaft der Per-

ser geschlagen und von sehr schönem Gepräge. Es gibt deren noch eine große Menge und sie sind schon vielfach abgebildet, jedoch bisher noch nicht genügend erklärt; sie waren einst sehr weit verbreitet, denn man hat dergleichen selbst in Indien gefunden. Hr G. hat nun die Fehler seiner Vorgänger berichtigt, und so wohl über die Aufschriften, als über die Embleme der Münzen ausführliche Erörterungen gegeben. Die am schönsten ausgeprägten Münzen sind aber die Sicilischen, die im dritten Kapitel beschrieben werden, welche zur Zeit, als die Carthager Sicilien beherrschten, in Panormus, Heraclea, Syracus, Motyn nnd auf den Inseln Cossura und Gaulos geschlagen sind. In Spanien, Kap. 4., waren die Küstenstädte Cadix, Sexti, Abdera, Belo und Malaga die Münzstädte der Phönicier, von denen noch Münzen vorhanden sind. Auffallend ist es, daß in Carthago selbst, ehe es unter die Herrschaft der Römer kam, keine Münzen ausgeprägt zu seyn scheinen, denn man hat bis jetzt noch keine solche entdecken können; aus den Zeiten der Römer finden sich mehrere mit Lateinischer Aufschrift. Dagegen finden sich nach Kap. 5. aus dem übrigen Afrika verschiedene Münzen mit Phönicischer Schrift, wonach dieselben theils von den Numidischen Königen Juba dem älteren und dem jungeren, theils von den Küstenstädten Achulla, Bacca, Tripolis und Siga geschlagen wurden.

Fragt man nach dem Nutzen, welchen die Untersuchung dieser Monumente hat, so ist er gewiß nicht unbedeutend; zunächst hat es kein geringes Interesse, welchen großen Zuwachs die Paläographie und Numismatik überhaupt dadurch erhalten; dann wird die Verwandtschaft und nä=

here Verbindung der Völker und Gegenden, wo sich Phönicische Ueberreste finden, unwiderleglich dargethan; die Antiquitäten werden auf mehrfache Weise bereichert durch die Kunde der von den Carthagern und Numidiern verehrten Gottheiten, der bey jenen vorkommenden Namen der Regierungsbeamten und der bey diesen gebräuchlichen Menschenopfer; auch für die Geschichte werden einige Nachrichten gewonnen, und noch bedeutendere für die Geographie durch die sonst nirgends vorkommenden Namen der Münzstädte. Ganz besondere Resultate lassen sich aber aus der Sprache selbst für andere Sprachen ziehen, und der Entwickelung derselben hat der Verf. das letzte vierte Buch gewidmet, wo er außer den bisher erklärten Phönicischen Monumenten auch die bey den Griechischen und Römischen Schriftstellern vorkommenden Phönicischen Namen, Phrasen und vollständigen Sätze zu Hülfe genommen und mit Benutzung, aber auch Verbesserung, früherer Werke erläutert hat.

Das Phönicische ist mit dem Hebräischen nahe verwandt und ihm von allen Semitischen Dialecten am ähnlichsten, und nicht etwa, wie Andere angegeben haben, ein Gemisch aus ihnen allen, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Chaldäisch. Diese Aehnlichkeit ist in vielen Fällen völlige Gleichheit, selbst in Unregelmäßigkeiten und Abweichungen der Formen und Flexionen, die das Hebräische mit keinem anderen Dialecte gemein hat, so daß die Phönicischen Consonanten fast überall wie Hebräische vocalisiert und gelesen werden können. Bey dem nicht zu verkennenden Unterschiede der älteren und jüngeren Schriften des alten Testamentes ist es nicht auffallend, sondern ganz natürlich, daß sich das Phönicische in den erhalte-

nen Monumenten mehr an die letzteren anschließt, da dieselben ebenfalls aus der späteren Zeit herstammen. Aramäische Formen gibt es nur sehr wenige, und Wörter, welche sich jetzt nur aus dem Arabischen erklären lassen, sind solche, die im alten Testamente nicht vorkommen, aber ursprünglich gewiß allen Semitischen Dialecten angehörten. Die hauptsächlichsten und doch nur unbedeutende Abweichungen von dem Hebräischen sind die beständige Auslassung der Vocalbuchstaben, die verschieden modulierte Aussprache einiger Vocale, z. B. des Cholem wie û, die Contraction der Silbe al in o, welches dann zuweilen durch Ain ausgedrückt wird, und die fast immer auf t statt auf h ausgehende Feminin-Endung. Daß die Phönicier einige fremde Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben, ist bey ihrem ausgebreiteten Verkehre nicht sehr auffallend, und die Eigennamen der Länder und Völker, welche sie besuchten, mußten in ihre Sprache übergehen. Indeß ist zwischen der Sprache der Colonien, wie Carthago und Tripolis, und der des Mutterlandes nicht die geringste Verschiedenheit bemerkbar. — Am längsten hat sich das Phönicische oder das Punische in Afrika erhalten, wo nach Augustins Angabe das Volk noch zu seiner Zeit keine andere Sprache verstand; es ist aber eine falsche Ansicht, daß sich noch Spuren desselben in dem Maltesischen fänden, denn die Semitischen Bestandtheile dieser Sprache sind vielmehr erst durch den Einfluß des Arabischen hinein gekommen.

Römische und Griechische Schriftsteller berichten, daß die Punische Literatur zur Zeit der Römischen Eroberungen sehr reich gewesen sey, und außer dem berühmten Sanchuniathon nennen sie

noch mehrere ausgezeichnete Literaten und Autoren, darunter die großen Feldherren der Carthager. Was nun überhaupt von der Phönicischen Literatur noch vorhanden ist, hat der Verfasser in den folgenden Kapiteln in eine sehr schöne Uebersicht gebracht, und zwar enthält das zweyte Kapitel ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher in den Inschriften und Münzen vorkommenden Wörter mit Verweisung auf die vorher gehenden Erklärungen; das dritte Kapitel behandelt die bey den Griechischen und Lateinischen Schriftstellern erhaltenen Phönicischen Sprachüberreste, zuerst die Punischen Stellen beym Plautus, dann einzelne bey ihnen vorkommende Wörter, darauf die Nomina propria der Menschen und Gottheiten und zuletzt die der Länder und Oerter, Alles alphabetisch geordnet. Den Schluß des ganzen Werkes macht im vierten Kapitel eine kurze Grammatik der Phönicischen Sprache. — Von dem doppelten Index vereinigt der erste, als ein Phönicisches Lexicon, alle in den Inschriften, Münzen und bey den Schriftstellern erhaltenen Wörter, und kann besonders einem künftigen Forscher dazu dienen, gleich zu erfahren, ob und wo ein Wort schon vorkommt, wenn, was sehr zu wünschen wäre, noch mehr Phönicische Monumente aufgefunden werden sollten.

F. W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.



105. Stück.
Den 2. Julius 1838.

Göttingen.

Am 4. Junius geschah auch in diesem Jahre wie gewöhnlich die Preisvertheilung an die Studierenden, die jetzt zum ersten Mahle in unserm neuen Locale, der Aula, statt fand. Die Rede ward von dem Professor der Beredtsamkeit Hn Hofrath Otfr. Müller gehalten. Indem darin das Andenken an den Stifter des Instituts, König Georg III., dankbar erneuert ward, wurde zugleich bemerkt, wie die Zwecke desselben erreicht worden seyen, die nicht so wohl dahin gehen können, die Wissenschenschaften zu erweitern, als vielmehr den Fleiß der Studierenden anzuspornen, und zugleich ihnen eine Gelegenheit zu geben, sich der Welt durch vorgelegte Proben bekannt zu machen, und vielleicht eine künftige Laufbahn sich zu eröffnen. Indem der Redner bey Erwähnung der günstigen und ungünstigen Schicksale die uns in dem verflossenen Jahre betroffen haben, auch die Amtsfeyer zweyer der älteren Lehrer in demselben, Heeren und Hugo,

erwähnte, führte er den letztern, der gleich bey der ersten Vertheilung durch seine Abhandlung de fundamento successionis ab intestato den Preis in der juristischen Facultät errang, als Beweis des vorher Gesagten von den glücklichen Folgen des Instituts an, indem derselbe, nach seiner eigenen Versicherung, dadurch nicht nur in dem Gange seiner Studien zu der ihnen gegebenen Richtung aufgemuntert sey, sondern auch seine nachmahlige Laufbahn auf unserer Universität sich eröffnet habe. Auch die dies Mahl eingereichten Schriften geben Beweise, daß der Fleiß der Studierenden sich nicht verringert habe.

Die Preisfragen sind bereits in dem vorigen Jahrgange unserer Blätter S. 1083. angegeben. Der theologischen Facultät waren zwey Schriften übergeben, von denen die eine des Preises würdig befunden ward. Ihr Verfasser ist Herr Carl Wilhelm Hänell aus Lüchow. Der Verfasser der andern, der sich noch nicht genannt hat, erhielt das Accessit. Um den Predigerpreis hatten sich drey beworben; der Preis ward unter zweyen getheilt, so daß der erste, Herr August Friedrich Wilhelm Beste aus Braunschweig, zwey Drittheile, Herr Adolph Köler aus Celle ein Drittheil desselben erhielt.

Der juristischen Facultät war nur Eine Schrift eingeliefert, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Der medicinischen Facultät waren zwey Schriften überreicht; den Preis erhielt Hr Georg Heinrich Christian Hellmuth Riehn aus Andreasberg; als Verfasser der zweyten, die das Accessit erhielt, meldete sich Hr Wilhelm Stricker aus Frankfurt a. M.

Der philosophischen Facultät waren zwey Schriften übergeben, die beide des Preises würdig be-

funden wurden. Wir haben einen neuen Beweis der Liberalität des hohen Curatoriums zu rühmen, indem auf die Anfrage, ob der Preis getheilt werden solle, die Antwort erfolgte: daß jeder der volle Preis zu Theil werden sollte. Die Verfasser sind Hr Theodor Müller aus Clausthal, und Hr Christian Anton Ludwig Schiller aus Rothenburg-Neustadt in Bayern, beide Mitglieder des philologischen Seminars.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1839, wie sie in dem Programme abgefaßt sind, sind folgende:

Ordo Theologorum

postulat:

Exponatur doctrina ethica de mediis rebus seu adiaphoris, quae vocantur, itemque de licitis, ita quidem, ut, enarratis iuste ordine diversis cum Philosophorum tum Theologorum sententiis, systematica arte quaeratur, quid de iis rebus ex auctoritate sacrorum librorum vere statuendum sit.

Certaturis de praemio homiletico proponit locum Evang. Lucae XIV, 25—33.

Ordo Iureconsultorum

hanc proponit quaestionem:

Exponantur potius quam diiudicentur variae opiniones de origine partitionis Digestorum in Digestum vetus, Infortiatum cum tribus partibus et Digestum novum.

Ordo Medicorum

postulat,

ut causa tetani accuratius exquiratur, praecipueque diiudicetur, rectene positum sit, inflammationem medullae spinalis illi morbo subesse.

Ordinis Philosophici
nova quaestio haec est:

Kantius categorias quo consilio, quo iure, quanta constantia, quali successu rebus diversissimis applicuerit, cum saepe disputatum sit: ad pleniorem huius caussae cognitionem requiritur exemplorum in illius scriptis obviorum accurata expositio; ut appareat, quid in singulis exemplis ad categoriarum amussim elaboratum, quid omissum sit aut ingeniose magis quam severe additum atque inventum. Eminent autem inter luculentissima huius generis exempla theoriae de materia (in libro: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*) et de pulchro (in libro: *Kritik der Urtheilskraft*): quocirca postulat ordo philosophorum, ut primo seorsum, in utroque exemplo, quid a categoriis deductum, quid aliunde invectum, quid in applicandis categoriis vel rite peractum et probandum, vel desiderandum, aut addubitandum, et fortasse mutandum sit, ostendatur; deinde illae de materia et de pulchro doctrinae inter se conferantur; denique expendatur, quaestionesne, quid sit materia et quid sit pulchrum, ad eandem investigandi normam redigi debeant, et quousque id fieri possit.

Hn.

Berlin.

Bey Dümmler: Vergleichende Anatomie der Myxinoiden, der Cyclostomen mit durchbohrtem Gaumen. Erster Theil. Osteologie und Myologie. Vorgetragen in der Königl. Academie

der Wissenschaften zu Berlin im J. 1834, mit einigen neuen Zusätzen von J. Müller. 1835. 276 Seiten nebst 9 Kupfertafeln in Folio.

Zu den vielfachen Verdiensten, welche der berühmte Verf. um die Physiologie, Anatomie und Zoologie sich erworben hat, gehört auch diese vergleichende Anatomie der Myxinoiden. Unter den zootomischen Schriften, sagt der Verf., sind diejenigen vorzüglich von einem großen Einflusse auf die Wissenschaft geworden, welche entweder die vergleichende Geschichte eines Organs durch die ganze Thierwelt dargestellt, und dadurch das Wesen desselben enthüllt haben, oder welche die vollständige descriptive Anatomie eines einzelnen Thiers geliefert haben, wodurch die weitere vergleichende Betrachtung erst ihre sichern Anhaltspuncte gewinnt. Die Anatomie der Schildkröte, des Schnabelthiers, der Weidenraupe, des Maykäfers, des Nautilus gehören zu den Meisterwerken der letztern Art. Unter allen Thieren müßten aber vorzugsweise diejenigen die Neugierde nach der Kenntniß ihres innern Baues erregen, welche an der Grenze einer Classe stehen und, indem sie einen Theil der Charactere der Classe zu verlieren scheinen, uns gleichsam den Typus der Classe am aller einfachsten zeigen. In dieser Hinsicht mußte die Anatomie des Schnabelthiers und der Echidna für die Classe der Säugethiere, die der Proteideen und Caecilien für die Classe der Amphibien, die der Cyclostomen für die Classe der Fische, der Lernaeen für die Crustaceen von großer Wichtigkeit seyn. — Die Cyclostomen, heißt es ferner, mußten den Anatomen in doppelter Hinsicht interessant seyn, einmahl weil sie an der Grenze der Fische, das andere Mahl, weil sie an der Grenze der Wirbelthiere überhaupt stehen. Die Naturforscher haben daher auch mit Dank die

trefflichen Arbeiten von Rathke über zwey Hauptgruppen dieser Thiere, die Petromyzon und Ammocetes, aufgenommen. Aber leider entbehrte man noch immer die Anatomie der Myxinoiden, denen in Hinsicht ihres Schicksals in der Naturgeschichte wenige Thiere gleich kommen, indem es noch nicht so lange her ist, daß die Myxine glutinosa in nicht weniger, als in vier Classen, außer den Fischen, unter den Amphibien, Mollusken, Würmern figuriert hat. Die einzigen Gattungen dieser Familie, Myxine und Heptatrema Cuv. sind selten; letztere ist sogar erst von einem einzigen Beobachter untersucht worden. Wie viele Gründe für den Verf., die Anatomie dieser Thiere aufzuhellen, als er unter dem Vorrathe von unpräparierten Gegenständen des Kön. anatom. Museums zu Berlin eine Species der, der merkwürdigen Myxine verwandten, Fischgattung vorfand, wovon Home eine andere Species einst beschrieb, und der Cuvier mit Unrecht den Namen Heptatrema gab, weil es auch eine Species mit 6 Kiemenlöchern, und eine mit 6 auf einer, 7 auf der andern Seite gibt. Der Vf. hat diese Gattung B d e l l o s t o m a (Säugermaul) genannt, und die Anatomie der Familie (Myxinoiden) nach 2 Species aus dieser Gattung, so wie nach einer größern Anzahl von Exemplaren der Myxine bearbeitet. Da über die Anatomie der Myxine glutinosa schon einige schätzbare fragmentarische Mittheilungen vorhanden sind, so mußte die Gattung Bdellostoma vorzugsweise der Gegenstand einer vollständigen, durch Abbildungen erläuterten, Darstellung werden, an welche sich dann die Abweichungen der Myxine anreihen ließen. Bevor nun aber der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen mittheilt, gibt er einen kurzen Abriß der bisherigen Kenntniß über die in Frage stehenden

Fische und seine eigene Eintheilung und Characteristik der Knorpelfische, und namentlich der Cyclostomen, worin er die Stelle der Myxinoiden im Systeme, und ihr Verhältniß zu den übrigen Cyclostomen und Knorpelfischen, gemäß ihrem anatomischen Baue, bezeichnet.

Dieser ziemlich mit den eigenen Worten des Verfs gegebene Bericht möge hinreichen, auch die Leser unserer Blätter auf dieses Meisterwerk aufmerksam zu machen, zu dessen Lobe wir eben so wenig etwas hinzu zu fügen haben, als zu dem der beiden folgenden allgemein bekannten vom Hn Prof. Müller heraus gegebenen oder verfaßten Werke:

Berlin.

Bey Eichler: Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. In Verbindung mit mehreren Gelehrten heraus gegeben von Johannes Müller. Vom J. 1834 an. In Octav.

Mit jedem Jahre hat sich diese, durch gründliche Originalabhandlungen (deren Anzahl in den ersten 4 Jahrgängen auf 114 sich beläuft), schöne Abbildungen und einen trefflichen Jahresbericht über die Fortschritte der anatomisch-physiologischen Wissenschaften, sich auszeichnende Fortsetzung des Meckel'schen Archivs, nicht allein dem Werthe des Inhalts, sondern auch der äußeren Ausstattung nach, vervollkommnet.

Coblenz.

Bey Hölscher: Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. Von Johannes Müller. Ersten Bandes erste Abtheilung 1833 (dritte verbesserte Auflage 1837);

ersten Bandes zweyte Abtheilung 1834; zweyten Bandes erste Abtheilung 1837. 8.

Der erste Band betrachtet in den Prolegomena die organische Materie, den Organismus und das Leben, den thierischen Organismus und das thierische Leben, die den unorganischen und organischen Körpern gemeinsamen Wirkungen, namentlich die Electricität, die Wärmeerzeugung und die Lichtentwickelung. Das erste Buch handelt von den allgemein verbreiteten organischen Säften, von der Säftebewegung und von dem Gefäßsysteme (Blut, Kreislauf desselben und Blutgefäßsystem, Lymphe und Lymphgefäßsystem); das zweyte von den organisch-chemischen Veränderungen in den Säften und den organischen Theilen (Athmen, Ernährung, Wachsthum und Wiedererzeugung, Absonderung, Verdauung, Chylification und Ausscheidung der zersetzten Stoffe); das dritte von der Physik der Nerven (Eigenschaften der Nerven im Allgemeinen, Empfindungs-, Bewegungs- und organische Nerven, Mechanik des Nervenprincips, Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nerven, Centraltheile des Nervensystems). — Der zweyte Band enthält in der ersten Abtheilung nur das vierte Buch, nämlich über die Bewegung (Organe, Erscheinungen und Ursachen der thierischen Bewegung, die verschiedenen Muskelbewegungen), Stimme und Sprache. — Möchte recht bald durch das Erscheinen der zweyten und dritten Abtheilung dieses Bandes (die Sinne und das Seelenleben, die Zeugung und Entwickelung umfassend), der Wunsch des ärztlichen und physiologischen Publicums, das ganze Werk vollendet zu sehen, erfüllt werden!

Berthold.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.
Den 5. Julius 1838.

Göttingen.

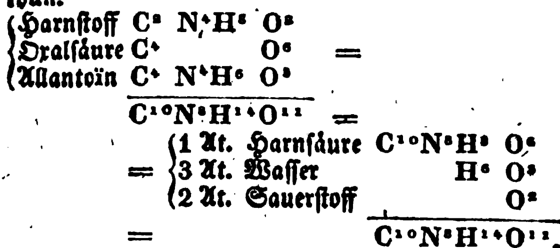
Fortsetzung der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure, von den Professoren Liebig und Wöhler.

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften ist von den Verff., als Fortsetzung der im 145. St. 1837 dieser Anzeigen mitgetheilten Abhandlung, eine zweyte Reihe von Untersuchungen über die Natur der Harnsäure überreicht worden, woraus wir hier eine kurze Darstellung der wichtigsten Resultate folgen lassen.

Aus der früher angegebenen eigenthümlichen Zerlegungsweise der Harnsäure, durch Einwirkung von Bleysuperoxyd, in Oxalsäure, Allantoïn und Harnstoff, war hervor gegangen, daß man sie als eine, dem salpetersauren oder oxalsauren Harnstoff analoge, jedoch viel innigere Harnstoffverbindung betrachten könne, bestehend aus Harnstoff und einem, bis jetzt noch nicht dargestellten, vielleicht auch niemahls darstellbaren Körper, dessen Zusammensetzung durch die Formel

$C^8N^4O^4$ oder $Cy^4 + C^4O^4$ auszudrücken wäre. Die Abscheidung des Harnstoffs wurde bey diesem Zersetzungsproceß offenbar bedingt durch die neue Form, welche jener in der Harnsäure vorhanden gedachte, eigenthümliche Körper beym Hinzutreten von 2 Atomen Sauerstoff annahm; allein, welches auch diese neue Form seyn mochte, so konnte die Gegenwart des Bleyoxyds nicht ohne Einfluß auf eine weitere Zersetzung bleiben, es war im Gegentheile mit Gewißheit zu vermuthen, daß die starke Basis wesentlichen Antheil hatte an der Bildung der Oxalsäure.

Läßt man zu 1 Atom Harnsäure 3 At. Wasser und 2 At. Sauerstoff treten, und abstrahiert gänzlich von der eben erwähnten Wirkung des Bleyoxyds, so hat man es stäts, den Elementen nach, mit den genannten drey Verbindungen zu thun.



{Harnstoff $C^2 N^4H^8 O^2$
{Oxalsäure C^4 O^6 =
{Allantoïn $C^4 N^4H^6 O^3$

$C^{10}N^8H^{14}O^{11}$ =

= {1 At. Harnsäure $C^{10}N^8H^8 O^6$
{3 At. Wasser $H^6 O^3$
{2 At. Sauerstoff O^2

= $C^{10}N^8H^{14}O^{11}$.

In dieser Voraussetzung sind, unter anderen, zwey Fälle von Verbindungen möglich; entweder es wird Harnstoff frey und eine Verbindung gebildet von Oxalsäure C^4 O^6
mit Allantoïn $C^4N^4H^6O^3$

$C^8N^4H^6O^9$,

oder es wird Allantoïn frey und es bildet sich eine Verbindung von Oxalsäure C^4 O^6
mit Harnstoff $C^2N^4H^8O^2$

$C^6N^4H^8O^8$.

Diese beiden Fälle sind der Schlüssel zur Erklärung der bis jetzt durchaus räthselhaft gewesenen Einwirkung der Salpetersäure auf Harnsäure. Es entstehen hierbey entweder nur eine oder zwey Verbindungen; die eine enthält die Elemente von 2 At. Oxalsäure mit 1 At. Harnstoff, die andere die Elemente von 2 At. Oxalsäure, 1 At. Allantoïn und 1 At. Wasser. Die erstere dieser Verbindungen haben die Verff. Oxalursäure, die andere Alloxan genannt.

Die gegenwärtige Fortsetzung ihrer Untersuchungen umfaßt nun die Entwickelung der merkwürdigen Zersetzungserscheinungen, welche die Harnsäure mit Salpetersäure darbietet. Indem die Verff. die Unvollkommenheit dieser Arbeit, die noch viele Fragen ungelöst lasse, selbst eingestehen, wünschen sie, daß man die Ursache nicht in einer oberflächlichen Behandlung des Gegenstandes, sondern in den ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die er darbot, in der Mannigfaltigkeit der Producte, in den früher nicht geahnten Metamorphosen derselben und den daraus entspringenden Verwickelungen der Erscheinungen suchen möge.

Die Producte, welche bey der Zersetzung der Harnsäure vermittelst Salpetersäure entstehen, wechseln mit der Temperatur und der Concentration der Säure. Bey Anwendung von verdünnter Säure sind sie sehr mannigfaltig; wir übergehen hier die in der Abhandlung gegebene Exposition dieser Wirkungsweise, da ihre Erklärung aus dem Verhalten und der Natur der folgenden Körper hervor geht. Bey einem gewissen Grade der Concentration der Säure dagegen entsteht nur ein einziges Product, das Alloxan.

Alloxan. Dieser Körper entsteht, wenn man trockne, reine Harnsäure in Salpetersäure von 1,5 spec. Gewicht nach und nach und unter

Vermeidung zu starker Erhitzung einträgt, wobey er sich in Gestalt eines weißen Crystallpulvers abscheidet. Aus seiner Auflösung in Wasser crystallisiert er ausgezeichnet schön, und zwar in zweyerley Formen, je nach der Temperatur, wobey die Crystallbildung statt findet. Bey gewöhnlicher Temperatur crystallisiert er in wasserhaltigem, bey höherer Temperatur in wasserfreyem Zustande. Das Crystallisationssystem des wasserhaltigen Alloxans ist trimetrisch, nach Art des Schwerspath, mit einem Rhombenoctaëder zur Grundform *). Die Crystalle haben nach längerer Aufbewahrung Perlmutterglanz, und können leicht in zollgroßen Dimensionen erhalten werden. An der Luft werden sie unter Verlust des Wassers undurchsichtig. Beym Erwärmen färben sie sich purpurroth.

Das wasserfreye Alloxan crystallisiert nach Art des Augits dihemiëdrisch, seine Grundform ist ein schiefes und geschobenes vierseitiges Prisma, die Crystalle erscheinen als an den Enden abgestumpfte Rhomboidal-Octaëder *). So scharf geformt sie auch immer sind, so erreichen doch die Crystalle niemahls die Größe der wasserhaltigen Verbindung.

Das Alloxan ist in Wasser sehr löslich; die Auflösung färbt die Haut purpurroth und ertheilt ihr einen widrigen Geruch. Ohne Zersetzung geht es mit den Basen keine Verbindungen ein, es ist keine Säure, ungeachtet seiner sauren Reaction auf Pflanzenfarben. Uebrigens geht aus seinem ganzen Verhalten unzweifelhaft hervor, daß es dieselbe Substanz ist, welche Brugnatelli unter dem Namen erythrische Säure beschrieben hat, deren Darstellung gewissermaßen verloren gegangen war und nach ihm keinem Chemiker gelang.

*) Nach Bestimmungen des Hn Hofr. Hausmann.

weil B. den Concentrationsgrad seiner Säure zu bemerken vergessen hatte. Da aber jener Name eine falsche Vorstellung von der Natur dieses Körpers geben würde, so war es nothwendig, ihn durch einen passendern zu ersetzen. Mit Bleysuperoxyd wird das in Wasser aufgelöste Alloxan in reinen Harnstoff und in Kohlensäure verwandelt, welche letztere großentheils mit Bleyoxyd in Verbindung tritt, ein Verhalten, welches allein schon hinreichend beweist, daß dieser Körper keine Verbindung einer der Oxydationsstufen des Stickstoffs seyn kann. Die Analyse ergab für das Alloxan folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	30,34
Stickstoff	4	17,55
Wasserstoff.	8	2,47
Sauerstoff	10	49,64
Atomgewicht	2015,478	100,00.

Die wasserhaltigen Crystalle des Alloxans zeigen beym gelinden Erwärmen dieselbe Erscheinung, wie das schwefelsaure Zinkoxyd u. a. Sie verwandeln sich unter Abscheidung des Wassers in Aftercrystalle, bestehend aus einem Aggregat von Crystallen des wasserfreyen Alloxans. Dieser Wassergehalt beträgt 6 Atome oder 25,05 Proc.

Die Erzeugung des Alloxans aus der Harnsäure erklärt sich auf eine sehr einfache Weise. Zieht man von seiner Formel die Bestandtheile von 1 At. Wasser ab, so hat man $C^8N^4H^6O^9$. Dies sind, wie eben bemerkt wurde, die Elemente von 2 At. Oxalsäure, $2\,C^2O^3$, und 1 At. Allantoïn, $C^4N^4H^6O^3$. Zu 1 At. Harnsäure sind 2 At. Sauerstoff aus der Salpetersäure hinzu getreten, auf der einen Seite ist Harnstoff, auf der andern der Körper $C^6N^2O^4$ frey geworden.

$C^8N^4O^4$ + 2 At. Sauerstoff + 4 At. Wasser sind = $C^8N^4H^8O^{10}$, bilden also Alloxan. Die aus der Salpetersäure entstehende salpetrige Säure zerlegt sich mit dem Harnstoff sogleich in salpetrigsaures Ammoniak und in Cyansäure; ersteres zerfällt bey schwacher Erwärmung in Wasser und reines Stickgas, die Cyansäure aber mit den Bestandtheilen des Wassers in Ammoniak und Kohlensäure. Kohlensäuregas und Stickgas müssen sich zu gleichen Volumen entwickeln und in der Flüssigkeit muß Ammoniak zurück bleiben. Alle Erscheinungen bey dieser Zersetzung beweisen auf eine unwidersprechliche Weise die Richtigkeit dieser Entwickelung und dadurch zugleich die Wahrheit der Voraussetzung, daß der Harnstoff in der Harnsäure präexistiert; denn nur unter dieser Voraussetzung ist das ganze Zersetzungsverhalten erklärbar.

Alloxantin. Dieser Körper wird durch Einwirkung von verdünnter Salpetersäure auf Harnsäure gebildet und scheidet sich nach gelindem Abdampfen der Auflösung in kleinen, harten Crystallen ab.

Die Crystalle des Alloxantins sind stäts sehr klein; sie haben das Ansehen von Rhomboëdern, indeß sind sie vielleicht eigentlich rhomboïdisch-schiefe und geschobene vierseitige Prismen. In ammoniakhaltiger Luft färben sie sich purpurroth. In kaltem Wasser ist es sehr wenig löslich; reichlicher, jedoch sehr langsam, in heißem Wasser, und daraus beym Erkalten fast vollständig crystallisierend. Ungeachtet seiner röthenden Wirkung auf blaue Pflanzenfarben, besitzt es keine Charactere einer Säure. Es ist durch zwey Reactionen sehr ausgezeichnet: mit Barytwasser bildet es einen schön veilchenblauen Niederschlag, der beym Erhitzen der Flüssigkeit weiß wird und wie-

der verschwindet, und mit salpetersaurem Silberoxyd erzeugt es einen schwarzen Niederschlag von metallischem Silber, ohne daß etwas Anderes gefällt oder ein Gas entwickelt wird.

Das Alloxantin hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	30,16
Stickstoff	4	17,46
Wasserstoff	10	3,06
Sauerstoff	10	49,32
Atomgewicht	2027,95	100,00.

Vergleicht man dieselbe mit der des Alloxans, so stellt sich sogleich das merkwürdige Verhältniß heraus, daß beide, bis auf den Wasserstoff, einerley Mengen derselben Bestandtheile enthalten; der Unterschied im Wasserstoffgehalte beträgt aber 1 Aequivalent, welches das Alloxantin mehr enthält, als das Alloxan. Hieraus ist denn seine Entstehung durch Salpetersäure leicht erklärlich. Zu den Elementen des Körpers $C^8N^4O^4$, der mit Harnstoff verbunden die Harnsäure constituiert, ist bey Anwendung von verdünnter Säure, nur 1 At. Sauerstoff getreten, und es entstand, statt salpetriger Säure, die Verbindung N^4O^6, die mit Wasser in N^2O^3 und N^2O^3 zerfällt, so daß in Betreff der Erzeugung von Kohlensäure und Stickgas in der Flüssigkeit derselbe Vorgang statt fand, wie bey der Bildung des Alloxans, mit dem Unterschiede, daß bey dem letzteren salpetrige Säure und Harnstoff zu gleichen Atomen zusammen kommen und sich gerade auf zersetzen, während bey der Einwirkung von verdünnter Säure, weil nur 1 At. Sauerstoff abgegeben wird, die Verbindung N^2O^4 entsteht, und daher in der Flüssigkeit eine gewisse Menge Harnstoff unzersetzt bleiben muß, dessen Gegenwart sich leicht nachweisen läßt.

Die ganze Bildungsweise des Alloxans und Alloxantins machte es sehr wahrscheinlich, daß die Beziehung zwischen beiden Körpern noch weiter gehen werde, und in der That fanden die Verff., daß man mit größter Leichtigkeit das Alloxan in Alloxantin, und umgekehrt dieses in jenes verwandeln kann, wenn man das Alloxan mit reducierenden Stoffen, das Alloxantin mit oxydierenden in Berührung bringt.

Am merkwürdigsten ist die Umwandlung des Alloxans in Alloxantin durch Schwefelwasserstoff; es ist dies zugleich die beste und sicherste Darstellungsmethode des Alloxantins. Leitet man durch eine mäßig concentrierte Lösung von Alloxan Schwefelwasserstoff, so wird dieselbe sogleich milchig getrübt und es scheidet sich bald ein dicker gelber Niederschlag ab, der ein Gemenge von Schwefel und Alloxantin ist, aus welchem sich letzteres durch siedendes Wasser ausziehen läßt.

Dieselbe Umwandlung wird bewirkt, wenn man eine Alloxanlösung mit Salzsäure versetzt und Zink hinein stellt, oder wenn man die Alloxanlösung mit Zinnchlorur vermischt.

Wenn man auf der anderen Seite zu einer Auflösung von Alloxantin in siedendem Wasser einige Tropfen Salpetersäure mischt, so entsteht ein Aufbrausen von entwickelten Zersetzungsproducten der Säure, und man findet nun das Alloxantin wieder in Alloxan verwandelt. Dieselbe Umwandlung findet bey der eben erwähnten Wirkung des Silbersalzes und außerdem durch selenige Säure statt, welche mit einer Auflösung von Alloxantin einen rothen Niederschlag von reduciertem Selen gibt.

Thionursäure. Schweflige Säure verhält sich zu Alloxan anders als die übrigen reducierenden Mittel. Wird eine gesättigte Auflösung

von Alloxan mit schwefliger Säure vermischt, so verschwindet augenblicklich der Geruch der letzteren, und aus der Flüssigkeit crystallisiert nachher ein neuer Körper.

Wird die mit schwefliger Säure im Ueberschuß versetzte Alloxanlösung mit Ammoniak gesättigt und zum Sieden erhitzt, so scheidet sich beym Erkalten ein in glänzenden, dünnen Blättchen crystallisierter Körper in großer Menge aus. Derselbe ist eine Verbindung von Ammoniak mit einer neuen, merkwürdigen Säure, welche die Verff. Thionursäure nennen. Das Ammoniaksalz stellt nach dem Trocknen eine ausgezeichnet schöne, höchst perlmutterglänzende Masse von dünnen Crystallschuppen dar, die beym Erwärmen rosenroth werden.

Die Säure in diesem Salze enthält die Elemente der Schwefelsäure in ihrer Zusammensetzung, aber in einem solchen Verbindungszustande, daß sich dieselbe nicht durch die gewöhnlichen Reagentien nachweisen läßt. Die Analyse des Ammoniaksalzes ergab folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	17,40
Stickstoff	10	25,19
Wasserstoff	26	4,68
Sauerstoff	8	23,78
Schwefelsäure	2	28,95
		100,00.

Bey der Analyse des Bleysalzes wurden Bleyoxyd und Schwefelsäure in dem Verhältniß wie im neutralen schwefelsauren Bleyoxyd erhalten, und durch Vergleichung der Quantitäten von Zersetzungsproducten, die bey der Analyse des Bleysalzes erhalten wurden, mit denen des Ammoniaksalzes, ergab es sich, daß 4 At. Stickstoff oder 2 Aequi-

valente Ammoniumoxyd durch 2 At. Bleyoxyd vertreten werden, also die Zusammensetzung des Ammoniaksalzes durch 2 (N^2H^6 + H^2O) + ($C^8N^6H^{10}O^6$ + $2SO^3$); und die des Bleysalzes durch $2PbO + C^8N^6H^{10}O^6 + 2SO^3$ ausgedrückt werden kann.

Hiernach besteht die Säure selbst aus:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	21,78
Stickstoff	6	18,93
Wasserstoff	10	2,22
Sauerstoff	6	21,37
Schwefelsäure	2	35,70
1 At. wasserfreye S =	2807,317	100,00
2 At. Wasser	224,960	7,42
wasserhaltige Säure	3032,277.	

Die Thionursäure läßt sich mit Leichtigkeit aus dem Bleysalze durch Schwefelwasserstoff darstellen. Sie bildet eine farblose, crystallinische, luftbeständige Masse von stark sauren Reactionen. Sie besitzt die merkwürdige Eigenschaft, beym Erhitzen ihrer Auflösung bis zum Sieden zu zerfallen in freye Schwefelsäure und in einen neuen, in atlasglänzenden Blättchen sich ausscheidenden Körper, den die Verff. Uramil genannt haben. — Die Salze dieser Säure mit Baryt, Kalk, Zinkoxyd und Bleyoxyd sind crystallinisch, in Wasser fast unlöslich, aber löslich in Salpetersäure.

Die Bildung dieser Säure aus Alloxan und schwefliger Säure ist leicht erklärbar. Das Alloxan ist $= C^8N^4H^8\ O^{10}$

dazu 1 Aeq. Ammoniak $= N^2H^6$

und 2 Aeq. schwefl. Säure $= 2SO^2$

ist $= C^8N^6H^{14}O^{10} + 2SO^2$

Dies aber sind die Elemente von 1 At. Thionursäure und 2 At. Wasser.

Uramil. Wie eben erwähnt wurde, entsteht dieser Körper bey der Zersetzung der Thionursäure in der Siedhitze. Am einfachsten erhält man ihn, wenn man das Ammoniaksalz der letzteren mit verdünnter Salzsäure zum Sieden erhitzt. Selbst eine mäßig verdünnte Auflösung erstarrt dabey zu einem weißen Magma unendlich feiner Crystallschuppen. Trocken ist diese Substanz weiß, atlasglänzend, in kaltem Wasser unlöslich, kaum löslich in heißem. Sie ist löslich in Alkalien, so wie in concentrierter Schwefelsäure, und wird aus ersteren durch Säuren, aus letzterer durch Wasser unverändert gefällt. Sie enthält keine Schwefelsäure, und hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	33,87
Stickstoff	6	29,43
Wasserstoff	10	3,45
Sauerstoff	6	33,25
Atomgewicht	1804,998.	100,00.

Dies ist die Zusammensetzung der Thionursäure minus 2 At. Schwefelsäure; die Bildung des Uramils beruht also ganz einfach auf der Theilung der Thionursäure in Schwefelsäure und Uramil.

Dialursäure. Es wurde erwähnt, daß das Alloxan, mit Schwefelwasserstoff in Berührung, in Alloxantin verwandelt wird; das letztere erleidet seinerseits wieder eine Veränderung, wenn man durch seine siedend heiße Auflösung einen Strom von Schwefelwasserstoffgas leitet. Es wird Schwefel gefällt und die Flüssigkeit nimmt eine stark saure Reaction an.

Sättigt man sie mit kohlensaurem Ammoniak,

so schlägt sich, unter Entweichung der Kohlensäure, eine große Menge eines weißen, pulverig crystallinischen Körpers nieder, welcher das Ammoniaksalz der Dialursäure ist. Beym Trocknen wird es gewöhnlich rosenroth, bey + 100° blutroth. In heißem Wasser ist es löslich. Die Auflösung fällt Barytsalze weiß; Silbersalze dagegen werden davon augenblicklich reduciert.

Die Versuche, diese Säure in fester Gestalt darzustellen, gaben kein befriedigendes Resultat, sie zeigten, daß sich dieselbe in freyem Zustande ausnehmend leicht in eine große Zahl anderer Producte zerlegt, worunter Alloxantin, Alloxan, Oxalsäure, Harnstoff, Ammoniak bestimmt zu unterscheiden waren.

Aus der Analyse des Ammoniaksalzes wurde für die Dialursäure folgende Zusammensetzungsformel gefunden: $C^8N^4H^8O^8$. Sie ist also Alloxan minus 2 At. Sauerstoff, oder Alloxantin, welches 1 At. Sauerstoff und 1 At. Wasser verloren hat. Diese Zusammensetzung erklärt die Beobachtung, daß die Dialursäure mit Alloxan wieder Alloxantin bildet, wobey sie sich also mit dem Alloxan in den Sauerstoff theilt.

Constitution der im vorhergehenden beschriebenen Körper. Eine feste Grundlage für eine Ansicht über die wahre Natur des Alloxans, Alloxantins rc. zu geben, ist gegenwärtig noch eine schwierige Aufgabe; jedenfalls würde man sich der Gefahr aussetzen, große Irrthümer zu begehen; indessen konnten die Vff. nicht umhin, einige allgemeine und constante Beziehungen aus dem Verhalten dieser Körper hervor zu heben.

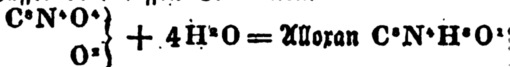
In dem Alloxan hat man einen Körper kennen gelernt, welcher, mit Schwefelwasserstoff und reducierenden Mitteln zusammen gebracht, in ei-

nen anderen, in Alloxantin, verwandelt wird, i dem sich der Wasserstoff des Schwefelwasserstoff wieder findet. Diese Verwandlung kann vor si gegangen seyn durch eine partielle Desoxydatio des Alloxans, indem der Wasserstoff mit eine Theile des Sauerstoffs desselben Wasser bildet welches damit verbunden blieb, oder das Allo xantin ist eine Verbindung von Alloxan mit Wa serstoff. Wenn man aber nicht diese Erscheinun gen allein, sondern das Verhalten aller Product ins Auge faßt, so läßt sich die letztere Ansich kaum fest halten, so vieles Licht sie auch üb andere organische Substanzen, wie z. B. übe den Indigo, verbreiten würde, im Falle sie si begründen ließe.

In allen diesen Verbindungen läßt sich nu eine einzige als unveränderlich verfolgen, un dies ist der hypothetische Körper, den man m Harnstoff verbunden in der Harnsäure vorau setzen kann. Es ist dies die Verbindung $C^8N^4O^4$ Mit den nun beschriebenen Körpern steht dieselb in folgendem Zusammenhange:

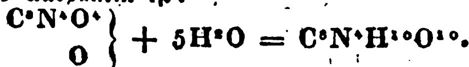
die Harnsäure ist $C^8N^4O^4$ +
+ Harnstoff ($C^2N^4H^8O^2$).

Bey der Verwandlung der Harnsäure in Allo xan treten 2 Atome Sauerstoff an $C^8N^4O^4$ un die neue Oxydationsstufe vereinigt sich mit 4 A Wasser oder dessen Elementen.



$$\left.\begin{matrix} C^8N^4O^4 \\ O^2 \end{matrix}\right\} + 4H^2O = \text{Alloxan } C^8N^4H^8O^{10}$$

Bey der Umwandlung des Alloxans in Allo xantin wird die Hälfte des neu hinzu getreten Sauerstoffs durch reducierende Mittel entzoge das Alloxantin ist:



$$\left.\begin{matrix} C^8N^4O^4 \\ O \end{matrix}\right\} + 5H^2O = C^8N^4H^{10}O^{10}.$$

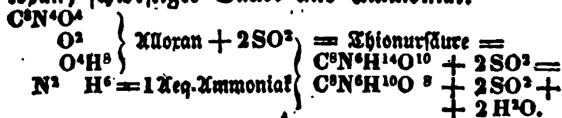
Durch fernere Einwirkung des Schwefelwasserstoffs auf Alloxantin wird diesem aller neu aufgenommene Sauerstoff entzogen; das dialursaure Ammoniak ist:



$$\left.\begin{matrix} C^8N^4O^4 \\ O^4H^8 \end{matrix}\right\} + N^2H^6.$$

Ausdrücklich aber wird bemerkt, daß in den aufgestellten Formeln nicht alles Wasser in der Form von Wasser vorhanden gedacht werde; das Alloxantin z. B. verliert bey etwa + 300° über 15 Proc. Wasser, was ziemlich gut 3 Atomen entspricht, aber mehr läßt sich ohne Zersetzung nicht daraus entfernen; diese Formeln sind daher nur gewählt, um die Bildungsweisen entwickeln zu können. Vorläufig soll nur nachgewiesen werden, daß Alloxantin und Dialursäure keine Wasserstoffverbindungen sind, was namentlich aus dem Verhalten der schwefligen Säure zu Alloxan hervor zu gehen scheint.

Die neue Säure, die hierbey entsteht, enthält im wasserhaltigen Zustande die Elemente von Alloxan, schwefliger Säure und Ammoniak.



$$\left.\begin{matrix} C^8N^4O^4 \\ O^2 \\ O^4H^8 \\ N^2\ H^6 \end{matrix}\right\} \begin{matrix} \text{Alloxan} + 2SO^2 \\ \\ = 1\,\text{Aeq. Ammoniak} \end{matrix} \left.\right\} \begin{matrix} = \text{Thionursäure} = \\ C^8N^6H^{14}O^{10} + 2SO^2 = \\ C^8N^6H^{10}O^8 + 2SO^2 + \\ + 2H^2O. \end{matrix}$$

Für sich bis zum Sieden erhitzt, zerfällt diese Säure in freye Schwefelsäure, in Wasser und in einen neuen Körper, das Uramil. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Schwefelsäure erst in dem Moment der Zersetzung gebildet werde, daß also erst dann der Körper $C^8O^4N^4$ die aufgenommenen 2 At. Sauerstoff verliere. Schmilzt man das Ammoniaksalz mit Kalihydrat, so findet man in der Masse nachher nicht Schwefelsäure, sondern schweflige Säure, und selenige

Säure wird vom Ammoniaksalze zu Selen reducirt, zum Beweise, daß die schweflige Säure als solche, und nicht als Schwefelsäure darin vorhanden war.

Die Zersetzung der Thionursäure im Sieden beruht also darauf, daß die Reduction der Verbindung $C^8N^4O^6$ zu $C^8N^4O^4$ in der höheren Temperatur und plötzlich vor sich geht, und der reducierte Körper scheidet sich, in Verbindung mit Ammoniak und Wasser, als Uramil crystallinisch aus:



$$\left.\begin{array}{ll} C^8N^4O^4 & \\ \quad N^2\ \ H^6 & \text{Ammoniak} \\ \quad\ \ O^2H^4 & \text{Wasser} \end{array}\right\} \text{Uramil} = C^8N^6H^{10}O^6.$$

Dieser Körper ist noch darum von großer Merkwürdigkeit, weil er, wie man sieht, Harnsäure repräsentiert, worin der Harnstoff durch Ammoniak und Wasser substituiert ist. Dieser Ansicht entspricht sein ganzes Verhalten und namentlich bietet seine Zersetzungsweise mit concentrierter Salpetersäure eine wichtige Controle für diese Zusammensetzung dar. Er wird dadurch augenblicklich zersetzt, es entwickelt sich keine Kohlensäure, sondern nur Stickoxydgas mit salpetriger Säure, und die Flüssigkeit erstarrt zu einer Masse von reinem crystallinischem Alloxan, gemengt mit einer Auflösung von salpetersaurem Ammoniak. Würde es gelingen, in dem Uramil das Ammoniak in cyansaures Salz, nämlich in Harnstoff, zu verwandeln, so würde man künstlich Harnsäure hervor bringen können.

Wie man sieht, besitzen die beschriebenen Producte einen durchaus eigenthümlichen Character, sie sind mit keinen bekannten vollkommen vergleichbar, sie sind Typen einer besonderen Classe, ausgezeichnet durch die mannigfaltigen Metamor-

phosen, die sie besonders in Berührung mit Basen erleiden. Der Auseinandersetzung dieser Umwandlungen aber muß die Betrachtung noch zweyer anderer Zersetzungsproducte der Harnsäure voran gehen, die in dem Folgenden beschrieben werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolstadt.

Sancti patris nostri Joannis Chrysostomi Opera praestantissima, graece; ad fidem optimorum librorum, praesertim ad editionem D. de Montfaucon, cura Frid. Wilhelmi Lomler, S. Theol. Doctoris. Tomi primi pars I. 1837. Octav. XII u. 90 Seiten.

Mit dieser Schrift beginnt eine Auswahl von Reden des Johannes Chrysostomus zu der Bildung junger Theologen. Sie enthält die sechs Bücher περὶ ἱεροσύνης (de sacerdotio) und kann allerdings dazu beytragen, zu der weitern Bekanntschaft mit dem berühmten Redner einzuladen. Nach einer voran geschickten Literatur folgt der griechische Text, ohne Uebersetzung. Es ist mit geringen Veränderungen der der Ausgabe von Montfaucon. Beygefügt sind aber am Ende variantes Lectiones aus Pariser Handschriften und andern. Der Text, so weit wir verglichen haben, ist correct wieder gegeben. Andere Schriften sollen folgen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.
Den 7. Julius 1838.

Göttingen.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hat durch den Hofr. Hausmann einige Nachträge zu den von ihm unter dem 8. Januar d. J. eingereichten, und im 14. Stücke der G. g. Anz. enthaltenen Bemerkungen über das im Amte Ebstorf entdeckte Lager einer aus Infusorien-Schalen bestehenden Kieselerde erhalten, welche wir hier ebenfalls mittheilen, da jener Fund mit Recht die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen.

Ueber das Vorkommen der erwähnten Kieselerde hat Herr Oberst von Hammerstein die Güte gehabt, dem Hofr. H. folgende genauere Nachrichten zukommen zu lassen. 'Wenn man vom nördlichen Vorsprunge des Lüß-Waldes etwa eine Viertelstunde weiter nördlich die hohe, sich vom nordöstlichen Harzgebirge bis zur Nordsee herab senkende Ebene der Lüneburger Haide verfolgt, die das Stromgebiet der Weser — das Flußgebiet der Aller — von dem Stromgebiete

der Elbe — dem Flußgebiete der Ilmenau — trennt, so entspringen, kaum ¼ Meilen von einander entfernt, rechts die Quellen der Hardau, welche der Ilmenau und Elbe zufließt, links bey der Anbauer-Stelle Neu Sootrieth, die Quelle eines sehr kleinen Baches, die Sootrieth genannt, in einer ganz flachen Senkung der Haidebene, die jedoch westlich bedeutender wird, und den letzt gedachten Bach oberhalb Müden der Oerze und so weiter der Aller und Weser zuführt. An dem rechten, etwas ansteigenden Ufer dieses Baches liegen auf der Strecke einer kleinen Meile drey bedeutende einständige Bauer-Gehöfte, die Ohöfe *) genannt, die durch ihre guten Gebäude, ihre vorzüglich guten Haid-Schäfereyen, ihren Ackerbau, schöne Holzung mit begrüntem Boden an dem Abhange des Bach-Thals und in diesem angelegte Bewässerungs-Wiesen, in dieser sterilen Haidegegend überraschen, und an welche sich das nur von zwey Bauern bewohnte Dorf Gerdehaus anschließt. Der oberste dieser drey Höfe heißt Sootrieth, der zweyte Ober-Ohe und der dritte Nieder-Ohe. Das linke Ufer der Sootrieth, schon zur Amts-Voigtey Herrmannsburg gehörig, bildet hier auf eine Viertelstunde Entfernung eine flache, sich weiterhin jedoch allmählich wieder erhebende Haidebene, die nicht cultiviert ist und von den Besitzern der drey Ohöfe, so wie der beiden Stellen in Gerdehaus, als gemeinschaftliche Weide benutzt wird. Da nun, wo diese Ebene anfängt sich zu erheben, dem Hofe Ober-Ohe senkrecht gegenüber in süd-

*) 'Die Besitzer dieser drey Gehöfte nennen sich sämmtlich von der Ohe, ein Name, der unter den pflichtigen Hofbesitzern im Lüneburgischen ungemein verbreitet ist; vielleicht stammen sie Alle aus diesen Ohöfen ab.'

licher Richtung, finden sich mehrere flache und nasse, oberflächlich in keiner Verbindung mit einander stehende, Pfuhl-artige Vertiefungen, in denen geringe Ried-Gräser wachsen, indem nur in einer derselben das flache Wasser sich das ganze Jahr über hält; in einer andern aber eine kleine, jedoch so schwache Quelle hervor tritt, daß das Wasser derselben ohne weiteren Lauf verdunstet; — und auf einer der hügelichen Erhöhungen, welche sich zwischen und neben diesen Vertiefungen erheben, wurde zuerst die weiße Kieselerde unter einer nur etwa 1 bis 1½ Fuß mächtigen Decke von Haid-Humus und gelblich grobsandigem, mit Haide bewachsenem Erdreich gefunden. Sie zeigte sich hier 14 Fuß mächtig, sichtbar nicht horizontal, sondern mit nördlicher Neigung geschichtet, und im feuchten Zustande. Auf diese folgte eine im nassen Zustande schmutzig grünliche, trocken grünlichgraue Erde, von übrigens ähnlicher Beschaffenheit, deren Mächtigkeit jedoch nicht erforscht werden konnte, da das Ausgehen derselben mit weiterer Bohrung von 10 Fuß Tiefe nicht erreicht wurde, und die in der Tiefe zunehmende Nässe die dadurch erschwerte weitere Fortsetzung der Bohrung bey beschränkter Zeit nicht zuließ. Etwa 200 Schritt höher hinauf südlich, dann auch etwa 150 Schritt östlich und wiederum 50 Schritt nördlich von diesem ersten Fundorte, ergab eine weitere Untersuchung der Umgegend mit dem Erdbohrer, daß das Ende der auch hier gefundenen, völlig gleichen weißen Erde, an der ersteren Stelle mit 18 Fuß Tiefe der Bohrung noch nicht zu erreichen war, indeß dasselbe zwar an den beiden letzteren Stellen auf 10 Fuß Tiefe erreicht wurde, dann aber die unergründete grünliche Erde erschien. Von zwey in den Pfuhl-ähnlichen Vertiefungen angestellten

Bohrungen ergab die eine, westlich in der unmittelbaren Nähe des ersten Fundorts, ebenfalls auf 10 Fuß Tiefe das Ende der weißen und den Anfang der mit weiterer 6füßigen Bohrung nicht ergründeten, grünlichen Erde; die andere, nordöstlich weiter entfernt in der Ebene, auf 10 Fuß Tiefe eine — naß, dunkelbräunliche — trocken, bräunliche, demnächst in das hellbräunliche übergehende Erde von übrigens ähnlicher Beschaffenheit, auf welche die mit weiterer 7füßiger Bohrung auch hier nicht ergründete grünliche Erde wieder folgte. Drey in weiteren Entfernungen von resp. 200, 300 und 350 Schritt, in östlicher, südlicher und nordwestlicher, dem Bache sich nähernder, Richtung angestellte Bohrungen waren ohne Erfolg. Auch in dem schmalen, an dem Bache liegenden Wiesenstriche fand sich die nämliche weiße Erde, jedoch minder rein und nur etwa 1½ Fuß mächtig, höchst wahrscheinlich also durch den Bach, der selbige aus der Umgegend aufgenommen, hier abgesetzt, und bey der künstlichen Bildung der Wiese mit anderen erdigen und sandigen Bestandtheilen vermischt. Dies wird durch die Aussage des schon bejahrten Besitzers von Oberohe bestätigt, nach welcher bey dieser Wiesenanlage die durch das Wasser des erweiterten Baches herbey geführte weiße Erde die Wasserleitungen so verschlämmte, daß er selbige auszuräumen und in einen Haufen zu schlagen sich genöthigt sah, den er, nachdem derselbe geraume Jahre an der Wiese gelegen, auf den Acker fuhr, und — so erzählt er — zwölf Jahre ununterbrochen den schönsten Sommer-Weizen auf dem trocknen Haidboden bauete. — In wie weit nun diese Erde zwischen den Stellen, wo sie bis jetzt nur erforscht wurde, ein der Länge und Breite nach zusammen hängendes Lager von

verschiedener Mächtigkeit und oberflächlicher Erhabenheit bilden, oder nur in vereinzelten Lagern vorhanden seyn mag, das bleibt der weitern Untersuchung vorbehalten. Allemahl ergeben die angestellten Erforschungen ihres Vorkommens einen großen Reichthum derselben, und der Umstand, daß auch der Bach dieselbe mit sich führte, dürfte darauf hindeuten, daß sie auch höher hinauf in dessen Nähe und vielleicht besonders an der Quelle desselben reichlich vorhanden ist. Auf dem rechten Ufer des Baches, welches sich mehr erhebt als das linke, ist bey einigen auch dort unternommenen Bohr-Versuchen bis jetzt diese Erde nicht gefunden worden.'

Zu dem, was von dem Hofr. Hausmann in der früheren Mittheilung über den eigenthümlichen Aggregatzustand der Oberoher Kieselerde gesagt worden, kann jetzt, nachdem derselbe durch die Güte des Hn Obersten von Hammerstein einen größeren Vorrath davon erhalten hat, hinzu gefügt werden: daß die Theile der weißen Erde bald ein ganz lockeres, bald ein mehr zusammen gebackenes, doch aber leicht zu zerbrechendes und aufzulockerndes Haufwerk bilden, in welchem Falle eine deutliche Anlage zur schiefrigen Absonderung sich zeigt. Die reinere Abänderung der Kieselerde besitzt zwar im Allgemeinen stäts, wie angegeben worden, eine kreideweiße Farbe, stellenweis aber einen stärkeren Stich in das Röthlichgelbe, durch beygemengten Eisenocher.

Wenn hinsichtlich der chemischen Natur der weißen Oberoher Erde bemerkt wurde, daß sie nach den Versuchen des Hn Dr Wiggers chemisch reine Kieselerde sey, so verstand es sich wohl von selbst, daß sich diese Angabe auf den mechanisch reinen Zustand jenes Körpers be-

gere Zeit an der Luft gelegener Kieselpanzer in einem Wasserbade, worin das Wasser fortwährend im Kochen erhalten wurde, etwa drey Stunden lang auf die Weise ausgetrocknet, daß aus dem Kölbchen, worin die Kieselpanzer enthalten waren, fortwährend die feuchte Luft ausgepumpt, und trockne Luft wieder hinein gelassen wurde, zu welchem Zwecke das Kölbchen mit einer mit geschmolzenem Chlorcalcium gefüllten Röhre und diese wieder mit einer Luftpumpe in Verbindung gesetzt war. Die während jener Zeit wiederholten Wägungen zeigten, daß anfänglich größere Mengen von Wasser weg gingen, und diese sich allmählich verminderten; und als bey der letzten Wägung nur noch 2 Milligr. weg gegangen waren, wurde das Trocknen unterbrochen. Bis dahin betrug der Gewichtsverlust = 0,278 Grammen. Mithin enthalten diese Kieselpanzer = 7,375 Procent hygroscopischen Wassers.

e) Nachdem jene 3,77 Grammen Kieselpanzer getrocknet waren und also nur noch 3,492 Grammen betrugen, wurden sie eine Zeitlang roth geglüht, worauf sie nur noch 3,382 Grammen wogen. Sie hatten also noch 0,11 Grammen verloren, was noch 3,15 Procent ausmacht. Aber diese Menge von Wasser entspricht keiner bestimmten Verbindung, und dürfte daher ebenfalls als hygroscopisches Wasser, welches die Kieselerde außerordentlich hartnäckig zurück hält, zu betrachten seyn, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn das vorhin bemerkte Austrocknen Tage lang fortgesetzt würde, auch noch diese 3,15 Procent Wasser daraus vollständig weggehen würden.

100 Theile bey + 100° getrockneter Kieselpanzer bestehen demnach aus:

Kieselerde	96,85
Wasser	3,15
Eisenoxyd, Thonerde, Kalkerde, organischer Substanz	Spuren
	100,00.

2. Untersuchung der grauen Infusorien-Erde.

Die hiermit angestellten Versuche gaben folgende Resultate:

1) besteht sie der Hauptmasse nach aus Kieselerde, die sich ebenfalls in einem sehr lockeren Zustande befindet.

2) Enthält sie ebenfalls Eisenoxyd, Thonerde und Kalkerde, und zwar in etwas größerer Menge, als die weißen Kieselpanzer.

3) Verdankt sie ihre graue Farbe einer organischen Substanz, die in nicht unbedeutender Menge darin vorkommt. Daher wird sie beym Glühen, unter Verbreitung eines brenzlichen Geruches, schwarz, brennt sich aber hinterher wieder weiß mit einem Stich ins Gelbe. Das mit dieser Erde behandelte Wasser nimmt von der organischen Substanz nur sehr wenig auf und färbt sich dabey schwach gelblich braun. Alkohol zieht sie dagegen fast vollständig aus; man erhält eine bräunliche Lösung, die nach dem Verdunsten eine braune Extract-ähnliche Masse hinterläßt, die sich wenig in Wasser, in Alkohol aber wieder auflöst. Diese organische Substanz scheint daher von harzartiger Beschaffenheit zu seyn.

4) Was den Wassergehalt dieser kieselerdigen Masse betrifft, so scheint sich derselbe eben so wie bey den weißen Kieselpanzern zu verhalten, daher die Bestimmung seiner Menge unterlassen wurde.'

Zu den ausgezeichnetsten Eigenschaften der Oberoher Infusorien-Erde gehört ihr Vermögen,

so wohl tropfbar-flüssiges Wasser in großer Menge in sich aufzunehmen, als auch aus der Atmosphäre Feuchtigkeit anzuziehen. Daß jene Erde viel Wasser zu binden vermag, ohne es in Tropfen fahren zu lassen, erkennt man an der Vergrößerung ihres Volumens, wenn Wasser in dieselbe eindringt. Ihre Eigenschaft der Atmosphäre Feuchtigkeit zu entziehen, verräth sich dadurch, daß wenn man sie im trocknen Zustande eine Zeitlang an der Luft von ungeleimtem Papier umgeben liegen läßt, letzteres feucht wird. Um etwas Genaueres über diese Eigenthümlichkeiten auszumitteln, wurden von dem Hofrath Hausmann einige Versuche mit der weißen Infusorien-Erde angestellt, welche Folgendes ergeben haben.

Wenn diese Masse bey + 100° C. getrocknet worden, so können 100 Gewichtstheile derselben durchschnittlich 500 Theile destillirtes Wasser aufnehmen, ohne daß sich solches in Tropfen von selbst wieder davon trennt. Die aus Infusorien-Resten bestehende Kieselerde übertrifft mithin in Ansehung der Wasser haltenden Kraft, alle in dieser Beziehung bisher untersuchten Gemengtheile des Bodens, und entfernt sich dadurch gerade am weitesten vom Kieselsande, mit welchem sie doch in chemischer Hinsicht übereinstimmt, der unter allen Boden-Gemengtheilen die geringste Wasser haltende Kraft besitzt, indem 100 Theile Quarzsand von mittlerem Kaliber nach Schübler nur 25 Theile Wasser dem Gewichte nach zurück halten. Die Infusorien-Erde steht in jener Eigenschaft der Magnesie am nächsten, von welcher nach Schübler's Versuchen, 100 Theile 456 Theile Wasser binden. Der erdige Kalktuff, der bekanntlich eine ausgezeichnete Porosität besitzt, und tropfbar flüssiges Wasser sehr stark anzieht,

wird in diesem Vermögen doch weit von der kieselerdigen Masse von Oberohe übertroffen, indem nach den von dem Hofr. Hausmann mit erdigem Kalktuff aus der Gegend von Göttingen angestellten Versuchen, 100 Theile 123 Theile Wasser aufnehmen können, ohne solches in Tropfen fahren zu lassen.

Um über das Vermögen der weißen Oberoher Erde, Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzuziehen, Aufschluß zu erhalten, wurde eine kleine, bey + 100° C. getrocknete Quantität davon, in einem Uhrglase, unter einer mit Wasser abgesperrten Glasglocke, bey einer Temperatur im Zimmer von + 18° C. der Einwirkung der feuchten Luft ausgesetzt. 1000 Gewichtstheile der Erde absorbierten in 24 Stunden 88 Theile, in 48 Stunden 147 Theile Feuchtigkeit, welche Grenze bey längerer Fortsetzung des Versuchs, die Absorbtion nicht überstieg. Auch in dieser Eigenschaft übertrifft mithin die aus Infusorien-Schalen bestehende Kieselerde alle bisher geprüften Gemengtheile des Bodens. Quarzsand entzieht der Atmosphäre gar keine Feuchtigkeit, und vom Humus, welcher in diesem Vermögen alle übrigen gewöhnlichen Gemengtheile der Ackerkrume übertrifft, absorbieren nach Schübler 1000 Gewichtstheile in 48 Stunden 110 Theile Feuchtigkeit aus der Luft.

Sollte sich künftig bey sorgfältigen Versuchen die oben angeführte Aussage über den günstigen Einfluß der Oberoher Erde auf die Fruchtbarkeit des Bodens bestätigen, so dürfte solcher wohl mehr ihrem Verhalten gegen das Wasser, als den darin befindlichen geringen Ueberresten von organischer Substanz zuzuschreiben seyn. Uebereinstimmend hiermit hat sich Herr Oberst von Hammerstein in dem Aufsatze geäußert, aus

welchem obige Bemerkungen über das Vorkommen jener Masse entlehnt worden.

Bereits im December des vorigen Jahres hat Herr Professor Ehrenberg der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin eine genaue Bestimmung der in den beiden Hauptabänderungen der Oberoher Kieselerde enthaltenen Resten von Infusorien mitgetheilt. Nach seiner Untersuchung bilden in der weißen Erde die Hauptmasse: 1) Synedra Ulna und 2) Gallionella aurichalcea. Außerdem finden sich darin 3) Gomphonema clavatum und 4) G. capitatum, 5) Cocconema cymbiforme und 6) C. Cistula, 7) Navicula inaequalis, 8) N. viridula, 9) N. striatula, 10) N. gibba, 11) Eunotia Westermanni, 12) E. Zebra. Die graue, untere Masse besteht aus denselben Ueberresten, nur sind sie weniger gut erhalten, mehr zerbrochen, und es finden sich darin überdem 2 Infusorien-Arten, welche der oberen Lage zu fehlen scheinen, nämlich Gallionella varians und Cocconeïs Clypeus. Besonders merkwürdig ist die Beymengung pflanzlicher Reste und Formen. Die graue Masse enthält nämlich zugleich Pollen von Fichten, d. h. irgend einer Pinus-Art, dessen Menge wohl $\frac{1}{20}$ des Volumens beträgt; und es lassen sich auch Kieselnadeln von Spongillen darin erkennen. Mit dieser Wahrnehmung stehen die Bemerkungen des Hn Dr Wiggers über die in der grauen Masse enthaltenen organischen Substanz sehr gut im Einklange. Wir verweisen übrigens hinsichtlich der über den Inhalt der Oberoher Massen von dem Herrn Prof. Ehrenberg angestellten Untersuchungen, auf dessen Mittheilungen im Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Königl. Preuß. Academie d. Wiss. zu Berlin in d. Mo-

naten November und December 1837; im 42. Bande von Poggendorf's Annalen d. Phys.; so wie in der Schrift: die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Berlin 1837. Fol.

In Beziehung auf eine technische Benutzung der Oberoher Infusorien=Erde sind von dem Hofr. Hausmann verschiedene Versuche eingeleitet. Sehr brauchbar erweist sich dieselbe zum Putzen polierter Silbersachen. Auf den Wunsch des Hofr. H. hat der hiesige geschickte Gold= und Silberarbeiter, Hr F. Knauer, jene Masse geprüft und gefunden, daß sie sich zu diesem Zwecke besser als Kreide eignet, indem solche schärfer angreift, wogegen die weiße Oberoher Erde die Politur feiner auffrischt. Zum Putzen anderer Metalle ist sie weniger anwendbar. Um die Oberoher Erde ohne Nachtheil zum Putzen von Silbersachen zu gebrauchen, würde sie zuvor von den hin und wieder darin vorhandenen, feinen Sandkörnern durch Schlämmen gereinigt werden müssen.

Paris.

Pourchet, libraire-éditeur. Traité de Diagnostic et de Séméiologie par P. A. Piorry, médecin de l'hôpital de la Pitié. Tome I. XXVII u. 611 S. T. II. 648 S. T. III. 651 Seiten. 1837. 8.

Wir glauben nicht, daß dieses Werk in Deutschland Glück machen wird. Allein über das Schicksal eines Buches eine Prognose zu stellen, bleibt unsicher; die Auswahl desselben ist Geschmacksache und vielleicht hat bereits der durch Erweiterung der Auscultation berühmt gewordene Name des Verfs, der Ruf seiner reichen, in Hospitälern erlangten Erfahrung und das Imponierende von drey dickleibigen Bänden einen Ueber-

setzer bewogen, nicht bloß einen Auszug des Wesentlichen zu liefern, sondern das Ganze, nach seiner ermüdenden Breite zu übertragen. Ist er noch nicht zu weit damit vorgerückt, so möchten wir ihn bloß an die gediegene, einfach gehaltene Schrift von S. G. Vogel über das Krankenexamen, zur flüchtigen Vergleichung, erinnern. Die einzelnen Krankheiten sind zwar mit Benutzung der neuesten anatomischen, chemischen und physicalischen Hülfsmittel geschildert; allein man vermißt die erforderliche Kürze der Darstellung und die unerläßliche Critik der Angaben.

Nach einigen voraus geschickten Bemerkungen über das Krankenexamen im Allgemeinen betrachtet der Verf. im ersten Bande die Exploration der Organe des Kreißlaufs und ihrer Krankheiten, die diagnostischen Zeichen des Blutes und das Entzündungsfieber, die Untersuchungsweise der Nasenhöhlen, des Larynx, der Trachea, der Bronchien, der Lungen, des Rippenfells. Im zweyten Bande folgt die Untersuchung der Digestionsorgane, des Mundes, Schlundes, der Speiseröhre, des Magens, der Eingeweide, der Leber, der Gallenblase, Milz, Nieren, Harnleiter, Blase, Geschlechtstheile und des Bauchfells. Der dritte umfaßt die Darstellung der Symptome der Haut und ihrer Krankheiten, so wie die der Sinnorgane, des Gehirns, Rückenmarks, der Nerven, Muskeln, Bänder und Knochen.

Der Verf. hat es für zweckmäßig erachtet zur Vereinfachung der Begriffe und um mit den Fortschritten der Wissenschaft auch in der Terminologie gleichen Gang zu halten, eine Nomenclature organo-pathologique einzuführen. Um die etwaige Neugier unserer Leser zu befriedigen, wollen wir aus der großen Zahl einige dieser Bezeichnungen hervor heben, und sie der leichtern

Vergleichung wegen in alphabetischer Ordnung folgen lassen: acardiotrophie für Atrophie des Herzens; aëro-entèrectasie für Tympanitis; anencéphalohémie für Ohnmacht; anhématosie für Asphyxie; arteriostèrie für Verknöcherung der Arterien; cholédociarctie für Verengerung des ductus choledochus und cholédocite für die Entzündung desselben; cholicystiectasie Erweiterung der Gallenblase; dyscardionervie Herzpalpitation; hémo-encéphalorrhagie Apoplexie; hydro-néphrectasie Nierenwassersucht; hypercardiohémie Blutcongestion nach dem Herzen; hyper-dermonervie große Empfindlichkeit der Haut; hypérurorrhée Harnruhr; hypopneumonite schwache Lungenentzündung; necropneumonie Lungenbrand; peritoni-strumosie Tuberkeln im Bauchfelle; phlébectiarctie Obliteration der Venen; poly-hyperhémie Blutfülle; rhinite Schnupfen; stercorenterectasie Ausdehnung der Gedärme durch faeces; typhohémie Umänderung des Blutes durch Fäulniß.

Diese Wortbildnerey, welche auch anderwärts in der Wissenschaft vorkommt, entspringt aus der ganz verkehrten Vorstellung, als müsse das Wort Alles sagen, was im Begriffe liegt, und so entstehen denn jene sprachwidrig ausgesonnenen Monstra et sesquipedalia verba.

Breslau.

Verlag von A. Gosohorsky: Lateinisches medicinisch-chirurgisches Lesebuch. Herausgegeben von K. L. Kannegiesser. V u. 372 Seiten in 8.

Dem Verf. ist bey der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Breslau der Lehrstuhl der lateinischen Sprache anvertraut, und er hat für

seine Schüler vorstehendes Lesebuch heraus gegeben, da er sich vergeblich nach einem, seinen Wünschen entsprechenden umgesehen. In verständiger Auswahl, mit Berücksichtigung des Nutzens für die dem Studium der Heilkunde sich widmenden Schüler hat der Verf. folgende Stücke aufgenommen: 1) Hippocratis aphorismi I—IV. 2) A. Corn. Celsi de medicina II. 3) Pestis Athenis saeviens e Thucydidis hist. II. 4) C. Plinii Secundi naturalis historiae XXIX. 5) C. Plin. Sec. epist. XX et XXI. 6) C. Linnaei oeconomia naturae. 7) H. Fr. Linkii elementa philosophiae botanicae. 8) J. Fr. Blumenbach de generis humani varietate nativa. 9) C. Sprengelii institut. medicar. introitus. 10) J. Frankii praxeos medic. univ. praeceptorum prolegomena. 11) Baglivi de praxi medica I. 1. 2. 14. 12) H. D. Gaubii pathologiae medicinalis institutionum prolegomena. 13) Ex pharmacopoea Borussica. 14) H. D. Gaubii ad methodum concinnandi formulas medicamentorum prolegomena. 15—17) Vita B. Albini, J. B. Morgagni, Heberdeni. 18) Excerpta ex Blancardi dictionario. — Wir wünschen diesem Buche eine recht zahlreiche Verbreitung, indem wir das Nützliche und Zeitgemäße dieser Zusammenstellung bey dem leider! sich in der jetzigen Zeit unter den Medicinern kund gebenden Vernachlässigung der alten Sprachen wohl anerkennen.

S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.
Den 9. Julius 1838.

Göttingen.

Zu dem öffentlichen Examen des hiesigen Gymnasiums am 9. und 10. April lud unser Hr Director C. F. Ranke durch ein gelehrtes Programm ein: de Hesiodi operibus et diebus commentatio, VI u. 50 Seiten in 4. (bey Dieterich), das wir nicht unerwähnt lassen können. Der Zweck des Werks im Ganzen ist, sich dem Unwesen zu widersetzen, welches die neueste Critik, besonders seit F. A. Wolf, mit dem Aufspüren und Ausmerzen unecht seyn sollender Verse oder ganzer Stücke treibt, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. Gewiß ein Wort zu seiner Zeit, denn wie groß der Misbrauch davon sey, kann wohl keinem Freunde der classischen Literatur entgangen seyn. Man geht oft nur darauf aus etwas aufzufinden, was man als verdächtig darstellen könnte; nicht um der Wahrheit, sondern um seinem Scharfsinne ein Opfer zu bringen. Mag dieses geschehen, wo wirkliche Gründe zum Verdacht da sind; aber wo diese

nur in dem subjectiven Gefühle des Critikers liegen, das doch oft nur ein dunkles Gefühl ist, wird man nicht so leicht zum Beytritte geneigt seyn, da verschiedene Werke desselben Schriftstellers sich sehr ungleich seyn können, wenn sie in verschiedenen Lebenszeiten, oder unter verschiedenen Umständen geschrieben sind, wenn sie z. B. die letzte Feile nicht erhalten haben, wenn sie vielleicht Früchte einer üblen Laune waren, u. s. w. Daß auch die Werke des Hesiodus solche Angriffe in den neuesten Zeiten erfahren haben, ist bekannt, und daher war es gewiß eine sehr richtige Wahl, die der Verf. hier traf. Es kam ihm dabey besonders zu statten, daß durch die vollständige Bekanntmachung eines alten Commentators, des Proculus, die wir Hn Gaisford verdanken, eine neue Quelle für diese Untersuchung eröffnet war, die hier von besonderer Wichtigkeit ist. Daher geht auch der Verf. davon aus, zuerst eine genaue Nachricht von dieser Schrift des Proculus, seinem Commentar in die opera et dies, zu geben, welcher Untersuchung der erste der vier Abschnitte, in welche die Schrift des Verfs zerfällt, gewidmet ist, so wie überhaupt von dem Verfasser: de Proculo Diadocho Hesiodi operum et dierum enarratore. Da Proculus im fünften Jahrhundert lebte und schrieb, so zeigt uns sein Werk, wie das des Hesiodus damahls gelesen ward. Man muß aber dasselbe mit Vorsicht gebrauchen, da von Tzetzes und Andern manches dem Proculus beygelegt wird, was nicht von ihm herrührt. Dies wird durch Beyspiele gezeigt; dann aber auch der Gewinn, der aus dieser Schrift so wohl für die Critik als die Erklärung des Hesiodischen Gedichts gezogen werden kann, ausführlich dargelegt. Das zweyte Kapitel ist überschrieben: artis Hesio-

deae in carmine componendo prima vestigia. Der Zweck des Verfs ist, zu zeigen: Unum esse carmen, et ita nexas singulas ejus partes, ut sine vi junctura solvi non possit. Indem man das Gegentheil annahm, und das Gedicht bald in zwey, bald, wie Gaisford, in drey Theile scheiden wollte, ging daraus eben hervor, daß man das, was dieser Hypothese entgegen zu stehen schien, heraus werfen wollte. Daß dieses falsch sey, wird nun durch mehrere Stellen von dem Verfasser gezeigt. Daran schließt sich das dritte Kapitel: de consilio Hesiodi. Die Absicht des Dichters ist in dem Proömion, wenn dieses auch nicht von ihm selber herrühren sollte, richtig angegeben: Constat poëtam docere voluisse quomodo res humanae secundum Jovis deorumque voluntatem et institutae sint, et instituti debuerunt. Er that dies theils in Ermahnungen an seinen Bruder Perseus, der nicht, wie Einige haben behaupten wollen, eine erdichtete, sondern eine wirkliche Person war, theils an die Könige. Wie dies vernachlässigt sey, zeigt er dann durch die Beschreibung der fünf Zeitalter, welche immer mehr ausarteten. Das vierte Kapitel: Operum et Dierum dispositio breviter delineata, gibt eine Uebersicht der Anordnung im Allgemeinen, indem der Verf. die angenehme Hoffnung erregt, so bald seine Amtsgeschäfte es ihm erlauben werden, in das Einzelne einzugehen, und noch weiter mit dem Dichter sich zu beschäftigen.

Hn.

Leipzig.

Bey Weidmann. Sophoclis Aiax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Au-

gustus Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. 1835. X u. 506 S. in 8.

Es wird nicht zu spät seyn, um in diesen Blättern eines philologischen Werkes zu gedenken, das weder im Fluge gelesen und beseitigt, noch auch so schnell unter der Masse neuer Erzeugnisse vergessen werden kann. Der Verf., Herr G. R. R. Professor Lobeck in Königsberg, gehört zu denjenigen Bearbeitern des classischen Alterthums, die nicht bloß durch einzelne gelungene Leistungen, sondern durch den ganzen Character und Geist ihrer Behandlung der Wissenschaft bleibende Spuren eingedrückt haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der das Wirken dieses und anderer Männer unserer Zeit, denen die Philologie ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, mit völliger Unbefangenheit und zugleich mit scharfer Bestimmtheit dargestellt werden könnte; die Schaar der Anhänger und Sectierer stellt die Namen der Führer und Meister oft mehr nach äußeren persönlichen Verhältnissen, als nach der Verwandtschaft des wissenschaftlichen Verfahrens zusammen, und fragt überhaupt weniger nach geistiger Förderung, als nach einem äußern Anschluß und Patronat. Diejenigen, die durch selbständige Studien zu einer klaren Erkenntniß des Alterthums zu gelangen suchen, werden, bey anderen Ausgangspuncten ihrer Bildung oder verschiedenen Geistesanlagen und Richtungen, mitunter zu andern Zielpuncten gelangen; aber kein Philolog, dem die Wahrheit am Herzen liegt, wird, so lange sein Weg ihn auf den Spuren dieses Gelehrten führt, nicht mit Dank die mannigfache Stärkung und Förderung, die er hier gefunden, anerkennen, und Wenige werden so erstarkt seyn, um von dieser Nahrung nicht immer von Neuem Kräfte gewinnen zu können. Bleibt an manchen

Stellen ein Verlangen nach tieferen Aufschlüssen zurück, wünscht der Jüngere mitunter zur Befriedigung seiner Wünsche noch eindringendere Blicke in das Innere der Geistesthätigkeiten, deren Erzeugnisse behandelt werden: so spricht ein solches Verlangen nur für die Güte des bereits Geleisteten, so lange die darin herrschende Tendenz nicht negativ und ausschließend wird; und die Vorsicht und geduldige Mäßigung, mit der diese Art der Philologie das Verwandte am Faden der Analogien nach dem Gefühle der innern Zusammengehörigkeit zu verknüpfen pflegt, ohne den oft vorschnellen Eifer, für Alles zusammen den Grund in der Natur der Sache zu finden, hat oft auch ihre guten Gründe und ihre der Wissenschaft zuträglichen und heilsamen Wirkungen.

Die vorliegende zweyte Bearbeitung von Sophokles Aias besteht dem größten Theile nach aus sorgfältigen Erörterungen, die zum Theil sich schon in der ersten fanden, zum Theil neu hinzu gekommen sind, über Wortbildung und Sprachgebrauch der Tragiker, die an das gewählte Stück auf solche Weise angeknüpft sind, daß das critische Urtheil und die Erklärung von vielen Stellen dadurch begründet wird. Mitunter dehnen sich diese Erörterungen zu kleinern Abhandlungen, wie schon Vers 7. zu *εὔρινος βάσις*, V. 40. zu *ᾄσσειν χέρα*, eine Untersuchung, die zu V. 869. fortgesetzt wird, V. 108. zu *ἕρκειος*, V. 145 zu *βοτὰ καὶ λείαν*, V. 222. zu der Lesart *αἴθονος*, V. 239. zu *ῥιπτεῖν*, V. 277. zu *δὶς τόδ' ἐξ ἁπλῶν κακά* oder *κακῶν*, V. 324. zu *βοτὰ σιδηροκμῆτα*, V. 604. über *εὐνώμας*, V. 604. über das *σ* in *εὔγνωστος* neben *εὔγνωτος*, zu V. 801. über die Elision des *ι*, zu V. 880. über patronymische Bildungen, zu V. 931. über

ἰχθυοποιὸς als Derivatum, nicht Compositum, zu V. 955. über κελαινώπας, zu V. 1035. über die verschiedenen Arten des Zeugma. Der Herausgeber gesteht in der Vorrede, daß er diese gelegentliche Behandlung grammatischer und lexicalischer Gegenstände nicht gewählt haben würde, wenn er erst jetzt einen Entschluß darüber zu fassen gehabt hätte; wir stimmen ihm vollkommen darin bey, daß die philologischen Wissenschaften auf noch geraderem Wege vorwärts schreiten würden, wenn nicht zum Theil gerade die ausgezeichnetsten Männer des Fachs ihre Forschungen in der sehr bequemen und nur zu gesetzlosen Form gelegentlicher Annotationen nieder zu legen gewohnt wären. Wir dürfen hoffen, daß die Periode der Philologie, welche sich jetzt zu entwickeln scheint, zwischen der Critik und Erklärung, die selbst wieder ihre großen eigenthümlichen Aufgaben zu lösen haben, und der Erörterung grammatischer und antiquarischer Puncte eine schärfere Grenze ziehen wird. Die äußeren öconomischen Umstände, welche dabey nach der Meinung des Herausgebers hemmend eintreten, werden sich gewiß schon bey seinen eigenen Paralipomenis als nichtig gezeigt haben. Der Herausg. gibt auf die Art von Commentaren, wie der seinige ist, die Anwendung des Aristophanischen Verses zu: τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα, aber versichert, daß es wenigstens nicht sein Wille gewesen sey, auch den folgenden Vers: τὸ δ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα, von sich gelten zu lassen. Wenn indeß die Interpretation im prägnantesten Sinne genommen wird, als Befähigung zum Verständniß und der Aneignung eines Geistesproducts in demselben Sinne und Maße, als sie einem gebildeten Zeitgenossen möglich war, als sie der Dichter selbst erwartete und voraus

setzte, so ist dies eine Aufgabe, auf die wir wohl Perikles Worte vom Seewesen, bey Thukyd. I, 142., anwenden können: οὐκ ἐνδέχεται ὅταν τύχῃ ἐκ παρέργου μελετᾶσθαι, ἀλλὰ μᾶλλον μηδὲν ἐκείνου πάρεργον ἄλλο γίγνεσθαι.

Von den vielen Fragen, welche die Erklärung einer Tragödie im Ganzen und Einzelnen zu beantworten hat, wollen wir zunächst eine hervor heben, die gerade beym Aias des Sophokles von großer Wichtigkeit für die Auffassung mehrerer Stellen ist, und auch bey dem Herausgeber, wenn auch nicht in ihrem vollständigen Zusammenhange, öfter zur Sprache kommt, die nach der Einrichtung der Bühne und überhaupt nach dem Räumlichen aller der Vorgänge, die in dem Stücke enthalten sind. Die Scene ist, wie die Hypothesis bemerkt, im Griechischen Schiffslager vor Troja, und zwar beym Zelte des Aias. Wir können aber noch gleich eine genauere Bestimmung hinzu fügen, die als Grundlegung für eine weitere Untersuchung nicht unnütz seyn wird. Aias Zelt ist das äußerste des Lagers, wie Sophokles (V. 4.) in Uebereinstimmung mit Homer (Il. 8, 224. 11, 8.) annimmt. Zugleich muß aber dasselbe Zelt die Mitte der Bühne, oder vielmehr der Rückwand derselben, der eigentlichen Skene, einnehmen, da in dem größten Theile des Stückes die Handlung sich um dieses Zelt dreht, und überhaupt die Wohnung der Hauptperson im alten Drama immer in der Mitte war. Folglich erstreckte sich das Griechische Lager nur nach der einen Hälfte des lang gezogenen Prosceniums; nach der anderen Seite waren keine Zelte und Schiffe zu sehen, sondern freye Natur, Gebüsch, Wald, vielleicht mit einer Durchsicht auf das Meer. Da-

her kommt es auch, daß, wo der Chor in zwey Hälften getheilt den Aias sucht, und sich nach Osten und Westen trennt, V. 805 (791), nur nach W. hin die Schiffe erwähnt, und der Weg gegen Sonnenaufgang ohne Erwähnung des Schiffslagers gegenüber gestellt wird, V. 874 (860) ff. — eine Stelle, die zur völligen Erklärung noch weitere Erörterungen verlangen würde, wenn wir hier dabey verweilen könnten. Nun zerfällt die Tragödie in scenischer Hinsicht in zwey Theile, von denen der erstere bis V. 814 (800) das Zelt des Aias zum Mittelpuncte hat, das bis V. 346 (341) verschlossen bleibt; der zweyte sich um den Leichnam des Aias dreht. Im Prologos erscheint Odysseus bey dem Zelte, den Fußstapfen des Aias nachspürend, und Athena, um ihn zu belehren, wie es mit Aias stehe. Wir berühren hier gleich die Frage, ob Athena dem Odysseus, und ob sie den Zuhörern sichtlich erscheint, oder ungesehen bleibt. Die Beantwortung derselben beruht hauptsächlich auf den Worten des Odysseus, V. 14 ff.: Ὦ φθέγμ' Ἀθάνας, φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν, ὡς εὐμαθές σου, κἂν ἄποπτος ᾖς, ὅμως φώνημ' ἀκούω. Hr Lobeck erklärt: ἄποπτον id, quod e longinquo conspicitur vel clare, si in excelso est, vel obscure, si longo intervallo distat; und nimmt an, daß die Göttin dem Odysseus eben so deutlich erscheine, wie den Zuschauern. Dagegen hält Welcker in der Abhandlung über Sophokles Aias in Niebuhrs Rheinischem Museum. Jahrg. III. (die wir von dem Herausg. gern mehr berücksichtigt gesehen hätten) S. 77. dafür, daß die Athena so wohl für Odysseus als die Zuschauer unsichtbar gewesen sey; jedoch mit einigem Zweifel in Beziehung auf den zweyten Punct.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.
Den 12. Julius 1838.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: Sophoclis Aiax. Commentario perpetuo illustravit Lobeck.

Hier möchte wohl die mittlere Meinung die richtige seyn, daß zwar die Zuschauer, aber nicht Aias die Göttin sehe, für welche gewiß die Erwägung des Sprachlichen und der Sache mit gleicher Entschiedenheit sprechen. Die Bedeutungen von ἄποπτος sucht Herr L., wie wir schon angegeben haben, unter eine zu vereinigen, die indeß selbst sehr zweifelhaft ist. Denn die Bedeutung 'fern gesehen' paßt nicht einmahl für solche Stellen, wie ὅπως ἄποπτος ἔσται ἡ Κορινθία ἐκ τοῦ χώματος bey Aristoteles, sondern hier, wie oft, ist ἄποπτος, was überhaupt von einem entweder angegebenen oder stillschweigend supponierten Puncte gesehen werden kann. Bey Plutarch Lukull z. B. καίτοι καταφανὴς ἦν ἡ στρατοπεδεία καὶ ἄποπτος (c. 9.), ist nicht angegeben, von wo das Römische Heereslager sichtbar gewesen sey, aber der Zusammen-

hang lehrt es hinlänglich: von den Mauern von Kyzikos. In diesem Sinne ist also ἄποπτος, im Gesichtskreiße liegend, der natürlich bey hohen Gegenständen ein sehr weiter ist; es hängt mit ἄποπτον in der Bedeutung einer Warte, ἄποψις ein Belvedere, zusammen. Wenn aber ἄποπτος ungesehen bedeutet, so wird man dabey am besten thun, von Redensarten auszugehen, wie ἀπ' ὀμμάτων, ἀπ' ὄψεως in der Bedeutung 'aus den Augen, vom Blicke abgelegen', so daß die Präposition dabey in ihrem prägnanteren Sinne genommen wird. Die vier Stellen nun, in denen Sophokles ἄποπτος braucht, Elektra 1481., Oedip. Tyr. 762., Philokt. 465. und die unsre, sind alle von der Art, daß die Bedeutung 'aus den Augen, außer dem Gesichtskreiße', vollkommen paßt. In der Stelle des Aias würde 'aus der Ferne gesehen' nicht dem Gedanken entsprechen, die ganze Form der Anrede: 'O Stimme der Athena, wie deutlich höre ich den Ton, wenn du auch ἄποπτος bist', zeigt deutlich, daß Odysseus eben nur hört und gar nicht sieht, so wie auch Tekmessa, welche das Gespräch des Aias mit der Athena beobachtet, ihn in seinem Wahnsinne mit irgend einem Schatten redend glaubt, V. 301 (296). Daß aber die Zuschauer in dieser ganzen Scene die Athena nicht erblickt hätten, ist schwer zu glauben; so eindrücklich und erhaben eine Götter-Stimme, ohne daß man sieht, von wem sie kommt, bey einem einzelnen Zuruf wirken kann: so seltsam würde sich auf der Bühne ein langes Gespräch mit einer bloßen Stimme ausgenommen haben. Wir wollen uns nicht auf die Frage nach dem Theologeion und andern Vorkehrungen, durch welche Göttererscheinungen im alten Theater bewirkt wurden, einlassen; aber sicher ist es schon

aus dem Beyspiele der Erinnyen in Aeschylos Choephoren, wo sie dem Orest und den Zuschauern sichtbar erscheinen, aber dem Chore unsichtbar bleiben, daß man keinen Anstoß an Erscheinungen nahm, die nur nach gewissen Seiten hin sichtbar waren. Der Ref. findet, daß auch Herr Professor Wunder in seiner 1837 zu Leipzig erschienenen Schrift 'Ueber Lobeck's neue Ausgabe des Sophokl. Aias' — die zu einem bekannten Schriftenwechsel Veranlassung gegeben hat — S. 10. ἄποπτος an unserer Stelle für 'unsichtbar' erklärt; nur können wir nicht glauben, daß diese Unsichtbarkeit bloß darin ihren Grund habe, daß Odysseus dem Orte, wo Athena erscheine, den Rücken zuwende; Odysseus, der von der Seite des Griechischen Lagers kam, richtete natürlich das Gesicht dahin, von wo die Stimme erschallte, nach der Höhe über dem Zelte des Aias; und es muß eine äußere Veranstaltung gewesen seyn, die ihn hinderte, die Göttin selbst zu sehen.

Während der Πάροδος des Chors, die der Herausg. mit Recht von V. 134. anfangen läßt, wird angenommen, daß Aias, der vorher in seiner Raserey und Geistesverblendung auf den Ruf der Athena auf der Bühne erschienen war, zur Besinnung zurück gekehrt ist; Tekmessa tritt aus dem Zelte, um den Chor, der heftig nach seinem Führer und Helden verlangt, zu befriedigen, und meldet ihm, zuerst in lyrischem Affect, dann in gewöhnlicher Form der Erzählung, daß Aias von tiefem Seelenleiden, das auf den Wahnsinn gefolgt ist, ergriffen im Zelte liege: Νῦν γὰρ ὁ δεινὸς, μέγας, ὠμοκρατὴς Αἴας θολερῷ κεῖται χειμῶνι νοσήσας, V. 206 ff. Wir bemerken im Vorbeygehen, daß die Erklärung, welche der Herausg. von ὠμοκρατὴς gibt, der Schulterstarke, schwerlich zu dieser Stelle paßt, wo

eine solche epische Aeußerlichkeit und sinnliche Ausführlichkeit, die überhaupt den Tragikern fremd ist, am wenigsten ansprechen würde; ὠμοκρατής ist wie ὠμόθυμος, welches von demselben Aias in demselben Stücke gesagt wird, unstreitig von ὠμὸς abzuleiten, und bedeutet den Mann von ungebrochner, ungezügelter Kraft (crudum robur) — für Aias sehr bezeichnen, wie auch aus den von Herrn Prof. Döderlein de Sophocl. Aiace, in den Abhandl. der philos. philol. Classe der Münchner Academie, Bd II. S. 117., verglichenen Stellen erhellt. Mehr zu tadeln ist es, daß der Herausg. auch dem Scholiasten, der nur die Ableitung von ὠμὸς kennt und diese nur auf verschiedene Arten anwendet, die andere Meinung aufdrängen will; er schreibt für ὁ γενναῖος, ὁ καὶ τῶν ὠμῶν κρατεῖν δυνάμενος, wie man im Cod. Laurentianus ganz richtig liest, ὁ διὰ τῶν ὤμων κρατεῖν δυνάμενος, ganz gegen die Meinung des Grammatikers. Doch diese Stelle führten wir nur an, weil sie zu denen gehört, worin Aias Lage nach der Besinnung geschildert wird; verbindet man damit V. 309 (304), 323 (318) ff. und andere Aeußerungen: so sieht man deutlich, Aias hat sich in seiner tiefen Beschämung und Betrübniß über das im Wahnsinne Vollbrachte mitten unter den getödteten Rindern und Widdern, in denen er die Atriden und den Odysseus zu vernichten geglaubt hat, gelagert, und weicht nicht von der Stelle; νῦν δ' ἐν τοιᾷδε κείμενος κακῇ τύχῃ ἄσιτος ἀνὴρ, ἄποτος, ἐν μέσοις βοτοῖς σιδηροκμῆσιν ἥσυχος θακεῖ πεσών. Tekmessa kann, bey dieser Verfassung des Aias, nicht daran denken, daß er heraus kommen könne, um mit dem Chor zu verhandeln, sondern ist deshalb aus dem Zelte getreten, um die Salaminier zu bitten, hinein zu kommen,

und zu versuchen, ob sie dem Aias in dieser Lage irgend helfen könnten, V. 330 (325); vergl. V. 219 (218). Nun hört man den Helden nach seinem Sohne und nach seinem Bruder rufen; der Chor schließt daraus, daß er bey Sinnen sey, und verlangt, daß das Zelt geöffnet werde, 'vielleicht werde auch sein Anblick ihm Erbarmen einflößen'. Tekmessa antwortet 'Siehe ich öffne, du kannst nun seine Werke schauen, und wie er sich selbst befindet.' An dieser Stelle setzt der Herausg. im Texte als παρεπιγραφή: 'Ανοίγεται ἡ σκηνή, und dazu die Anm. ''Ιδοὺ διοίγω. Schol. Rom. ἐνταῦθα ἐκκύκλημα γίνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ποιμνίοις· εἰς ἔκπληξιν γὰρ ταῦτα φέρει τὸν θεάτην· δείκνυται δὲ ξιφήρης, ᾑματωμένος μεταξὺ τῶν ποιμνίων καθήμενος. Eodem modo Ottfr. Muellerus ad Eum. p. 103. '**Ajas wird durch ein Enkykleme** (schr. **Ekkyklema**) **hervorgeschoben, blutbespritzt, ein blosses Schwerd in der Hand.**' Aiax non protruditur, sed, ut personae tragicae solent, progreditur diductis valvis, quo adstantibus amicis adspectus caedis praebetur; spectatorum oculis hanc lanienam subjici neque opus est neque in expedito positum, nisi credere libet choragum (Arist. Pac. 1021.) ad hoc aliquot vitulos arietesque recens mactatos e macello in scenam transtulisse. Gladii stricti nec significatio ulla nec usus homini sano cum amicis collocuturo.' Wollen wir auch hier nicht den Widerspruch urgieren, der zwischen der Parepigraphe und Anmerkung statt findet, da ein Oeffnen der Scene doch wohl mehr besagen soll, als das bloße Heraustreten eines Schauspielers; wollen wir auch die innere Unmöglichkeit nicht weiter entwickeln, daß Aias, von dem

wir eben hörten, daß er in tiefem Schmerz versunken liege, auf einmahl aus keinem andern Grunde heraus komme, als um sich gegen den Chor über seine Schmach zu expectorieren: so müssen wir doch die Beweise geltend machen, die in directen Aussagen des Dichters liegen. Aias sagt in der lyrischen Schilderung seines Schicksals V. 357 (364) ff.: Ὁρᾷς τὸν θρασὺν, τὸν εὐκάρδιον, τὸν ἐν δαΐοις ἄτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις με θηρσὶ δεινὸν χέρας; was doch — nach genauster Auslegung — nichts anders heißen kann als: 'Du siehst mich, den kühnen Helden, den furchtlosen Kämpfer in der Feldschlacht, wie ich jetzt mit meinen Händen unter harmlosen Thieren gewüthet habe'. Also ist es klar, daß Aias sich noch mitten unter diesen Thieren befand; er muß sichtbar seyn als δεινὸς χέρας ἐν ἀφόβοις θηρσί. Schon vorher sagt der Chor von ihm V. 355 (349) 'Die Sache selbst zeigt, welche Sinnlosigkeit ihn ergriffen hat.' Die Worte, die Aias der Tekmessa zuruft, als sie ihm flehend zu Füßen fällt 'Wirst du nicht heraus gehen, nicht den Fuß hinweg heben', (Οὐκ ἐκτός; οὐκ ἄψορρον ἐκνεμεῖ πόδα) V. 369 (362) lassen sich auch nur so erklären, daß Tekmessa in das geöffnete Zelt, in welchem Aias sitzen geblieben ist, hinein dringt. Ferner sieht man auch, daß die Umgebung des Zeltes den Aias hindert, die Bühne zu überschauen, daher er sein Kind Eurysakes, das auf Tekmessa's Ruf von einem Diener gebracht wird, nicht sogleich sehen kann, sondern die Tekmessa fragt 'Kommt er, oder bleibt er hinter dem Befehl zurück' V. 543 (538); sie antwortet 'Schon bringt es dieser Diener uns nahe', und nun bittet sie Aias, das Kind empor zu heben, 'es werde sich ja, wenn es von ihm stamme, nicht scheuen, dies

'frische Blutbad anzuschauen'; wobey wieder kein Zweifel seyn kann, daß Aias sich im Zelte unter den Leichnamen jener Widder und Ochsen befindet. Endlich schließt die ganze Scene, die mit der Oeffnung des Zeltes angefangen hatte, damit, daß Aias die Tekmessa wiederholentlich auffordert, das Zelt wieder zu schließen, was auch nach den Worten: οὐ ξυνέρξεϑ' ὡς τάχος V. 593 (589), ohne Zweifel sehr bald geschehen seyn muß. In der That, so viele und so klare Indicationen des Ekkyklema, als man nur irgendwo in einem tragischen Stücke findet. Der Begriff des Ekkyklema ist nach den alten Grammatikern der einer Maschinerie, wodurch das in den Wohnungen der auftretenden Personen Verborgene an das Licht der offenen Bühne gebracht wird; der Grund desselben liegt in der Oeconomie des alten Dramas, welches — wie das antike Leben selbst — in der Regel auf offnen Plätzen im Freyen spielt, aber doch mitunter genöthigt wird, einen Blick in das Innere des Hauses zu öffnen, weil tragische Scenen, die zur Idee des Stückes wesentlich gehören, aus physischen oder moralischen Gründen nicht anders als mit ihrer Umgebung, dem Innern einer Wohnung, erscheinen können. An dieser Stelle des Aias findet nun zwar keine physische, aber eine moralische Unmöglichkeit statt, Aias aus seinem Zelte hervor treten zu lassen; so lange bey dem Helden der Zustand eines tiefen Gefühls der Schmach, die er sich selbst zugefügt hat, in voller Macht wirkt, kann er nicht sein Zelt verlassen, um mit denen draußen zu conversieren; er kann es höchstens für eine kurze Zeit dulden, daß das Zelt geöffnet wird, damit seine treuen Freunde sehen, wie es ihm geht; erst als er sich so weit gesammelt hat, daß er Tekmessa und den Chor über seine Vorsätze beru-

digen kann, während er sich selbst innerlich in dem Entschlusse des Selbstmordes befestigt hat, tritt er auf die Art, wie der Herausg. es in der obigen Stelle annahm, aus dem Zelte hervor. Eine gewisse Inconsequenz ist freylich bey dem Herausrücken eines innern Raums auf die Bühne nicht zu vermeiden; sie findet sich in den meisten Fällen der Anwendung des Ekkyklema, und hat für die alte Tragödie wenig zu bedeuten, die bey der höchsten Sorgfalt in der Entwickelung der Idee die gemeine und alltägliche Wirklichkeit mit vornehmer Nachlässigkeit behandelt; sie liegt darin, daß die Chorpersonen nach Tekmessa's Willen in das Zelt eintreten sollen, V. 329 (324), wie in Aeschylos Agamemnon V. 1344. in den Pallast der Atriden, und doch hernach offenbar außer dem Zelte bleiben, wie dort außer dem Pallaste des Agamemnon, und mit den Personen darin Gespräch führen, als wären diese ebenfalls draußen. Dafür haben alle Ekkyklemen-Scenen der alten Tragödie eine große plastische Kraft und Schönheit, die eben darin liegt, daß der Anblick allein eine Fülle von ergreifenden Gedanken in sich faßt; der edle Held, Hektors würdiger Gegner, unter so unwürdigen Trophäen und Denkmählern seines Heldenthums, war für jeden Griechen ein Anblick von erschütternder Gewalt, und dabey eine Gruppe von der schönsten Abrundung, wie sie der Griechische Geschmack verlangt: so sieht man ihn auf einer bekannten Paste bey Tischbein, Homer Heft VII. Taf. 6. Die Thiere um ihn waren natürlich auf der Bühne keine wirklichen Hämmel und Kälber aus dem Schlächterladen, was allerdings einen schlechten Effect gemacht haben würde; aber wer mit der alten Wachs- und Gyps-Bildnerey irgend bekannt ist, und an die Freygebigkeit denkt,

mit der die Athener die Aufführung dieser Stücke ausstatteten, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß eine kräftige und geistvolle Plastik alles Erforderliche aufs vollkommenste geleistet haben wird. Zum Schlusse dieser Auseinandersetzung bemerken wir, daß auch Hr Prof. Wunder das Hervortreten des Aias bestreitet, nur geht er nicht von den richtigen Vorstellungen vom Ekkyklema aus, dessen Name schon ein Hervorgerolltes ausdrückt; Virgils Scena versis discedit frontibus bezieht sich auf die bekannte scena versilis der Römer, die mit dem Ekkyklema nicht das Geringste zu schaffen hat.

Wir können aber diese Ekkyklemen-Scene nicht verlassen, ohne den Versuch, eine andere Personen-Abtheilung, als die, welche der Herausgeber mit den andern Critikern gemein hat, seinem eigenen Urtheile zu empfehlen. Ueberblickt man die ganze Scene von dem Anfange des Ekkyklema bis zu der größeren Rede des Aias, V. 348—429.: so sieht man leicht die genaue symmetrische Anordnung der Reden und Gesänge. Aias respondiert in seinen lyrischen Gesängen sich selbst; die Reden des Chors aber und der Tekmessa sich gegenseitig — ein System, welches um so einfacher hervor tritt, wenn man bemerkt, daß στροφὴ β' und γ', eigentlich nur eine durch die Tekmessa unterbrochene Strophe bilden, so wie auch ἀντιστρ. β' und γ', wo die Unterbrechung vom Chore ausgeht. Dann zerfällt die ganze Partie in drey Theile, von denen jeder sich auf die angegebene Weise wiederholt: 348—355. = 356—363. 364—378. = 379—393. 394—411. = 412—429. Ist dies richtig, so müssen die beiden Verse 362. 363 (355. 356) Εὔφημα φώνει . . τίθει, und der Vers 386 (379) Μηδὲν μέγ' εἴπῃς nicht, wie

während es den Körper zu durchbohren schien, und grade bey der scenischen Darstellung des Aias von den Alten erwähnt wird. Aias könne unmöglich zu der Stelle zurück kehren, wo er, wenn die Nachricht von Teukros nicht inzwischen eingelaufen wäre, die Seinen sämmtlich antreffen würde. Hier nimmt also offenbar Hr Lobeck eine Scenen-Veränderung an, wofür er sich auch auf den Gebrauch der Periakten im Attischen Theater beruft. Aber alles dies hat doch nichts mit einem Ekkyklema zu schaffen, welches nur das Hervortreten eines innern Gemachs auf die Bühne bewirken kann; was aber die Periakten anlangt, so können diese nach Vitruv's und Pollux aus einer Quelle abstammender Lehre nur eine Veränderung eines Theils der Decoration, einer einzelnen Aussicht oder besonderen Partie der Bühne bewirken, wie auch nur eine solche in Aeschylos Eumeniden erforderlich ist, aber nicht ein Lager in einen einsamen Wald verwandeln, zumahl da beide Decorationen massiver Art seyn mußten, nicht bloß gemahlt seyn konnten. Fragen wir nun nach den Gründen, aus denen der Herausg. eine totale Ortsveränderung annimmt: so beruft er sich besonders darauf, daß Aias nicht dahin zurück kehren könne, wo er eben gewesen; wir können aber den Beweis gewissermaßen umkehren, indem wir uns darauf stützen, daß der Chor den Aias auf seiner weiten Wanderung nach O. und W. nicht gefunden hat, sondern jetzt erst, wo die beiden Hemichorien sich auf dem Rückwege wieder zusammen finden, dem Orte nahe kommt, wo Aias sich ermordet; auch darauf, daß Tekmessa es ist, die offenbar mehr in der Nähe geblieben ist, welche den Leichnam auffindet. Sophokles muß also angenommen ha-

ben — in sofern dem Dichter überhaupt zugemuthet werden darf, über solche Dinge bestimmte Rechenschaft zu geben — daß Aias sich nicht so sehr weit von den Zelten entfernt habe; überdies kann die Bühne, die nach obiger Erörterung zur einen Hälfte ein Lager, zur andern eine Waldgegend vorstellte, in der idealen Raumerweiterung, welche das alte Drama sich gern und leicht gestattet, auch eine Gegend umfassen, die man sich von den Zelten in einer ziemlichen Entfernung denken darf. Es ist also auch für eine Scenen-Veränderung kein hinlänglicher Grund vorhanden. Daß nun der Chor den Leichnam des Aias nicht sogleich sieht, erklärt sich hinlänglich aus der Lage der Orchestra gegen die Bühne und der speciellen Einrichtung dieses Theils des Prosceniums; daß aber die Zuschauer den Selbstmord des Helden nur dunkel und unbestimmt gesehen hätten, nöthigt nichts anzunehmen, zumahl bey dem nachgewiesenen Gebrauche des Theater-Schwerts. Wir möchten bey der ganzen Frage, in wie fern der Geschmack der Griechen solche Handlungen auf der Bühne gestattet, nicht von der etwas seicht gefaßten Vorschrift des Horaz ausgehen: Ne pueros populo coram Medea trucidet; es hat offenbar einen tieferen Grund, daß in der Regel überhaupt keine Scenen bedeutender körperlicher Exertion, keine Kämpfe, Kriegsthaten, Verwundungen, Mishandlungen und dgl. in der alten Tragödie vorkommen. Das tragische Drama, obgleich vom Handeln benannt, bleibt doch weit mehr ein Werk der Rede, als das neuere; und der Unterschied vom Epos liegt weit weniger in dem Gegensatze von Erzählung und That, als in der vollständigeren Entwickelung der Handlungen als Willensacte

aus der menschlichen Seele, und — was ursprünglich die Hauptsache war — in der Entwickelung der Wirkungen, welche diese Handlungen auf das mitfühlende Gemüth hervor bringen. Die stumme Handlung, bey der diese Entwickelung aufhört, und alle Rede unpassend wird, tritt daher in keinem antiken Drama auf die Bühne, wodurch viele Scenen Shakespeare'scher und Schiller'scher Tragödien absolut von der antiken ausgeschlossen sind: aber ein Aias in der Stimmung und Geistesverfassung, in der er von der Welt Abschied nimmt, um sich sogleich in das Schwert zu stürzen, ist ein vollkommen würdiges Sujet für eine Darstellung des reinsten tragischen Styles, wenn auch dabey vor den Augen der Zuschauer Blut vergossen werden mußte.

Der Herausgeber nimmt nach dieser Bemerkung weiter keine Rücksicht mehr auf die scenische Darstellung; doch wollen wir, um die gegebenen Erörterungen zu einem kleinen Ganzen abzurunden, und einigen möglichen Schwierigkeiten vorzubeugen, die locale Einrichtung des Dramas bis zum Schlusse verfolgen. Aias Leichnam wird sehr bald, nachdem er gefunden, von der Tekmessa mit einem großen Gewande verhüllt, das sie sich selbst abnehmen muß, 'weil kein Freund es vermöchte, das zur Nase empor geschnaubte und aus der Wunde strömende schwarze Blut anzuschauen' V. 915 (896) ff. Diese Verhüllung ist an sich nicht so motiviert, als sonst solche Handlungen in der Poesie, zumahl da doch Teukros sehr bald, V. 1003 (978), den Leichnam wieder zu enthüllen befiehlt. Offenbar hat diese Verhüllung einen scenischen Grund in der Oeconomie des Stückes; der Leichnam des Aias,

das heißt der Schauspieler, der jetzt den todten Aias darzustellen hatte, mußte durchaus entfernt und durch eine leblose Figur ersetzt werden, nicht bloß, weil ein lebendiger Mensch schwerlich den Leichnam bis ans Ende des Stückes mit hinlänglicher Leichenhaftigkeit spielen konnte, sondern aus dem noch dringendern Grunde, weil der als Aias gestorbene Schauspieler einige Minuten nach der Verhüllung als Teukros wieder auftreten muß. Denn nach der auf drey Schauspieler basierten Oeconomie der Sophokleischen Tragödie fallen in diesem Stücke dem Tritagonisten die dafür geeigneten Rollen des Agamemnon und Menelaos, nebst der Athena im Prologe zu, dem Deuteragonisten Odysseus und wahrscheinlich Tekmessa, und der Protagonist muß nothwendig außer dem Aias den Teukros übernehmen, da Teukros, eben so wie Aias, mit zwey anderen redenden Personen zusammen auftritt; wobey noch zu bemerken ist, daß der Deuteragonist als Tekmessa V. 988 (964) abgeht, um den Knaben Eurysakes zu holen, und dafür V. 1169 (1145) ein Statist in der Maske der Tekmessa wieder kommt, da alle drey Schauspieler in den folgenden Scene andere Rollen haben. Es ist ein noch nicht erschöpfter Stoff der Forschung und bewundernden Betrachtung, mit welchem Geschick die alten Tragiker diese Beschränkungen ihrer Kunst — die auch nicht bloß zufällig waren, sondern im Wesen der antiken Tragödie ihren Grund hatten — zu beobachten und sich ihnen ohne Schaden höherer Kunstforderungen zu fügen gewußt haben. — So lange Aias Leichnam an der Stelle liegt, wo der Herös sich entleibt hatte, spielt das Stück an der einen Seite des Proscениums, ziemlich entfernt von der Mitte. Man

bemerkt aber, daß die Tragiker in der Regel die Mitte der Bühne behaupten, und um diese ihre Personen symmetrisch gruppieren: daher auch Sophokles in diesem Stücke den Leichnam des Aias, um dessen Todtenehre sich der zweyte Theil des Dramas dreht, dahin zu bringen suchen mußte. Er läßt daher den Teukros, vom Chore aufgefordert, schon Hand an die Bestattung legen; es ist anzunehmen, daß nach V. 1042 (1017) Teukros mit seinen Begleitern den Leichnam in die Gegend des Zeltes bringt, obwohl Menelaos gleich bey seinem Auftreten es zu hindern sucht. Daher, als Teukros mit dem unerwarteten Beystande des Odysseus die Bestattung des Bruders erstritten hat, unter den anderen Veranstaltungen, die zum Begräbniß gehören, eine Schaar von Männern nach Teukros Gebot den Waffenschmuck aus Aias Zelte holen soll; man sieht sie wahrscheinlich sogleich nach dem sich öffnenden Zelte abgehen, und die vorbereitenden Veranstaltungen zu einem stattlichen Heroen-Begräbniß zum Vorschein kommen.

So viel über diese Seite der Erklärung, die indeß auf jeden Fall für den Herausgeber zu sehr Parergon war, als daß wir darnach das Verdienst des Commentars als solchen messen könnten. Wir wollen deswegen noch einige einzelne schwierige Stellen, die meist mit der Critik zusammen hängen, mit Bemerkungen begleiten, wobey wir uns um so kürzer fassen wollen, da in den meisten Stellen schon alle möglichen Auffassungsarten erschöpft und debattiert sind.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.
Den 14. Julius 1838.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Sophoclis Aiax. Commentario perpetuo illustravit Lobeck.

Ueber die erste Strophe, welche der Chor singt: Ἦ ῥά σε Ταυροπόλα, hat der Herausg. durch grammatische und mythologische Erörterungen großes Licht verbreitet; nur vermißt man etwas Geringfügiges, aber doch sehr Wesentliches, das Fragezeichen am Ende der Strophe. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Chor nicht sagen kann: 'Traun, Artemis Tauropola hat dich gegen die Rinderheerden der Achäer getrieben, oder Enyalios durch nächtlichen Trug die Entziehung der Beute gerächt! — wenn derselbe Chor noch der Meinung ist, daß diese wahnsinnige That eine Erfindung der Atriden und des Odysseus sey, und eben mit dem Wunsche und der Hoffnung herbey kommt, um von seinem Fürsten die Widerlegung dieses Gerüchts zu hören. Auch findet der Ref., daß andere neuere Herausgeber, Hr W. Dindorf und E. Wunder, das Fra-

gezeichen gesetzt haben; dagegen Hr Fr. Ellendt Lex. Sophocl. I, p. 748. die Stelle unter die Beyspiele von ἦ confirmandi s. asseverandi vi dictum aufgenommen, was auch adsignificata consideratione rei indignae et vix exspectandae hier unmöglich ist. Die Partikelverbindung ἦ ῥα steht gerade so fragend, mit folgendem ἦ, bey Pindar Isthm. 6, 3.

Der feyerliche Ton der Dorischen Harmonie geht in der Epode in eine mehr leidenschaftliche Bewegung über, die sich in den unrhythmischen, aber für die auszudrückende Stimmung vollkommen geeigneten Versmaßen kund thut. Wir bemerken dies wegen der Lesart von V. 197., welchen der Herausg. ἐχθρῶν δ' ὕβρις ὧδ' ἀτάρβηθ' schreibt: wobey vielleicht seine Critik, wie auch sonst im Ganzen, das Metrische zu sehr bey Seite setzt. Vergleicht man aber die Metra der folgenden Verse: – –́ ⏑⏑ – –́ ⏑ – –́ – |
: – –́ – –́ – –́ – –́⏑⏑ – –́ – | ⏑ –́⏑⏑ – –́ –:
so sieht man leicht, daß der Numerus von ὧδ' ἀτάρβητα dem Verse wesentlich ist. Es ist aber auch nicht ἀτάρβητος mit andern neueren Herausgebern zu schreiben, eine Lesart, die aus der Scheu vor dem, am Ende dieser Gattung von Versen vollkommen rechtmäßigen Hiat entstanden ist.

Aus dem schon oben bey der Scenerie behandelten Kommos wählen wir nur eine Strophe zu einigen Bemerkungen aus, die Worte des Aias: Ἰὼ γένος ναΐας ἀρωγὸν τέχνας, ἅλιον ὃς ἐπέβας ἑλίσσων πλάταν, σέ τοι σέ τοι μόνον δέδορκα ποιμένων ἐπαρκέσοντ'· ἀλλά με συνδάϊξον. Der Herausgeber findet die Worte ἅλιον ὃς ἐπέβας κ. τ. λ. so schwierig, daß er äußert: Equidem fatebor, me neque ut his

acquiescerem a me impetrare potuisse, neque aliud, quod plene perfecteque satisfaciat, expeditum habere. Die Erklärung, bey der er sich nicht beruhigen kann, ist die Brunck'sche, wornach πλάτη für das Schiff stehen, und Object beider Verba, ἐπιβῆναι und ἑλίσσειν, seyn soll, wogegen allerdings Vieles oder vielmehr Alles spricht. Offenbar gehört ἑλίσσειν πλάταν ἅλιον zusammen, das Ruder durch das Meer schwingen, denn ἅλιον ist das locale Prädicat, welches nicht unmittelbar, sondern durch das Verbum mit seinem Nomen verbunden ist. Da nun also ἐπέβης für sich bleibt, so muß ἐπιβῆναι absolut für ἐπιβάτην γενέσθαι, ἐπιβατεῦσαι genommen werden; worin doch wohl für Sophokles Sprachgebrauch keine zu große Schwierigkeit liegt. In dem folgenden Verse kommt es in der That nicht mehr auf Erklärung an; daß auch die von Hn Lobeck ausgeführte, wonach das Particip des Futurums substantivisch stehen, und ποιμένων, als allgemeine Bezeichnung des Fürsten Aias, davon abhängen soll, in grammatischer Hinsicht höchst bedenklich ist, verhehlt der vorsichtige und gewissenhafte Forscher selbst nicht. Was aber die bisherigen Verbesserungsvorschläge anlangt, so kann auch πημονὰν, welches Herr Wunder von Reiske angenommen hat, genauer besehen, nicht genügen; 'ich sehe, daß du allein mir helfen werdest', ist ein schwacher, beynahe frostiger Ausdruck für die Stelle. Gewiß ist ein Infinitiv nöthig, der das bezeichnet, was der Chor unmittelbar an den Tag legt; nach εὐμενεῖν, ζαμενεῖν, δυςμενέων darf man wohl πρευμενεῖν wagen.

Zu dem Anfange des ersten Stasimon wollen wir etwas zur Vertheidigung der von dem Herausg. fest gehaltenen Lesart der Handschrift:

Ὦ κλεινὰ Σαλαμίς, σὺ μέν που ναίεις ἁλίπλαγκτος εὐδαίμων hinzu fügen, zumahl da sich bey Wunder wieder ἁλίπλακτος findet. Hr G.R.R. Lobeck hatte selbst früher ἁλίπλακτος geschrieben, aber findet es jetzt glaublich, daß die Worte πλάζω, πλήγνυμι, πλήσσω eben so unter einander verwandt seyen, wie im Deutschen schlagen und verschlagen, und meint, daß zwischen ἁλίπλαγκτος und θαλασσόπληκτος wohl kein Unterschied seyn möge. Nun werden wir schwerlich die Verwandtschaft der beiden Wurzeln ΠΛΑΓ (πλήσσω) und ΠΛΑΓΓ (πλάζω) in Abrede stellen, aber es fällt schwer zu glauben, daß deswegen irgend ein Dichter, dem die Sprache noch nicht ein klingendes Spiel mit Worten war, die so scharf geschiedenen Bedeutungen geschlagen und verschlagen, hin und her geworfen, erschüttert werden, vermischt habe. Vielmehr muß der Grund in der Erscheinung der Brandung selbst gesucht werden, welche bekanntlich bey großer Heftigkeit den Schein hervor bringt, als schwanke die Küste hin und her. So hieß ein Berg in Megaris, der in den Krissäischen Meerbusen vorspringt, Aegiplanktos, der von den Wogen (αἶγες) umbrandete. Wäre man auf diese Bedeutung von πλάζεσθαι aufmerksam geworden, so würden auch die Plankten der Odyssee nicht bis auf diesen Tag in der Homerischen Geographie ihre Stelle als Irrfelsen behauptet haben. Allerdings nahmen sie die spätern Dichter und Mythologen, welche sie Symplegaden und Syndromaden nennen, als lebendige, durch Zusammenstoßen das hindurch fahrende Schiff zerschmetternde Felsen, aber Homer hätte unmöglich diese Eigenschaft, wenn er sie ihnen beylegte, mit Stillschweigen übergehen können. Er beschreibt in der bekannten Schilderung, Od. XII, 59 —

72., weder zwey Felsen, die eine Meerenge einschließen, sondern vielmehr eine Felsenküste — noch auch bewegungskräftige Felsen, sondern das Meer ist es, welches mit gewaltiger Fluth Alles an diese Felsenküste anschleudert und zertrümmert. 'Allein die allgefeyerte Argo, sagt der Dichter, schiffte unter den meerdurchschneidenden Schiffen daran vorbey, und auch die würde die Fluth schnell gegen die großen Felsen geworfen haben, wenn nicht Hera sie vorbey geleitet hätte.' Wir verweilen noch etwas bey diesem Verse des Sophokles um einer Kleinigkeit willen, des Komma's, welches der Herausg. zwischen ἀλίπλαγκτος und εὐδαίμων setzt. Doch liegt in dieser Kleinigkeit ein für das Verständniß und die poetische Auffassung der Stelle nicht unbedeutendes Moment. Wenn das Komma richtig steht, müssen die Begriffe ἀλίπλαγκτος und εὐδαίμων einander coordiniert seyn, und in gleicher Beziehung zum Substantiv stehen. 'Du wohnst meerumbrandet, selig, für immer bey Allen gefeyert'. Daß dies keinen richtigen Sinn gibt, leuchtet ein. Man sollte wohl genauer, als bisher geschehen, bey der Interpretation, und auch schon bey der Interpunction, Adjectiva-Attributa, die schon vorher in Gedanken mit dem Subject verbunden sind, Prädicate, die erst durch das Verbum verbunden werden, wozu die so genannten adverbialen und proleptischen Adjectiv-Structuren gehören, und Apposita, die erst nach der innern Entwickelung des Satzes hinzu treten, von einander scheiden, und in jeder dieser drey Classen wieder die Unterarten distinguieren. Hier ist εὐδαίμων nebst περίφαντος Hauptprädicat, durch das Verbum ναίεις mit dem Subject verbunden, und ἀλίπλαγκτος ein mit dem Verbum enger verschmolzenes locales Prädicat 'Du wohnst in

der Meeresbrandung glückselig, ewig ruhmvoll'. Die außerordentliche Fülle adjectivischer Bestimmungen in der Sprache des Sophokles, wie z. B. im Oedipus auf Col. 718. : ἁ δ' εὐήρετμος ἔκπαγλ' ἁλία χερσὶ παραπτομένα πλάτα θρώσκει, τῶν ἑκατομπόδων Νηρῄδων ἀκόλουθος macht, daß oft alles Verständniß und alle Schönheit einer Stelle von solchen Distinctionen abhängt, z. B. hier des εὐήρετμος als Attributum, des Particips χερσὶ παραπτομένα (natürlich von παράπτεσθαι, nicht von παραπέτεσθαι, wie bey Hn Ellendt) als Theil des Prädicats, des ἁλία als localen Prädicats, des ἀκόλουθος als Appositum. 'Das wohl aufgehängte Ruder springt, von den Händen ergriffen, in gewaltigem Schwunge durch das Meer, den hundertfüßigen Nereiden nacheifernd'. Für dies zur Kenntniß der poetischen Diction so wichtige Kapitel genügen auch die neuerlich erschienenen grammatischen Studien über die Syntax des Adjectivs noch nicht. In der darauf folgenden Rede des Aias wollen wir die gelehrte Erklärung der Stelle: κἀγὼ γάρ, ὃς τὰ δείν' ἐκαρτέρουν τότε, βαφῇ σίδηρος ὥς, ἐθηλύνθην στόμα πρὸς τῆσδε τῆς γυναικὸς V. 650 (638) ff., hervor heben, und noch zu unterstützen und näher zu begründen suchen. Völlig einleuchtend ist für den Rec., daß die Vergleichung βαφῇ σίδηρος ὥς zu dem θηλύνεσθαι, nicht zu dem καρτερεῖν, gehört; und daß Platon von derselben Sache redet, wenn er sagt (Staat III. p. 411 b.): 'er erweichte das Zornmüthige wie Eisen, und machte es aus einem unbrauchbaren, spröden Stoffe zu einem brauchbaren'. Diese Erweichung oder vielmehr Verringerung der natürlichen Sprödigkeit geschah durch Löschen des glühenden Eisens in Oel, wie mehrere Anführungen des Herausg. beweisen. Freylich

erwähnt der Hauptgewährsmann, Plinius N. H. XXXIV, 14, 41. §. 146., dies Verfahren nur bey kleinern Werkzeugen aus Eisen: tenuiora ferramenta oleo restingui mos est, ne aqua in fragilitatem durentur. Allein es muß ein ähnliches, nur weniger bekanntes Verfahren gegeben haben, wodurch das Eisen für das Treiben und Eiselieren (τορεύειν, caelare) geeignet gemacht wurde. Bey dem berühmten Hypokteridion des Glaukos, welches sehr künstlich eiseliert war, wird in technischer Beziehung die Erweichung, μάλαξις, als Hauptsache hervor gehoben; sie war nach Plutarch de def. orac. 47. durch Feuer geschehen, und mit der Eintauchung ins Wasser verbunden (μάλαξιν διὰ πυρὸς καὶ ὕδατος βαφήν), wovon man freylich eher das Gegentheil erwarten sollte. Zu Kibyra in Kleinasien hatte man nach Strabon XIII. p. 631. die eigene Kunst, das Eisen leicht zu ciselieren. Die βάψις χαλκοῦ καὶ σιδήρου, die aus Antiphon von Pollux, VII, 169., angeführt wird, ist dagegen die Kunst, dem Erz und Eisen beliebige Farben zu geben.

Es wird gewiß Hn G. R. R. Lobeck und anderen Philologen willkommen seyn, die Stimme eines der wenigen Kenner der alten Technologie in unserer Zeit, Hn Hofr. Hausmann's, über diesen Gegenstand zu hören: 'Wenn man dem Eisen durch Eintauchen in eine gewisse Flüssigkeit nach vorher gegangenem Glühen — denn dies ist dabey voraus zu setzen — einen veränderten Härtegrad ertheilte, so muß solches stahlartiges gewesen seyn, weil reines, kohlenstoffleeres Stabeisen sich auf diese Weise nicht verändert. Daß bey den Eisendarstellungs-Processen der Alten mannigfaltige Abänderungen vom weichen Eisen bis zum Stahl erfolgen konnten, habe ich in

meiner Abhandlung de arte ferri conficiendi vet. §. 37. p. 42. gezeigt. Die Alten schrieben offenbar dem Wasser eine zu große Wirkung auf die Härtung des Stahls zu (Plin. XXXIV, 14. Justin XXIV, 4.), wenn es gleich wahr ist, daß weiches und hartes Wasser, Salze u. dgl., auf den Härtegrad Einfluß haben. Alle fettigen Substanzen, Oele, Talg, Wachs, Seife, geben eine schwächere Härtung als Wasser.'

Weit weniger können wir dem Herausg. auf seinem Wege der Erklärung bey der Stelle V. 674 (660) δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε στένοντα πόντον folgen. Wäre es wirklich denkbar, daß ein Dichter in irgend einer Sprache den Gedanken: Die Winde hören auf und das Meer beruhigt sich, so ausdrücken durfte 'Das Wehen der furchtbaren Winde beruhigt den seufzenden Pontus'; auch wenn immer schon vorher von andern Dingen die Rede gewesen ist, die durch ihr Verschwinden einen andern Zustand herbey führen. Aber wie werden wir dann den Vers Virgils Aen. V, 763., den weder der Herausgeber noch auch Hr Wunder vergleicht, verstehen: placidi straverunt aequora venti, der wieder auf Horaz Od. 1, 3, 15. vom Notus: tollere seu ponere vult freta Licht verbreitet. Die Sache ist, daß wirklich ein gleichmäßiger Wind nach einem Sturme auf dem Meere die aufgeregte Fläche schneller ebnet, als eine Windstille. Freylich das Epitheton δεινῶν geht nicht auf das Wehen als beruhigend, sondern bezeichnet vielmehr die entgegen gesetzte Natur desselben, die vorher gewaltet hatte: 'das Wehen furchtbarer Winde ebnet dann auch wieder das noch unruhig bewegte Meer'.

Zum Schlusse stimmen wir ganz mit dem Urtheile oder Gefühle des Herausg. überein, daß

er sich die letzten, zur Abrundung der ganzen Tragödie nothwendigen, Worte des Teukros: Αἴαντος, ὅτ' ἦν, πότε φωνῶ, nicht entreißen läßt, der grammatischen Schwierigkeit ungeachtet, die sich vielleicht weniger durch die von Andern vorgeschlagene künstliche Attraction, als durch ein Zeugma des Tempus beseitigen läßt, so daß aus πονῶν ein πονήσας oder πονήσων herausgenommen würde. 'Jeder Freund komme, für den durchaus wackern Mann sich zu mühen, und für keinen bessern unter den Sterblichen jemahls, als Aias war, damahls, sag' ich, war, als er war'.

Die S. 113. Anm. 2. dem Unterz. beygelegte Meinung über die Λητῷ φυτία ist nicht die seinige, wie Hr Lobeck leicht durch genaueres Nachschlagen sehen wird.

K. O. M.

Stettin.

Bey F. H. Morin. Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben herausgegeben von Wilhelm Böhmer, Professor am Gymnasium in Stettin. 162 u. 352 Seiten in Octav.

Der Herausgeber wurde durch das Wiederauffinden der Kantzow'schen Fragmente zu eben der Zeit, in welcher er sich mit einer Abhandlung über diesen Chronisten beschäftigte, bewogen, den gesammten historischen Nachlaß des pommerschen Geschichtschreibers critisch geordnet dem Publicum zu übergeben. Sind wir nun schon solchergestalt wegen des vielfach ergänzten und gereinigten, auch in sprachlicher Hinsicht wichtigen Textes dem Vf.

zu warmem Danke verpflichtet, so haben wir nicht minder die Sorgfalt anzuerkennen, mit welcher derselbe eine einleitende Abhandlung über seinen Chronisten voraus schickt. Nachdem uns die pommerschen Historiker vor Kantzow vorüber geführt sind, finden wir im zweyten Abschnitte der Einleitung das Leben und die Schriften Kantzow's besprochen. Thomas Kantzow, der wahrscheinlich in Stralsund geboren war und 1525 die Universität zu Rostock bezog, erscheint schon 3 Jahre darauf als Secretair der pommerschen Fürsten Barnims IX. und Georgs I. Bey der Landestheilung zu Wolgast 1532 zwischen Barnim und Philipp trat Kantzow in die Dienste des letztern, die er jedoch schon 1537 verließ, um in Wittenberg noch einmahl den Studien obzuliegen; er starb 1542. In seinem 3 Foliobände umfassenden handschriftlichen Nachlasse, der erst in der neuesten Zeit vollständig aufgefunden ist, nimmt die niederdeutsche Chronik von Pommern den ersten Band ein; der dritte Band enthält die ins Hochdeutsche umgeschmolzene niederdeutsche Chronik, wozu die verschiedenen Collectaneen den zweyten Band bilden. Der dritte Abschnitt gibt uns das Leben und die Schriften des Nicolaus von Klemptzen, der, seit 1527 in Diensten des Herzogs Georg zu Stettin, als treuer Freund und Mitarbeiter dem Kantzow zur Seite stand. 1547 wurde Klemptzen mit dem Amte Stolpe begnadet; er starb 1552. Die Aufzählung seiner historischen Schriften findet sich S. 86 ff. Die im vierten Abschnitte besprochene Kantzowsche Chronik, Pomerania benannt, ergibt sich als eine mit mancherley Zusätzen versehene Verarbeitung der Kantzowschen Fragmente. Daß sie nicht von Kantzow selbst geschaffen ist, beweist durchgehends ihre von der Methode des Genann-

ten völlig verschiedene Darstellungsart; daß nicht Klemptzen ihr Bearbeiter sey, wie man seit Kosegartens Ausgabe derselben mehr und mehr zu glauben sich berechtigt fühlte, glaubt der Herausgeber aus verschiedenen, S. 116 ff. aufgestellten, Gründen verneinen zu müssen. Der fünfte Abschnitt läßt sich über Kosegartens Pomerania aus (Greifswald 1816. 8, 2 Bde), dessen Verfahren bey dem Abdrucke des Kantzow nicht überall gebilligt werden kann.

Nach dieser critischen Einleitung folgt die niederdeutsche Chronik des Kantzow 'Ursprunk, Altheit und geschicht der Lande und Volker Cassuben, Wenden und Ruyen' die sich vom Anfange der pommerschen Geschichte bis zum J. 1536 erstreckt und namentlich seit 1523 mit erfreulicher Ausführlichkeit ihren Stoff behandelt. Mit S. 118. beginnt der Theil der Chronik, der für uns von besonderem Interesse ist, weil der Vf. sich theils auf mündliche Ueberlieferung von Augenzeugen beruft, theils dem Gange der Begebenheiten selbst beywohnte. 'Da es, sagt der Verf., bey dieser Gelegenheit, dessen Worte hochdeutsch wieder zu geben uns vergönnt seyn mag,' da es nicht nur lustig ist, sondern auch denen, die in Verwaltung des Landes, der Leute und des gemeinen Besten sind, zum Brauch und Nutzen gereicht, die alten Geschichten zu wissen, damit sie in allen Fällen des Lebens ein Vorbild gewinnen, sich in dasselbe zu schicken: so habe ich mich unterwunden, dasjenige, was ich von dem Alter dieses Landes gehört und sonst erfahren, auch was ich selbst zu meinen Zeiten angesehen und erlebt, anzuzeichnen; nicht als ob ich mich der Geschicklichkeit rühmte, daß ich solches der Art vorbringen könnte, wie es sich eignet; sondern da diejenigen, die mehr um diese Geschichten wissen und zum

Theil selbst mit daran und darüber gewesen, zum Theil auch ein besseres Gedächtniß für die Dinge, welche sie von ihren Eltern gehört, besitzen als ich, sich der Mühe nicht unterziehen wollen, solches ihren Nachkommen mitzutheilen, so wollte ich doch meinen guten Willen hierin bezeigen.' Seit dem Tode Wratislavs IV. (1326) finden wir die 3 Herzogslinien von Stettin, Pommern im engeren Sinne des Wortes, und Wolgast. Als nun mit König Erich von Dännemark der Name der Herzöge von Pommern erlosch, wurde das Land zwischen Erich II. von Wolgart und Otto von Stettin getheilt. Da starb auch Otto, noch Jüngling, und als Glinden, Burgemeister zu Stettin, von Geburt ein Märker und dem Markgrafen befreundet, dem Herzoge Schild und Helm in das Grab nachwarf und rief: 'da liegt unsere Herrschaft!' trat einer von Adel hervor, sprang in die Gruft, holte Helm und Schild wieder hervor und rief: 'Der Glinden lügt wie ein ehrloser Bösewicht! noch sind Herzöge zu Stettin und Pommern, unsere angeborenen Herren, die wollen wir nicht ausschlagen!' und alsbald schickte man Schild und Helm an die Herzöge Erich und Wratislav. Glinden aber unterhandelte mit dem Markgrafen bey Stettin unter einer Linde zur Zeit der Nacht und versprach, Stettin zu öffnen. Die gemeine Bürgerschaft aber wußte nichts davon. Der Glinden indessen stellte zuverlässige Männer an das eine Thor, die ließen den Thorflügel nur angelehnt und deuteten den vom Markgrafen voran gesandten Spähern an, daß es Zeit sey, und jeder Verzug Schaden bringe. Während dessen saßen die Knochenhauer in ihrer Zechstube, um über Harnisch und Rüstung zu berathen und Acht zu haben auf die Ruhe der Stadt. Und einen trieb es hinaus zu

gehen; der hörte von fern ein Getümmel, als trabten Pferde der Stadt zu; das waren die markgräflichen Späher gewesen. Er aber geht zum Thore, sieht die Flügel halb offen stehen und hört die Wächter mit Fremden da draußen reden. Da erschrickt er, läuft zurück und verkündet seinen Genossen das Geschehene; die waren eilig mit ihrer Rüstung auf, liefen ans Thor, verschlossen solches, jagten die Wächter davon. Der Markgraf aber, als er sich verrathen sah, zog nach Garz zurück.

Auf diese Weise, in Tschudischer Manier, erzählt uns der Vf. die Begebnisse seiner Heimath und weiß durch lebendige Schilderung der Einzelheiten die Spannung seiner Leser wach zu erhalten. Seine Erzählung gleicht einer fortlaufenden Kette kleiner, sauber ausgemahlter Bilder, die aber im Zusammenhange ein einziges großes Gemählde mit kecken, sicheren Umrissen bilden. Ohne diese kleineren Züge würde uns die Anschaulichkeit des großen Ganzen niemahls in dem Maße zu Theil werden. Da ist kein Abwägen und Besprechen, kein fades Moralisieren und Räsonnieren; kurz und derbe stellt sich der Kantzow seinen Lesern gegenüber, die, wenn er die Lippen aufthut, zum Sprecher mit kindlicher Spannung aufhorchen. Nicht minder schön ist die nachfolgende Erzählung (S. 134 ff.): Als Erich II. 1474 starb mit Hinterlassung von Wratislav und Bugislav, mußte letzterer zu Rugenwalde mit gemeinen Buben in die Schule gehen, und feilschte sich mitunter selber seine Schuhe und Kleider und aß mit den Bürgern was sie hatten. Als er nun groß geworden, da kam ein Bauer zu ihm, hieß Hans Lange, und sprach: 'Herzog Bugislav, was gehst du so hin, als ob du nirgends zu Hause gehörtest und willst nicht begrei-

sen (froden), daß du ein Fürst bist?' Wie sich nun der Jüngling beklagte über die Härte der Mutter, gab ihm Hans den Rath, er solle die Mutter bitten, daß sie ihn einen Bauer werden lasse und ihm (dem Hans) übergebe. Das that Herzog Bugislav und erreichte, daß die Mutter solches zufrieden war. Des war der Bauer froh und sprach: 'Herzog Bugislav, du sollst mein Sohn seyn; weil ich aber weiß, daß du meiner wenig gedenken wirst, wenn du zum Regimente gelangst, sollst du mir geloben, mir Zeit des Lebens Freyheit von Pacht und Diensten und Landschatzung zu geben und mehr begehre ich nicht.' Sonach erhielt er die Zusage. Aber der Bauer ging zum Kaufmann (wantschnider), nahm Gewand aus und kleidete den Herzog von unten bis oben, kaufte ihm Pferd und Schwert und was dazu Noth that. Die Mutter und die Räthe freuten sich darüber, wußten aber nicht, wo es hinaus wollte. Der Bauer aber ging hin und wieder zu den Edelleuten und ermahnte sie heimlich, ihren Herrn anzunehmen und ihn nicht um des Hasses der Mutter willen als einen Taugenichts (schlimmenitze) zu verstoßen. Wie er nun meinte, seiner Sachen gewiß zu seyn, sprach er: 'Bugislav, es will sich nicht schicken, daß du allhier so im Drecke lebst und läßt dich verstoßen; ziehe hin zum Adel und sprich, du seyest ihr Herr, daß sie dir dienen.' Da das der junge Herr hörte, ward er froh und faßte Muth (und krech ein gemote) und nahm sich vor, also zu thun; denn allezeit hatte er Lust und Begehren nach hohen fürstlichen Dingen. So ritt der Bauer mit ihm hin und brachte ihn zum nächsten Edelmanne; der nahm ihn gütlich auf, fürchtete sich aber vor der Mutter. So brachte er ihn weiter und nahmen ihn die jungen Gesel-

len von Adel gern an, denn jeder war ungeduldig über die Unbilligkeit der Mutter. Darnach schlug sich bald ein ganzer Haufen zu ihm, daß er in kurzer Zeit 2—300 Pferde bey sich sah. Als das die Mutter sah, fürchtete sie sich, floh nach Stolpe und dann nach Danzig und nahm große Schätze mit sich, die sie größtentheils (vuste) dort verthat. Herzog Bugislav aber war nicht böse gegen seine Mutter gesinnt, sondern hieß sie zurück kehren und vertrug sich gütlich mit ihr.

Möge endlich als Beleg für die meisterhafte Darstellung des Chronisten noch folgende unvergleichliche Erzählung hier Raum finden. (S. 138 ff.) 'Den Herzog Wratislav verdroß, daß der Markgraf Garz inne haben sollte und machte deshalb folgenden Anschlag. Es hatte der Markgraf drinnen einen Hauptmann, der hieß Werner von der Schulenburg; der brandschatzte den umher gesessenen Adel, daß er ihm, so oft (vaken) er wollte, Korn und Lebensmittel (vitallie) geben mußte. Das konnten die Herren nicht länger ertragen und mußten sich entweder dem Markgrafen ergeben, oder Garz wieder pommerisch machen. So kamen sie mit Herzog Wratislav überein und nahmen dazu die Hülfe von Stettin und Stargard und war der Anschlag: Werner von der Schulenburg werde Kindtaufe (kindelbehr) haben und gegen die Zeit um Korn zu dem Adel schicken, und wenn er dann zu Bartholomäus Brusehaver, der zu Brusenfelde, jenseits der Oder bey Garz, saß, und jetzt, Gott sey ihm gnädig, todt ist, schicken werde, so solle dieser solches dem Herzoge Wratislav und den Stettinischen und Stargardischen ungesäumt anzeigen, so wollten sie eine List brauchen, wie da folgt. Als es gegen die Zeit kam, sandte Werner von der Schulenburg den Knecht zu den Edel-

leuten und sonderlich zu Brusehaver, ihm Hafer zu schicken. Der beschwerte sich mächtig sehr, doch sprach er: 'Was ich thun muß, da kann ich nicht drüber, so will ich ihn am Montage bringen und bitte ich dich freundlich, du wollest bestellen, daß ich um so viel früher eingelassen werde, denn ich wollte gern fortan noch nach Stettin reisen.' Das that er deshalb: er wußte wohl, daß sich Werner von der Schulenburg die Nacht mit seinen Gästen und Dienern auf der Kindtaufe volltrinken und deshalb nicht so früh aufstehen werde. Da er nun die Verabredung (afscheit) mit dem Knechte also genommen, ließ er solches von Stund an den Herzog und die von Stettin und Stargard wissen und schickte zu etlichen Edelleuten, denen der Anschlag kund war; die kamen gegen die Zeit zu ihm, daß niemand etwas davon wußte. Da thaten sie alle Harnische an und nahmen ihre Wehre zu sich und legten sich auf die Wagen. Brusehaver aber legte Säcke voll Kaff über sie her, daß man meinen sollte, es wäre Hafer, und umstopfte sie rings umher mit Stroh und Heu, daß man ihrer keinen gewahren konnte und nahm der Wagen 5 oder 6 und fuhr des Morgens am Montage früh aus und kam zu dem Zollen, der auf dem Damme vor Garz liegt und sprach, er sey mit dem Hafer da, man möge ihn durch lassen. Alsbald kamen die, welche den Zollen und die gegenüber liegende Feste inne hatten, hervor und ließen die Brücke nieder. Sonach fuhren die vordersten Wagen darüber und der mittelste blieb mitten auf der Brücke stehen, also daß sie alle hart bey einander blieben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.
Den 16. Julius 1838.

London. Cambridge. Boston.

Von dort hat die Königliche Bibliothek die folgenden werthvollen Geschenke erhalten:

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the year MDCCCXXXV. Part I. II. For the year MDCCCXXXVI. Part I. II. For the year MDCCCXXXVII. Part. I. II. Quart.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society Volume VI. Part II. Quart.

Astronomical Observations made at the Royal Observatory Greenwich in the year MDCCCXXXVI by G. Biddel Airy, Esq. Astronomer Royal, published by Order of Admirality. 1837. Quart.

Appendix to the Observations 1836. 4.

Catalogue of circumpolar stars, deduced of the Observations by Stephan Groombridge, edited by G. Biddel Airy, Esq. 1838. Quart.

The sixth Report of the British Association for the Advancement of Science 1837.

The Evidence of the Genuineness of the Gospell by **Andrew Norton.** Vol. I. Boston 1837.

Wovon wir vorläufig nur den Empfang und unsern Dank bezeugen können.

Stettin.

Beschluß der Anzeige: Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Von Böhmer.

Da traten die Fuhrleute zusammen, als hätten sie etwas zu thun, griffen die Spieße vom Wagen und schlugen auf die Männer ein, stießen etliche ins Wasser und schlugen andere zu Boden Andere liefen nach der Feste und wollten sich dort schützen und ein Zeichen mit der Büchse geben, daß Feinde vorhanden seyen; aber die anderen, die auf dem Wagen lagen, kamen auch herunter, liefen mit in die Feste und kamen ihnen zuvor, daß sie nicht schießen konnten und erschlugen sie alle und warfen sie in die Oder, daß keiner die Geschichte merken konnte, so jemand ihnen gefolgt wäre. Darnach hatten sie wohl noch ein Achttheil des Weges den Damm entlang bis zur Stadt. So zogen sie fort. Unterdeß wurde es, daß die Sonne wohl bereits (rede) eine Stunde geschienen hatte, als sie an die andere Brücke kamen. Daselbst fanden sie schon Zimmerleute vor, die hatten die Brücke aufgenommen und wollten sie bessern. Des ward den Pommern mächtig bange und verzweifelten an ihrer Sache. Dieweil sie aber gleiche Gefahr liefen, wenn sie zurück, als wenn sie vorwärts zogen, bat Bruschaver die Zimmerleute so lange und versprach

ihnen Trinkgeld, bis sie die Breter wieder auflegten und er hinüber fuhr. Und während er hinüber fuhr gab er den Stettinischen und Stargardischen, die mit verborgen [illegible]gen, ein Zeichen und ließ den ersten und zweyten Wagen in die Stadt fahren, doch so, daß sie hart vor dem mittelsten blieben und ließ diesen und die nachfolgenden im Thore halten. Da sprangen die Männer vom Wagen und erschlugen alle Zimmerleute, besetzten des Thor, zogen die Stettinischen und Stargardischen zu sich, nahmen die Stadt ein und schrien: 'horso Stettin, horso Stettin!' und zogen vor das andere Thor, das nach Stettin führt und ließen Herzog Wratislav, der dort hielt, herein und berannten das Schloß. Da das Werner hörte, sprach er: 'o Gott, hier allzu lange geschlafen! sprang vom Bette, brachte sein Gesinde zusammen und setzte sich zur Wehr. Aber da er sah, daß er sich nicht zu halten vermöge, floh er aufs Thor; das hatte er längst schon mit einem Gange vom Schlosse also verbunden, daß er bey ähnlicher Noth dahin weichen konnte. Das Thor behauptete er bis zum vierten Tage und schoß und wehrte sich von da herab; weil aber die in der Stadt besser dran waren, setzten sie ihm mit Schießen zu, daß er sich ergeben mußte. Des andern Tages kam der Markgraf und wollte ihn entsetzen. Aber der Brand war schon besprochen (dat vur was al gewyet). Also wurde Garz wieder genommen, nachdem es der Markgraf 8 Jahre inne gehabt hatte.' — Dann folgt die anziehende Schilderung von Bugislavs Zuge zum heiligen Grabe (1496 u. 1497). Hierauf folgt die inhaltsreiche Zeit der Reformation, Zwist der Stände, abermahlige Theilung des Landes (1532) zwischen Barnim von Pommern und Philipp von Wolgast,

die Theilnahme der Pommern an dem Kriege, den Lübecks Bürger unter Jürgen Wullenwever gegen Dännemark führten, der Landtag zu Treptow (1534), wo die Einführung des Evangelii genehmigt wurde, die Reformation der Klöster. Hieran schließt sich die nur über die früheste Geschichte Pommerns in zusammen hängender Erzählung sich verbreitende hochdeutsche Chronik. Ein hinzu gefügtes Glossar muß selbst dem der sächsischen Sprache Kundigen nicht unerwünscht seyn.

Schließlich möge uns noch folgende kurze Bemerkung vergönnt seyn. Der Deutsche ist mit den Einzelnheiten seiner Geschichte bey weitem nicht in dem Maße bekannt, wie es wünschenswerth erscheint. Es gab eine Zeit, in welcher Herren und Bürger sich in der Lectüre fast nur auf die Schrift und ihre Haus- oder Stadtchronik beschränkten. Die hieraus erwachsende Kunde des gemeinen Lebens konnte nur segensreich seyn; sie förderte die Liebe zu dem großen Ganzen, zeichnete jedem Einzelnen die ihm gebührende Wirksamkeit vor und hielt das Geschlecht frisch und rührig. Seitdem ist allerdings der Umfang des Wissenswerthen auf eine unglaubliche Weise gewachsen; es schlägt die Masse über uns zusammen, falls wir nicht frühzeitig auf eine bestimmte Auswahl uns beschränken; die Richtung des Geistes verliert alle Einheit, falls wir sein Streben nicht strenge innerhalb der vorgeschriebenen Schranken halten. Daß aber allezeit Muße bleibt, sich mit den Ereignissen, welche die Heimath trafen, vertraut zu machen, zeigt die endlose Zahl historischer Romane, deren Publicum fortwährend im Wachsen begriffen ist. Und doch scheint es unmöglich, daß, wenn bequeme Ausgaben, der schlichte nur hin und wieder erläuterte Text, frey

von gelehrten Erörterungen, eines Theils unserer deutschen Chroniken veranstaltet würden, die größere Zahl der Lesenden diesen vor den leichtfertigen Zwittern von Geschichte und Roman den Vorzug geben würde. Auf Erdwin Erdmann's Erzählung würden noch jetzt die Westphalen mit Spannung horchen, die Geschichten Schomaker's noch jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit der Bewohner des Fürstenthums Lüneburg in Anspruch nehmen; wie der Thüringer seinen Rothe, der Elsaßer seinen Königshoven, der Anwohner der Lahn seinen Gensbein besitzt, so hat fast jede deutsche Provinz sich eines Chronisten zu erfreuen, der auf schlichte, anziehende Weise das innerste Leben seiner Zeit enthüllt, fast immer in jener ungetrübten Poesie, die mit der deutschen Volksthümlichkeit so innig verwebt ist. Mögen wir nicht fern von der Zeit seyn, in welcher eine treuere Liebe als bisher zur Heimath erwacht. Jedenfalls gebührt Männern, welche durch die Veröffentlichung einer Chronik, wie die von Thomas Kantzow, den Weg dahin bahnen, die wärmste Anerkennung.

Hav.

Leipzig.

Bey Hahn: **Prodicus** oder **Lehrbuch der Hodegetik** mit der nöthigen Litteratur, zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten, von Dr C. Ch. G. Wiß. VIII u. 72 Seiten in 8.

Möchte Ref. zur Verbreitung dieser vortrefflichen kleinen Schrift beytragen können, welche in den Händen der reifenden Gymnasiasten, besonders wenn ein gebildeter Lehrer mit Umsicht und Geist Vorträge darüber hält, des Guten sehr

die Theilnahme der Pommern an dem Kriege, den Lübecks Bürger unter Jürgen Wullenwever gegen Dännemark führten, der Landtag zu Treptow (1534), wo die Einführung des Evangelii genehmigt wurde, die Reformation der Klöster. Hieran schließt sich die nur über die früheste Geschichte Pommerns in zusammen hängender Erzählung sich verbreitende hochdeutsche Chronik. Ein hinzu gefügtes Glossar muß selbst dem der sächsischen Sprache Kundigen nicht unerwünscht seyn.

Schließlich möge uns noch folgende kurze Bemerkung vergönnt seyn. Der Deutsche ist mit den Einzelnheiten seiner Geschichte bey weitem nicht in dem Maße bekannt, wie es wünschenswerth erscheint. Es gab eine Zeit, in welcher Herren und Bürger sich in der Lectüre fast nur auf die Schrift und ihre Haus- oder Stadtchronik beschränkten. Die hieraus erwachsende Kunde des gemeinen Lebens konnte nur segensreich seyn; sie förderte die Liebe zu dem großen Ganzen, zeichnete jedem Einzelnen die ihm gebührende Wirksamkeit vor und hielt das Geschlecht frisch und rührig. Seitdem ist allerdings der Umfang des Wissenswerthen auf eine unglaubliche Weise gewachsen; es schlägt die Masse über uns zusammen, falls wir nicht frühzeitig auf eine bestimmte Auswahl uns beschränken; die Richtung des Geistes verliert alle Einheit, falls wir sein Streben nicht strenge innerhalb der vorgeschriebenen Schranken halten. Daß aber allezeit Muße bleibt, sich mit den Ereignissen, welche die Heimath trafen, vertraut zu machen, zeigt die endlose Zahl historischer Romane, deren Publicum fortwährend im Wachsen begriffen ist. Und doch scheint es unmöglich, daß, wenn bequeme Ausgaben, der schlichte nur hin und wieder erläuterte Text, frey

von gelehrten Erörterungen, eines Theils unserer deutschen Chroniken veranstaltet würden, die größere Zahl der Lesenden diesen vor den leichtfertigen Zwittern von Geschichte und Roman den Vorzug geben würde. Auf Erdwin Erdmann's Erzählung würden noch jetzt die Westphalen mit Spannung horchen, die Geschichten Schomaker's noch jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit der Bewohner des Fürstenthums Lüneburg in Anspruch nehmen; wie der Thüringer seinen Rothe, der Elsaßer seinen Königshoven, der Anwohner der Lahn seinen Gensbein besitzt, so hat fast jede deutsche Provinz sich eines Chronisten zu erfreuen, der auf schlichte, anziehende Weise das innerste Leben seiner Zeit enthüllt, fast immer in jener ungetrübten Poesie, die mit der deutschen Volksthümlichkeit so innig verwebt ist. Mögen wir nicht fern von der Zeit seyn, in welcher eine treuere Liebe als bisher zur Heimath erwacht. Jedenfalls gebührt Männern, welche durch die Veröffentlichung einer Chronik, wie die von Thomas Kantzow, den Weg dahin bahnen, die wärmste Anerkennung.

Hav.

Leipzig.

Bey Hahn: Prodicus oder Lehrbuch der Hodegetik mit der nöthigen Litteratur, zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten, von Dr C. Ch. G. Wiß. VIII u. 72 Seiten in 8.

Möchte Ref. zur Verbreitung dieser vortrefflichen kleinen Schrift beytragen können, welche in den Händen der reifenden Gymnasiasten, besonders wenn ein gebildeter Lehrer mit Umsicht und Geist Vorträge darüber hält, des Guten sehr

die Theilnahme der Pommern an dem Kriege, den Lübecks Bürger unter Jürgen Wullenwever gegen Dännemark führten, der Landtag zu Treptow (1534), wo die Einführung des Evangelii genehmigt wurde, die Reformation der Klöster. Hieran schließt sich die nur über die früheste Geschichte Pommerns in zusammen hängender Erzählung sich verbreitende hochdeutsche Chronik. Ein hinzu gefügtes Glossar muß selbst dem der sächsischen Sprache Kundigen nicht unerwünscht seyn.

Schließlich möge uns noch folgende kurze Bemerkung vergönnt seyn. Der Deutsche ist mit den Einzelnheiten seiner Geschichte bey weitem nicht in dem Maße bekannt, wie es wünschenswerth erscheint. Es gab eine Zeit, in welcher Herren und Bürger sich in der Lectüre fast nur auf die Schrift und ihre Haus- oder Stadtchronik beschränkten. Die hieraus erwachsende Kunde des gemeinen Lebens konnte nur segensreich seyn; sie förderte die Liebe zu dem großen Ganzen, zeichnete jedem Einzelnen die ihm gebührende Wirksamkeit vor und hielt das Geschlecht frisch und rührig. Seitdem ist allerdings der Umfang des Wissenswerthen auf eine unglaubliche Weise gewachsen; es schlägt die Masse über uns zusammen, falls wir nicht frühzeitig auf eine bestimmte Auswahl uns beschränken; die Richtung des Geistes verliert alle Einheit, falls wir sein Streben nicht strenge innerhalb der vorgeschriebenen Schranken halten. Daß aber allezeit Muße bleibt, sich mit den Ereignissen, welche die Heimath trafen, vertraut zu machen, zeigt die endlose Zahl historischer Romane, deren Publicum fortwährend im Wachsen begriffen ist. Und doch scheint es unmöglich, daß, wenn bequeme Ausgaben, der schlichte nur hin und wieder erläuterte Text, frey

von gelehrten Erörterungen, eines Theils unserer deutschen Chroniken veranstaltet würden, die größere Zahl der Lesenden diesen vor den leichtfertigen Zwittern von Geschichte und Roman den Vorzug geben würde. Auf Erdwin Erdmann's Erzählung würden noch jetzt die Westphalen mit Spannung horchen, die Geschichten Schomaker's noch jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit der Bewohner des Fürstenthums Lüneburg in Anspruch nehmen; wie der Thüringer seinen Rothe, der Elsaßer seinen Königshoven, der Anwohner der Lahn seinen Gensbein besitzt, so hat fast jede deutsche Provinz sich eines Chronisten zu erfreuen, der auf schlichte, anziehende Weise das innerste Leben seiner Zeit enthüllt, fast immer in jener ungetrübten Poesie, die mit der deutschen Volksthümlichkeit so innig verwebt ist. Mögen wir nicht fern von der Zeit seyn, in welcher eine treuere Liebe als bisher zur Heimath erwacht. Jedenfalls gebührt Männern, welche durch die Veröffentlichung einer Chronik, wie die von Thomas Kantzow, den Weg dahin bahnen, die wärmste Anerkennung.

Hav.

Leipzig.

Bey Hahn: Prodicus oder Lehrbuch der Hodegetik mit der nöthigen Litteratur, zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten, von Dr C. Ch. G. Wiß. VIII u. 72 Seiten in 8.

Möchte Ref. zur Verbreitung dieser vortrefflichen kleinen Schrift beytragen können, welche in den Händen der reifenden Gymnasiasten, besonders wenn ein gebildeter Lehrer mit Umsicht und Geist Vorträge darüber hält, des Guten sehr

dürften unter den Anleitungen zum Studium der deutschen Sprache (bey denen eine Menge Bücher genannt sind, welche der tiefer eindringende Studierende gar nicht mehr gebrauchen kann), dasjenige, was wir von Graff besitzen, namentlich sein althochdeutscher Sprachschatz und die Werke von Schmitthenner auch noch neben der Grammatik unsers Hn Hofr. Grimm anzuführen seyn; während Adelung und Campe als unzureichend, Heinsius aber und Pölitz, so wie die übrigen dort angeführten populären Schriften, als dem jetzigen Stande der deutschen Sprache und Stylistik nicht entsprechend, zu streichen sind. Unter den Werken zur Erlernung der lateinischen Sprache fehlt besonders Ferdinand Hand's lateinischer Styl, dessen unvergleichlicher Tursellinus und Krebs Anleitung zum Lateinschreiben. Zu rügen ist der Mangel des großen Ritter'schen Werks bey den geographischen Wissenschaften. Für die juristischen aber wären zunächst beym römischen Rechte die Ausgaben des Gajus, das Jus Antejustinianeum unsers Hn G. J. R. Hugo, die Schriften von Klenze, Heffter, Böcking über den Gajus, Bethmann-Hollwegs Gerichtsverfassung des sinkenden römischen Reichs; beym Criminalrechte aber und beym Criminalprocesse, die Werke von Martin und Bauer nachzutragen. Doch wolle der Verf. in diesen Ausstellungen nur ein Zeichen der Theilnahme erblicken; er wird leicht in einer gewiß nicht ausbleibenden neuen Auflage seine literarischen Anführungen sichten und vervollständigen können.

W. M.

S. 1052. Z. 18 v. o. statt dihemioëdrisch lies dyhenoëdrisch

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.
Den 19. Julius 1838.

Göttingen.

In der Dieterich'schen Buchhandlung, 1838. RUOLANDES LIET von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. CXXVIII u. 346 Seiten in gr. 8. Die Steindrucktafeln besonders in Folio.

Endlich erscheint das lange versprochene Rolandslied, wovon bisher nur die Hälfte und auch diese nur in den Bruchstücken, aus welchen die Straßburger Handschrift besteht, bekannt geworden war. Der aus Rom zurück gekehrte pfälzische Codex enthält allein das Ganze, freylich noch immer mit einer Lücke von zwey Blättern, welche auch ein Schweriner und ein Stuttgarter Bruchstück, wie sich doch glücklicherweise hätte treffen können, nicht ausfüllen. Ich liefere hier einen sorgfältigen Abdruck dieser pfälzer Handschrift mit den Lesarten der übrigen; zu einer durchgreifenden critischen Bearbeitung reichten die vorhandenen Hülfsmittel nicht aus: was ich dafür thun konnte habe ich in den Anmerkungen

zusammen gestellt. Die Bilder der pfälz. Handschrift waren, in mehr als einer Beziehung, zu wichtig, als daß ich sie hätte zurück lassen dürfen; ihre Nachbildung ist treu und durchaus nicht verschönert. Auch eine Schriftprobe von zwey Handschriften hielt ich für nöthig, weil es schwierig ist, genau ihr Alter zu bestimmen, wiewohl ich der Meinung bin, daß sie noch ins zwölfte Jahrhundert gehören; und dahin sind auch, wie es scheint, die zwey andern zu setzen, von welchen ich ein Facsimile zu liefern nicht im Stande war.

Das Gedicht ist, dem Epilog zufolge, durch einen Geistlichen (pfaffen), Namens Konrad, aus dem Französischen übersetzt; der Herzog Heinrich, dessen Gemahlin die Uebersetzung veranlaßte, war, wie ich glaube überzeugend dargethan zu haben, Heinrich der Löwe. Die Zeit der Abfassung fällt nach meiner Meinung in das Jahr 1173 — 77.

Die Fragen, zu welchen die Natur des Gedichts Veranlassung gab, habe ich in der Einleitung zu beantworten gesucht. Daß ich dabey noch das vor kurzem in Paris bekannt gemachte altfranzösische Lied von Roland, von dem ich in diesen Anzeigen № 50. 51. gesprochen habe, benutzen konnte, war mir sehr förderlich. Ich habe also das Verhältniß des deutschen Gedichts zu diesem und den übrigen bekannt gewordenen Darstellungen des Mittelalters untersucht, wobey ich Strickers im 13. Jahrh. unternommene Ueberarbeitung am ausführlichsten behandeln mußte; sodann habe ich über Entstehung, Fortdauer, ursprüngliche Gestalt und poetische Auffassung der Sage meine Ansicht geäußert.

Die Erklärung eines Bildes ist ausgefallen und daher S. XXVIII zuzufügen '16. König Cur-

sable bittet den König Marsilie ihm den Kampf mit Roland zu gestatten'.

Wenn ich mich über den innern Werth und die Wichtigkeit dieses Denkmahls für die Geschichte der epischen Poesie nicht teusche, so habe ich doppelte Ursache zu wünschen, daß Kenner mit meiner Arbeit nicht unzufrieden seyn mögen.

Wilh. Grimm.

Erlangen.

Bey Palm u. Enke. Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Joh. Fried. Euseb. Lotz, Herzogl. Sachs. Cob. geh. Conferenzrathe u. s. w. Zweyter Band, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1838. gr. 8. XVI und 432 Seiten. (3 Fl. 30 Xr.)

Vgl. St. 161—164. dieser Anz. v. J. 1837.

Dieser zweyte Theil des Handbuches enthält nach dem Sinne des Verfs nicht die ganze angewandte Staatswirthschaftslehre, sondern bloß die Betrachtungen über die Institutionen, durch welche man im bürgerlichen Leben die Production zu fördern sucht, oder die Grundsätze der Gewerbspolitik und die Betrachtungen über die Gestaltung des Verkehrs in den bürgerlichen Verhältnissen und wie durch ihn die hervor gebrachte Gütermasse ihrem Endpuncte, nämlich der wirklichen Consumtion zugeführt wird, d. h. die Grundsätze der Handelspolitik. Was der Verf. hier behandelt, nennen andere Schriftsteller die Volkswirthschaftslehre oder Nationalöconomie, oder Güterpolicey, oder eigentliche Staatswirthschaftslehre, wodurch sie in der Richtung der Darstellungen häufig auf verschiedene Strebepuncte hinkommen und in der Staatswirthschaft zu Resultaten gelangen, welche verschiedene Differenzen der An-

sichten zur Folge haben, wie sich später ergeben wird.

Eine wesentlich verschiedene Ansicht zwischen dem Verf., dem verewigten Pölitz und Bulau besteht darin, daß diese den immateriellen Gütern eine selbständige Stellung im Gebiete der Staatswirthschaft zuerkennen, daß namentlich Pölitz den Höhenpunct der Nationalöconomie als Wissenschaft erst dann erwartet, wenn in derselben die genannten Güter gleichmäßig eben so gewürdigt werden, wie die materiellen; wogegen der Vf. sich in der Vorerinnerung wiederholt erklärt, weil so wohl von Pölitz als auch vom Rec. bey Anzeige des ersten Bandes dieser zweyten Auflage der Punct gerügt worden war, daß der Werth der immateriellen Güter für die Staatswirthschaftslehre und deren Stellung in ihrem wissenschaftlichen Gebiete und Gebäude von ihm noch immer nicht gehörig anerkannt und gewürdigt worden sey. Er bemerkt nämlich, daß sein für die Staatswirthschaftslehre aufzustellen versuchtes Lehrgebäude auf der Grundidee ruhe: 'alle wirthschaftlichen Güter, auf deren Erwerb, Besitz und Gebrauch das Streben des Menschen nach Wohlstand und Reichthum hingerichtet seyn mag, verdanken ihr Daseyn der Thätigkeit und Wirksamkeit zweyer Urkräfte, der Natur und dem menschlichen Geiste'. Ref. erkennt diese Idee und die Verdienste des Verfs um die Beförderung der Staatswirthschaftslehre vollkommen an, ja er behauptet, daß dieser durch seine Bearbeitung Epoche gemacht und die Bahn für eine wissenschaftliche Bearbeitung der letzteren gebrochen hat. Allein weder die kurzen Bemerkungen in der Vorrede, noch die Abhandlung über den Werth und die Stellung immaterieller Güter vom Verf. in Pölitz Jahrb. Jan. 1838 können den Ref. von

der Richtigkeit der Ansicht desselben überzeugen; vielmehr bestärken alle Entgegnungen ihn in seiner Ueberzeugung, welche er bey der crit. Anzeige des ersten Bandes etwas weitläufiger erörtert hat, worauf er der Kürze wegen verweisen muß, um hierüber mit dem Verf. nicht weiter zu polemisieren.

Unter besonderem Bezuge auf seine Bemerkungen glaubt Ref. sich etwas kürzer fassen und die Bemühungen des Verfs bey der neuen Auflage bezeichnen zu können. Der Strebepunct ging vorzüglich darauf, die Lücken auszufüllen, welche bey dem fortschreitenden Studium der Staatswirthschaft noch an mehreren Puncten der früheren Bearbeitung demselben bemerkbar geworden waren, und die Leser mit den Fortschritten derselben seit der Zeit, wo die erste Auflage erschien, näher bekannt zu machen, und endlich die neuere und neueste Literatur auf geeignete Weise zu benutzen. Die fleißige und erfolgreiche Berücksichtigung dieser Gesichtspuncte hat Ref. bereits lobend anerkannt; er wiederholt dieses den Verf. ehrende Urtheil und spricht sich im Besonderen noch beyfällig in so fern aus, daß durch die 2te Auflage die Wissenschaft mehrfach noch gewonnen und größere Fortschritte in Deutschland, als in England und Frankreich gemacht hat, indem der Verf. seine vielen practischen Erfahrungen, sein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Wissen und seinen nüchternen Sinn, welcher ihn fast allgemein das Einfache und Sichere dem Zusammengesetzten und Wankenden vorziehen läßt, veröffentlicht und durch die Berücksichtigung der neuesten Literatur und Statistik in den Anmerkungen einen reichen Schatz von Kenntnissen niederlegt, welche zu weiteren Forschungen veranlassen. Uebrigens findet Ref. in jedem Abschnitte

manche Ansichten, welche weder haltbar sind, noch die Erfahrung für sich haben und eben darum nicht anerkannt werden können, wie die Bemerkungen über repräsentative Verfassung, über unbedingte Freyheit im Gewerbswesen und dgl. beweisen.

Dieser zweyte Theil zerfällt in drey Abschnitte mit fortlaufender Paragraphenzahl aus dem ersten; der erste Abschnitt S. 1—20. enthält allgemeine Betrachtungen über den Einfluß des bürgerlichen Wesens auf die menschliche Betriebsamkeit; auf den Wohlstand und den Reichthum der Völker hinsichtlich des regelmäßigen Ganges jener durch Sicherheit und geistige Bildung, hinsichtlich der Grenzen der Wirksamkeit des Staates für die Förderung des Wohlstandes und Reichthums seiner Angehörigen und der Staatsform, welche der möglichsten Ausbildung der Betriebsamkeit und dem Fortschreiten des Wohlstandes der Völker am meisten zusagt. Während der Verf. im ersten Bande den Menschen betrachtete, wie er, zwar innig verschlungen und verkettet durch das Band des Verkehrs, aber doch unabhängig vom Bande des bürgerlichen Wesens sein Streben nach Gütererwerb, Besitz und Gebrauch und alle auf diesem Streben beruhende Zwecke verfolgt, widmet er im zweyten die Untersuchungen dem bürgerlich vereinten Menschen und hebt hierfür zwey Hauptmomente hervor, nach deren einem das bürgerliche Wesen auf den Fortgang der menschlichen Betriebsamkeit und jenes Streben nach Wohlstand und Reichthum bald beschränkend, bald fördernd wirkt.

Diese beiden Gegensätze würdigt er unter besonderem Bezuge auf das im ersten Bande Gesagte, wobey er die Beschränkungen, welche das bürgerliche Wesen jenem Streben entgegen setzt,

ziemlich umfassend berücksichtigt und jeden entscheidenden Gesichtspunct unter Hindeutung auf die Vortheile erörtert, welche das bürgerliche Leben und seine mannigfachen Institutionen zur Erhaltung und Sicherung des vernünftig=sittlichen Characters des Menschen von Innen und Außen her darbietet. Der Einfluß auf die Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt für die menschliche Betriebsamkeit die meisten Vortheile, und das Heraustreten aus dem Horden= und Familienkreiße in die bürgerliche Selbständigkeit erscheint bloß als der erste Schritt, der den Menschen zur Betriebsamkeit hinführt. Obgleich der Verf. den wichtigen Punct, daß der Mensch bey seinem Streben nach Wohlstand und Reichthum sich sein Verhältniß zur Güterwelt auch im bürgerlichen Leben möglichst frey zu bilden strebe, und hierzu vom Staate zunächst negative Unterstützung verlange, gehörig ins Auge faßt und mit Bezug auf die Bestimmung des Staates zu würdigen versucht, so beachtet er doch den Character der wirthschaftlichen Güter überhaupt, in der isolierten, geselligen und bürgerlichen Oeconomie nicht hinreichend und legt er der Regierungsform, welche er dann für die beste hält, wenn sie am besten gehandhabt werde, zu wenig Gewicht bey, wie sich bey den Angaben über den früheren und schnelleren Reichthum der Bürger in democratischen Staaten als in monarchischen oder aristocratischen zu erkennen gibt. Sein Zugethanseyn dem democratischen Elemente kann Ref. nicht für gegründet ansehen, weswegen er das in der Note Gesagte nicht ungetheilt billigt. Daß Ausbildung des Staatenwesens und die hieraus hervor gehende möglichst erweiterte bürgerliche Sicherheit und Freyheit, so wie die Fortschritte des Wohlstandes und Reichthums der Völker stäts so

ziemlich gleichen Schritt halten und gerade in dem zunehmenden Wohlstande, den die fortschreitende Betriebsamkeit schafft, für alle Völker die sicherste Schutzwehr gegen den Despotismus darbieten u. s. w. erleidet viele Ausnahmen, welche die Behauptungen des Verfs sehr wankend machen und viele nähere Erläuterungen bedürfen.

Ref. kann das Unhaltbare dieser Sätze nicht vollständig beleuchten; er macht bloß auf die verderblichen Folgen des Uebergewichts der materiellen Güter über die immateriellen aufmerksam und weiset auf Nordamerika hin, um hieraus Belege für seine Behauptung zu entnehmen, daß bey dem physischen Wohlstande und Reichthume sehr bedenkliche Crisen entstehen, welche das Ganze erschüttern, und daß das Uebergewicht der materiellen Güter, der physische Wohlstand, nichts weniger ist als eine Schutzwehr gegen den Despotismus, vielmehr zu demselben hinführt. Doch Ref. bricht von diesen Reflexionen ab und geht zu den Erörterungen der Vorbedingungen so wohl in Bezug auf die Production, als Consumtion, wodurch das immerwährende Fortschreiten der Betriebsamkeit möglich gemacht wird, und zur Würdigung der Misgriffe über, welche sich die meisten Regierungen zu Schulden kommen ließen und bey dem fortschreitenden Berücksichtigen der besten staatswirthschaftlichen Grundsätze sich noch immer zu Schulden kommen lassen.

Der zweyte Abschnitt (S. 21—200.) handelt vom Einflusse des bürgerlichen Wesens auf die Production der Güter und entwickelt die Bedingungen, von welchen die Forderung der Production im bürgerlichen Leben vorzüglich abhängt: 1) möglichst ergiebige Naturfonds und möglichste Freyheit beym Erwerbe von Grund und Boden; 2) richtiger Stand der Bevölkerung eines Landes; 3)

geistige Bildung des Volkes; 4) möglichste Freyheit und Unbeschränktheit in der Wahl und in dem Betriebe unserer verschiedenen Gewerbszweige unter besonderer Betrachtung über die Folgen der Sclaverey und Leibeigenschaft, des Frohnwesens und der Trennung der ländlichen und städtischen Gewerbe nebst Begünstigung der letzteren vor den ersteren, des Zunft- und Innungswesens, der Monopole, Patente und Gewerbsconcessionen nebst anderen Anstalten, der Einfuhr und Ausfuhr fremder und inländischer Gewerbserzeugnisse, der eigenen Gewerbsunternehmungen von Seiten der Regierungen und endlich der Gewerbsreglements und Schauanstalten; 5) Assecuranzanstalten. Aus dieser Uebersicht entnimmt der Leser den Ideengang, welchen der Verf. bey seinen Erörterungen befolgte, und den Zusammenhang der einzelnen Materien, welche den Inhalt des zweyten Abschnittes ausmachen.

Im Allgemeinen vermißt Ref. eine nähere Erläuterung der bürgerlichen Wirthschaft als Inbegriff der öconomischen Thätigkeit der Bürger in sofern sie nicht Antrieb von der Regierung empfangen, und eine genaue und umfassende Erklärung des Begriffs der wirthschaftlichen Güter, worauf die richtige Einsicht in den Nationalwohlstand und eine genaue Vorstellung vom Ertrage der Wirthschaften beruht. Denn die Ansichten der staatswirthschaftlichen Schriftsteller über die wirthschaftlichen Güter überhaupt, über ihre Beschaffenheit, ihren Character u. s. w. sind sehr verschieden und widersprechen sich vielfach; was der Verf. im ersten Bande hierüber sagt, reicht zum klaren Verständniß dessen, was Ref. hier für nothwendig hält, nicht vollkommen hin; er findet das Wesen der Gütererzeugung, worüber die Ansichten wieder getheilt sind, nicht gründlich

nachgewiesen und überhaupt ein zu getreues Anhängen an Smiths Ansichten in practischen Grundsätzen, so sorgfältig auch der Verf. die Grundbegriffe desselben sichtet und so scharf und vollständig er sie systematisiert.

Als Grundsätze der Betriebsamkeit betrachtet der Verf. den Naturfond, wobey er die Vertheilung der größeren Güter in kleinere Besitzungen und die Vorzüge eines auf kleinere Wirthschaften gebauten Agricultursystems vor größeren Wirthschaften, den Reinertrag und die Bestimmung eines Minimum beym Grundbesitze untersucht und sich gegen die größeren Güter ausspricht, worin ihm Ref. in sofern beystimmt, als die Vertheilung nicht zu weit getrieben wird und keine zu große Zersplitterung der Grundstücke erfolgt. Der Verf. würdigt die Vortheile und Nachtheile der Großgüter sorgfältig und hebt erstere in Bezug auf den Reinertrag, welchen letztere geben sollen, hervor; allein aus seiner Prüfung ergibt sich, daß die Vertheidiger derselben im Irrthume sind. Ref. hat sich wegen der Ersparniß an Gesindelohn, wegen Benutzung von Nebenbeschäftigungen, wegen größerer Sorgfalt und Sparsamkeit, wegen geringeren Aufwandes an Gebäuden und wegen vieler anderer nationalöconomischer und staatswirthschaftlicher Vortheile anderwärts gegen die Großgüter erklärt und vorzüglich die so genannten Vollgüter im Umfange von 40 bis 70 Morgen zu 160 Quadratruthen in Schutz genommen und tritt den Ansichten des Verfs völlig bey. Ueber die Bevölkerung, ihren regelmäßigen Gang und ihre Vertheilung spricht er sich vorsichtig aus, weswegen er die Beförderungsmittel derselben untersucht, das Unhaltbare einer gefürchteten Uebervölkerung nachweist und mit Berücksichtigung der Ansichten Anderer viel Gediegenes sagt, was

der besonderen Beachtung werth ist. Jedoch vermißt man manche nähere Beziehungen hierüber.

Besonders ausführlich spricht er sich über die geistige Bildung als erste Bedingung alles Strebens nach Wohlstand und Reichthum aus, und fordert eine positive Thätigkeit der Regierungen. Wenn er übrigens einen Hauptgrund, warum die Pflege der geistigen Bildung des Volkes auf die eigentliche geistige Cultur und den Reichthum der Völker nicht so gewirkt hat, wie es hätte geschehen sollen, in dem Umstande sucht, daß es in der früheren Zeit meist nur Geistliche waren, welche sich mit der Bearbeitung des Feldes der Wissenschaften und mit dem Unterrichte des Volkes über wissenschaftliche Gegenstände abgaben rc., so gibt er eine gewisse Einseitigkeit im Urtheile zu erkennen, welche man hier nicht finden sollte, da eine auf den Verstand und auf das materielle Wohl berechnete Bildung, wobey das Gemüth vernächlässigt wird, nichts weniger als wahren Wohlstand erzeugt und in der Gleichgültigkeit des Volkes gegen Religion und Kirche eine Hauptquelle des jetzigen verderbten bürgerlichen Verhältnisses zu suchen ist; die ziemlich allgemeine Demoralisation und die Degradation aller Beziehungen rühren allerdings von den Misgriffen im Erziehungs- und Unterrichtswesen her; allein den Geistlichen die Hauptursache zuzuschreiben, heißt die Sache verkennen, indem da, wo die sittliche Grundlage fehlt, kein bleibender Wohlstand herrscht. Auf die Bildung des Mittelstandes bezieht er mit Recht die Grundlage des allgemeinen Wohles; daher verbreitet er sich besonders über die technischen Anstalten, welche jene Ausbildung und Aufklärung bewirken sollen; allein er spricht sich nicht sehr günstig für dieselben aus, weil sie mehr darauf berechnet seyen, gelehrte Technologen, als

wahrhaft geistig gebildete und verständige Leute, geschickte und betriebsame Künstler und Gewerbsleute zu erziehen, und weil in ihnen für den Hauptgegenstand der menschlichen Betriebsamkeit, für die Landwirthschaft, am wenigsten gesorgt werde. Diese Ansicht theilt Refer. und bemerkt noch, daß die Mißgriffe besonders aus der Stellung hervor gehen, welche man den so genannten Gewerbschulen gibt, daß den darin befindlichen Individuen von Seiten so mancher Vorstände und Lehrer ein gewisser Hochmuth und Dünkel eingepflanzt wird, welcher sie zu wahren Zwittermenschen im gewerblichen und bürgerlichen Leben macht, so daß man sie Verderb-, statt Gewerbschulen nennen könnte. Der Verf. berührt auch die in Bayern errichteten Gewerbschulen, die aber nach des Ref. Ansicht eine völlig verfehlte Stellung haben; in ihnen ist alles unter einander gewürfelt und findet sich meistens der Auswurf von Knaben, welche aus der Volksschule und so genannten lateinischen Vorbereitungsschulen in jene eintreten, und doch sollen sie den gelehrten Schulen, den Gymnasien, parallel stehen! Gehaltloser kann wohl keine Ansicht seyn.

Der Verf. fordert, daß alle Culturanstalten, welche wahrhaft von Nutzen seyn sollen, nicht bloß den einen oder den anderen Zweig der Cultur zu erfassen, sondern alle Zweige gleichzeitig und harmonisch zu entwickeln haben. Vieles läßt sich über diesen Gegenstand sagen, sehr viel würde darüber gesprochen und geschrieben; schwer ist eine umfassende Auflösung der Aufgabe, wozu der Verf. einen guten Beytrag lieferte. Nur wird er da wieder sehr einseitig, wo er den Wohlstand aller protestantischen Länder weit höher erhebt, als den katholischer und hierdurch den letzteren einen derben Hieb gibt. Sein Berufen auf

Spanien und Portugal ist nur halb gültig, indem dessen gesunkener Zustand vorzüglich in dem Umstande gesucht werden muß, daß es in Folge des amerikanischen Goldes und Silbers reich wurde; den Ackerbau vernachlässigte; seine Waldungen zerstörte; die Gewerbe übersah und dadurch den Welthandel verlor. Mehr hierüber zu sagen, gestattet der Raum nicht. Der Verf. spricht sich mit Wärme für die geistige Bildung aus, legt ihr ein großes Gewicht für die Fortschritte der Betriebsamkeit bey und betrachtet dieselbe als eine wesentliche Bedingung für diese; kann sich aber nicht bewegen lassen, die Sorge des Staates für die geistige und sittliche Kraft des Volks als selbständiges Glied im Gebiete der Staatswirthschaft zu betrachten und zu behandeln. Das Widersprechende seiner Meinung ergibt sich aus seinen eigenen Darstellungen.

Möglichste Freyheit und Unbeschränktheit in der Wahl und in dem Betriebe unserer auf Gütererwerb, Besitz und Gebrauch gerichteten Unternehmungen hält er für die sicherste Bürgschaft alles glücklichen Gelingens; daher rechtfertigt er sie gegen verschiedene Einwendungen mit meistens gründlichen Belegen; übrigens spricht er manche Ansichten aus, welche nicht haltbar sind und sich nicht ausführen lassen. Die Bemerkungen über die Art und Weise der Wiederherstellung dieser Freyheit da, wo sie bisher beschränkt war, verdienen wohl sorgfältige Beachtung, können aber den Ref. von der Nützlichkeit der völligen Freyheit im Betriebe der Gewerbe nicht überzeugen, wie die Erfahrung auch hinreichend für seinen Zweifel spricht. Ueber diesen Gegenstand sind die Ansichten sehr getheilt; völlige Freyheit wird von Manchen vertheidigt, von Vielen für nachtheilig erklärt und von der Erfahrung als

unhaltbar erwiesen. Refer. gestattet dem Staate mehr positive Einwirkung als der Verf., welcher behauptet: das Einzige, was sich der Staat hinsichtlich der Beschränkung der Betriebsamkeit erlauben dürfe, könne nur darin bestehen, daß Niemand dieser eine Richtung gebe, welche mit dem ruhigen und sichern Nebeneinanderseyn der bürgerlich vereinten Menschheit unverträglich sey: er benutzt wohl die seiner Ansicht huldigenden Schriften und führt hier und da Entgegnungen an; allein er erwägt die Gründe und Vorzüge einer mäßigen und gleichförmigen Beschränkung nicht sorgfältig genug, weswegen Ref. mit den Mittheilungen nicht völlig einverstanden ist, und in dem Begriffe 'Gewerbsfreyheit' nach der Ansicht des Verfs die Behauptung findet, daß jeder ein Gewerbe treiben dürfe, der dazu Lust habe, und daß er ihrer noch so viele treiben könne, wogegen gewiß viel Gehaltvolles zu sagen ist, und von Vielen gesagt wird.

Die Betrachtungen über die nachtheiligen Folgen mehrerer Institute des bürgerlichen Lebens, durch welche jene Freyheit beschränkt ist, bewähren viele Widersprüche, welche in der Staatswirthschaft statt finden, und enthalten schöne Gedanken, welche völlige Beachtung verdienen. Der Verf. erwähnt alle Verhältnisse möglichst sorgfältig und spricht sich besonders gegen die Gerechtsame der Städte aus. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters waren allerdings die Städte die Asyle für Handel und Industrie, und viele Gewerbe entstanden zuerst in den Städten, woraus der rechtliche Grundsatz erwuchs, daß gewisse Gewerbe nur in Städten getrieben werden durften. Allein diese Ansicht mußte sich als unhaltbar und verderblich erweisen, so bald man die Vortheile einer Gewerbsfreyheit erkannte. Mit Wärme

spricht sich der Verf. für die Begünstigung des Landmanns aus, wobey er nachweist, daß die Städte durch Verpflanzung der Gewerbe auf das Land weiter nichts verlieren würden, als die für manche sehr lästige Uebervölkerung, welche aus dem Zusammendrängen der Gewerbe hervor gehe. Nur kann keine unbedingte Freyheit statt finden.

Am ausführlichsten behandelt er das Zunft- und Innungswesen; zuerst führt er die beiden Hauptgründe, welche man zur Rechtfertigung der Aufrechthaltung desselben jetzt noch anführt, nämlich Sicherheit der Ernährung für eine bestimmte Anzahl von Gewerbtreibenden und Erhaltung der einmahl herrschend gewordenen Kenntnisse des Gewerbsbetriebes an und weiset nach, daß sie nur Scheingründe sind, dann sucht er die Nothwendigkeit der Aufhebung des Zunftwesens nach der dermahligen Gestaltung unseres wirthschaftlichen Wesens zu begründen und seine Ansichten wegen völliger Gewerbsfreyheit noch weiter zu rechtfertigen. Refer. stimmt wohl im Allgemeinen mit dem Verf. überein, findet sich aber im Besonderen zu mancherley Einwendungen gegen verschiedene Aeußerungen desselben veranlaßt. Allerdings taugen die Zünfte nebst dem Innungswesen mit ihren alten Gebräuchen für die Gestaltung des jetzigen Staatsleben nicht mehr und haben sie durch die Zeitverhältnisse ihre Bedeutung meistens verloren; allein die unbedingte Freyheit der Gewerbe brachte in manchen Staaten eine Uebersetzung der letzteren und viele Pfuscher hervor; vermehrte die Anzahl der Proletarier und brachte noch manche andere Nachtheile mit sich; die wilde Gewerbsfreyheit, wie sie in Frankreich besteht, kann für Deutschland nie vortheilhaft seyn; daher erklärt sich Refer. für die Mittelstraße und sucht sie in den freyen Gewerbs-

vereinen, welche als Zünfte im Geiste der neueren Zeit, das Gute des Alten enthalten, die moralisch guten Wirkungen des Zunftwesens berücksichtigen und in diesem Corporationsgeiste allen billigen Forderungen des Fortschreitens der Betriebsamkeit entsprechen. Das für und wider die Zünfte und Innungen Geschriebene füllt große Bände und doch ist man noch nicht zur Sicherheit gekommen; die Ansichten sind sehr getheilt und manche Erfahrungen der neueren Zeit sprechen sehr für jene freyen Gewerbsvereine, welche von verschiedenen Schriftstellern in Vorschlag gebracht wurden und sich sehr wohlthätig erweisen. Uebrigens werden sich die Widersprüche noch lange nicht ausgleichen.

Ueber Monopole, welche stäts einen Character in sich tragen, der auf die Ausübung des Geschäftes nur nachtheilig wirken kann und das Monopol zum Vater der Armuth macht; über Patente und Gewerbsconcessionen spricht sich der Verf. mit Umsicht und Klarheit aus, indem er zu begründen versucht, daß z. B. die Monopolisierung nichts weniger als günstig für die Erfindungen ist und in ihr die richtige Belohnungsweise nicht gefunden wird. Während das Monopol in Privathänden wirthschaftlich schädlich für Consumenten, Industrie und Wohlstand des Volkes wirkt, mag es in den Händen des Staates weniger Misbrauch erzeugen und der Gewinn desselben dem Staate zufließen; allein dieser soll kein Monopol haben und Privaten solche nur höchst selten verleihen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1838.

Erlangen.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Lotz.

Gegen die Patente spricht sich der Verf. nicht direct aus, indem er die Verhältnisse erörtert, in welchen sie zulässig seyn mögen; jedoch hebt er die Fälle, in denen die Einräumung eines directen Monopols gerechtfertigt ist, nicht klar und vollständig hervor. Auch über die in manchen Ländern üblichen Gewerbsconcessionen erklärt er sich nicht umfassend genug, wiewohl er das rechtlich und politisch Unhaltbare der Idee sich von selbst aussprechen läßt und mancherley Verhältnisse berührt, welche man anderwärts nicht erwähnt findet.

Sehr scharfsinnig erläutert er die Unzweckmäßigkeit der Ausfuhrverbote roher Stoffe, um dadurch ihre Verarbeitung im Inlande zu fördern und die Nachtheile, welche die Einfuhrverbote auswärtiger Erzeugnisse begleiten. Er belegt seine Angaben stäts mit Beyspielen und verbreitet

sich über diese Gegenstände möglichst umfassend, woraus man ersieht, daß er die Erscheinungen der früheren und neuesten Zeit sorgfältig erwog, die jene betreffenden Schriften fleißig studierte und überall das allgemeine Wohl im Auge hatte. Zwar lassen sich gegen manche Behauptungen gerechte Einwendungen machen; allein da jene meistens nur Nebenverhältnisse betreffen, so enthält sich Ref. der letzteren und bemerkt in Ansehung des über Vorschüsse und Prämien Gesagten, daß der Verf. diese wohl erwogen und die zwey Fälle, in welchen sie sich einigermaßen vertheidigen lassen, sachkundig hervor gehoben hat. In wie weit Befreyungen einzelner Gewerbe von öffentlichen Abgaben zu billigen sind, übersieht er eben so wenig, als die Folgen von eigenen Gewerbsunternehmungen von Seiten der Regierungen. Die für sie sprechenden Argumente führt er zuerst an, dann beleuchtet er dieselben näher und zeigt die in ihnen liegende Täuschung und Gehaltlosigkeit. Ob die Musterunternehmungen, zu welchen sich hie und da Regierungen entschließen, die von ihm erwähnten Vortheile für Gewerbszweige bringen, bezweifelt Ref., und stimmt demselben nur theilweise bey, weil die mancherley Gründe, welche ihm gegen jene zu Gebote stehen, gewichtvoll genug sind, ihn in seiner Ansicht zu bestärken.

Den so genannten Gewerbsreglements ist der Verf. nicht günstig, weil er sie für eine Beschränkung in dem Betriebe der Gewerbe hält; übrigens sind sie in vielen Fällen, so wohl für den Producenten als für den Consumenten nicht bloß nützlich, sondern selbst in wirthschaftlicher und policeylicher Hinsicht nothwendig, weswegen Refer. die Ansichten jenes nicht ungetheilt billigen kann. Alle bisherigen Betrachtungen über die mancherley Institutionen, welche die Betriebsamkeit des

Menschen und dessen Streben nach Erwerb, Besitz und Gebrauch von materiellen Gütern betreffen, geben übrigens dem unbefangenen Beurtheiler deutlich zu erkennen, daß das wirksamste Mittel zur Vermeidung vieler nachtheiligen Folgen jener Einrichtungen und zur Beförderung jenes Strebens in der rechten Bildung des Geistes und Herzens liegt und diese somit die Grundlage der Volkswirthschaft ausmachen muß, wenn diese wissenschaftlich und systematisch behandelt werden soll. Stillschweigend nimmt der Verf. diese Ansicht an, ohne sich dafür zu erklären.

Die letzte Bedingung für die Beförderung der Production setzt der Verf. in die Assecuranzanstalten, deren vortheilhaftes mittelbares Wirken in ihrem wohlthätigen Einflusse auf den regelmäßigen Fortgang unserer Betriebsamkeit liegt, weswegen sie die ausgezeichnetste Empfehlung verdienen und mit Recht am Schlusse betrachtet werden. Besonders in den Anmerkungen spricht er sich weitläufig über die einzelnen Anstalten aus und erläutert sie mit Hinweisung auf Schriften, aus denen er die Materialien für seine Darstellungen entnommen und sich von der Richtigkeit seiner im Texte ausgesprochenen Ansichten überzeugt hat. Die Bemerkungen über die zweckmäßige Einrichtung derselben enthalten zwar manche individuelle Gedanken, welche in der Praxis verschieden modificiert werden; allein sie finden doch unter Berücksichtigung localer Verhältnisse ihre vortheilhafte Anwendung.

Der dritte Abschnitt handelt vom Einflusse des bürgerlichen Wesens auf die Consumtion der Güter und zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erstere, zwey Seiten große, allgemeine Betrachtungen aber die Grenzen der Unbeschränktheit der Consumtion enthält, die letztere aber sich über

den Einfluß des bürgerlichen Wesens auf den Verkehr verbreitet, hinsichtlich der Formalitäten und zu weit getriebenen Vorsorge für die Bewahrung des Eigenthums der Verkehrenden; hinsichtlich der Stapelplätze, der günstigen Handelsbilanzen, des Taxsystems, der Anstalten zur Leitung des Getreidehandels und Geldwesens; hinsichtlich des Papiergeldes und der Banken und endlich der Creditinstitute. Die erste Abtheilung konnte wohl als Vorbereitung für die zweyte mit dieser verbunden und der Vortrag in letzterer etwas vereinfacht werden, um die Hauptgedanken einfacher auffassen und leichter übersehen zu können.

Aus den allgemeinen Betrachtungen über die Grenzen der bürgerlichen Gesetzgebung und Policeygewalt hinsichtlich des Verkehrs leitet der Vf. eine bloß rechtliche Gestaltung des letzteren ab, indem für keinen Zweig der menschlichen Betriebsamkeit möglichste Freyheit und Unbeschränktheit innerhalb der Grenze des Rechts unerläßlicher ist, als für den Verkehr, obgleich die Regierungen hierin die größten Abweichungen sich erlauben. Er berührt die einseitige Richtung, welche das bürgerliche Wesen unserer Betriebsamkeit erhalten hat, und prüft die von den meisten Regierungen zur Leitung des Verkehrs getroffenen Anordnungen, namentlich die verschiedenartigen Förmlichkeiten, welche am meisten da schaden, wo sie nicht so wohl auf Sicherung des Eigenthums, als vielmehr nur auf financielle Zwecke, oder auf eine Controle des freyen Verfügungsrechtes der Bürger über ihr Eigenthum ausgehen, und würdigt endlich den Versuch, das Handelsgewerbe den Städten, insbesondere gewissen Städten als Stapelplätzen zuzuweisen, als höchst nachtheilig wirkend, die Vortheile nicht verkennend, welche

dem Verkehre in den Städten eine solche Lebendigkeit sichern, welche er auf dem platten Lande nicht erwarten kann. Die Bemerkungen über die Unschädlichkeit des Hökerey- und Hausierwesens und der Gestattung des so genannten Vor- und Aufkaufes zeigen dem Leser, daß der Verf. diese Verhältnisse keinesweges in Schutz nimmt, und Gründe dafür herbey bringt, welche noch mancher Belege bedürfen und nicht direct entscheiden können.

Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Streben der Regierungen nach günstigen Handelsbilanzen, indem er untersucht, worauf diese eigentlich hindeuten; warum Länder, welche rohe Stoffe zur Ausfuhr erzeugen, meistens die Handelsbilanz für sich haben; worauf das Streben hierbey zu richten sey; worin die Trieglichkeit derselben bey der Leitung der Handelspolitik eines Landes bestehe und wie weit sich aus dem Stande der Geld- und Wechselcurse eine günstige oder ungünstige Handelsbilanz entnehmen läßt. Mit scharfem Blicke in das Wesen der Sache und mit großer Belesenheit erläutert er, daß die Maxime der Regierungen, ihre Unternehmungen zur Leitung und Förderung des Verkehrs auf ihre Handelsbilanz in der gewöhnlichen Art zu bauen, das verderblichste sey, was man in unserer Handelspolitik erblicke, und sucht er die Frage zu beantworten, wofür die ins Ausland gesendeten Gütermassen ins Ausland gehen, weil sie ein bisher häufig übersehener Hauptpunct sey. Hieran reihet er Betrachtungen über die Mittel zur Förderung einer günstigen Handelsbilanz hinsichtlich der Prämien auf die Ausfuhr, der Einfuhrverbote fremder Manufacturen- und Fabrikwaaren, der privilegierten Handelsgesellschaften, der Navigationsacte und Schifffahrtsgesetze und end-

lich der Handelsverträge. Ohne in die besonderen Darstellungen einzugehen und sie in Bezug auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, bemerkt Ref., daß sie überhaupt aus dem öffentlichen Leben gegriffen, mit den Angaben anderer Literaten versehen und mit einzelnen Beyspielen belegt sind, die jedoch nicht immer dafür sprechen, wofür sie der Verf. anredet. Auch findet man unter den vielen schönen und geistreichen Gedanken manche, welche weder Haltbarkeit haben, noch zureichend erläutert sind und welche als practische Grundsätze betrachtet den Smith'schen Ansichten zu getreu sind, als daß man nicht daraus entnehmen sollte, wie der Verf., obgleich er Smith's Grundbegriffe aufs schärfste und vollständigste systematisiert, demselben, ohne es vielleicht selbst zu wollen, sehr anhängt. Oft geht er noch weiter, wie sich in der Annahme der absoluten Handelsfreyheit ergibt, welche er mit Mac-Culloch ohne alle Restrictionen fordert, während ihr Smith nicht so sehr anhängt, als man glaubt, indem er sie sogar für ein Ideal aus Utopien erklärt. Er scheint hierbey die Fehler, welche dem Prohibitivsysteme entgegen gesetzt sind, nicht zu berücksichtigen und den Ansichten Mac-Cullochs unbedingt zu folgen, obgleich selbst der gesunde Verstand aller Geschäftsleute nirgends absolute Freyheit fordert, weil sie reine Willkür ist.

Ref. bemerkte dieses, weil die oben berührten und früher erläuterten Gegenstände, welche den Handel und Verkehr betreffen, nach diesen Ansichten der absoluten Freyheit im Handel zu besprechen und viele Behauptungen darnach zu beurtheilen sind, und weil man hierin den Grund suchen muß, warum der Verf. dem bekannten freyen Schutzsysteme, welches das Princip des freyen auswärtigen Handels fest hält und nur

schützende Anstalten zu Gunsten der concreten Volks- und Staatsinteressen anordnet, und welches mit den natürlichen und positiven Verhältnissen der Länder und Völker im Einklange steht, keine Aufmerksamkeit widmet. Zugleich wird es nicht befremden, von dem Verf., als entschiedenstem Vertheidiger der Handelsfreyheit, nützlichen Anstalten der Sicherheit und Wohlfahrt das Wort nicht geredet zu sehen; denn, während Smith die Schifffahrtsacte ein weises Gesetz nennt, weil sie die englische Schifffahrt gehoben und dadurch die Sicherheit gesteigert hat, und hier und da die Prämien rühmt rc., spricht sich der Verfasser sehr zweifelhaft aus, indem er zur Erlangung des bezeichneten Vortheils die Schifffahrtsacte nicht für nothwendig gewesen darzustellen versucht. In ähnlichem Sinne spricht er sich über alle Beziehungen aus, welche das Prohibitiv- oder freye Schutzsystem betreffen, so daß hinsichtlich des letzteren Ref. seiner Meinung nicht beytreten kann, weil er überzeugt ist, daß ohne einen gewissen Schutz selten ein neues Geschäft ins Leben eindringt, es mag den nationalen Verhältnissen noch so sehr angemessen seyn; Beyspiele zeigen dieses zur Genüge und beurkunden die Nothwendigkeit solcher Schutzanstalten, ohne welche in den Staaten und unter dem Volke Unsicherheit und Uebelbefinden erfolgt und welche die Sicherheit und den Wohlstand erhöhen; Ref. kann jedoch dieses System gegen die Ansichten des Verfs nicht weiter vertheidigen, da er zugleich die Gründe, welche jener für die absolute Handelsfreyheit angibt, prüfen, das Unhaltbare mehrerer nachweisen und die Ideen, worauf das freye Schutzsystem beruht, näher erläutern müßte. Nebstdem hält Refer. die polemisierenden Darstellungen gegen die Meinungen über Handelsbilanz, über privelegierte Han-

delsgesellschaften und über ähnliche, von der Wissenschaft abgethane Gegenstände, für unsere deutsche Staaten weder für nothwendig, noch für practisch, weil sie meistens mit Schatten kämpfen und weder in Theorie noch in Praxis weiteren Bestand haben.

Gegen das Taxsystem unter besonderem Bezuge auf die policeylichen Taxen erklärt sich der Verf. mit vielen trefflichen Gründen; allein die Erfahrung steht manchen entgegen und gestattet dem Staate das Recht, ja legt ihm im Interesse des allgemeinen Wohles die Pflicht auf, eine bestimmte Taxe für mancherley Gegenstände einzuführen, und dem Verkehrenden die Nothwendigkeit aufzulegen, sich darnach zu richten. Die schlechten Triebfedern des Eigennutzes so vieler Menschen und der ziemlich allgemeine Grad von Gleichgültigkeit gegen Recht und Billigkeit, Ehrgefühl und Moralität, überhaupt die fast allgemein eingerissene Demoralisation und das Streben nach Luxus unter allen Ständen führen Verhältnisse herbey, welche die Taxen unbedingt fordern, weswegen Ref. weder mit dem Verf., noch mit anderen, welche sie beseitigt wissen wollen, einverstanden seyn kann. Uebrigens will er mit Allen nicht polemisieren, da dieses zu nichts führt, und er aus den Erfahrungen seine Ueberzeugung zu fest begründet hat, als daß er sie in Folge einiger philosophischer Reflexionen aufgeben kann. Gern unterschreibt er aber das über die Wuchergesetze Gesagte, weil sie lasterhaft und verbrecherisch sind und uns beweisen, wie oft verkehrte Maßregeln in der Staatswirthschaft das reine Gegentheil von dem bewirken, was man eigentlich mit ihnen beabsichtigte. Die nachtheiligen Einwirkungen mancher Bestimmungen im Hypothekenwesen schildert er sehr gut, indem er auf ein-

zelne Staaten hinweist und mit bekannter Umsicht und Klarheit sich über das Einzelne der Sache verbreitet. Uebrigens läßt die Praxis noch viel zu wünschen übrig.

Unter allen Gegenständen findet Ref. den Getreidehandel mit einer Aufmerksamkeit, Gediegenheit und Ausführlichkeit behandelt, wie er noch in keinem anderen Werke gefunden hat; nach allgemeinen Bemerkungen über seine Wichtigkeit vertheidigt er seine Freyheit als sicherstes Mittel gegen Mangel unter allen Verhältnissen; erörtert seinen Einfluß auf Ackerbau, Manufacturen- und Fabrikenwesen und zeigt, zu welcher Zeit diese Freyheit am besten hergestellt werden könne, wenn sie es bisher noch nicht gewesen sey, worauf er zu dem in England angenommenen Getreidehandelssysteme, zu den nachtheiligen Wirkungen desselben auf den Getreidebau und die Getreidepreise, zu den in anderen Ländern wechselnden Maximen und Anordnungen und zu den nachtheiligen Wirkungen der Beschränkungen des Getreidehandels bey steigenden Getreidepreisen und der Getreidesperren in den Jahren 1816 und 1817 übergeht und mit großem Aufwande von Kenntnissen und Literatur die Sache erörtert, so daß man diese Darstellungen, ohne jede Behauptung als völlig richtig anzunehmen, als die Krone des zweyten Bandes ansehen kann, indem der Verf. meistens die Erfahrungen reden läßt, welche weit größeres Gewicht haben, als jede andere Speculation und Reflexion, und die Nachtheile des Verbots der so genannten wucherlichen Auf- und Einkäufe, den nothwendigen Schutz der Getreidehändler, die Nachtheile der öffentlichen Magazinanstalten und die Zweckmäßigkeit so genannter idealer Magazine aufmerksam bespricht, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, alle Gegen-

stände nach eigener Ansicht zu prüfen und die verschiedenen Ansichten des Verfs hinsichtlich ihrer Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit zu sondern. So viel practische Erfahrung er auch zu erkennen gibt; Ref. hat solche ebenfalls gemacht und hegt in Folge derselben manchmahl abweichende Ueberzeugung, welche sich vorzugsweise auf den Schutz der Getreidehändler beziehen dürfte und das oben bewährte freye Schutzsystem völlig zu begründen mag.

Wenn überhaupt die Pflege der Güterverthei lung unter die Producenten und Consumenten den Regierungen viel Sorge, Schwierigkeit und Noth bereitet, so macht ihnen doch das Geldwesen die größte Noth; daher bespricht er dieses nach seinem ganzen Umfange und Character, um die Sorge der Regierungen für die Vertheilung der Güter unter die Producenten auf richtigere und sicherere Grundsätze hinzuführen. Denn im Allgemeinen ist zur Vermeidung jeder Beeinträchtigung für den Einzelnen zunächst dafür zu sorgen, daß die den einzelnen Producenten gebührenden Portionen in einem sicheren Gelde ausgezahlt werden und diese empfangenen Summen nicht durch Veränderungen in der Geldmasse, bald zum Nachtheile der Empfänger, bald zum Nachtheile der Zahler eine Verrückung des Werthes erleiden. Welche Raffinements jeder Art hierin seit den letzten 20 Jahren statt fanden, ist bekannt: der Verf. bezeichnet sie vortrefflich und theilt Ansichten mit, welche auf den Ergebnissen sorgfältiger Studien und auf vieljährigen Erfahrungen beruhen.

Von der Umfassendheit, womit er diesen Gegenstand behandelt, gibt nachfolgende Uebersicht der einzelnen besprochenen Gegenstände den einfachsten Beweis. Er geht von den Anstalten zur

Leitung des Geldwesens aus; macht über die hierbey zu erfassenden Hauptpuncte manche vortreffliche Bemerkungen; schildert die Schädlichkeit der willkürlich-angenommenen Münzfuße, besonders beym auswärtigen Verkehre, und bemüht sich die Frage zu beantworten, ob die Regierungen sich die Münzfabricationskosten im Preise ihrer Münzen ersetzen lassen mögen? Klarheit der Darstellungen und Einsicht in das Wesen der Sache gehört zu den Vorzügen der mitgetheilten Gedanken, welche sich in den Betrachtungen über die Unzulässigkeit eines eigentlichen Schlagschatzes und in den Untersuchungen über die Nachtheile der Münzreductionen wiederholen und nichts zu wünschen übrig lassen, als der Verf. möchte sich in einzelnen Nebenbeziehungen kürzer gefaßt und in Hauptgedanken diese dargestellt haben, weil diese wegen der vielen besonderen Angaben manchmahl in den Hintergrund treten und dadurch nicht in dem gehörigen Lichte erscheinen.

Nach einer gründlichen Erläuterung der Frage, welche Metallsorte wohl den Vorzug verdiene, ob Gold oder Silber, wobey er auf die einzelnen Staaten hindeutet, weil sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes hierüber fest stellen läßt, geht er zu Betrachtungen über das Papiergeld über; erläutert dessen wesentlichen Character und nachtheilige Wirkungen und verbreitet sich über die Frage, ob der Cours des Papiergeldes durch Versicherung auf Staatsbesitzungen gehoben und erhalten werden könne? Viele neue Zusätze erhöhen den Werth der zweyten Auflage und geben dem Leser Stoff zu eigenen Studien, weil der Verf. darin die Quellen angibt, aus welchen er die Ergebnisse gewonnen hat. Hiermit verbindet er seine eigenen vieljährigen Erfahrungen aus dem practischen Leben, welche meistens zur Begründung der ersteren beytragen.

Mit diesen Betrachtungen über das Geldwesen ist das Creditsystem eng verbunden, weswegen es der Verf. an jene anreihet und im Besonderen über die Zettel- und Girobanken seine aus Studien und Erfahrungen abgeleiteten Ansichten mittheilt. Die Grundlage, worauf der Credit der Banken ruht; die Vortheile der Banken; die Grenzen des Aufsichtsrechts der Regierungen auf den Betrieb der Geschäfte und das Verhältniß, wie weit die Papierremission einer Bank gehen kann, betrachtet er so ausführlich, als man verlangen kann. Aehnlich verhält es sich mit der Nachweisung, worin sich die Girobanken von den Zettelbanken unterscheiden und in wie fern Leihbanken mit Girobanken verbunden werden können. Den Beschluß machen einige gehaltvolle Bemerkungen über Creditinstitute. Im ganzen Abschnitte über das Creditwesen predigt der Verf. Einfachheit, Vorsicht, Mäßigung und Rechtlichkeit, woraus hervor geht, daß er vor den so genannten Luftprojecten, durch welche sich in unsern Tagen so viele blenden lassen, sorgfältig zu warnen bemüht ist, und seinen Erörterungen meistens das öffentliche Leben zum Grunde legt.

Aus diesen critischen Bemerkungen dürfte sich für jeden Leser der wissenschaftliche und practische Werth des Werkes ergeben; sie weichen wohl manchmahl von den Ansichten des Verfs ab, enthalten jedoch meistens kurz die Gründe dieser Abweichungen nnd geben unfehlbar zu erkennen, daß es dem Ref. bloß um die Sache und ihre Beförderung zu thun ist. Neben den sehr vielen vortrefflichen politischen, staatswirthschaftlichen und technischen Betrachtungen begegnen den Lesern des Buches auch viele Gedanken, mit welchen der Sachkenner nicht einverstanden seyn kann. Die

Lehrer der Staatswirthschaft, Nationalöconomie ꝛc., unter Andern Bulau und Schön, selbst Rau und Mohl, welchen er sich am meisten zu nähern scheint, vertheidigen in vielen Beziehungen abweichende Ansichten, wodurch jedoch die Wissenschaft um so mehr gewinnt, je ruhiger die herrschenden Differenzen besprochen werden. Auch in diesem zweyten Bande zeichnen Klarheit und Bestimmtheit im Vortrage, Ruhe und Besonnenheit im Urtheile die Darstellungen aus und tragen zur Empfehlung wesentlich bey. Zugleich sind Papier und Druck im Ganzen gut und ist auf die Verbesserung der Druckfehler die gehörige Sorgfalt verwendet. Möge der dritte Band recht bald folgen. πρ.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Die Heilquellen am Kniebis im unteren Schwarzwalde: Rippoldsau, Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach, Nordwasser, Sulzbach. Nebst Andeutungen zu einem Ausfluge von Baden nach diesen Kurorten und, durch einen Theil des Kinzigthales, nach dem Wasserfalle bey Tryberg. Ein Wegweiser für Kurgäste und Reisende von K. H. Freyherrn v. Fahnenberg. XII u. 207 S. 1838. 8.

Es gibt in Deutschland mehrere Puncte, wo in einem nicht sehr großen Umkreiße viele heilkräftige Mineralquellen dem Boden entströmen. Die vornehmsten befinden sich im nordwestlichen Böhmen, am Taunus, in der Gegend zwischen der Weser und dem Teutoburger Walde und dann am Kniebis im unteren, oder nordöstlichen Theile des Schwarzwaldes. Dieser, gegen 3000 Fuß über dem Meere gelegene Bergkopf, oder eigentlich eine Hochebene, bildet den Mittelpunct ver-

schiedener von ihm ausgehender Seitengebirge und Thäler, in welchen die Gewässer fast nach allen Weltgegenden hin ausströmen. Im Hintergrunde dieser Thäler meist aus Bergspalten und Kesseln des Granits und Gneisgesteins entspringen jene Mineralquellen. Ihr Hauptgehalt besteht in Kohlensäure, welche theils frey, theils an Basen, besonders Natron (wenig an Eisen) gebunden darin vorkommt. In den meisten derselben ist auch die Menge des Glaubersalzes beträchtlich; woraus nun leicht die Art ihrer Heilwirkung zu beurtheilen ist. Die Anwendung davon zum Baden und Trinken ist bey manchen schon sehr lange herkömmlich; bey andern, die erst neuerlich aufgefunden wurden, sind die Einrichtungen erst seit Kurzem gegründet; bey allen jedoch sind die zur Aufnahme, Bewirthung und Unterhaltung der Curgäste getroffenen Anstalten zweckmäßig und dem Zeitbedürfnisse entsprechend. Auch versammeln sich daselbst fortwährend aus der Nähe und Ferne hülfesuchende Gäste, und erkennen dankbar den wohlthätigen Einfluß dieser Quellen auf ihre Gesundheit. Hierzu trägt auch viel die Lage dieser Orte bey, die in dem Schooße friedlicher, von der geräuschvollen Welt abgeschiedener Thäler das Bild einer freundlichen und doch ernsten Natur darbieten. Fern gehalten sind von ihnen die leidigen Hazardspiele, dieses fast nothwendige Uebel großer Badeorte; Geselligkeit und harmlose Zerstreuungen bringen Mannigfaltigkeit in die einfachen Zustände, und die großartigen Umgebungen des Schwarzwaldes, die herrlichen Wald- und Felsgruppen, die Herzlichkeit der Gebirgsbewohner, die Nähe des schönen Rheinthals, — alles dieses trägt zu angenehmer Stimmung des Gemüths in diesen einsamen Thalorten viel bey.

Diese hier angedeuteten Puncte sind mit Sach-

kenntniß und in einer gefälligen Darstellung in vorliegender Schrift behandelt, und diese wird jedem, der über die inneren und äußeren Verhältnisse jener Gesundbrunnen sich zu belehren wünscht, eine willkommne Gabe seyn.

Der Inhalt der 10 Abschnitte ist folgender: I. Ein Blick auf den Schwarzwald. II. Der Kniebis mit seinen Verzweigungen. III. Heilquellen am Kniebis. IV. Entstehung der Curorte. V. Physicalisch-chemische Beschreibung der Mineralquellen. VI. Das Leben in diesen Curorten. VII. Straßen-, Post- und Reiseanstalten. VIII. Andeutungen zu einem Ausfluge von Baden nach den Heilquellen am Kniebis, durch einen Theil des Kinzigthales, nach dem Wasserfalle bey Tryberg. IX. Höhentafel der wichtigsten Puncte, nebst Angabe der daselbst vorkommenden Gebirgsarten. X. Poetische Dareingabe.

Hamburg.

Paul Warnefrieds, Diaconus von Forum Julii Geschichte der Langobarden; zum ersten Mahle nach einem Codex der K. Bibliothek zu Bamberg aus dem 10. Jahrhundert übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von K. v. Spruner, K. Bayerschem Lieutenant. 1838. XII u. 175 Seiten in 8. (Bey Fr. Perthes.)

Der Verf. dieser Schrift ist den Lesern dieser Blätter, G. g. A. 1837. St. 53., schon als einer der fleißigsten Forscher des Mittelalters aus seinem Atlas desselben rühmlich bekannt. Die hier gelieferte Uebersetzung der bekannten Schrift von P. Warnefried ist nur der Anfang einer Uebersetzung der vorzüglichsten Quellenschriftsteller zur Geschichte der germanischen Stämme von Anfang der Völkerwanderung bis zur Periode der Carolinger. Sie ist die erste Uebersetzung der

Schrift von Warnefried, und also schon deshalb ein Bedürfniß. Sie ist aber auch aus einer andern Rücksicht von Wichtigkeit. Der Bamberger Codex, aus dem sie gemacht ist, weicht von dem Texte der sämmtlichen gedruckten Ausgaben auf eine sehr merkwürdige Weise ab. 'Wenn nämlich dieser in den gedruckten Ausgaben blumig, geziert und preciös erscheint, so ist er hier einfach und höchst natürlich; die dort meist indirecten Reden sind hier direct, und man glaubt in manchen Kapiteln einen ganz andern Autor vor sich zu haben.' Diese so auffallende Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als daß wir in unseren bisherigen Ausgaben nur eine Ueberarbeitung und seyn sollende Verschönerung der Schrift des Autors besitzen, und der Bamberger Codex dagegen die Urschrift in seiner ursprünglichen Reinheit enthält. Wie erheblich diese Entdeckung bey einer für die Geschichte so wichtigen Schrift ist, fällt von selbst in die Augen. Daß die Uebersetzung des Verfs mit größtem Fleiß und Treue gemacht ist, wird man nicht in Zweifel ziehen wollen, und zu einem entscheidenden Urtheile bleibt also nur die Erfüllung des Wunsches übrig, daß der Text genau nach dem Bamberger Codex abgedruckt werden möge. Die erste und zweyte Hälfte desselben sind von zwey verschiedenen Händen geschrieben, wovon die Schriftproben am Ende mitgetheilt sind. Die sehr zweckmäßigen Anmerkungen des Verfs geben die nöthigen Erläuterungen und erleichtern dadurch den Gebrauch des Werks. Wir wünschen und hoffen, daß der Vf. bey seiner warmen Vorliebe für die historischen Studien das eben gegebene Versprechen erfülle, und noch mehrere Schriftsteller des Mittelalters auf ähnliche Weise auch dem größern Publicum zugänglich machen werde. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.
Den 23. Julius 1838.

Basel.

In der Schweighauserschen Buchhandlung: Die Naturlehre der Seele für Gebildete dargestellt von Dr Friedrich Fischer, Prof. der Philos. zu Basel. 1835. VI u. 641 Seiten in Octav.

Es ist immerhin bemerkenswerth, daß neben oder gegen den strengen Rationalismus der neueren philosophischen Schulen von Fichte bis Hegel allmählich Stimmen sich erhoben haben, welche einem eben so strengen Empirismus das Wort reden. Ich will nur an Beneke und E. Schmidt erinnern, welchen sich auch der Verf. der vorliegenden Schrift zugesellt. Zwar haben schon früher Fr. H. Jacobi und die, welche halb oder ganz sich ihm anschlossen, dem empirischen Elemente in unserer Wissenschaft sein Recht zu behaupten gesucht; aber doch nur neben dem rationalen Elemente; jetzt aber hat man angefangen das rationale Element wenigstens in sofern ganz zu beseitigen, als es etwas anderes seyn sollte,

als etwas auf empirischem Wege Gefundenes. Je strenger man den Rationalismus anspannte, um so stärker hat sich dagegen der Empirismus erhoben. Man kann kaum verkennen, daß dies einen fast nothwendigen Gang geht. Zeitalter, die noch wissenschaftliches Leben athmen, lassen sich keine äußerste Meinung aufstreiten, wie groß auch die Talente seyn mögen, welche sie unterstützen, oder wie nothwendig die wissenschaftliche Entwicklung, welche zu ihr geführt hat.

Der Verf. der vorliegenden Schrift bittet sich Erfahrungen zur Förderung der Psychologie aus, verbittet sich aber alle Meinungen; er glaubt Wirklichkeiten vorgetragen zu haben, und beschwert sich über die Vorurtheile der Psychologen, worunter er das versteht, was über die Seele nicht durch Empirie gefunden worden (vergl. die Vorrede u. S. 632.). Wir finden, daß er hier nicht zum glücklichsten seinen Gegensatz gestellt hat, denn die Meinung und das Vorurtheil sind doch selbst Wirklichkeiten.

Es ist mit der Entwickelung der Philosophie freylich ein eigenes Ding. Sie scheint so wenig, wie man von ihr als einer Wissenschaft angehörig erwarten sollte, einen regelmäßigen Fortschritt zu zeigen, daß diejenigen, welche in Widerstreit gegen die zuletzt in ihr herrschende Richtung sich setzen, leicht zu der Meinung verleitet werden können, als wären in ihr nichts als wechselnde Meinungen bisher zu Tage gefördert worden. Der Verf. in einer solchen Stellung scheint dieser Meinung geneigt zu seyn. Allein man möge bedenken, ob nicht der Grund jenes Scheins nur darin liege, daß die Philosophie nicht so glücklich ist, wie andere Wissenschaften, in Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Meinung, wie sie im Fortschreiten der Erfahrung und einer leicht

sich fortpflanzenden Uebung ausgebildet wird, sich entwickeln zu können, sondern in der That einen beständigen Kampf zu kämpfen hat auf der einen Seite gegen die gemeine Gesinnung, welche nur das gelten lassen will, was ihr nützt, auf der andern Seite gegen die leidenschaftlichen Bewegungen, welche von Zeit zu Zeit andere Uebertreibungen in den Lauf der Meinung bringen. Wenn sie nun jenen wechselnden Gestalten der Meinung gegenüber sich behaupten soll, so muß sie auch wechselnd sich zeigen, um ihnen das entgegen zu stellen, was ihren beständig sich verwandelnden Gegner zu bestreiten geeignet ist. Wir wollen nicht leugnen, daß, wie es im hitzigen Kampfe zu geschehen pflegt, wenn die Gegner sich mischen und augenblicklich kaum von einander sich zu unterscheiden wissen, so auch den Philosophen zuweilen es begegnet, daß sie Meinungen, welche sie bekämpfen sollten, als ihre Freunde bey sich aufnehmen und mit allzu zärtlicher Liebe hegen. Aber man wird doch wohl Philosophen und Philosophie zu unterscheiden wissen, und wir glauben nichts zu sagen, was nicht durch die Geschichte bewährt, auch schon als sehr allgemein anerkannt angesehen werden dürfte, wenn wir behaupten, daß der Philosoph immer mehr oder weniger mit dem, was seine Zeit gewöhnliche Meinung oder gesunden Menschenverstand zu nennen pflegt, im Streite stehen müsse.

Anders der Verfasser. Er beruft sich nicht selten auf den gesunden Menschenverstand, welcher denn doch wohl nichts anderes aussagt, als die gewöhnliche Meinung, wie sie im practischen Leben sich auszubilden pflegt, nach dem mittleren Maße der Einsicht, welche so eben auf unserer Bildungsstufe verbreitet ist. Daher entnimmt der Verf. auch seine Sätze nicht selten aus dem

Sprachgebrauche und hält es für unerlaubt, von der gewöhnlichen Umgangssprache abzuweichen, oder sie wissenschaftlich genauer zu bestimmen, wiewohl wir nicht sagen wollen, daß er dies ohne Abweichungen hätte durchführen können. Dahin zählen wir denn auch sein Bestreben, welches er sogleich in der Vorrede ankündigt, die Wissenschaft zu popularisieren. Er will dem Zuge der Zeit folgen, welche die Wissenschaft aus dem Staube rauchiger Studierstuben hervor ziehe und in die freyeren, dankbareren Kreiße des Lebens und der Gesellschaft einführe. Er meint, durch diesen Zug der Zeit werde die Philosophie wahrer werden, indem die Philosophen sich scheuen würden die Hirngespinste ihrer Einsamkeit einem größern Publicum darzubieten. Auch seine neuen Entdeckungen, hofft er, würden bey einem unbefangenen, gebildeten Publicum bessern Eingang finden, als bey den Psychologen, welche von einer Wolke von Vorurtheilen umringt wären. Möge ihn seine Hoffnung nicht teuschen. Doch wollen wir ihm nicht bergen, daß es uns vorkommt, als führe der Wunsch populär zu schreiben, leicht Unbestimmtheiten von der Art herbey, wie wir sie in dem oben bemerkten Gegensatze zwischen Wirklichkeit und Meinung oder Vorurtheil gefunden haben. Was ist dies überhaupt für eine Verzweiflung an seinen Studiengenossen, nicht nur den gegenwärtigen, sondern auch den zukünftigen? Würde man wohl in der Mathematik, in den Naturwissenschaften etwas Aehnliches hören? Die Krankheit der Philosophie mag jetzt eben groß seyn; aber ist auf diesem Wege ihre Heilung zu suchen? Auch im 18. Jahrhunderte suchten Engländer, Franzosen und Deutsche die Philosophie zu popularisieren. Man nannte dies Jahrhundert das philosophische. Was ist

daraus hervor gegangen? Dieser populären P
losophie ist eine andere gefolgt, die noch
weitem esoterischer ist, als die jener vorher
hende. Bis jetzt zeigt sich wenig Hoffnung,
die Philosophie ein Gemeingut der Gebilde
werden könnte, und wenn die früher von u
ausgeführten Betrachtungen richtig sind, so
es auch ihre Natur nicht der gemeinen Meinu
sich anzuschließen. Sie hilft diese allmählich e
porziehen; aber wenn diese heran gewachsen,
jene schon wieder höher hinauf geschossen.

So wie wir nun überhaupt in Dingen, w
che keine gleichmäßig fortschreitende Entwickelu
haben, ein Hin- und Herzüngeln entgegen g
setzter Richtungen bemerken, so mag es auch z
gegeben werden, daß der frühern allzu populär
Philosophie jetzt eine allzu esoterische gefolgt i
und vielleicht möchte es nun wieder an der Z
seyn die Philosophie eine gemein verständlich
Sprache reden zu lassen. Und in dieser Bez
hung könnten wir denn auch die Bemühung
des Werks als ein Zeichen der Zeit ansehen. S
Streben nach Popularität steht denn natürl
auch nicht außer Zusammenhang mit seinem Em
rismus. Denn um so gemein verständlicher w
die Philosophie, je mehr sie der Erfahrung s
anschließt. Und in der That der Empirism
unsers Werks verfolgt eine Richtung, welche da
geeignet ist, die Ergebnisse der neuen Philosop
in einer faßlichern Form zu verbreiten. We
wir auf die geschichtlichen Anknüpfungspuncte d
neuesten Empirismus überhaupt sehen, so könn
wir dieselben theils in dem ältern Empirismus d
Engländer und Franzosen vor Kant finden, the
in den Ansichten, welche durch Fr. H. Jac
zur Sprache gebracht worden sind, theils in d
Richtung, welche die Naturphilosophie genomm

hat. Von den beiden ersten Abschattungen des Empirismus können wir es eben nicht rühmen, daß sie der Entwickelung der Philosophie günstig sind; denn die erste sucht uns auf einen Standpunct der Untersuchung zurück zu führen, welchen die Philosophie durch die Bemühungen Kant's und seiner Nachfolger überstiegen haben sollte, die andere aber geht auf eine ungehörige Beschränkung der Philosophie durch den Glauben aus, welcher uns entschädigen soll für unsere Unwissenheit in allen übersinnlichen Dingen. Von einem wesentlich andern Verhältnisse zur neuern Philosophie ist die dritte Art des Empirismus. Er sucht sich die Einsichten des Idealismus wenigstens zum Theil zu Nutze zu machen, ohne dem Idealismus schlechthin sich hinzugeben, ohne der so genannten speculativen Methode zu huldigen. Er betrachtet alle diese Einsichten als Ergebnisse einer gereiften Erfahrung und in der That wollten wir bloß auf die Ergebnisse sehen, so würden wir zwar hier und da einige Puncte finden, in welchen wir ihm gegen die neuere Philosophie Unrecht geben müßten, aber im Ganzen würden wir ihm doch gern eingestehen, daß er nach Kräften bemüht sey, das sich anzueignen, was die Fortschritte der Philosophie in unserm Jahrhundert ans Licht gebracht haben. Zu diesem Empirismus bekennt sich im Ganzen auch unser Vf. Wir bemerken dies an den Hauptzügen seiner Lehre, so wie an mehreren einzelnen Puncten derselben. So streitet er sehr eifrig gegen die sensualistischen Empiriker, von welchen er sagt, daß sie auf Sichtbares und Handgreifliches sich beschränkten (S. 43.), daß für sie nichts vorhanden sey, als das Gegenständliche und Objective (S. 276.); so entscheidet er sich im Streite gegen den Nominalismus für die Realität des All-

gemeinen (S. 117 ff.), welche den stärksten Widerspruch erfahre von dem natürlichen Egoismus des Individuums, während der Realismus zu jenen höhern und erhabnern Ansichten gehöre, welche nicht ohne Tugend möglich sind (S. 121.); wenn er die Stellung des Menschen zur Natur untersucht, so schließt er sich im Wesentlichen an Oken's Naturphilosophie an, dessen unsterbliches Verdienst er preist (S. 79.); die Naturlehre, welche er zur Grundlage seiner Untersuchungen macht, ist wesentlich dynamisch, wie wir sehen werden, und fast möchte man sagen, idealistisch, wenn der Vf. nicht selbst gegen den Idealismus protestierte; die Natur will er in ihren Uebergängen in die Vernunft verfolgen.

Allein in der Philosophie kommt es nicht allein auf die Ergebnisse an, sondern eben so sehr auf die Methode. Und wie nun die Methode, welche der Verf. befolgt, zu jenen Ergebnissen passe, welche, wie bekannt, in einer ganz andern Methode gewonnen worden, möchte nicht leicht zu sagen seyn. Der Verfasser, das sehen wir wohl, ist der Methode der neuern Philosophie nicht günstig; er glaubt unstreitig, daß die Ergebnisse, welche er jener Philosophie abgeborgt hat, nur aus der Erfahrung stammen, die der speculativen Methode unbewußter Weise sich untergeschoben habe, und dafür könnte er wohl anführen, daß ja die neuere Philosophie selbst die Erfahrung nicht van sich ausschließen will. Man dürfte hierin wohl eine Warnung gegen die Art sehen, wie man in neuerer Zeit den Gegensatz zwischen Erkenntniß a priori und Erkenntniß a posteriori hat auslöschen wollen. Der Verf. leugnet zwar nicht schlechthin alles Apriorische oder Eingeborne in unserer Erkenntniß, wie er denn namentlich dahin die Begriffe von Raum und Zeit rechnet, ja sogar von einem apriorischen

Zeitmaße und von einer eingebornen Raumanschauung spricht (S. 210. 213. 305 ff.), und wahrscheinlich sind dahin auch die Begriffe des Seins, des Werdens, der Kraft und des Lebens zu rechnen, welche er als geistige oder unsinnliche Elemente der sinnlichen Erfahrung bezeichnet (S. 221. 238.); aber er ist doch nirgends darauf aus gewesen, den guten alten Weg zu verfolgen, auf welchem man das rein Thatsächliche und von der Erfahrung Gegebene von den Begriffen des Verstandes oder der Vernunft zu unterscheiden strebte. Dies fließt nun natürlich aus dem Empirismus, zu welchem er sich bekennt, indem er nichts anderes als Beobachtungen und deren Combinationen gelten lassen will (S. 631.); allein daß dadurch die Methode in der Darlegung und in dem Beweise seiner Gedanken gewonnen hätte, müssen wir bezweifeln. Vielmehr der Vorwurf, welchen wir bisher allen Psychologen der empirischen Schule haben machen müssen, daß sie keiner genau und sicher durchgeführten Methode sich befleißigen, scheint uns auch ihn zu treffen. Fast kommt es heraus, als verachtete er eine solche, wenn er gelegentlich äußert, mit allgemeinen Definitionen sey nicht viel geholfen; die Leser würden dadurch nicht viel klüger (S. 513.). Er mag wohl auch glauben, daß dabey nicht viel heraus kommen würde, wenn man den Begriff der Erfahrung durch eine genaue Definition sicher abzugrenzen suche, damit er nicht mit der sinnlichen Wahrnehmung von der einen Seite und von der andern mit der Wissenschaft, die von allgemeinen Begriffen und Grundsätzen ausgeht, wie z. B. die Mathematik, verwechselt werde; denn vergebens haben wir bey ihm nach einer Erklärung gesucht über das, was er Erfahrung nennt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.
Den 26. Julius 1838.

Basel.

Beschluß der Anzeige: Die Naturlehre der Seele für Gebildete dargestellt von Fischer.

Was aber der Methode des Verfs am meisten zum Vorwurf gereicht, ist, daß er nach der gewöhnlichen Weise der empirischen Psychologie in Wahrheit gar nicht von Beobachtungen ausgeht, sondern allgemeine Begriffe und daraus abgeleitete Eintheilungen zur Grundlage seiner Bemerkungen macht. Daher müssen wir es denn auch wohl ableiten, daß er von Analogien einen zuweilen sehr reichlichen Gebrauch macht. Man vergl. z. B. S. 176 ff.

Dieser Mangel an Methode hat auf die ganze Zusammensetzung des Werks einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Der Verf. will uns auf empirischem Wege über das Wesen der Seele belehren; er kann dabey nicht umhin, die Meinung zu berücksichtigen, daß wir durch die Erfahrung nur von den Erscheinungen der Seele wissen; gegen diese Meinung will er sogar behaupten,

daß wir das Wesen der Seele wahrnehmen. Hätte er dies nun erhärten und dadurch seiner Lehre eine sichere Grundlage geben wollen, so hätte er, wie dies viele andere Empiriker gethan haben, von einer Untersuchung über unsere Erkenntniß ausgehen müssen. Diesen Weg schlägt er aber nicht ein. Vielmehr nach kurzen, wenig befriedigenden Vorerinnerungen stellt er zuerst in einem allgemeinen Theile Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Seele an und läßt erst nachher in der speciellen Psychologie die Untersuchung über die Erkenntniß des Menschen folgen. Dies führte natürlich zu häufigen Wiederholungen, da der Verf. bey den Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Seele nicht umhin kann, manches über seine Erkenntnißlehre voraus zu geben. Man vergl. z. B. S. 104 ff. Aber noch schlimmer als solche Wiederholungen ist es, daß diese Vorauserinnerungen über die Erkenntnißlehre natürlich nicht erschöpfend durchgeführt werden können, weil sie hier außer ihrem Zusammenhange stehen. So schwebt denn die Lehre über Begriff und Wesen der Seele in der Luft.

Es ist begreiflich, daß wir hiernach auch nicht die beste Ordnung in der Art zu erwarten haben, wie der Verf. seinen Begriff von der Seele entwickelt. Wir haben dabey überdies mit den Ungenauigkeiten seiner populären Sprache zu kämpfen. S. 20 sagt er: 'Ehe wir sagen, was die Seele ist, wollen wir erst sehen, was sie nicht ist, oder vielmehr, was sie zum Unterschiede von anderen Dingen ist'. Gleich darauf folgt: 'Es ist keine unausfüllbare Kluft zwischen dem Geistigen und Körperlichen; es sind bloß graduell nicht aber specifisch verschiedene Dinge', und weiter: 'Das Körperliche besteht aus Kräften, die

nur auf einer unendlich tiefern Entwickelungsstufe stehen, als der Geist, so daß man, freylich etwas parador und vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichend, sagen könnte: die ganze Welt bestehe aus Seelen, die nur hier, wo sie Körper bilden, noch in Bewußtlosigkeit und Unfreyheit schlummern, dort hingegen als Geister zum Bewußtseyn und zur Freyheit erwacht seyen. Um etwaigen Anstoß zu vermeiden, ist vielleicht nicht überflüssig, zum voraus zu bemerken, daß wir hiermit den Geist nicht zur Körperlichkeit und Materialität herab drücken, sondern die Materie zur Würde der Geistigkeit herauf heben; nicht den Geist materialisieren, sondern die Materie vergeistigen wollen'. Es ist wohl offenbar, daß der Verf. in diesen Sätzen seinem Vorhaben nicht treu bleibt fürs Erste nicht zu sagen, was der Geist oder die Seele ist. Und, müssen wir fragen, was soll es denn heißen, er wolle die Materie zur Würde der Geistigkeit herauf heben, wenn er doch behauptet, das Körperliche stehe auf einer unendlich tieferen Entwickelungsstufe, als der Geist? Unstreitig will der Vf. nur sagen, dadurch, daß er den specifischen Unterschied zwischen Körper und Geist leugne, wolle er nicht den Geist dem Körper näher rücken, sondern den Körper dem Geiste. Allein wenn eben nur ein Gradunterschied zwischen beiden statt finden soll, so ist die Näherung für beide gegenseitig. Dadurch, daß der Verf. alle Unterschiede auf Gradunterschiede zurück bringen will — er sagt S. 167.: 'am Ende ist in dem Seelenleben, wie in der Natur überhaupt alles Uebergang' — hebt er nur alle wesentlichen Unterschiede auf. Er sagt zwar gegen den Materialismus, dem er in dieser Beziehung sehr nahe kommt, S. 93.: 'Unterschied, wenn auch nur graduell, ist Unterschied', welches freylich sich

von selbst versteht, aber auch den Streitpunct nur umgeht; denn unstreitig hat der Materialismus, wenn nur ein Gradunterschied zwischen Körper und Geist statt findet, Recht zu sagen: der Geist ist Körper, nur ein höherer Grad des Körpers, eben so sehr Recht, als der Idealismus Recht hat zu sagen: der Körper ist nur ein niederer Grad des Geistigen. An der eben angeführten Stelle fügt der Verf. hinzu, der Gradunterschied zwischen Körper und Geist sey ein unermeßlicher, so wie schon früher der Satz angeführt wurde, die Kräfte des Körperlichen ständen auf einer unendlich tieferen Entwickelungsstufe als die Kräfte des Geistigen. Allein dadurch wird noch weniger geholfen und mehr verwirrt. Denn wenn der Gradunterschied wirklich unermeßlich wäre, so müßten wir fragen, wie es denn anders als durch Messung nachgewiesen werden könnte, daß er ein Gradunterschied sey.

Wir können uns nicht davon überzeugen, daß der Verf. alle Folgerungen übersehen habe, welche aus seinem Satze fließen, daß alles in der Natur nur Uebergang sey, oder daß alle scheinbar specifischen Unterschiede in Gradunterschiede sich auflösen. Wir wollen nur einige dieser Folgerungen berühren, die an seine eigenen Aeußerungen sich anschließen. S. 281 lehrt er, nachdem er äußerliche und räumliche Erscheinung einander gleich gesetzt hat, das Wesen sey das Innere der Dinge. Es wird bey dieser Untersuchung auch erwähnt, daß Körperliches nichts anderes sey als Räumliches. Sind wir nun eingedenkt der allgemeinen Lehre, daß Geistiges nur ein höherer Grad des Körperlichen sey, so ergibt sich, daß auch das Innerliche nur ein höherer Grad des Aeußerlichen sey, und das Wesen nur ein höherer Grad der Erscheinung. Dies stimmt

nun zwar damit überein, daß wir nicht die Erscheinung der Seele wahrnehmen sollen, sondern ihr wahres Wesen (S. 27 u. sonst); aber wir möchten fragen, ob der Verf. nicht davor zurück schrecken werde, wenn nach seiner Lehre sich ergibt, daß nur eine Steigerung des uns Aeußern sich zu ereignen brauche, und sogleich werde es in ein uns Inneres sich verwandeln, und daß die Erscheinung sich nur zu steigern brauche um zum Wesen zu werden. Noch mehr. Nach S. 27 ist 'was wir innerlich wahrnehmen, nicht bloßer Widerschein der Seele, etwa eine Vorstellung oder ein Gedanke derselben, was freylich bloße Erscheinung wäre', und wir müssen daraus schließen, daß der Verf. auch die Vorstellung zur Erscheinung rechnet; wir würden also seiner Lehre folgend sagen müssen, eine gesteigerte Vorstellung in der Seele wäre das Wesen.

Doch wir kehren zu dem Begriffe zurück, welchen der Verf. von der Seele gibt. Um zu beweisen, daß sie ein Räumliches und mithin ein Körperliches sey, gebraucht er folgenden Beweis, welcher in der Lehre von dem Sitze der Seele S. 132 am bestimmtesten ausgesprochen wird. Er sagt hier: 'Fassen wir nun die Wirklichkeit der Seele ins Auge, so werden wir keinen Augenblick zweifeln können, daß sie an einem bestimmten Orte im Raume sich befindet; ohne Zweifel sind wir hier, in unserem Wohnorte, innerhalb unserer vier Wände, nicht überall und nirgends; und innerhalb dieses Raumes ist denn der Sitz der Seele zu suchen'. Er beruft sich dabey auf die Ueberzeugung des täglichen Lebens, weist aber auch die Vorstellungen der Psychologen und Physiologen zurück, welche die Seele in irgend einen Zwischenraum eines körperlichen Organs versetzen, vielmehr müsse die Einwohnung

der Seele als eine Durchdringung des körperlichen Organs, als Immanenz genommen werden. Mit diesem Namen, den wir nicht sehr passend gewählt finden, bezeichnet der Verf. das Ineinanderseyn eines Dinges mit einem anderen oder mit anderen Dingen in einem und demselben Raume. Er nimmt die Priorität der Erfindung für diesen Begriff in Anspruch, obwohl er gesteht, daß Andere in ähnlicher Weise sich ausgesprochen haben. Er hätte hierbey bemerken sollen, daß die dynamische Physik der neueren Zeit wiederum auf diese Ansicht von der Durchdringung und von der Erfüllung des Raumes durch mehrere Kräfte oder Substanzen, wie der Verf. sich ausdrückt, geführt habe. Die Anwendung, welche er hiervon auf den Begriff der Seele macht, ist auch nicht neu; vielmehr die Stoiker haben sie längst gemacht; sie ist überdies nicht unbedenklich, wie wir sehen werden. Der Verfasser schließt aus den angeführten Bemerkungen, daß die Seele einen Raum einnehme oder erfülle und deswegen nur graduell vom Körper verschieden, d. h. ein gesteigerter Körper sey. Doch unterscheidet er S. 26 f. zwischen Erfüllen des Raumes und Ausfüllen desselben; dieses finde nur bey Körpern statt, welche und so weit sie undurchdringlich sind; die Seele aber erfülle zwar den Raum, fülle ihn aber nicht aus, sondern erfülle ihn nur; wir würden sagen, sie helfe ihn nur erfüllen; nur gemeinschaftlich mit anderen Kräften erfülle sie ihn. Doch wir wollen um einen Sprachgebrauch nicht rechten, der wohl noch nicht wissenschaftlich fest gestellt ist. Bedenklicher aber ist es, wenn der Verf. meint, auch dieser Unterschied zwischen Seele und Körper sey nicht zuzugeben, daß dieser undurchdringlich oder solide sey, jene aber nicht. Denn auch in der Körper-

welt komme eine gegenseitige Durchdringung gar nicht selten vor; die Anziehung durchdringe alle Körper, das Licht viele. Andere Beyspiele kommen anderswo vor. Allein er hat vergessen zu zeigen, daß die Anziehung ein Körper ist, welches wohl kaum jemahls gesagt worden. Und wenn auch die anderen Beyspiele von anderer Art seyn sollten, wenn auch das Licht z. B. für einen Körper gehalten worden seyn sollte, so würde doch die Frage nicht am unrechten Orte gewesen seyn, ob man nicht vielmehr die Begriffe solcher Dinge, die andere Körper durchdringen, in der Art abzuändern habe, daß sie nicht unter den Begriff des Körpers fielen, als, wie unser Verf. thut, den Begriff des Körpers zu ändern. Wenigstens mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der auch wissenschaftlich fest gehalten worden, steht unser Verf. nicht in Uebereinstimmung; denn dieser hat sich dafür entschieden, nur das einen Körper zu nennen, was den Raum ausfüllt. Zu der eben angedeuteten Abänderung der Begriffe zeigt dagegen der Verf. selbst den Weg, indem er S. 59. von der Wärme behauptet, sie sey nicht Materie, sondern eine Thätigkeit der körperlichen Materie, und von den Imponderabilien überhaupt etwas Aehnliches andeutet.

Die Hauptfrage ist nun aber: welche unter den Raum durchdringenden Kräften ist die Seele? Der Verf. bezeichnet die Seele im engeren Sinne als einen mittleren Grad zwischen Lebenskraft und zwischen Geist, im weiteren Sinne jedoch läßt er die Seele alle diese drey Grade umfassen. In diesem weitern Sinne ist die Lebenskraft eins mit der Seele; sie ist die in die vegetativen Organe versunkene Seele, wie die Seele selbst der in das Nervensystem eingegangene Geist ist, während dagegen der Geist oder auch die

Vernunft reines, an keine körperliche Bedingung geknüpftes Product der Seele ist. Vergl. S. 64. 71 ff. Damit stimmen die Sätze über den Sitz der Seele überein: daß die Wohnung der bewußten Seele das ganze Nervensystem sey ohne Unterschied, weil sie an allen Enden und Orten des Nervensystems gleich unmittelbar wahrnehme, wirke und empfinde, während sie bewußtlos und unfrey auch in den niedern, in den vegetativen Organen des Leibes wohne, aber hier dadurch, daß sie mit den körperlichen Stoffen auf das innigste und gleichsam chemisch sich durchbringe, ihre ausgezeichneten Eigenschaften verliere. S. 139 ff. Fassen wir nun die beiden niedern Theile der Seele, die Lebenskraft und die Seele im engern Sinne, in Beziehung auf die oben gestellte Hauptfrage zusammen, so würden wir von ihnen wohl sagen können, wie sie den Raum durchdringen und erfüllen helfen; denn auch im Nervensysteme soll die Seele organisierend wirken, wenn gleich weniger als in den vegetativen Organen; so daß also hier überhaupt die Seele als organisierende Kraft den Raum erfüllen helfen würde und mit der Lebenskraft in einem weitern Sinne, als in welchem der Verf. diesen Begriff nimmt, überein käme. Allein der Verf. nimmt auch noch einen andern Teil der Seelenkraft an, welche von dem körperlichen Stoffe nicht gebunden sey, sondern als ungebundener Ueberschuß von Kraft frey und bewußt sich äußere, und auch dieser soll zum Theil seinen Sitz im Nervensysteme haben (S. 149.), aber zum Theil auch über das Nervensystem heraus treten können (S. 234.), während er zu anderer Zeit, wie im Schlafe, von der Körperlichkeit wieder gebunden werde (S. 147. 149.). Er denkt sich nämlich die Seele wie eine elastische Substanz, welche, mit der Luft vergleich-

bar, das Bestreben äußere, in das Unendliche sich auszudehnen und dadurch von dem Körperlichen sich unterscheide, daß sie nicht wie dieses einen bestimmten Ort einnehme, sondern einen unbestimmten Ort, dessen Umfang nicht nach Schuhen und Zollen abzustecken sey, dessen Grenzen vielmehr sich bald verengern, bald erweitern und namentlich vermittelst des Auges und Gesichtskreißes unermeßlich sich ausdehnen könne. S. 25. Ueber diesen Punct erhalten wir weitern Aufschluß durch des Verfs neue Theorie der sinnlichen Wahrnehmung, von welcher er rühmt, daß sie mit ihrer Neuheit als Theorie den Vorzug verbinde, die uralte Ansicht des täglichen Lebens zu seyn. Nach dieser nimmt er nämlich an, daß die äußern Gegenstände nur dadurch der Seele zum Bewußtseyn kommen, daß die Seele in sie heraus tritt aus dem Nervensysteme, ohne es jedoch zu verlassen, und sich unmittelbar mit ihnen in Berührung setze (S. 234.). Ja der Vf. geht noch weiter. Wenn er behauptet, wir nähmen nicht bloß die uns innerlichen Eindrücke der äußern Körper wahr, sondern die äußerlichen Gegenstände selbst und die entgegen gesetzte Ansicht als halben Idealismus bestreitet, so könnte man daraus schließen, er nähme an, die Seele träte nicht nur an die äußern Gegenstände heran, sondern selbst in sie hinein. So sagt er S. 142., die Seele scheine in die äußerlichen Licht- und Schallprocesse einzutreten. Und noch entschiedener spricht sich dies in einer Lieblingsmeinung aus, welche er oftmahls äußert, daß wir nämlich durch das Auge anderer Menschen unmittelbar in ihre Seele blicken könnten. Er setzt S. 253 hinzu: 'Wir nehmen diesen häufig geäußerten Gedanken in dem eigentlichsten Sinne des Worts'. S. 526. 'Die feinere, gebildetere Empfindung versteht die

Sprache des Blicks unmittelbar.' Er setzt überdies S. 458. einen unmittelbaren psychischen Rapport verschiedener Seelen in dem sympathetischen Gefühle, welches darin bestehe, daß wir die Zustände Anderer in uns selbst empfinden. Also unsere Seele dringt in andere Seelen ein und andere Seelen in die unsrige. Wenn wir nun so von einem Gedanken des Verfs auf den andern uns führen lassen, so werden wir denn hierbey auch wohl daran uns erinnern, daß der Verf. nicht allein in Rücksicht auf die äußern Gegenstände, sondern auch in Rücksicht auf die Seele sehr lebhaft die Meinung bestreitet, daß wir nur Erscheinungen wahrnehmen. Das Ich empfindet sich selbst in seiner substantialen Wirklichkeit, behauptet er S. 275; es erfaßt sich innerlich als selbstthätige Kraft; das werde jeder leicht erkennen, der auf übersinnliche Empfindungen sich besinnen könne und wolle. Wir nehmen nicht die Erscheinung der Seele, sondern ihr wahres Wesen wahr (S. 27.). Der Inhalt dessen, was wir innerlich wahrnehmen, ist die Seele selbst mit ihren Functionen und Zuständen (S. 274.). Niemand wird verkennen, daß dies vollkommen übereinstimmt mit den zuvor angeführten Sätzen über die Wahrnehmung und mit dem Empirismus des Verfs überhaupt. Allein stimmt es denn auch mit jenen frühern Behauptungen überein, daß die Seele ihrem Wesen nach die Lebenskraft in den vegetativen Organen und in den Nerven sey und daß sie in ihren Functionen über die Nerven hinaus mit überschüssiger Kraft sich erstrecke? Wir wenigstens müssen gestehen, daß uns diese Höhe einer transcendentalen Wahrnehmung nicht gegeben sey, und daß wir beym besten Willen doch auf keine übersinnliche Empfindungen uns besinnen können, in welchen wir

unser Ich oder unsere Seele in vegetativen Organen und Nerven als Lebenskraft wirkend oder gar mit überschüssiger Kraft aus unserm Körper heraus gehend, oder an oder in die äußern Gegenstände heran- oder hineintretend empfunden hätten. Es scheint uns, als wollte der Verf. selbst eine solche Wahrnehmung des Wesens der Seele sich nicht zuschreiben; denn wenn er uns überzeugen will, daß wir unser Ich wahrnehmen, beruft er sich nur darauf, daß jeder Bewußtseyn und Willen leicht in sich wieder finden und darin die Wirklichkeit seines Ich erfassen könne (S. 275.); er hätte aber, wenn er zeigen wollte, daß wir das Wesen der Seele wahrnehmen und daß wirklich das Wesen der Seele in einer Raum durchdringenden, in den vegetativen Organen und den Nerven wohnenden, aber auch über diese sich elastisch ausdehnenden Kraft bestehe, uns an die Wahrnehmungen erinnern müssen, in welchen wir unmittelbar unser Ich als eine solche Kraft auffaßten. Dagegen, wenn er S. 140. meint, die Allgegenwart der Seele im ganzen Nervensysteme möchte er fast als Erfahrungsthatsache behaupten, so scheint es fast, als sähe er seine Lehre über das Wesen der Seele nur für eine sehr wahrscheinliche Hypothese an. Wenn wir das Wesen der Seele wirklich unmittelbar als ein raumerfüllendes und ihre Function unmittelbar als raumerfüllende wahrnähmen, wozu bedürfte es so weitläufiger Untersuchungen, wie sie der Verf. anstellt, um zu seinem Ergebnisse zu gelangen? Genug die Erkenntnißtheorie des Vfs scheint uns mit seinen Ansichten über das Wesen der Seele nicht in Uebereinstimmung zu stehen. Er wird entweder diese oder jene umbilden müssen. Sollte er aber auch geneigt seyn, seine Erkenntnißtheorie abzuändern, um seinen Begriff

von der Seele fest zu halten, so würden wir doch noch manches gegen diesen besonders einzuwenden haben. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle unsere Zweifel auseinander setzen; eins möge genügen. Daß die Lebenskraft mit der Seele im Zusammenhange steht, wenn auch vielleicht in einem andern, als der Verf. meint, wollen wir nicht leugnen, eben so wenig, daß die Lebenskraft den ganzen Raum des belebten Körpers durchdringt und erfüllen hilft; denn wir haben Beweise davon, wie sie innerhalb dieses Raumes die raumerfüllende Materie modificiert; aber wenn der Vf. nun weiter meint, die Seele dehne sich auch außerhalb des lebendigen Körpers aus und durchdringe diesen Raum bis zu den Gestirnen, welche wir sehen, so verlassen uns solche Beweise gänzlich und die Meinung sinkt zu einer Hypothese herab, welche nur darauf beruht, daß der Verf. auf keine andere Weise sich zu erklären weiß, wie die Dinge außer uns von uns erkannt werden können. Eine subjective Unfähigkeit muß alsdann zum Beweise dienen.

Das Gesagte wird hinreichen um darzuthun, auf wie wenig sicherer Grundlage diese Naturlehre der Seele beruht, welche nur der Erfahrung zu folgen sich rühmt. Auch dieses Werk nach so vielen andern ähnlichen liefert einen Beweis dafür, daß man in der Psychologie mit bloßen Erfahrungen nicht ausreicht; will man alsdann allgemeinwissenschaftlichen oder, wie man sie zu nennen pflegt, metaphysischen Begriffen keinen Raum gestatten, so wird man zu Hypothesen geführt. Es gibt allerdings eine empirische Seelenkunde, aber in einer ganz andern Form, als in welcher die Werke verfaßt sind, welche sich selbst diesen Namen beylegen. Wir unterschreiben mit voller Ueberzeugung das, was Herbart Einleitung in d.

Philos. S. 271. hierüber sagt: 'Empirische Psychologie von der Geschichte des Menschengeschlechts getrennt ergibt nichts vollständiges. — — So bald die Thatsachen aus ihrer Verbindung gerissen werden, ist die Entstellung derselben schon so gut als geschehen.' Wir haben in unserer Literaturgeschichte mehrere warnende Beyspiele, daß man nicht eine Wissenschaft nach dem Modelle der andern ausbilden soll. Die Philosophie nach mathematischer Methode darzustellen ist als eine Thorheit erkannt worden; so sollte man es auch endlich aufgeben, die Philosophie nach empirischer Methode zu betreiben. Solchen falschen Analogien muß man nicht folgen. Auch die Seelenlehre muß man nicht nach derselben Methode behandeln wollen, nach welcher man die Naturlehre mit Recht und Erfolg behandelt. Denn Wissenschaften, deren Gegenstände verschieden sind, müssen auch nach einer verschiedenen Methode behandelt werden. Bey Untersuchung der leblosen und vernunftlosen Natur herrscht die Betrachtung des unwandelbaren Gesetzes, eines Bildes gleichsam der ewigen Weisheit; wo wir aber unsern Blick auf die vernünftige Seele richten, da bildet mit Recht den Mittelpunct der Forschung der Fortschritt, welcher durch Freyheit gewonnen wird, und die veränderliche That. Des Menschen Körper ist heute noch, wie er vor Jahrtausenden war; des Menschen Seele ist in den wesentlichsten Puncten eine andere geworden.

Wir haben im Bisherigen die wichtigsten Puncte berührt, durch welche die vorliegende Naturlehre der Seele vor Werken ähnlicher Art sich auszeichnet. Doch müssen wir noch einige andere Lehrsätze erwähnen, in welchen der Verf. Neues vorgebracht zu haben sich rühmt. Einer dieser Sätze ist der, daß gewisse allgemeine Begriffe,

namentlich der Zeit, des Seyns, des Werdens, der Kraft und des Lebens, zu dem gemeinschaftlichen Inhalte unserer Wahrnehmungen, die durch sämmtliche Sinne aufgefaßt würden, zu zählen seyen (S. 220 f.), wir können aber nicht zugeben, daß dies etwas durchaus Neues sey. Die Lehre des Aristoteles und der Aristoteliker vom Gemeinsinne, die Art, wie die französischen Sensualisten die Entstehung dieser Begriffe zu erklären versucht haben, kommen der Lehre des Verfs hierüber wenigstens sehr nahe. Uebrigens ist das, was der Verf. von ihr äußert, zu sehr im Allgemeinen gehalten, als daß wir zu unterscheiden wüßten, was er Neues in dieser Lehre sich zueignen könne und was er mit seinen Vorgängern in ihr gemein habe.

Ferner rühmt sich der Verf. die verwickelten Streitigkeiten zwischen Indifferentismus und Determinismus durch eine gemischte Ansicht, wie er sich ausdrückt, seinem Wissen nach zuerst gelöst zu haben (S. 555.). Seine Ansicht nämlich ist, daß die menschliche Handlungsweise theils aus Selbstbestimmung des Willens oder Wahlfreyheit hervor gehe, theils aber, und zwar in den meisten Fällen, mit Spontaneität aus dem Naturell und dem Character des Menschen sich ergebe, wobey noch zu bemerken ist, daß der Verf. den Begriff der Spontaneität nach S. 518. in sehr enger Bedeutung von den Handlungen gebraucht, welche aus innerer Entschiedenheit des Willens nothwendig hervor gehen. Daß hierdurch jene Streitigkeiten gelöst seyn sollten, bezweifeln wir, ohne daß wir hier unsere Meinung begründen könnten; aber wenn auch, so können wir doch die Lehre des Vfs hierüber nicht für etwas ganz Neues gelten lassen. Ihre Verwandtschaft mit der Lehre Schelling's gibt der Vf. selbst S. 540.

zu. Und wenn er auch dabey seine Abweichung von Schelling's Lehre dahin erklärt, daß dieser den Act der Freyheit, wodurch die zeitliche Umwandlung der Natur in Intelligenz vollbracht werde, jenseits und außer aller Zeit versetze, während er selbst ihn als einen solchen betrachte, welcher in zeitlicher Anstrengung vollzogen werden müsse, so betrifft dies doch nur einen Nebenpunct, welcher sich in der That bey vielen Anhängern Schelling's eben so ergeben hat, wie bey unserm Verf., und in demselben Maße ergeben mußte, in welchem sie geneigt waren, das Empirische mehr heraus treten zu lassen.

Wir wollen hierbey nur noch darauf aufmerksam machen, daß in der eben erwähnten Lehre die Abhängigkeit des hier auftretenden Empirismus von der Schelling-Hegelschen Philosophie am durchgreifendsten heraus tritt. Dies ist überhaupt das Schema, nach welchem der Verf. die Entwickelungsgeschichte der Seele betrachtet: die allgemeinste, durch alles hindurch gehende und in allem erscheinende Wirklichkeit ist das Seyn oder die Kraft; diese allgemeinste Gattung besondert sich in den niedrigern Gattungen und Arten und diese wieder in den Individuen und je weiter die Individuation fortgeschritten ist, um so höher ist der Grad des Daseyns, welcher erreicht worden. Am vollkommensten ist die Individuation in dem Menschen vollzogen, doch dürfte sie selbst in ihm nicht vollkommen erreicht seyn, da er noch von allgemeinen Mächten abhängig ist, welche er zu achten hat. Wenn nun aber in dieser Besonderung die Freyheit des Einzelnen heraus tritt, so ist auch diese nur im Uebergange zu einer höhern Vollendung nothwendig, damit die freye Wiederherstellung des Naturgesetzes gewonnen werde und wir in diesem die allgemeine Wahrheit erkennen,

welcher wir uns unterwerfen sollen. Diesen Gang geht die Geschichte, ihn geht auch die einzelne Seele, so wohl überhaupt in ihrer Entwickelung, als auch in den beiden Hauptmomenten, in welche ihr Leben zerfällt, im Bewußtseyn und im Willen, oder im Theoretischen und im Practischen Seine Naturanlage hat der Mensch sich zum zweyten Mahle wieder zu geben; die blinde Gesetzmäßigkeit soll eine bewußte werden; was von der theoretischen Seite zu Anfange im Vorstellungsvermögen als Naturgesetz sich gestaltet, das soll nachher als Spiel durch die Phantasie betrieben und zuletzt durch den Verstand als innere Gesetzmäßigkeit begriffen werden. Von der praktischen Seite aber entwickelt sich zuerst das Naturell in unbewußter Unschuld; dann geht die Unschuld verloren in der Freyheit der Willkür, stellt sich aber wieder her in der bewußten Gesetzmäßigkeit des Characters. Es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Ansicht im Einzelnen weiter auseinander setzen oder prüfen wollten. Wir verkennen nicht, daß sie einen Gesichtspunct aufstellt, der zur richtigen Einsicht in viele Momente unsers Seelenlebens führen kann. Auch wollen wir dem Verf. das Verdienst nicht absprechen, sie in einen größern Kreiß des gebildeten Publicums eingeführt und auf viele einzelne Untersuchungen angewendet zu haben. Auch in dieser Rücksicht ist die vorliegende Schrift ein Zeichen für alle, welche solche Zeichen verstehen können. Daß sie aber die allgemeinen Begriffe, von welchen wir in der Ausbildung der Psychologie ausgehen müssen, auf eine sichere Grundlage zurück geführt habe, können wir ihr nach unseren früheren Bemerkungen nicht zugestehen.

H. R.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.
Den 28. Julius 1838.

Leipzig.

Bey Breitkopf u. Härtel, 1836: Ad orationem audiend. — inv. Carol. Aug. Hase — inest: Confessio Fidei Ecclesiae evangelicae nostri temporis rationibus accommodata. 21 Seiten in Octav.

In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo auf dem theologischen wie auf dem practisch-kirchlichen Gebiete die wunderbarsten und zum Theil ganz entgegen gesetzte Erscheinungen neben einander gehen, wie auf diesem, neben Gleichgültigkeit und Lauheit gegen alles Religiöse und besonders das eigentlich Kirchliche, religiöse Schwärmerey und gar beklagenswerthe Verirrung, so auf jenem, neben Hyperorthodoxie und vernunftlosem Glauben, Geringschätzung alles Glaubens und insbesondere des der Kirche, theils in bodenloser Speculation, die das Wissen auf den Thron des (christlichen) Glaubens erheben will, theils in Ueberschätzung nur verständiger Reflexion, — in einer solchen Zeit muß jeder Versuch, eine Summe

von Glaubenssätzen als Symbol und Anhaltspunct für einen gemeinsamen Glauben aufzustellen, nicht nur mit Dank aufgenommen, sondern auch als ein gutes Zeichen der Zeit betrachtet werden. Denn man kann sich doch wohl nicht verhehlen, daß das Ueberwiegen der bloß verständigen Auffassung des Religiösen und Kirchlichen, wie es nach dem Erschüttern des alten Glaubens allerdings eine Zeitlang statt gefunden, dem kirchlichen Leben unendlichen Schaden gebracht, und es ganz eigentlich fast in Schlaf versenkt hat, während andererseits die volle Rückkehr zum alten Glauben eben so unmöglich scheint. Es wird und muß demnach eine theologische Ansicht Platz gewinnen, die, ruhend auf dem Grunde aller christlichen Erkenntniß, der in unseren heiligen Büchern nieder gelegten Offenbarung, doch in dieser selbst die Harmonie, wenigstens Verträglichkeit mit der Offenbarung in Vernunft und Natur so bestimmt nachweist, als sie den Glauben der Symbole, ihren eigenen Geist erfassend und ihre Grundlehren nach besserem Verständniß der Schrift gestaltend, zwar in Worten verlassen aber der Sache nach mehr evangelisch darstellen wird. Daß aber eine solche theologische Ansicht eintrete, muß freylich die so lange unter uns fast allein geübte Negation aufhören, und das Streben der Theologie sich erst überwiegend wieder dem Aufbauen zuwenden. Der Bau selbst wird so wenig das Werk eines Einzelnen seyn, als es das Niederreißen gewesen ist, aber wie alles Bauen freylich schwerer, aber auch verdienstlicher ist, als das Zerstören, wird auch jeder Beytrag dazu Dank verdienen. Es mag hier unentschieden bleiben, in wie weit sich das theologische Streben dem Wiedergewinnen eines festeren gemeinsamen Glaubens zugewandt hat, und mit

welchem Glücke; daß es geschehen, wie unleugbar überhaupt seit einigen Jahrzehenden ein neuer belebender Geist in die Kirche eingetreten ist, dafür zeugen schon mehrere Versuche, ein neues Symbol aufzustellen, und dafür muß eben auch vorliegender Versuch des Hn Dr Hase als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden. Nach der Schrift von Euch. F. C. Oertel (Kritik der A. Conf., nebst Vorschlag zu einer neuen Confession, Baireuth 1831), die indessen, so viel Ref. bekannt, weniger Beachtung gefunden hat, war es zuerst Dr Röhr, der in seinen 'Grund- und Glaubenssätzen der evangelisch = protestantischen Kirche' (1832. 2. Aufl. 1834) *) dem Bedürfnisse eines neuen Symbols einen entschiedenen Ausdruck gab, und mit großem Rechte viele Aufmerksamkeit gewann. An diese Versuche schließt sich nun in vorliegender Schrift Dr Hase an, und darum verdienen die wenigen Blätter eine gar ernste Betrachtung. Es handelt sich hier nicht um eine bloß wissenschaftliche theologische Untersuchung; es handelt sich um eine Summe von Glaubenssätzen, die entweder die Symbole, welche unsere Kirche gegründet haben, berichtigen, oder gar an ihre Stelle treten, jedenfalls einem hochwichtigen Bedürfnisse der Kirche, dem eines gemeinsamen Sammlungspunctes zu einem Glauben, und einer Lehrnorm entgegen kommen will. Hiermit ist, wie die Wichtigkeit, so auch die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ausgesprochen, die, soll sie überwunden werden, eben so sehr an äußere als innere Bedingungen geknüpft ist. Von den äußeren vorläufig ganz abgesehen, ist es schon so unendlich schwierig und

*) m. vgl. darüber die Symbolik der Luth. Kirche des Ref. S. 147.)

streitig, eine feste Basis für die Entwerfung und Aufrichtung eines neuen Symbols zu gewinnen. Anscheinend freylich gibt sie das oberste Princip unserer Kirche, daß nur die Schrift die alleinige Norm für Glauben und Lehre seyn soll; aber dies Princip ist der Wirklichkeit nach mehr abwehrend und im Gegensatze gegen die catholische Kirche von sogleich entscheidendem Gewicht, als es für die Thesis ausreicht. Denn nun tritt bey uns die (unabweisbar nothwendige) Freyheit der Schriftforschung und Schrifterklärung ein, und wie sehr wird dadurch der anscheinend objective Standpunct ins Subjective umgewandelt! Daraus ergibt sich aber auch, hier einmahl die Nothwendigkeit neuer Symbole ganz zugegeben, die gleich große Schwierigkeit für eine angemessene Beurtheilung jedes Versuchs, ein neues Symbol aufzustellen. Denn so gewiß es für den, der den Versuch macht, unmöglich ja vielleicht überhaupt eine unzulässige Forderung ist, seinen subjectiven Standpunct ganz zu verleugnen, eben so wenig wird dies der Beurtheiler leisten und leisten sollen. Sieht man aber nun auf die äußeren Bedingungen, die erst erfüllt werden müssen, ehe die Gewinnung einer Lehrnorm, die wirklich Geltung und segensreichen Einfluß in der Kirche erlange, nur denkbar ist, so stellt sich die Aussicht noch trüber. Man darf oder muß doch vielmehr die Zeiten als Maßstab für einen glücklichen Erfolg ansehen, in welchen die Symbole, welche die Kirche hat, gegründet sind. Wer aber diese Zeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche genau kennt, wer da weiß, welche lebendige Theilnahme und Regsamkeit der Geister, nicht allein der Theologen, sondern auch der Laien, statt gehabt hat, so wohl bey der Gründung der älteren so genannten ôcumenischen Symbole,

als insbesondere auch in der Zeit der Reformation, wie mag der wohl jetzt auf irgend einen Erfolg hoffen? Es ist wahr, es hat sich wieder mehr ein religiöses Leben erzeugt, und hoffentlich wird auch ein mehr kirchlicher Sinn daraus hervor gehen, ja es ist sogar wahr, daß theilweise sehr bedauerliche Erscheinungen und Verirrungen, die schon auf das Uebermaß der zu hoffenden Gesinnung deuten, aufgetreten sind. Aber bey alle dem irrt man sehr, wenn man meint, das religiöse und kirchliche Interesse sey, namentlich unter den Laien, schon so hoch gestiegen, daß eine Berathung über eine neue Norm des Glaubens und der Lehre lebendigen Antheil finden würde. Ref. hält wenigstens die so häufigen Klagen über Mysticismus und Pietismus für viel ungegründeter und ihre Gefahren für viel unbedenklicher, als die Thatsache des religiösen und kirchlichen Indifferentismus, die gerade in der so genannten Aufklärung sich gezeigt hat und noch zeigt. Es muß im Vergleiche theils mit der Glaubensinnigkeit früherer Jahrhunderte, theils mit der, wahrer Menschheit allein würdigen religiösen Gesinnung schlechthin behauptet werden, daß noch immer fast das Gottesbewußtseyn überhaupt aus dem Leben der Mehrzahl der Zeitgenossen verschwunden ist: noch mehr aber das christliche Gottesbewußtseyn, und entschieden jedenfalls das kirchliche. Es herrscht eine materielle, und, wo sie dem Gebote des Geistes unterthan ist, immer nur juristische Ansicht des Lebens. Darum ist die lebendigere Religiosität, wie sie hier und da auch auf edlere Weise in unserer Zeit wieder erscheint, für ein großes Glück und den edelsten Sprößling der Zeit zu halten, so bereitwillig auch böser Wille, Unverstand und Indifferentismus seyn mag, sie als Pietismus

sterkirchen nicht hätte erfolgen können, wenn nicht die Bekenntnißschriften, durch welche die eine die andere verdammt habe, im Geiste ihrer Glieder gleichsam ausgelöscht und antiquiert wären. Der Gegensatz fand ja zuerst nur in der Abendmahlslehre statt, und ist in dem Hauptsymbolum der lutherischen Kirche, der A. C. doctrinell gar nicht ausgedrückt; der zweyte Gegensatz in der Prädestinationslehre trat erst in der Concordienformel als Scheidewand in der Kirche ein. Wie man aber immer, auch in der Zeit des größten Streites, Einigung suchte und hoffte, so ist recht wohl denkbar, daß man sich über diese Lehren verglichen und dennoch die Symbole sonst in voller Achtung und Geltung beybehalten hätte, und — noch beybehält. Noch weniger aber scheint die folgende Erklärung richtig, daß die Kirche ohne Symbole leben könne und gelebt habe. Von der Zeit vor der Schöpfung der ökumenischen Symbole kann gar nicht die Rede seyn, denn da bildete sich erst die Kirche, und gleichwohl, hat nicht schon von den frühesten Zeiten an die Taufformel die Stelle und den Einfluß eines Symbols in der Kirche gehabt? Refer. hat in der Symbolik der luther. Kirche diese Frage ausführlicher abgehandelt, hält es aber für unmöglich, mit dem Verf. die Wirksamkeit der Symbole nur darauf zu beschränken: faciunt tamen ad bonum ordinem. Wohl zu unbestimmt ist aber die folgende Erörterung über die Entstehung eines wahren Symbols: Equidem persuasum habeo, non hominum, sed Numinis esse, animos a se invicem alienatos ita reconciliare, ut in novam fidei formulam sponte conspirent, ita e. g. Conf. A. a Deo, F. C. ab hominibus sancita est. Das sponte conspirare, worin hier offenbar alles liegen soll, entscheidet über

den Werth (die Göttlichkeit) eines Symbols ja gar nicht, es fand bey der F. C. ebenfalls statt, nur in anderem Gegensatze. Dann spricht sich der Verfasser über den eigentlichen Zweck seiner Schrift so aus: neutiquam spero, ne velim quidem, hanc confessionem, mutatis forsitan mutandis, publica nunc auctoritate ornari: sed quaerere tantum cupio, num quid medio in partium certamine commune relictum sit, in quo, si non omnes evangelici nominis christiani, plurimi tamen adhuc consentiant etc. Darnach will der Verf. nur einen Versuch machen, daß die Einheit sich mehr zeige, und vielleicht auch Besseres anregen, und so betrachtet verdient sein Streben viele Anerkennung.

Der Verf. zeichnet nun näher die Grundsätze, von denen er sich bey dem Entwurfe habe leiten lassen. Primum summa et rei christianae et ejus doctrinae, quae Ecclesiae catholicae opponitur, non subtilitate theologica, sed simplicitate religiosa enarrator. Ref. kann hier nur aus vollem Herzen beypflichten, so wie er auch die Begründung ganz billigen muß: Etenim Ecclesiae, non scholae, confessio scribitur, pax quaeritur, scholae nostro tempore plures ac variae esse debent. Das letztere ist gewiß von der höchsten Bedeutung für alle Aufrichtung eines Symbols; es gibt die Grenze an, über die man nicht hinaus gehen darf. Leider hat man das gerade in unserer Kirche so sehr verkannt, und stellt obiger Grundsatz so recht den Unterschied zwischen der A. C. und der Concordienformel dar. In der A. C. sind die Lehren um die es sich handelt mit edler religiöser Einfachheit ausgesprochen, und alle feineren Bestim-

mungen, die innerhalb der Grenzen der dort aufgestellten Dogmen möglich waren, gar nicht berührt. Darum traten alle zu den Sätzen jenes Symbols einmüthig zusammen. Nun kam man aber natürlich auf die feineren Bestimmungen des Glaubens innerhalb der Grenzen der dort gegebenen Fassung der Dogmen selbst: es entstand Streit, und er faßte Platz im Leben. Statt es eine Sache der Schulen bleiben zu lassen, sich nach der einen oder der anderen Seite zu entscheiden, schuf man leider ein Symbol, das solche Schultheologie aufnahm. Viel besonnener hat man in solchen Fällen catholischer Seits in Trident gehandelt, wo man in der Lehre von der Erbsünde solche Ausdrücke wählte, daß jede Partey damit zufrieden war, und, als natürlich der Gegensatz nicht gehoben wurde, und sich nun jede Partey auf das Symbol berief, sich doch sorgfältig hütete, eine Schulbestimmung in das Symbol aufzunehmen. Gar nicht beypflichten kann aber nun Ref. dem folgenden Grundsatze: Deinde auctorem confessionis non id, quod ipse prae ceteris credat, sed quod cum reliquis credere possit, scribere oportet. Es ist jedenfalls viel zu allgemein gehalten, und für die Aufrichtung eines wirklichen Symbols, das Zeugniß des wirklich vorhandenen Glaubens seyn soll, kaum brauchbar. Der Verf. restringiert zwar das Obige so: i. e. non in id incumbere, ut peculiares suas opiniones quam acerrime vindicet, sed potius ut exponat, quod cum reliquis commune habet, — aber zwischen dem opiniones quam acerrime vindicare und dem bloßen exponere, quod cum reliquis commune habet ist nun eben ein sehr großer Unterschied. Das historische Factum aber, welches der Verf. anführt (ipsa Confessio Augustana cla-

rissimo exemplo praeivit. Melanchthon enim proposuit non tam, quae sui defenderent, quam quae concedere possent), ist wohl ganz unrichtig. Die Protestanten waren der angreifende Theil in der Lehre, und, was wohl zu merken, sie standen auf dem Reichstage als angeklagte Partey da: sie wollten und mußten ein Zeugniß ablegen ihres Glaubens, als einer neuen Thesis, wie dies theils die wirklichen Verhältnisse auf dem Reichstage *) und der ganzen Zeit, theils auch die A. C. **) selbst sattsam bezeugen. Jener Grundsatz des Verfs setzt voraus, daß auf keiner Seite wahres Interesse an den Glaubenssätzen statt finde, und bietet andererseits die Möglichkeit der Vereinigung nicht allein vieler Confessionen, sondern sogar verschiedener Religionen dar, da etwas Gemeinsames sich auch da findet, obwohl der Verf. ihn natürlich cum grano salis verstanden wissen will. Der Verf. führt freylich als Grund an, es müsse dafür gesorgt werden, daß keine förmliche Trennung entstehe. Das Streben ist durchaus löblich, aber es wird schwer seyn, es zu realisieren. Denn das Symbol hat nur Werth, wenn es einen wirklichen Glauben wirklich bezeugt: aber jede wirkliche Position wird nothwendig zu einer Negation; wird aber kein wirklicher Glaube und zwar entschieden ausgesprochen, so nützt das Symbol gar nichts. Der Verf. schlägt nun vor, man solle nur auf allgemeine biblische Begriffe zurück gehen, aber dann haben wir eigentlich doch kein Symbol, sondern nur biblische Formeln, die man von jeher in Symbolen näher zu bestimmen gesucht hat. Als

*) s. d. Gesch. d. Abfassung d. A. C. in der Symbolik des Ref., bes. S. 177.

**) C. A. de abus. mut. — rogamus, ut C. M. — audiat, et quid sit mutatum etc.

letzten Grundsatz gibt der Verf. an, daß die neue Fassung an die früheren Symbole angeschlossen werden müsse. Hier liegt gewiß sehr viel Beachtungswerthes: nur möchte Refer. nicht die Begründung unterschreiben, die der Verf. aus dem Alterthume hernimmt, und noch weniger mag Ref. der folgenden Behauptung beypflichten, daß der usus librorum Symbolicorum jetzt besonders in die Abwehr der catholischen Irrthümer zu setzen sey, weshalb der Verf. außer dem Apost. S. noch die A. C. zur Grundlage des neuen Symbols empfiehlt und genommen hat. Wäre die Rücksicht auf die catholische Partey wirklich die Hauptrücksicht, so muß Ref. unumwunden erklären, daß wir keine neuen Symbole nöthig haben. Denn dafür reichen unsere protestantischen Symbole vollkommen aus, ja es spricht aus ihnen Luther und Melanchthon noch wirksamer und siegreicher, als Neuere gethan haben und vielleicht thun werden.

Kann Ref. sich freylich darnach durch die leitenden Grundsätze des Verfs nur wenig befriedigt erklären, so muß er leider dasselbe auch von vielen Puncten der Ausführung sagen. Doch muß er sich natürlich versagen, hier alles genau zu erörtern, und kann nur andeutungsweise verfahren. Der Verf. stellt zwey Theile, articuli generales und speciales, in jenem 4, in diesem 20 Artikel auf. Art. I. Quisnam christianus? Hominem christianum censemus, qui pietatem suam a Christo acceptam, vel cum Christo conjunctam habeat, ist in jeder Weise zu unbestimmt. Christus ist eine historisch gegebene, scharf begrenzte Erscheinung, und zwar die eines göttlichen Lehrers und Gesandten, und wer Christ seyn will, muß ihn in der Art anerkennen, wie er sich selbst angesehen wissen wollte, und

wie ihn seine Apostel predigten. Wie unbestimmt aber und eigentlich inhaltsleer steht die Erklärung des Verfs da! Auf die Erörterung in der Note will Ref. nicht eingehen; ihre Unzulänglichkeit ist zu klar. Art. II. Quisnam evangelicus? Socium evangelicum agnoscimus quemcunque christianum, qui externam Ecclesiam nullam falli nesciam perfectamque profiteatur. — befriedigt noch weniger. Der Verf. nennt als Character der evangelischen Kirche nur die Negation der catholischen. Wie aber diese Negation an sich inhaltslos ist, so wäre es wahrhaft traurig, wenn darin der Hauptcharacter unserer Kirche bestände. Und wollte der Verf. die Rücksicht auf die catholische Kirche zur Hauptrücksicht machen, warum nannte er nicht die Grund- und Wesenlehre der evangelischen Kirche, die sie auf ewig von der catholischen Kirche scheiden wird, den eigentlichen Brennpunct des Evangeliums, von welchem Luther und Melanchthon ihre siegreichen Blitze hernahmen, und in welchem auch alle Nichtcatholiken doch wohl zusammen treffen, nämlich die Lehre von der Heiligkeit der Gesinnung im Glauben im Gegensatze gegen das opus operatum der catholischen Kirche? Es ist aber leider nur zu wahr, daß viele unter uns weder ihr eigenes kirchliches System, noch das der catholischen Kirche recht würdigen und verstehen. Aber auch nur äußerlich betrachtet gehören nach dem Begriffe des Verfs alle Secten und Fanatiker, die bisher außer der catholischen und evangelischen Kirche stehend angesehen sind, mit zu uns. In Art. III. urgiert der Verf. das alleinige Ansehen der Schrift, und mit großem Rechte ihre allein gültige Auslegung von den eruditis tantum viris. Freylich wird dies den wirklichen Mystikern nicht gefallen, die da glauben, daß ein Bauer besser interpretiert, als ein gelehrter

Theologe. In Art. IV. De scriptis Symbolicis scheint die kirchliche Bedeutung der Symbole zu wenig geachtet. Es folgt P. II. Articuli speciales, in denen nun von den einzelnen Dogmen selbst gehandelt wird, als I. De Deo Patre. II. De Christo Filio. III. De Spiritu Sancto. IV. De Peccato. V. De Reconciliatione. VI. De libero Arbitrio. VII. De Poenitentia. VIII. De Fide et Operibus. IX. De Vita Christiana. X. De Morte et Immortalitate. XI. De Ecclesia invisibili ac visibili. XII. De Ecclesiae Unitate. XIII. De Sacris publicis. XIV. De Cultu Sanctorum. XV. De Sacramentis. XVI. De Baptismo. XVII. De Coena Domini. XVIII. De aliis Rebus sacris. XIX. De Ministerio ecclesiastico. XX. De Potestate ecclesiastica. Obwohl Ref. nicht in allem beystimmt, so gibt er doch gern zu, daß manches recht gut gefaßt ist, und auch gewiß für ein neues Symbol recht beachtenswerth. Aber eben so gewiß wird Vieles sehr großen Anstoß erregen, und mit Recht. Ref. rechnet dahin besonders, daß in der ganzen Confession die Idee des Gerichts (der Vergeltung; improbis exitiabilem Art. X. genügt nicht) zu wenig urgiert ist, eben so Art. XV. das Gewicht der Sacramente, so wie Art. XVI. Der Verf. gibt nur die symbolische Bedeutung der Taufe, aber keine Andeutung ihrer Nothwendigkeit, im Zusammenhange der christlichen Lehre. Ferner fehlt ihre ganze Bedeutung als Aufnahme in die christliche Gemeinschaft, so wie ihre höchste Würde als eines Gnadenmittels, die, wie Ref. meint, sich auch bey einer sonst vernünftigen Theologie festhalten läßt.

Ref. hat durch die obigen Bemerkungen den innigen Antheil darlegen wollen, den er an der Schrift des Verfs genommen hat, und hofft, daß

der Verf. selbst darin den gültigsten Beweis der Hochachtung, die Ref. gegen ihn hegt, finden werde. Gleichwohl kann er die Anzeige der vorliegenden Confessio nicht schließen, ohne noch einige Bemerkungen theils über den Character und die Tendenz der in Betrachtung gezogenen Schrift, theils über ähnliche Versuche überhaupt hinzu fügen. Der Verf. hat offenbar die Absicht gehabt, theils durch Weglassung älterer symbolischer Bestimmungen, theils durch Milderung einzelner Ausdrücke, insbesondere aber durch eine allgemeinere Fassung der Lehren die jetzigen Gegensätze zu vereinigen. Gewiß ist eine allgemeinere Fassung der allein richtige Weg zur Versöhnung des Streites, wenn dieser versöhnt werden will und kann. Aber Ref. dünkt es, als ob ein großer Unterschied sey zwischen allgemeinerer Fassung und zweydeutigen Formeln, und kann nicht verhehlen, daß er letztere sehr oft angetroffen zu haben meint. Wer von den streitenden Parteyen wird den Doppelsinn nun nicht merken, wenn man anders die Augen nicht vorsetzlich schließt; und wird bey Festhaltung der speciellen Meinung wirklich Gutes erwirkt werden? Und ferner gibt es einen großen Unterschied zwischen allgemeiner gehaltenen Sätzen, in sofern sie entweder, wenn auch allgemeiner gehalten, doch einen vollen und als Ganzes klaren Gedanken, etwas Concretes, das nur nicht wieder nach den in ihm liegenden Richtungen ausgemessen wird, aussprechen, oder in sofern sie so gehalten sind, daß eben jenes fehlt. Leider scheinen viele Bestimmungen des Vfs von der letzteren Art, s. oben zu P. I. Art. I. Ref. verkennt die große Schwierigkeit nicht, glaubt aber auch eben darum nicht, daß der Verf. sie gelöst hat. Freylich glaubt Ref., und das wünschte er über alle ähnlichen Versuche noch auszusprechen, überhaupt nicht, daß je ein so absichtlich

und kunstvoll zusammen gestelltes Bekenntniß auf eine allgemeinere Geltung rechnen dürfe, kurz ein wirkliches Symbol werden werde. Ein wirkliches Symbol ist Ausdruck und Zeugniß eines schon vorhandenen Glaubens. Ist dieser aber da, dann ist auch Interesse und warmes Gefühl dafür da, und in den Sätzen ein wahrer Inhalt. Darum haben unsere eigentlichen Symbole — und das muß auch die doctrinell abweichende Ansicht zugestehen — eine solche Lebensfülle und — wenn man so sagen darf — eine so große Lebenswärme, weil sie so unmittelbarer Ausdruck der vollsten und theuersten Ueberzeugung waren. Mit ihnen verglichen erscheint die Confession des Vfs nur als ein todtes Gemählde, bey dem die Farben mit Fleiß so gemischt und gehalten sind, daß kein lebhafter Ausdruck den Beschauer frappiere. Anders und zwar ehrwürdiger erscheint die Confession von Dr Röhr, so wenig Ref. sie unbedingt an die Stelle der jetzt gültigen Symbole gesetzt sehen möchte. Dort ist aber von dem einmahl angenommenen Standpuncte aus Entschiedenheit und ein concreter Inhalt und ein lebendiges Interesse. Aber fern sey es, den Versuch des Verfs an sich nur irgendwie tadeln zu wollen: er verdient vielmehr allen Dank. Vor allen unseren jetzt gültigen Symbolen sind, in der ältesten christlichen Kirche, wie in der Zeit der Reformation, unzählig viele ähnliche Schriften vorher gegangen, die wenigstens mit dazu beygetragen haben, die Aufmerksamkeit auf die Lehre und ihre Feststellung zu lenken, und auch unter den Laien ein größeres Interesse anzuregen. Ehe aber das religiöse Interesse wieder allgemeiner erwacht ist, ehe die Kirche wieder den Platz in den Gemüthern gewonnen hat, der ihr gebührt, hofft Ref. wenigstens auch keine zweckmäßige und glückliche Verbesserung unserer öffentlichen Glaubenszeugnisse: darum scheint ihm die Rücksicht auf die practischen Verhältnisse unserer evangelischen Kirche und so viele wirkliche Mängel derselben ein Feld, auf dem vorläufig sich die Theologen aller Parteyen die Hand bieten sollten.

Köllner.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.
Den 30. Julius 1838.

Göttingen.

Die Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 21. Julius zu der Bekanntmachung der öconomischen Preise fand zum ersten Mahle in dem neuen, einfach aber geschmackvoll decorierten, für sie bestimmten Locale in dem neuen Universitätsgebäude statt. Sie ward durch einen kurzen auf diese Veranlassung sich beziehenden Vortrag des diesjährigen Directors, des Geh. Justizraths Heeren, eröffnet. Der Redner machte darin auf die gemischten Gefühle der Trauer und Freude aufmerksam, die bey dem Bezuge einer neuen Wohnung im öffentlichen wie im Privatleben durch die Erinnerung an die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft aufgeregt werden, was hier um so viel natürlicher war, da wir unsern Dank nicht mehr dem verewigten Monarchen, dessen Königlicher Liberalität und väterlicher Gesinnung gegen uns wir auch diesen Beweis seines hohen Wohlwollens neben so vielen anderen verdanken, darbringen können. Er knüpfte daran einige Bemerkungen über die Zwecke

der gelehrten Vereine die wir unter den Benennungen von Academien und Societäten begreifen, welche auf die Erweiterungen der Wissenschaften gerichtet seyn sollen, und ihre Geschichte, indem er einige Blicke auf ihren Ursprung im Alterthume in der alexandrinischen Periode, in Alexandrien und Pergamus warf. Auf die jetzige Feyer zurück kehrend, drückte er seine Wünsche und Hoffnungen für das Wohl der Societät auch in diesem neuen Locale aus, die um so viel herzlicher seyn mußten, da er seit 53 Jahren ihr angehörend, an ihren Arbeiten und mehrfacher Wirksamkeit nach dem geringen Maße seiner Kräfte Antheil nahm, und Zeuge der wechselnden Schicksale war, die sie in diesem langen Zeitraume erfahren mußte.

Die Vorlesung de Gordii aquatici structura penitiori ward vom Hn Prof. Berthold gehalten, auf die wir nächstens zurück kommen werden; worauf der Bericht über die öconomischen Preisfragen folgte.

Für den Julius d. J. hatte die Königliche Societät der Wissenschaften folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

'**Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?**'

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingelaufen, bey welcher die allgemein bekannte, ordnungsmäßige Form nicht beobachtet worden, indem sich ihr Verfasser nicht auf einem versiegelten, mit einem Motto versehenen Zettel, sondern

unter der Abhandlung genannt hat. Aber auch abgesehen hiervon, würde der eingesandten Schrift der Preis doch nicht haben zuerkannt werden können, da sie die Aufgabe nur sehr unvollständig löst, weder das von Anderen über den Gegenstand derselben Mitgetheilte berücksichtigt, noch eine genügende Theorie von dem Einflusse des gebrannten Thons auf die Verbesserung der Aekker liefert.

Für die nächsten Termine sind folgende öconomische Preisaufgaben bestimmt:

Für den November d. J.

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

'Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.'

Für den Julius 1839:

'Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien.'

Die Königliche Societät erwartet, daß bey Lösung dieser Aufgabe die neueren Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier berücksichtigt werden.

Für den November 1839:

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungs-Arbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß, zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Königl. Societät:

'Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.'

Für den Julius 1840 hat die Kön. Societät folgende neue Preisfrage aufgegeben:

Obgleich Joh. Beckmann und Andere einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaues in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bear-

beitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hoch wichtigen Culturzweiges in der Landwirthschaft überhaupt herbey geführt hat. Die Kön. Societät d. Wiss. verlangt daher:

'Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.'

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Beantwortung jeder von obigen öconomischen Fragen, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät portofrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November bestimmten, das Ende des Septembers.

Altenburg.

Bey H. A. Pierer. Vita Caroli Davidis Ilgenii. Scripsit Frider. Carolus Kraft. Cum effigie Ilgenii praefixa. 1837. 344 S. in Octav.

Hr Director Kraft in Hamburg setzt nach hergebrachter guter Sitte als langjähriger und vertrauter Schüler dem verewigten Lehrer ein Gedächtniß der Liebe und der Erinnerung. Unter allen Zöglingen der Pforta, die dem Verewigten ihre Ausbildung verdanken, war der Verf. vor-

zugsweise zu dieser Pflicht der Pietät befähigt und berufen, da er demselben auch als Freund näher gestanden hatte, als sonst sich wohl das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern, und namentlich bey der bekannten disciplinarischen Einrichtung der Pforte, und Ilgen's nicht Jedem zugänglicher Persönlichkeit gestaltet. Ilgen ist einer aus jener Zahl deutscher Gelehrten, die aus niedrigem Stande hervor gegangen (sein Vater war ein armer Schullehrer in einem ganz obscuren thüringischen Dorfe Sehna bey Eckardtsberga im Weimarschen), mit allen Hindernissen einer dürftigen Jugend zu kämpfen haben, bis sie ganz durch eigene Kraft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft erringen, und den Wissenschaften gerade die wichtigsten Dienste leisten. Schicksalsgenossen wären gerade unter deutschen Philologen und Schulmännern zahlreich genug aufzufinden, und sicher werden die sächsischen Länder durch blühende Unterrichtsanstalten, auch zu einer Zeit, wo das übrige Deutschland darin noch sehr zurück war, für Hebung und Unterstützung solcher strebsamen Talente das Meiste geleistet haben. Geboren am 26. Februar 1763 ward er anfangs durch dürftigen Privatunterricht bey einem Landprediger, darauf unter großen Entbehrungen auf der Domschule zu Naumburg, weil die Stadtschule ihm keinen seinen Kenntnissen angemessenen Platz einräumen wollte, und endlich auf der Universität Leipzig gebildet, wo er bald sich mit Unterricht erhalten mußte, und so der Lehrer Gottfried Hermann's wurde, — trat er zu Ende 1789 als Rector an die Stadtschule zu Naumburg. Schon 1794 verließ er diese Stellung, als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena berufen, da Eichhorn von dort nach Göttingen ging, um Michaelis Nachfolger zu werden. In

Jena trat Ilgen in den Kreiß wissenschaftlicher und literarischer Celebritäten ein, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts so reichlich sich in den weimarschen Landen zusammen gefunden hatten. Reinhard's Empfehlung führte ihn endlich 1802 nach Pforta, wo er als Nachfolger Heimbach's ganz sein Talent für gelehrten Schulunterricht entwickeln konnte. Hier theilte Ilgen das so wechselnde Geschick jener Anstalt durch die unruhigen Jahre dieses Jahrhunderts, stäts für das Gedeihen der ihm anvertrauten Anstalt unermüdlich, gelangte mit derselben unter den preußischen Scepter, und fand auch bey der neuen Regierung Anerkennung seiner Verdienste, wenn auch die veränderten Ansichten über Unterricht und Schulwesen mehrfache Modificationen in den Einrichtungen der Pforte herbey führten. Emeritiert 1831 zog er nach Berlin, um in der Nähe seines am joachimsthalschen Gymnasium angestellten Sohnes Constantin zu seyn, erlitt hier aber das schwere Geschick, völlig zu erblinden, und starb am 17. Sept. 1834 am Schlagflusse. Dies die äußeren Züge eines so arbeitsvollen im deutschen Schulstaube vollbrachten Lebens; die innere Geschichte desselben, die zugleich zu einer trefflichen Geschichte der Pforte selbst wird, leidet hier keinen Auszug, und wird der Verf. dafür auf den Dank aller derer zu rechnen haben, die mit ihm in Ilgen den treuen Lehrer betrauern.

Angehängt ist außer zahlreichen auf die Geschichte der Anstalt und ihres Vorstehers bezüglichen Beylagen, ein Verzeichniß sämmtlicher unter Ilgen's Rectorate auf der Pforte gebildeten Schüler. Dasselbe zählt 1316 Namen: davon traf Ilgen bey seinem Antritte 125 vor, hat also während seiner Amtsführung die bedeutende Summe von 1191 Schülern recipiert, von denen jetzt

viele in den ersten Staatsämtern Deutschlands glänzen. Der Verfasser hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das Verzeichniß auch nach der gegenwärtigen Stellung der Einzelnen möglichst vollständig zu geben, und ist nur bey 96 ohne alle Angabe des jetzigen Orts und Characters, bey 82 ohne Angabe des Aufenthaltsortes, aber mit der des Characters geblieben. Daß jedoch auch in den Angaben selbst, wie sie aufgenommen sind, manche Unrichtigkeiten enthalten blieben, war wohl kaum von der Aufgabe selbst zu trennen, und jeder Leser wird vielleicht Gelegenheit haben, Berichtigungen nachzutragen; wir begnügen uns, eine solche rücksichtlich der Gebrüder Ranke beyzufügen: № 425. Ranke I. (Leopold) ist nicht Professor am grauen Kloster, sondern der gefeyerte Professor an der Universität zu Berlin; 485 Ranke II. ist nicht Gymnasialdirector in Quedlinburg, sondern Consistorialrath und Decan im Bayerschen; 622 Ranke III. (Carl Ferdinand) ist richtig angegeben als Gymnasialdirector in Göttingen, aber derselbe, der früher in gleicher Eigenschaft in Quedlinburg stand; in den Nachträgen und Berichtigungen ist aber wieder ein Versehen begangen, indem derselbe als Professor in Göttingen genannt wird. Wer mit den Schwierigkeiten im Einziehen solcher Nachrichten bekannt ist, wird den Verfasser darüber zu entschuldigen wissen.

R—g.



Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.
Den 2. August 1838.

Regensburg.

Verlag von G. Joseph Manz. Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des hochwürdigsten Freyherrn v. Droste, Erzbischofs von Cöln, vorausgegangen und gefolgt sind. Nach dem in der Druckerey des Staatssecretariats zu Rom am 4. März 1838 erschienenen Originale wörtlich übersetzt. Mit Beyfügung der Documente in den Originalsprachen. 1838. 249 Seiten in Octav.

Nachdem in diesen Blättern St. 61 — 64. die Preußische Staatsschrift über die Cölnischen Wirren angezeigt worden ist, fordert die Gerechtigkeit, auch die päpstliche zur Sprache zu bringen. Das audiatur et altera pars! kann der Wahrheit nur nützen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, nicht in der so genannten Mitte liegt, sondern nur nach der einen Seite. Die Sache hat aufgehört neueste Tagesgeschichte zu seyn, die Flugblätter werden seltener, und schon verkündigen die Zeitungen das nahe Ende. Aber bey dem allen bleibt sie eine an sich wichtige, unvergeßliche

Geschichte und keine isolierte; ihre Folgen werden noch lange kein Ende haben. Und so ist es gewiß der Mühe werth, ehe der frische Eindruck der Gegenwart verschwindet, und ehe wir von dem Strome der Begebenheiten weiter gezogen werden, aus den vorliegenden Actenstücken der Gegenpartey die historische Anschauung und das critische Urtheil zu vervollständigen.

Auch diese Staatsschrift zerfällt in einen erzählenden und einen urkundlichen Theil. Sie enthält natürlich viel Bekanntes, mit der Preußischen Staatsschrift Uebereinstimmendes, aber auch manches Abweichende, Neue, theils Ergänzendes, theils Fortsetzendes, so daß nur durch ein genaues Zusammenhalten beider eine deutliche Einsicht in den Grund und Hergang des kirchlichen Handels entsteht.

Nach dem allgemeinen Eindrucke, den die Römische Staatsschrift auf uns gemacht hat, können wir sie für keine ganz entsprechende Antwort auf die Preußische halten.

Den Hermesischen Streitpunct berührt sie kaum und nur gelegentlich. Und doch ist er ein Hauptgrund der Anklage gegen den Erzbischof; selbst das Cölner Domcapitel klagt deshalb denselben bey dem Papste an. War diese Seite des Streites nie Gegenstand actenmäßiger Verhandlung im Staate? So scheint es fast. Oder fühlt man in Rom, daß man darin am meisten fehl gegriffen, und der Erzbischof sich von dieser Seite am wenigsten vertheidigen lasse, und will dies nur nicht öffentlich bekennen? Aber solche Consequenzen der Würde auf Kosten des Rechts und der Wahrheit helfen am Ende doch nichts. Das Verfahren gegen die beiden Hermesischen Professoren in Rom, wovon die Zeitungen berichten, zeigt, daß die Curie auch in diesem Stücke nicht nachzuge-

den gedenkt. Und wenn die Schüler des seligen Hermes so fortfahren, sich, wie kürzlich zwey von ihnen in Trier, ohne Weiteres zu unterwerfen, so hat sie freylich auch keine Ursache nachzugeben. Sie wird um so mehr hoffen können, die Hermesianer zu unterwerfen, da die Antihermesische Schule, weil ihr Rom einstweilen hold und gewärtig ist, nicht nachläßt, die Hermesische Richtung als anticatholisch zu verfolgen. Aber diese wie jene sollen wohl zusehen, was sie thun. Die Knechtung der Wissenschaft, die feige Flucht vor den Römischen Bannstrahlen, schadet immer am Ende auch der Kirche. Und Rom selbst handelte in der That klüger, wenn es die Deutsche theologische Wissenschaft hegte in der Kirche. Ist der Reuchlinische Handel, sind die Weisungen der Reformationszeit überhaupt so ganz vergessen? Rom erzieht sich an der Wissenschaft eine Feindin, deren Rache um so fürchterlicher ist, je länger sie die natürliche Freyheit entbehrt hat. Irren wir nicht, so liegt darin jener harte Fels, woran nach Gottes Rathschluß früher oder später die Römische Macht, — nicht die catholische Kirche, — zerschellen wird.

Auch in Betreff des andern Streitpunctes läßt sich die Röm. Staatsschrift nicht darauf ein, weder das Verfahren des Papstes, noch das des Erzbischofs genauer zu rechtfertigen. Die in der Preußischen Staatsschrift aufgestellten höheren Gesichtspuncte für die Behandlung der Sache werden nicht widerlegt, nicht einmahl gewürdigt. Es bleibt dabey, daß Rom nicht weiter nachzugeben vermochte. Der einzige Grund dafür ist das päpstliche Gewissen, felsenfest gegenüber den bedrängten Bischöfen und den gerechten Forderungen des christlichen Monarchen. — Und der Erzbischof — er wird vielfältig in den salbungsvol-

sten Ausdrücken gelobt über die Maßen, aber ist er dadurch gerechtfertigt? Seine Zweydeutigkeit, Unredlichkeit gegen die Regierung kann durch kein Schweigen und Loben aus dem Gedächtniß der Geschichte getilgt werden.

So ist also diese Staatsschrift keine entsprechende Verantwortung auf die Preuß. Anklage.

Die historische Darstellung beginnt mit dem Factum der Kön. Cabinetsordre vom Aug. 1825 und den Petitionen der dadurch bedrängten Rheinischen Bischöfe um Hülfe und angemessene Instruction. Es wird hervor gehoben, daß der Preuß. Gesandte damahls bey Uebersendung jener Petitionen den Antrag gestellt habe, daß die Königl. Ordre auch dann ihre Wirkung haben dürfe, wenn gemischte Ehen in Folge einer päpstlichen Dispensation wegen verwandtschaftlicher Hindernisse geschlossen würden. Aber Papst Leo XII., heißt es, sey gar nicht willens gewesen, den Bischöfen in jeder Art zu helfen, sondern nur den Pfarrern nicht zu verbieten, in gewissen einzelnen und bestimmten Fällen bey gemischten Ehen bloß passive Assistenz zu leisten. Immer klug und fein, aber was hilft das? Nach denselben Grundsätzen habe dann Pius VIII. das bekannte Breve nebst der Instruction erlassen, — denen man freylich auch nicht nachreden kann, daß sie der Ausführung der Königl. Cabinetsordre besonders hülfreich entgegen gekommen. Als indeß die päpstlichen Verordnungen im Merz 1830 dem Gesandten übergeben wurden, nahm dieser sie mit Dank für den guten Willen, den versöhnlichen Geist derselben im Ganzen an. Aber so lange Pius VIII. lebte, blieben dieselben ohne Wirkung. Darüber beklagt sich jetzt Rom. Warum wurde nicht gleich damahls auf eine categorische Weise remonstriert? Erst im Sept. 1831, nach dem

Regierungsantritte des jetzigen Papstes, soll der Gesandte die Originale mit der Bitte um einige wesentliche Abänderungen zurück gegeben haben. Darin lag aber nichts Hinterhaltiges, wie zu verstehen gegeben wird. Die Sache forderte Prüfung, neue Instruction von Berlin aus. Darüber konnte leicht ein Jahr vergehen. Oder sollte der Staat ohne Weiteres der stumme Diener der päpstlichen Verordnungen seyn? Der Papst erklärte auf die wiederholten Anforderungen, daß sein Gewissen ihm jede weitere Nachgiebigkeit verbiete. Preußischer Seits wartete, zögerte man. Da aber am Ende alles vergeblich schien, nahm der Gesandte im Frühjahr 1834 die unveränderten Decrete stillschweigend wieder an sich, und versprach, sie unverzüglich den Bischöfen zu übergeben. Was darauf erfolgte, wissen wir aus der Preuß. Staatsschrift. Man verhandelte wieder mit den Bischöfen allein. Im Junius 1834 wurde mit dem Erzbischof Spiegel die bekannte Berliner Convention abgeschlossen, die anderen Bischöfe nahmen dieselbe an, und erließen in Uebereinstimmung mit dem Erzbischofe die ebenfalls bekannte Vicariatsinstruction.

Hier nun liegt der eigentliche Verwickelungsknoten.

Die Königl. Cabinetsordre war bey strenger Beobachtung der päpstlichen Breven in der That unausführbar, und umgekehrt. Wer sollte nachgeben, der christliche Fürst oder Staat, der allen Confessionen gerecht seyn muß, oder der Papst? Nicht bloß vom Standpuncte des Staates, auch des Christenthums, offenbar der letztere. Aber welche seltsame Verwirrung! Nicht die catholische Kirche, als solche, nicht das bischöfliche Amt, auch nicht die theologische Doctrin, sondern eben der Papst gestattet dem Fürsten nicht, in seinem

Lande Allen nach christlichen Principien gerecht zu seyn! Das Verhältniß ist ein factisches, aber ein naturgemäßes kann es Niemand nennen; es müßte denn Jemand den Staat noch nicht für so christlich mündig halten, daß er einer höheren gar auswärtigen priesterlichen Controle entbehren könnte.

Da der Papst alle weitere Vermittlung abgelehnt, versuchte man, ob die Bischöfe nicht nachgiebiger seyen. Dies wäre unrecht gewesen und eine grausame Versuchung, wenn die Breven unzweydeutig, klar und bestimmt jede Vermittlung abgelehnt hätten. Aber man könnte unwillig fragen, wozu die vielen Verhandlungen? Eine categorische Erklärung von Seiten der Regierung ohne alle Aussicht auf Nachgiebigkeit würde vielleicht schärfere Gegensätze auf der Stelle hervor gerufen, aber keine so schlimme Verwickelung herbey geführt haben. Man konnte Rom und den Bischöfen sagen, sehet zu, wie ihr mit einander fertig werdet! Aber man stand auf einem Boden, der noch allerley Versteck und Gestrüpp hat, man hatte mit Verhältnissen zu thun, welche sich erst bilden sollten und dabey von sehr zarter Natur sind. Da darf man nicht rein durchschneiden. Ließ sich durch Milde und kluge Verständigung etwas erreichen, so war es Pflicht, den Weg der Liebe zu versuchen. Das hat der Staat gethan. Wer kann ihn deshalb tadeln? Aber das bleibt wahr, indem der Staat nach vorauf gegangenen Verhandlungen mit dem Papste mit den Bischöfen allein verhandelte, und eine Convention abschloß, welche den päpstlichen Breven nicht rein entsprach und allerdings mehr folgerte, als streng auslegte, hat er die Bischöfe und sich selbst in eine Stellung gebracht, die nicht delicater und bedenklicher seyn kann.

Als man in Rom durch nie unterbrochene, heimliche Correspondenz in Erfahrung gebracht hatte, daß, wie es heißt, in den westlichen Provinzen des Reichs eine geheime Mittheilung des Erzbischofs Spiegel 'an seine Suffragane' unter dem Titel einer Instruction über die Ausführung der päpstlichen Breven existiere, die der Königl. Cabinetsordre mehr als den Breven entspreche, war es natürlich, daß die Curie darüber von dem Gesandten Auskunft begehrte. Aber die vertrauliche Note vom 15. Merz 1836 war keine bloße Anfrage, sondern, indem sie auf die bedeutenden Differenzen zwischen dem päpstl. Breve und jener Instruction aufmerksam machte, zugleich eine Anklage nicht nur der Bischöfe, sondern auch der Regierung. Bey aller Unsicherheit und Ungenauigkeit der Nachricht setzte man doch das Factum als gewiß voraus, beklagte die Nothwendigkeit, die Gläubigen zu enttäuschen, damit sie nicht dem heiligen Stuhle eine Handlung zuschreibe, die ihm fremd sey, und gab zu verstehen, es werde zweckmäßig seyn, an Se Majestät von Preußen einen Repräsentanten zu senden, der bey Zeiten sichere Nachrichten gebe über den Zustand der Kirche und ihre Verhältnisse in Preußen.

Was antwortet nun darauf der Preuß. Gesandte in seiner Note vom 15. April?

Es wird unser einem schwer zu begreifen, warum nicht ohne alle diplomatische Umschweife dem Papste die Lage der Sache und das gute Recht der Regierung erklärt wird. Was war zu verhehlen? Selbst das hätte eine offene gerade Erklärung verdient, daß der Berliner Hof eine päpstliche Nuntiatur auf keine Weise gestatten könne. Vestigia terrent! Aber die Diplomatik hat ihre Scholastik und Jurisprudenz. Die Note hält sich streng an das Vorgelegte, verneint

vornehmlich die formelle Richtigkeit desselben, vertheidigt die Regierung und auch die Bischöfe gegen die heimlichen Angaben und gegen die offene Anklage der Curie. Das alles ist schön und gelungen. Aber da, wo der Gesandte in die Auseinandersetzung der Thatsachen genauer eingeht, namentlich von der vom Erzbischof Spiegel in Berlin officiell abgegebenen Erklärung über die Ausführbarkeit der päpstlichen Verordnungen spricht, so wie von dem Versprechen der Regierung, im Falle die gewünschte Ausführung der Breven statthaft sey, den Französischen Civilcontract im Puncte der Ehe in den Rheinprovinzen abschaffen zu wollen, — erwartet man mit Ungeduld die offene Erklärung über die Berliner Convention. Der Gesandte spricht von der Uebereinkunft der Bischöfe unter sich und von ihrer Vicariatsinstruction, erzählt, daß er den Bericht des Erzbischofs über die Verhandlung mit seinen Suffraganen in Coblenz selbst an sich genommen, aber er erklärt am Ende, nachdem er noch einige Puncte in der angeblichen geheimen Mittheilung berichtigt, nur, daß die Bischöfe vom Erzbischofe keine Instruction erhalten hätten, da sie keine erhalten konnten, und daß die Urkunde, die man unter jenem Titel angegeben, nur in der Einbildung und Bosheit dessen existieren könne, der sie angegeben. Kein Wort von der Convention! Schließlich, indem er die Curie auf die zu erwartenden officiellen Mittheilungen der Bischöfe selbst verweist, entschuldigt er diese, daß sie damit so lange auf sich warten lassen, wie er sie denn auch deswegen rechtfertigt, daß sie, nach dem Wunsche des Ministeriums Pius VIII. und nach der Sitte, die besondere Instruction des Cardinals Albani nicht weiter bekannt gemacht, sondern für sich behalten, und daß sie dieselben

wohl verstanden, und nie daran gedacht, was ihnen der Angeber schuld gebe, dieselbe für null und nichtig zu erklären. Alles recht gut, — aber warum kein deutliches Wort von der Berliner Convention, welche doch offenbar vom päpstlichen Hofe gemeint war?

So hat die päpstliche Staatsschrift nicht Unrecht, wenn sie es beklagt, daß man der Curie, die Kenntniß der Berliner Convention vorenthalten habe. Mit gewohnter Vorsicht hielt der Papst sein Urtheil zurück, wartend auf die Berichte der Bischöfe. Graf Spiegel starb unterdessen, und der neue Erzbischof bestieg den Stuhl; unter welchen Verhältnissen und Bedingungen, ist bekannt. Aber noch ehe dieser und die drey übrigen Bischöfe ihre officiellen Berichte einschickten, erhielt der Papst, wieder auf besonderem Wege, ein Schreiben vom Bischof von Trier, eben das schon bekannte Retractationsschreiben nebst der beygelegten Vicariatsinstruction, woraus das Factum der Berliner Convention klar erkannt wurde. Seltsam genug, kam dies später, vom 10. Nov. datierte, Schreiben früher in Rom an, als das früher, vom 1. October datierte, desselben Bischofs, worin er, wie die übrigen, sich mit der getroffenen Einrichtung zufrieden erklärte. Dieses nebst den Berichten des neuen Erzbischofs und der beiden übrigen Bischöfe wurde erst im Januar 1837 durch den Gesandten dem heiligen Vater übergeben. Unter diesen officiellen Schreiben sind besonders merkwürdig die des Bischofs von Münster, des Bruders des neuen Erzbischofs, und des Bischofs von Paderborn. Wir theilen daraus Folgendes mit: Es ist, sagt der erstere, Ew. Heiligkeit nicht unbekannt, daß die Bekanntmachung des Epistolarbreves vom 20. Merz 1830 wegen der darin enthaltenen so

schweren Misbilligung der gemischten Ehen einige Zeit aufgeschoben worden war. Es war in der That nicht möglich, daß Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, in dieser Angelegenheit nicht auch die Stimme der acatholischen Bevölkerung berücksichtigt hätte. Nachdem also diese Hindernisse auf die bestmögliche Weise weggeräumt waren, wurde das apostolische Breve unter dem 24. October 1834 in meiner Diöces bekannt gemacht.' — Indem dann der Bischof erklärt, daß er hoffe, 'wie das Breve voll Milde und Ernst zugleich dazu beytragen werde, die gemischten Ehen zu vermindern, und den religiösen Ernst derer anzufachen, welche solche Ehen eingehen', bemerkt er zugleich, 'daß das Gerücht von der Unterdrückung der Instruction des Cardinals Albani, oder einer Verfälschung derselben, oder Unterschiebung einer andern vom Erzbischof Spiegel verfertigten, gar keinen Glauben verdiene.' Sodann rechtfertigt er das Verfahren der vier Bischöfe, 'daß sie nämlich, um etwaigen Schwierigkeiten und Zweifeln in der Praxis zu begegnen, mit den weltlichen Behörden (cum iis, penes quos est rerum civilium summa) einiges fest gesetzt, 'was nicht anders geschehen konnte', um sich den Königl. Versprechungen, welche eine günstigere Organisation der Ehegesetze in den Rheinlanden und die Zurückstellung der Gerichtsbarkeit in Ehesachen an die Bischöfe in Aussicht gestellt, ihrerseits dankbar zu beweisen, — und in Folge davon ihre Pfarrer instruiert hätten.' Aehnlich der Bischof von Paderborn. Der Berliner Convention gedenkt auch er nicht ausdrücklich, aber doch der Vereinbarung der Bischöfe in Folge derselben. Ja, er rechtfertigt die verabredete neue Praxis in den beiden Puncten, daß sie die passive Assi-

stenz, weil sie dem Volke verhaßt sey, so viel als möglich beschränke, und die Verweigerung der Einsegnung der Wöchnerinnen aus gemischten Ehen auch in dem Falle nicht gestatte, wenn die Kinder nicht catholisch getauft seyen.

Der neue Erzbischof von Cöln dankt freylich nur sehr im Allgemeinen für die erlassenen Breven, aber er sagt kein Wort der Misbilligung über die schon bestehende Praxis.

Dachte damahls der Erzbischof noch gar nicht an den Widerspruch zwischen den päpstlichen Breven und der Berliner Convention, oder sprach er nur nicht davon? — Die beiden Bischöfe von Münster und Paderborn aber können nicht daran gedacht haben; nur der sterbende Bischof von Trier beklagte einen Monat später, daß er sich auf das belobte Friedenswerk eingelassen habe.

Der Preuß. Gesandte begleitete die officiellen Schreiben der Bischöfe mit einer Note vom 15. Jan. 1837, worin er dieselben zur Bestätigung seiner früheren Mittheilung vom 15. April 1836 geschickt benutzt, am Ende aber im Namen seines Souverains die Erklärung gibt, daß Seine Maj. entschlossen seyen, die Bestimmungen Pius VIII. und den durch Ausführung derselben von Seiten der Bischöfe gebildeten status quo als entscheidende Maßregeln zu betrachten, auf die mildernden Abänderungen jener Breven, welche sie bisher gewünscht, zu verzichten, aber auch niemahls darein zu willigen, daß die Angelegenheit der gemischten Ehen Gegenstand neuer Erörterungen zwischen Ihrer Regierung und dem päpstlichen Stuhle würde. Dies letzte wird mit besonderer Kraft als unwiderruflicher Wille Seiner Majestät hervor gehoben.

Hoffte nun der Gesandte auf diese Weise den Papst völlig beruhigt und zufrieden gestellt zu

haben, so belehrte ihn die Antwort des Cardinalsecretärs vom 3. Febr. 1837 vom Gegentheile. Der dunkle Punct der Berliner Convention war immer noch nicht gehörig aufgehellt, und das Retractionsschreiben des sterbenden Bischofs Hommer, sammt dem beygelegten Actenstücke, die man beide dem Gesandten vorlegte, gab der Curie Veranlassung zu erklären, daß, wenn, wie doch nicht zu zweifeln, jenes Actenstück echt sey, sie die Art und Weise der Ausführung ihrer Breven entschieden misbilligen müsse. Der Gesandte versprach in seiner Erwiderung vom 14. Februar, die Erklärung des Bischofs von Trier dem Könige vorzulegen, beschäftigte sich dann aber vorzüglich damit, den Zusammenhang und die Uebereinstimmung seiner bisherigen Erklärungen aus einander zu setzen, und zu zeigen, daß der geheime Brief des Bischofs in der That über den factischen Bestand der Verhältnisse nichts mehr und weniger enthalte, als was er bereits in der Note vom 15. April 1836 gesagt habe. Hier wird nun in der Recapitulation dieser Note von der Berliner Convention auch nicht gerade bestimmt gesprochen, aber deutlicher als früher; sie wird ein Entwurf des verstorbenen Erzbischofs zur Ausführung der Breven genannt, den derselbe dem Könige vorgelegt, und den der König genehmigt habe. Kleinigkeiten in Betreff des Antheils, den der Gesandte an jener Convention habe, werden berichtigt, und die Differenzen zwischen der angeblichen Instruction und der echten, welche der Bischof von Trier eingesendet, erörtert; endlich aber als Gegengewicht gegen die Retraction dieses Bischofs die zustimmende Erklärung des neuen Erzbischofs in seinem officiellen Schreiben hervor gehoben.

Dies Gegengewicht war nicht so bedeutend,

daß Rom sich hätte bewogen finden können, es anzuerkennen. Vielleicht wußte man auf heimlichem Wege schon mehr von dem neuen Erzbischof. Aber die Sache blieb einstweilen auf sich beruhen. Allein in den Monaten May und Junius fing der Gesandte an, sich im Namen seines Gouvernements über den neuen Erzbischof von Cöln vielfach zu beschweren. Die betreffenden Actenstücke sind nicht mitgetheilt. Aber die päpstliche Staatsschrift versichert, jene Beschwerden hätten sich nur auf die Hermesische Angelegenheit und gar nicht auf die gemischten Ehen bezogen.

In dieser Zwischenzeit heißt es dann weiter, habe der Substitut des Staatssecretariats, Cappacini, mit Erlaubniß des Papstes eine Reise nach Deutschland unternommen. Aber die Erlaubniß schloß gewiß allerley Aufträge in sich. Es wird zwar versichert, der Legat habe ursprünglich für den Berliner Hof keinen Auftrag gehabt, und sey erst nachher instruiert worden auf erhaltene Einladung von Preuß. Seite nach Berlin zu gehen. Aber unstreitig galt seine Sendung vorzüglich den Preuß. Kirchenangelegenheiten, die sich immer mehr verwickelten. Offenbar sollte er die Lande durchziehen, um den Stand der Dinge zu weiteren Operationen zu recognoscieren. Nach allem, was man gehört hat, war der Legat fein und geschickt genug. In Berlin verhandelte er mit dem Ministerium viel über den Erzbischof, dessen Renitenzen immer entschiedener wurden. Die Röm. Staatsschrift sagt, der Legat habe sich aller Einmischung hinsichtlich der gemischten Ehen enthalten, weil er eben dazu keinen Auftrag gehabt, — warum hatte er keinen? — in der Hermesischen Angelegenheit habe derselbe aber alles gethan, um dieselbe zu gegenseitiger Zufriedenheit beyzulegen. Seltsam genug, daß in demselben

Augenblicke, wo die Curie auf den Bericht ihres zurück gekehrten Legaten die Hermesische Sache beygelegt glaubt, die Cölnischen Wirren ganz vorzüglich von diesem Puncte aus der Katastrophe reißend schnell sich nähern.

Die Staatsschrift erzählt nun, wie etwa zwey Monate nach der Rückkehr des Legaten die Octoberverhandlungen des Preuß. Ministeriums mit dem Erzbischofe in Rom bekannt wurden. Diese werden erzählt ohne irgend ein anderes Urtheil, als daß den Erklärungen des Erzbischofs das Lob großer Klarheit ertheilt wird. Dann erfolgte am 1. Dec. von Seiten des Preuß. Geschäftsträgers (der Gesandte selbst war damahls in Berlin) die mündliche Mittheilung, daß des Königs Majestät den Entschluß gefaßt habe, den Erzbischof, wenn er in seiner Renitenz verharren würde, in einen Zustand zu versetzen, worin er seine erzbischöfliche Gerichtsbarkeit nicht ausüben könne. Der Geschäftsträger deutete an, daß die Maßregel seines Gouvernements in dem Augenblicke, wo er davon rede, vielleicht schon ausgeführt sey. Der Cardinalstaatssecretär machte gegen die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der angedrohten Maßregel die lebhaftesten Vorstellungen, und erklärte zugleich, daß, wofern dieselbe wirklich zur Ausführung kommen sollte, der heil. Vater jene ernsten Pflichten ausüben würde, welche sein Amt ihm auflegte. Allein der Schlag war bereits geschehen. Die öffentlichen Blätter gaben urkundliche Nachricht davon. Das Factum war unzweifelhaft. Da erhob sich der Papst am 10. Dec. im Consistorium und sprach zur Vertheidigung der kirchlichen Freyheiten und Rechte die bekannte Allocution, welche alsbald dem Preuß. Geschäftsträger und dem ganzen diplomat. Corps mitgetheilt wurde. Erst am 12. Dec. gab jener

von dem Schritte seiner Regierung officielle Kunde, worauf er dann am 20. Dec. auch die lithographierte Preuß. Staatsschrift sammt den dazu gehörigen Urkunden überreichte.

Die Röm. Staatsschrift bemerkt nicht ohne Bitterkeit, daß nun erst die Berliner Convention an den Tag gekommen sey, wodurch die gleich im Anfange der Verhandlungen vielfach besprochene geheime Mittheilung des Erzbischofs Spiegel im Wesentlichen nicht Lügen gestraft werde. Rom ist nie stark in der Critik gewesen. Der Unterschied liegt am Tage. Aber selbst das scheinbare Recht zur Klage hätte man Rom nicht gönnen sollen. Die diplomatische Umschreibung der Convention mag ihr gutes diplomatisches Recht gehabt haben, Nutzen hat sie nicht gehabt. Offenbar aber legt Rom ein zu großes Gewicht darauf. Die Hauptsache war, daß die Bischöfe selbst, rein freywillig eine Methode der Ausführung der Breven verabredeten, welche durch die Macht der Verhältnisse und die gesunde christliche Vernunft gebieterisch gefordert wurde. Warum klagt Rom nicht über die Bischöfe? Sie halfen sich selbst, weil Rom ihnen nicht half. Sie legten das zweydeutige Wort der Breven aus, wie sie mußten, um sie ausführen zu können. Warum gab denn Rom nicht klare, unzweydeutige Hülfe? Das päpstliche Gewissen, heißt es, verbot, mehr nachzugeben. Aber wenn dieß das christliche ist, so verbietet es auch, die Gewissen der Christenheit zu verwirren durch unausführbare und zweydeutige Decrete.

Eine andere Bemerkung betrifft den von dem Preuß. Ministerium dem Erzbischofe gemachten Vorwurf von staatsgefährlichen Umtrieben. Der Punct ist keineswegs klar. Aber ob Rom nicht zu viel sagt, 'daß jener Vorwurf bekanntlich

weder früher noch später die entfernteste Spur eines leisesten Grundes gehabt habe?' Es ist zu bedauern, daß die Preuß. Staatsschrift den Vorwurf nicht genauer erörtert hat. Die aufrührerischen Anschläge an den Thüren des Cölner Doms in den Tagen der größten Aufregung, wovon die Staatsschrift spricht, können ohne Wissen und Zuthun des Erzbischofs gemacht seyn. Aber das Preuß. Manifest selbst sagt auch nur, 'daß die ganze Handlungsweise des Erzbischofs nach unverkennbaren Spuren mit dem feindseligen Einflusse zweyer revolutionären Parteyen zusammen gehangen habe, welche die Gemüther aufregen und die Gewissen verwirren, um ihre zerstörenden Pläne durchzusetzen.' Jedermann begreift, welche revolutionäre Combination gemeint ist, — die Belgisch Jesuitische. Vergleicht man, was seitdem die öffentlichen Blätter über die Belgisch Jesuitischen Umtriebe des erzbischöflichen Secretärs Michaelis bekannt gemacht haben, so sieht man wohl, wenn diese Actenstücke, wie unstreitig, echt sind, daß die Regierung hinreichenden Grund zu jenem Vorwurfe hatte. Daß der Erzbischof den Umtrieben seines vertrauten Secretärs fremd gewesen, ist nicht wahrscheinlich. In seinem fanatischen Eifer mag ihm aber entgangen seyn, daß jene Umtriebe zur Ehre der Kirche revolutionärer Art waren, ja er mag geglaubt haben, durch Anschließung an die jesuitische Partey den Thron selbst des protestant. Fürsten zu stützen. Aber Revolution bleibt Revolution, sie mag von Oben oder Unten kommen, von Jesuiten oder weltlichen Demagogen, und der Staat hat nicht den Irrthum oder Wahn zu entschuldigen, sondern die bösen Wirkungen desselben zu bestrafen und zu vereiteln.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 4. August 1838.

Regensburg.

Beschluß der Anzeige: Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs von Cöln vorausgegangen und gefolgt sind.

Wie sehr wir also auch bedauern müssen, daß jener Vorwurf noch nicht thatsächlich genug erwiesen ist, so hat doch die Röm. Staatsschrift offenbar zu viel gesagt, wenn sie den Vorwurf für notorisch ungegründet erklärt.

Der weitere Hergang der Begebenheiten aber ist nach der Röm. Staatsschrift dieser:

Der Gesandte erscheint zu eigner weiterer Verhandlung in der zweyten Hälfte des Monats December in Rom. Schon von Ancona aus richtete er am 17. Dec. eine Note an den Cardinalstaatssecretär. Diese Note hat großes Aufsehen gemacht und dem Gesandten vielfachen Tadel zugezogen. Wir theilen deshalb ihren wesentlichen Inhalt hier mit. Das erste ist, daß die gewaltsame Entfernung des Erzbischofs als ein Act der Selbstvertheidigung oder Selbsterhaltung des

Königs dargestellt wird, als ein zur Sicherheit des Königsreichs und zur Aufrechthaltung der Ehre der Krone nothwendiger Schritt. Der König, heißt es, sey bis zum 14. Nov. willens gewesen, zuvor den Röm. Hof von seiner Maßregel zu benachrichtigen, und seine wohlwollende Intervention zu begehren. Aber die bedenkliche Lage der Provinz, der drohende Anfang von Unruhen, die nach einstimmigen Berichten der Behörden, unmittelbar oder mittelbar durch den Erzbischof oder seine angeblichen Freunde erregt worden waren, habe allen Aufschub unmöglich gemacht. Bey dem allen könne der König in dem Acte keine Ursache des Bruches, sondern nur einen Gegenstand freundschaftlicher Erklärungen erblicken. So mache der König in allem, was in der fraglichen Angelegenheit in das canonische Recht gehöre, den Papst zum Richter. Um diesen in Stand zu setzen, recht zu richten, sey der Gesandte beauftragt, dem h. Vater die nothwendigen Data vorzulegen. Diese seyen zweyerley Art, erstlich die bereits öffentlich gewordenen Documente und Nachweisungen, zweytens Mittheilungen von einer zarteren und geheimeren Natur. — Sind darunter eben die Beweise für den freylich sehr unbestimmt ausgedrückten Vorwurf revolutionärer Umtriebe zu verstehen? Statt sich hierüber näher zu erklären, fügt der Gesandte hinzu, daß der König alles, was das väterliche Herz des Papstes betheiligen könne, die persönliche Lage des Erzbischofs, die Verwaltung der Diöcese, die in Betreff der Vollziehung des päpstlichen Verbotes der Hermesischen Werke anhängigen Sachen, endlich die Ausführung der päpstlichen Verordnungen in Bezug auf die gemischten Ehen dem Urtheile des heil. Stuhles unterwerfe, aber wohl verstanden, nachdem der

Papst die Königl. Regierung als klagende Partey gegen den Erzbischof gehört haben würde. — Zum Schluß bemerkt der Gesandte, daß, wenn die Allocution (die er noch nicht einmahl gesehen) ein Endurtheil über die Sache enthalten sollte, und somit auch der Papst die Annahme der diplomatischen Mittheilungen zur weiteren Untersuchung verweigern würde, er Befehl habe, auch seinerseits das freundschaftliche Verhältniß beider Höfe für aufgehoben zu erklären. Allein er sey weit entfernt, diese Voraussetzung zu machen. Wenn der Papst sich nur gegen den Anschein einer Beypflichtung dessen habe verwahren wollen, was er als einen Eingriff in die Freyheiten und Rechte der Kirche betrachte, so werde selbst in diesem Falle der König noch keine Kriegserklärung darin erblicken. Es sey aber vor allem nothwendig, über den in Frage stehenden Punct eine ausdrückliche und categorische Erklärung zu erhalten.

Unstreitig war auf diese Weise für den Papst auch nach der Allocution der Weg einer freundschaftlichen Verhandlung eröffnet. Aber war dies auch der rechte Weg für den Staat? Der Papst hatte öffentlich erklärt, daß durch jenen Act der Königl. Gewalt die Freyheiten und Rechte der catholischen Kirche und seines Stuhles mit Füßen getreten seyen, daß er dieselben zurück fordern müsse, daß er die im Königreiche Preußen in Betreff der gemischten Ehen eingeführte Praxis gänzlich verwerfen müsse. Was konnte er mehr sagen? Mochte der Papst sich übereilt haben, und mochte deshalb die höhere Politik gerathen finden, ihm den Rückweg nicht abzuschneiden, war es statthaft, da von Nothwehr zu sprechen, wo reines Recht war, und den heiligen Stuhl in einer Angelegenheit zum Richter zu machen,

in der er offenbar schon Partey ergriffen hatte? Indessen hat diese Milde und Friedensliebe des Gesandten das Gute, daß die Römische Hartnäckigkeit dadurch recht zu Tage gekommen ist. In der Antwort ergreift der Papst zwar die vom Gesandten selbst dargebotene Ausflucht, die Allocution bloß als eine öffentliche Erklärung gegen eine öffentliche Thatsache darzustellen; aber sie soll doch auch eine feyerliche, beschwerende über eine offenbare, Aergerniß erregende Verletzung der heiligsten Rechte der Kirche gewesen seyn. Während alles Herausfordernde geleugnet wird, wird der Erzbischof gelobt als ein getreuer Unterthan des Königs, als ein Prälat von zartem Gewissen. Ja es wird am Ende für eine so große Beleidigung, welche die Kirche in der Person des Erzbischofs erfahren habe, die schuldige Genugthuung gefordert, und zwar keine geringere, als die Restitution des Erzbischofs. Ehe diese nicht geschehen, könne an keine weitere Verhandlung gedacht werden. — Darauf antwortet freylich der Gesandte entschieden genug, daß nach solchen Erklärungen alle weiteren Verhandlungen zwecklos seyen, aber wenn er sagt, seine Mittheilungen hätten nichts weniger, als den Zweck gehabt, Se Heiligkeit zu irgend welchen Concessionen, weder in der Cölner Sache, noch in irgend einer andern zu bestimmen, so begreift man schwer, wie Rom es anfangen sollte, weiter in die Sache einzugehen, ohne von vorn heraus zuzugeben, daß der Staat in seinem Rechte gehandelt. Consequent bricht auch der Cardinal Staatssecretär in der letzten Note vom 2. Jan. 1838 alle weiteren Verhandlungen ab.

Unter den Urkunden verdient schon wegen des Contrastes mit der päpstl. Denkweise das Schreiben des Cölner Domcapitels an den Papst vom

22. Nov. 1837 besondere Beachtung. Immer wird es dem Capitel zur Ehre gereichen, daß es freymüthig erklärt, es stehe ihm zwar nicht zu, zu untersuchen und zu beurtheilen, was der Erzbischof gegen die Gesetze des Staates verbrochen und aus welchen Ursachen er die Königl. Gnade verloren habe, allein es könne nicht verhehlen, daß es sein Benehmen nicht in allen Puncten habe billigen können. 'Nur Wenigen, heißt es, stand der Zutritt zu ihm offen, er schien sehr vielen und zwar in hohem Grade gelehrten und erfahrenen Männern zu mistrauen und ihren Rath zu verachten, während er selbst, schon wegen seines hohen Alters der Administration einer so großen, ihm wenig bekannten, Diöces allein kaum gewachsen war. — Mehrere und besonders jüngere Priester behandelte er sehr unfreundlich und keinesweges canonisch, und belästigte sie mit Unterschriften von Thesen, welche nicht alle mit den von der Kirche definierten Lehren überein stimmen, manches, was früher und besonders von seinem Vorgänger frommen Gedächtnisses zum Nutz und zur Ehre der Kirche völlig rechtmäßig und mühsam gestiftet war, suchte er zu stören, so daß die Art und Weise seiner Verwaltung nicht den Eifer zu erbauen, sondern gleichsam den Anschein der Zerstörung verrieth. Dies alles haben wir nicht ohne bittern Schmerz bemerkt und würden es auch klagend an den heil. Stuhl berichtet haben, wenn uns nicht das Ansehen des Erzbischofs, unsere Ehrfurcht vor ihm und die Hoffnung, er werde, durch Erfahrung belehrt, besseren Rathschlägen folgen, zurück gehalten hätten.' Das Capitel benachrichtigt den Papst, daß es die Verwaltung der Erzdiöcese nach canonischem Rechte übernommen, und innerhalb einiger Tage zur Wahl eines Capitelverwesers schreiten

werde, und bittet um Bestätigung und Rath. Aber statt der Bestätigung erfolgt alsbald eine vorwurfsvolle Antwort in den bittersten Ausdrükken, worin es heißt, die Capitularen seyen statt Tröster Ankläger, und aus Hausgenossen Feinde des unschuldigen und gerechten Mannes geworden; es sey dem heil. Vater wohl bekannt, durch welche Ursachen getrieben und von welchen Grundsätzen geleitet sie von ihrem um der Religion willen leidenden, ausgezeichneten Bischofe Böses geschrieben.

Die Staatsschrift schließt mit dem wiederholten Lobe des Erzbischofs und seines Verfahrens, und mit der Klage, daß es dem heil. Stuhle bis dahin an aller Mittheilung von Seiten des Capitels fehle, so wie an aller Kunde, ob jenes, dem Gesandten übergebene, an das Capitel gerichtete Breve zu seiner Bestimmung gelangt sey.

Rom wird seitdem Mittheilungen und Kunde genug bekommen haben. Darunter wird auch die seyn, daß es vergebens seyn wird, die Königl. Regierung durch schroffe Hartnäckigkeit zum Nachgeben zu zwingen. Gewiß hat der König von Preußen alle Ursache, sich in der Lösung der ihm von Gott gewordenen Aufgabe, die kirchlichen Verhältnisse der gemischten Bevölkerungen seines Reiches auf eine gerechte, dem christlichen Principe entsprechende Weise zu ordnen, weder durch bischöfliche, noch päpstliche Renitenz stören zu lassen. Die diplomatische Entwickelung oder Vermittlung hat einstweilen aufgehört. Vielleicht, daß die Sachen ohne Verhandlungen schneller zum Ziele kommen. Aber, was auch zunächst geschehen möge, Fortschritt oder Rückschritt, Versöhnung oder größere Trennung, unser ceterum censeo ist, daß es an Rom ist, bey Zeiten zu bedenken, was zu seinem Frieden dient, und sich

im besten Sinne des Wortes in die Zeit zu schikken, die ihre Macht wahrhaftig auch von Gott hat.
L.

Berlin.

Bey Veit u. Comp. A. Asher, 1836: Anleitung zum naturwissenschaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von H. T. de la Beche. Aus dem Englischen von F. Rehbock, Dr der Philos. Mit einer Vorrede von H. von Dechen, Kön. Preuß. Geheimen Ober-Bergrathe ꝛc. Mit 138 in den Text eingedruckten Original-Holzschnitten. XII u. 244 Seiten in Octav.

Seitdem das Anziehende und der Nutzen der Geologie mehr erkannt und daher das Studium dieser Wissenschaft allgemeiner verbreitet worden, hat sich auch das Bedürfniß guter Anleitungen zur Erlangung sicherer und genauer geologischer Erfahrungen fühlbar gemacht; denn unstreitig gehören geologische Beobachtungen zu den aller schwierigsten Naturbeobachtungen. Die Schwierigkeiten ihrer Anstellung liegen besonders darin, daß sie die mannigfaltigsten Vorkenntnisse erfordern; daß sie auf Gegenstände von außerordentlicher Größe gerichtet sind; daß wir fast niemahls im Stande sind, die zu untersuchenden Gegenstände vollständig nach ihren äußeren und inneren Beschaffenheiten und Verhältnissen zu übersehen, sondern gewöhnlich von demjenigen, was sich dem Auge an einzelnen, beschränkten Stellen zeigt, auf das im Zusammenhange Verborgene schließen müssen; und vor Allem, daß dasjenige, worauf wir Untersuchungen über die Geschichte unsers Erdkörpers allein mit Sicherheit gründen können, dem Raume und der Zeit nach höchst

klein und unbedeutend im Verhältniß zu dem ist, was wir zu erforschen streben. Die beste Anleitung zu geologischen Beobachtungen wird unstreitig eine solche seyn, die ein erfahrener Lehrer in der freyen Natur ertheilt; daher Lehrvorträge über Geologie durch damit verbundene Excursionen erst den größten Werth erlangen, die dann um so lehrreicher seyn können, je mannigfaltiger die geologischen Verhältnisse der Gegenden sind, in welchen sie angestellt werden. Der todte Buchstabe kann hier am aller wenigsten das lebendige Wort ersetzen, wiewohl gedruckte Anleitungen aushelfen müssen, wo mündliche Anweisung nicht zu erlangen ist; daher für Viele ein solches Surrogat sehr willkommen, und die Darreichung desselben verdienstlich ist. Freylich sollten nur besonders erfahrene Geologen es unternehmen, Anleitungen zur Anstellung geologischer Beobachtungen zu ertheilen; und Niemand war dazu wohl im höheren Grade begabt, als der unübertreffliche Alpenforscher, Hor. Ben. von Saussure, auf den man anwenden könnte, was einst Johannes von Müller über Carsten Niebuhr urtheilte: 'daß er nichts sagte, was er nicht sah, und was er sah, sah wie es ist.' Saussure's in mehrere Sprachen übersetzte Agenda du voyageur Géologue, die erste, vollständige Anweisung zu geologischen Beobachtungen, wird stäts als ein Muster betrachtet werden müssen, wenn sie gleich bey den außerordentlichen Fortschritten, welche die Wissenschaft seit ihrem Erscheinen gemacht hat, gegenwärtig nicht mehr zureichen kann. Bekanntlich besitzt die deutsche geologische Literatur mehrere ähnliche Schriften, namentlich von den Herren Pusch, von Engelhardt, von Leonhard, welche ohne Zweifel vielfachen Nutzen gestiftet haben und noch stiften. Obiges Buch

hat nun einen gleichen Zweck. Ob es diesen aber vollständig erfüllen könne, möchte wohl sehr zu bezweifeln seyn. Der Verf. gehört zu den eifrigsten und talentvollsten Geologen Englands, dem man ein sehr schätzbares Handbuch, ein neuerlich erschienenes, interessantes, theoretisches Werk über Geologie, und mehrere treffliche geologische Beschreibungen einzelner Gegenden verdankt; dem man daher die Fähigkeit, eine brauchbare Anleitung zu geologischen Beobachtungen zu geben, schwerlich wird absprechen können. Auch enthält seine Arbeit selbst für den, der eine solche Anleitung nicht mehr bedarf, viel Lehrreiches; dennoch aber können wir sie in Beziehung auf ihren Zweck nicht für gelungen erklären. Der Verf. setzt bey denen, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, auf der einen Seite viel zu wenig, auf der andern viel zu viel voraus. Wenn derselbe glaubt, daß Personen, die keine Kenntnisse von Mineralogie besitzen, durch eine kurze Beschäftigung mit einer Sammlung von Gebirgsarten die nöthige Vorbereitung erlangen könnten, um mit Erfolg Untersuchungen über die Bildung und Veränderungen von Gebirgsmassen anzustellen, so ist er offenbar in großem Irrthume, den er freylich mit vielen englischen Geologen theilt, die sich wenig um das unentbehrlichste Hülfsmittel für die Geologie, die Mineralogie, bekümmern. Beherzigung verdient, was Hr von Dechen in dieser Beziehung in der Vorrede bemerkt hat. Eben so wenig wird sich die Geologie wahren Gewinn aus den Beobachtungen von Personen versprechen dürfen, denen der Verf. auf keine andere Weise einen Begriff vom Streichen und Fallen der Gebirgsschichten glaubt beybringen zu können, als durch ein Bild von Büchern, die in verschiede-

nen Richtungen und Neigungen auf einen Tisch gestellt sind. Wenn der Verf., ehe er irgend eine Anleitung zur Erkenntniß der Zusammensetzung und Structur der Gesteine gegeben, zu zeigen sucht, wie man es anzufangen habe, um die Zersetzung der Gesteine, die verschiedenen Einwirkungen des Wassers auf dieselben und andere damit vorgehende Veränderungen zu erforschen, so beginnt er mit dem, womit er hätte schließen sollen; denn unmöglich wird jemand dahin gelangen, wahre Fortschritte in der Erspähung des Ganges zu machen, den die Natur bey der Umbildung der Erdrinde nimmt, der sich nicht zuvor gründlich mit ihrem Baue bekannt gemacht hat. In Allem aber, was sich hierauf bezieht, ist obiges Buch höchst mangelhaft. Ueberhaupt ist es mehr fragmentarisch als methodisch abgefaßt; streng methodisch sollte doch aber eine Schrift seyn, die dazu bestimmt ist, die erste Anleitung zum Studium einer Wissenschaft zu geben. Der Verf. weilt mit großer Ausführlichkeit bey einzelnen Gegenständen der Geologie, die er mit besonderer Vorliebe selbst genauer zu erforschen bemühet gewesen, wohin z. B. Alles gehört, was sich auf die Veränderungen bezieht, welche die Gebirgsmassen durch Einwirkungen des Wassers erleiden. In den dahin gehörenden Abschnitten findet sich ein Schatz von Beobachtungen, die jedem Gebirgsforscher sehr willkommen seyn müssen, und wodurch das Buch einen bleibenden Werth erhält. Zu den vielen schwachen Seiten desselben gehört dagegen die Abtheilung, welche die Anwendung der Geologie auf die nützlichen Zwecke des Lebens betrifft. Hierbey wie bey manchen anderen Abschnitten zeigt sich, daß der Verfasser mit dem, was in Deutschland für das

Studium der Geologie und ihre Anwendung auf das practische Leben geleistet worden, wenig bekannt ist. — Von der Uebersetzung läßt sich nur Gutes sagen.

Schwerin.

Meklenburgische Urkunden, gesammelt und bearbeitet und mit Unterstützung des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde herausgegeben von G. C. F. Lisch . . . Erster Band. Urkunden des Klosters Dargun. 1837. XIV und 215 Seiten in Octav.

Die Umwälzungen, welche die Kirchenreformation im protestantischen Deutschland unvermeidlich mit sich brachte, haben für die Geschichtskunde desselben durch den damahligen oder durch Vernachlässigung später erfolgten Untergang vieler Kloster- und anderer geistlichen Archive manchen beklagenswerthen Verlust mit sich geführt. Da die Urkunden der norddeutschen Klöster selten viele, häufig gar keine Kaiserurkunden besitzen, so erschien auch das Wenige, was von ihnen uns erhalten ist, dem gewöhnlichen Forscher der deutschen Reichsgeschichte unwichtig und es wurde oft vernachlässigt, weil es enthielt, nicht was man schon ziemlich kannte, sondern weil dessen Inhalt zu fremdartig und kleinlich schien, um das Interesse befangener Ansichten in Anspruch zu nehmen. Es ist das Verdienst der letzten Jahrzehnde für ein gründliches Studium der Landes- und Städte-Geschichten größere Empfänglichkeit gezeigt und in dem Maße, wie die Geschichtsforschung mit der Philologie im Bunde an

Umfang und Tiefe gewann, viele früher verschmähete Felder derselben für ihre Zwecke ergiebig gemacht zu haben. Es dürften daher besonders die vielen für Geschichte ihres Landes oder ihrer Provinz gebildeten Gesellschaften es sich zum besondern Augenmerk stellen, die verlorenen kirchlichen Urkunden wieder zu sammeln und diejenigen derselben, welche der Nachwelt nicht unwichtig sind, zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Unter diesen Gesellschaften entwickelt der Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde eine besonders erfreuliche Thätigkeit. Gewiß hat er gleich denen anderer von den Wenden lange bewohnter Länder eine vorzüglich interessante Aufgabe, da bisher alles, was auf die Zeit vor Einführung des Christenthums in diesen Ländern und selbst die erste Epoche desselben sich bezog, ungemein vernachlässigt war. Es ist zu hoffen, daß dieser Verein zunächst dahin strebe, einige Männer in slavischen Sprachstudien zu fördern und zu unterstützen, da nur in gründlicher Erforschung der slavischen Sprache im nördlichen Deutschland, wie unzählige Ortsnamen und einzelne Denkmähler sie uns darlegen, der Schlüssel zu manchen vorhandenen aber für uns verstummten Kunden der Vorzeit zu finden ist. Ein wesentlicher Schritt zu diesem Zwecke geschieht bereits durch die Herausgabe alter Urkunden, wie die vorliegenden, welche einen reichen Schatz slavischer Personen- und Ortsnamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Einwohner in diesen Ländern enthalten.

Hr Lisch, welcher als erster Secretär des Vereins eine eben so unermüdliche als einsichtsvolle Thätigkeit für denselben bewährt und durch eine

Reihe gründlicher Abhandlungen die Anerkennung norddeutscher Geschichtsfreunde sich gesichert hat, beginnt hier eine Sammlung meklenburgischer Urkunden sehr zweckmäßig mit dem Abdrucke von hundert Urkunden des Klosters Dargun, größtentheils aus dem Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchive zu Schwerin. Dieses kurz vor dem Jahre 1173 gestiftete Cistercienser Mönchskloster war belegen an der östlichen Grenze des Bisthums Schwerin im pommerschen Circipene, einem Lande, über welches unsere bisher bekannten älteren Geschichtsquellen fast gänzlich schweigen. Außer den zahlreichen Notizen, welche sich über die Geschichte der Fürsten, Bischöfe, Klöster, Städte und Ritter Meklenburgs aus diesen Urkunden entnehmen lassen, sind sie für das benachbarte Pommern nicht minder ergiebig. Sehr überraschend ist es, unter den Namen der Ritter und selbst Geistlichen so sehr viele slavische zu finden, welche erst gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von den christlichen und deutschen Taufnamen zurück gedrängt wurden. Deutsche Urkunden finden sich in dieser mit dem Jahre 1300 geschlossenen Sammlung nicht, doch fehlt es in den lateinischen nicht an deutschen Ausdrükken, welche den Dialect hinlänglich bezeichnen und auch anderweitig lehrreich sind. Unter vielem Interessanten, was diese Urkunden darbieten, bemerken wir für die Germanisten 1238 den Diebstahl über acht Schillingen (gleich dem Jüdischen Low und einigen Stadtrechten, während der Sachsenspiegel den Unterschied der Strafbarkeit bey drey Schillingen fest stellt); 1297 den Todesfall durch Uncgerath (Zufall), die drey thetdinch (Volksgerichte); im Jahr 1173 Grenzbezeichnung durch Kreuze an den Bäumen. Man findet fer-

Umfang und Tiefe gewann, viele früher verschmähete Felder derselben für ihre Zwecke ergiebig gemacht zu haben. Es dürften daher besonders die vielen für Geschichte ihres Landes oder ihrer Provinz gebildeten Gesellschaften es sich zum besondern Augenmerk stellen, die verlorenen kirchlichen Urkunden wieder zu sammeln und diejenigen derselben, welche der Nachwelt nicht unwichtig sind, zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Unter diesen Gesellschaften entwickelt der Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde eine besonders erfreuliche Thätigkeit. Gewiß hat er gleich denen anderer von den Wenden lange bewohnter Länder eine vorzüglich interessante Aufgabe, da bisher alles, was auf die Zeit vor Einführung des Christenthums in diesen Ländern und selbst die erste Epoche desselben sich bezog, ungemein vernachlässigt war. Es ist zu hoffen, daß dieser Verein zunächst dahin strebe, einige Männer in slavischen Sprachstudien zu fördern und zu unterstützen, da nur in gründlicher Erforschung der slavischen Sprache im nördlichen Deutschland, wie unzählige Ortsnamen und einzelne Denkmähler sie uns darlegen, der Schlüssel zu manchen vorhandenen aber für uns verstummten Kunden der Vorzeit zu finden ist. Ein wesentlicher Schritt zu diesem Zwecke geschieht bereits durch die Herausgabe alter Urkunden, wie die vorliegenden, welche einen reichen Schatz slavischer Personen- und Ortsnamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Einwohner in diesen Ländern enthalten.

Hr Lisch, welcher als erster Secretär des Vereins eine eben so unermüdliche als einsichtsvolle Thätigkeit für denselben bewährt und durch eine

Reihe gründlicher Abhandlungen die Anerkennung norddeutscher Geschichtsfreunde sich gesichert hat, beginnt hier eine Sammlung meklenburgischer Urkunden sehr zweckmäßig mit dem Abdrucke von hundert Urkunden des Klosters Dargun, größtentheils aus dem Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchive zu Schwerin. Dieses kurz vor dem Jahre 1173 gestiftete Cistercienser Mönchskloster war belegen an der östlichen Grenze des Bisthums Schwerin im pommerschen Circipene, einem Lande, über welches unsere bisher bekannten älteren Geschichtsquellen fast gänzlich schweigen. Außer den zahlreichen Notizen, welche sich über die Geschichte der Fürsten, Bischöfe, Klöster, Städte und Ritter Meklenburgs aus diesen Urkunden entnehmen lassen, sind sie für das benachbarte Pommern nicht minder ergiebig. Sehr überraschend ist es, unter den Namen der Ritter und selbst Geistlichen so sehr viele slavische zu finden, welche erst gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von den christlichen und deutschen Taufnamen zurück gedrängt wurden. Deutsche Urkunden finden sich in dieser mit dem Jahre 1300 geschlossenen Sammlung nicht, doch fehlt es in den lateinischen nicht an deutschen Ausdrükken, welche den Dialect hinlänglich bezeichnen und auch anderweitig lehrreich sind. Unter vielem Interessanten, was diese Urkunden darbieten, bemerken wir für die Germanisten 1238 den Diebstahl über acht Schillingen (gleich dem Jüdischen Low und einigen Stadtrechten, während der Sachsenspiegel den Unterschied der Strafbarkeit bey drey Schillingen fest stellt); 1297 den Todesfall durch Uncgerath (Zufall), die drey thetdinch (Volksgerichte); im Jahr 1173 Grenzbezeichnung durch Kreuze an den Bäumen. Man findet fer-

ner manche Nachricht über Fischfang, Salzsiedereyen, über die Grabhügel der Vorfahren, von den Slaven Trigorki genannt. Beachtungswerth ist in den Urkunden vom Jahre 1174 die Erwähnung dänischer Ansiedlungen.

Für den Abdruck der Urkunden ist mit ausgezeichneter Genauigkeit gesorgt. Der Beschreibung der Urkunden ist die der Siegel zugefügt; wofür wir dem Verf. nur Dank wissen können. Wenn der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß außer den jetzt abgedruckten Urkunden kaum bis zum Jahre 1250 noch andere quellenmäßige Nachrichten über das Kloster Dargun vorhanden seyn, als eine Angabe im s. g. Erici Regis Chronicon Danorum, zum Jahre 1172, so müssen wir erinnern, theils daß diese Chronik, wenn gleich älter als König Erich VII., doch jünger ist als das eben benannte Jahr, theils daß das Kloster Dargun in den dänischen Chroniken von den Jahren 1095 — 1194, so wie in der Bulle des Papstes Urban III. vom Jahre 1185 für das Bisthum Schwerin aufgeführt wird. Diese Angabe ist wichtig für die Geschichte des Klosters, von welchem vom Jahre 1174 bis 1216 gar keine Urkunden, und überall gar keine päpstliche Urkunden, so weit wir aus dem vorliegenden Werke ersehen können, vorhanden sind. Wichtiger wäre es gewesen aus dem s. g. Chronicon Erici a. 1209 die Nachricht hervor zu heben, daß damahls das Kloster Dargun Mönche aus Doberan erhalten habe, woraus eine vorher gegangene völlige Auflösung des Darguner Convents hervor geht, und die späteren Ansprüche der Doberaner Mönche verständlich werden; welche Angabe auch durch die Urkunden von den J. 1216, 1258 u. a. bestätigt wird.

So dankbar wir die Verdienste des Hn Herausgebers anerkennen, so müssen wir doch eine von der seinigen abweichende Ansicht hier vertreten. Er hat uns lediglich den Text der Urkunden gegeben mit kurzer Inhaltsangabe, welche jedoch keinerley Erläuterungen, nicht einmahl die neuen, anstatt der im Texte gegebenen alten, Ortsnamen enthalten; man findet keine Noten und keine Orts- und Personen-Register. Rec. glaubt, daß vor allen letztere in Urkundensammlungen nicht fehlen sollten und es vielmehr als eine Pflicht des Herausgebers von Urkunden anzusehen seyn dürfte, nicht nur für die Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit, sondern auch für die leichtere Benutzung derselben zu sorgen. Die Erfahrung lehrt uns täglich, wie langsam Urkundensammlungen benutzt werden, und wenn man die dazu erforderliche Zeit, die Seltenheit der häufig unentbehrlichen Hülfsmittel erwägt, benutzt werden können. Der Anwachs des Materials der Geschichte macht aber jede Erleichterung des Studiums, unter welcher die Gründlichkeit nicht leidet, zu einem dringenden Bedürfnisse. Je geringer der Gegenstand ist, auf welchen die Urkunden sich beziehen, und je mehr dieselben durch zufällige Umstände interessant werden, je mehr scheint uns eine wohl überlegte Verarbeitung und Uebersicht des interessanten Inhalts ein Bedürfniß; je kürzer und übersichtlicher je besser. Vielleicht ist es die Absicht des Herausgebers uns die Register in einem folgenden Bande nachzuliefern, welchen wir von seinem regen Eifer, der rasch arbeitenden Sachkunde und trefflichen Materialien uns bald versprechen dürfen.

J. M. L.

Stuttgart.

Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinrich Knebel 1838. 8. 208 S. (bey Balz).

Die vorliegende Uebersetzung der größern Rhetorik des Aristoteles in drey Büchern (die Rhetorica ad Alexandr. sind nicht dabey) kündigt sich als der Anfang einer Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Stagiriten an. Ein großes Unternehmen, das mehr als eine Feder beschäftigen wird. Daß es zeitgemäß ist, wird man nicht bezweifeln wollen, da Aristoteles zu den Schriftstellern gehört, deren Werke bisher am wenigsten in unsere Sprache übertragen sind. Sie bedürfen es gleichwohl um desto mehr, da der wortkarge Schriftsteller gar nicht zu den leicht verständlichen gehört. Die hier anzuzeigende Uebersetzung ist mit Fleiß, und so weit wir nach der angestellten Vergleichung urtheilen können, mit Treue gemacht. Die vorgesetzte Einleitung gibt eine Uebersicht des Inhalts, so wohl im Allgemeinen, als nach den einzelnen Theilen. Die am Ende beygefügten Anmerkungen, großentheils literarischer Art, beschränken sich auf die Nachweisungen, welche bey dem Lesen Bedürfniß sind. Wie viel die Uebersetzungen des Plato in unsern Tagen zu der Verbreitung seiner Philosophie beygetragen haben, ist allgemein bekannt. Wir dürfen daher dasselbe auch für Aristoteles erwarten, wenn der Fleiß der Unternehmer sich gleich bleibt.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.
Den 6. August 1838.

Göttingen.

In Commission der Dieterichschen Buchhandlung: De Kanti antinomiis quae dicuntur theoreticis. Dissertatio inauguralis, quam — scripsit Leonh. Phil. Aug. Reiche, Ulzena-Hannoveranus. 60 Seiten in 4.

Zwey neue Ausgaben der Kantischen Schriften wetteifern eben jetzt mit einander in dem Bemühen, die Aufmerksamkeit der jüngern Generation auf den großen Denker zurück zu wenden, welcher vor einem halben Jahrhunderte alle Diejenigen beschäftigte, die sich um Philosophie zu bekümmern geneigt waren. Möge für beide Ausgaben die Empfänglichkeit groß genug seyn; das ist zu wünschen. Wenn aber die unbegrenzte Bewunderung, welche eine Zeitlang der Lehre Kant's als der Vollendung der Wissenschaft huldigte, nicht wiederkehrt: so wird dies eben so wenig zu bedauern seyn als es befremden kann. Denn auf unbedingtes Lobpreisen pflegen Versuche zu folgen, das Bewunderte noch zu überbieten; das Ueberbieten aber ist der Anfang des Uebertreibens,

Verunstaltens, Verschmähens und des Rückfalls in alten Irrthum, den man längst hinter sich haben könnte. Kant's Hauptwerke nennen sich Critiken; und wenn sie critischen Geist wecken, so können sie diesem sich selbst nicht entziehen. Allein sie wollen studiert seyn, ehe man sie beurtheilt; und der Fleiß des Studiums wird sich nicht durch irgend ein Absprechen im Allgemeinen, sondern nur durch sorgfältiges Eingehen in die Einzelnheiten bewähren können.

Hr Dr Reiche, dessen oben angezeigte Probeschrift auf beynahe acht ziemlich eng gedruckten Bogen bey weitem nicht die ganze Antinomienlehre, sondern nur die erste und zweyte Antinomie, und von der dritten das, was mit jenen in Verbindung steht, behandelt, verdient schon durch diese verständige Beschränkung (wobey natürlich die erste Hälfte der Critik d. r. Vernunft als bekannt voraus gesetzt, und kurz in Erinnerung gebracht wird), ferner durch die Genauigkeit, womit er die einzelnen Stellen des Hauptwerks nachweist, die Parallelstellen der Kantischen Prolegomena vergleicht, und nur gelegentlich Fries, Fichte, Spinoza anführt, — ein besseres Lob, als wenn er eine weit ausgedehnte Belesenheit, oberflächlich überhin fahrend, zur Schau gestellt, oder die Fragepuncte selbst (Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt und ihrer Theilung) zu entscheiden gesucht hätte. Sein Augenmerk richtet sich auf die Antinomien als solche; auf das Widersprechende in ihnen, welches gleichwohl einen unvermeidlichen Gegenstand des Nachdenkens bildet. Daher will er die ganze Abhandlung nur als eine Analyse Kantischer Lehren, in Bezug auf das, was schon in der Methodologie und in der Einleitung zur Philosophie muß betrachtet werden, angesehen wissen. Man darf

hierbey nicht aus der Acht lassen, daß Kant selbst die widerstreitenden Sätze auf einen widersprechenden Begriff, nämlich auf den einer an sich existierenden Sinnenwelt, zurück geführt, und dabey ausdrücklich von einer unvermeidlichen Antinomie der Vernunft geredet hatte (Prolegomena §. 52. a, b, c.). Dies Zurückführen ist nun zwar noch lange kein Aufweisen des Widerspruchs im Begriffe des unmittelbar Gegebenen; wie wenn Fichte (in der Sittenlehre) das Ich ins Object und Subject schied, und dann hinzu fügte: 'Du bist nicht zweyerley, sondern absolut einerley; und dies undenkbare Eine bist du schlechthin, weil du es bist.' Aber die Aehnlichkeit, daß ein Widerspruch nicht auf bloßes Geheiß der Logik verschwindet, sondern die Frage herbey führt, wie man ihn behandeln solle, ist hier, wie in andern Fällen vorhanden; und wer Untersuchungen dieser Art schon kennt, dem liegt kaum etwas näher, als dies: nachzusehen, wie Kant sich dabey benommen habe.

Indem nun der Verf. sich auf den Kantischen Standpunct stellt, welchem gemäß das Empfundene, aufgenommen in die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, die Erfahrung ergibt: findet er es befremdend, daß die Systeme, wenn auch nur versuchsweise, die Erfahrung zu überschreiten sich konnten einfallen lassen; und es genügt ihm nicht, daß Kant die Vernunft, als Vermögen des logischen Schlusses, durch Prosyllogismen am Faden der höheren Bedingungen zum Absoluten hinauf streben läßt. Abgesehen davon, daß die Dependenz schon dem Verstande bekannt war; desgleichen davon, daß nicht bloß eine, sondern beide Prämissen Anlaß geben, nach ihren Prosyllogismen zu fragen: angenommen vielmehr, die Vernunft suche Bedingungen, wie kann sie das Absolute suchen? Immo,

quamvis supremum tandem inventum esset iudicium, tamen ratio etiamnum de conditionibus quaereret, iudiciumque se ipsum absolutum comprobaret. — Ubi conditionum seriem cogitaveris infinitam; conditiones non addere tibi nunquam licebit: ideoque nunquam absolutum invenies. — Infinitae totalitatis notio satis absurda; ut, quod nisi finibus rejectis omnibus omnino cogitari non potest, idem nihilominus inclusum finibus coercitumque cogites. Das Ende dieser Vorerinnerungen ist bekannt: es war unrichtig, erst eine, schon ganz fertige, Erfahrung, dann eine, dieselbe vorwitzig überschreitende, Vernunft anzunehmen; vielmehr ist es die, noch nicht vollständig begriffene, Erfahrung selbst, welche durch ihr Widersprechendes das Denken weiter fort zu gehen antreibt, und auch von der Geschichte der Philosophie das bewegende Princip ausmacht. Der nun folgende Haupttheil der Schrift faßt die abzuhandelnden Gegenstände so zusammen, daß zuvörderst vom vorherrschenden Raume, dann von der vorherrschenden Zeit gesprochen werde; nämlich bey Kant zeigt sich der Raum vorherrschend bey der Frage nach der Weltgrenze und der Theilbarkeit der Materie, die Zeit vorherrschend bey der Weltdauer und der Causalverknüpfung. Zuerst nun vom zweyten Theile der ersten Antinomie. Rectissime hic quidem commemoratum videmus, spatium vacuum, prout nihilum, reali plane nullius momenti esse. At vacuum ut ne momenti fiat ullius, sane gravissimi fieri videmus, nam conditio fit, ut infinita ponantur. Quid autem? Si quis vacuum determinans omnino ne cogitari quidem posse persuasum habet, licet mundum finitum ponat, tamen minime verendum putabit, ne inani ille quasi coarctetur infi-

nito. An pertimescemus spectra, quae reapse nulla esse scimus? — Ceteroquin qui mundum finitum susceperit defendendum, forte dixerit, infinitum inane, quanquam ipsum terminare non possit, tamen terminari mundo de centro sphaerae spectato. Dies gegen den Beweis der Antithese. Was den Beweis der These betrifft: so verlangt der Verf., es wäre der Vollständigkeit wegen zu sprechen gewesen:

1) de infinita rerum in spatio vel finito
2) vel infinito summa,
3) de finita rerum in spatio vel finito
4) vel infinito summa;

und bemerkt am Ende: docet ille quidem, non posse rerum summam dari infinitam: sed cur finita in infinitum spatium dispersa cogitari non debeat, equidem non video demonstrari. Der Schluß ist hier: servata materiae a forma sejunctione, et obsequium quoddam formae reperimus et multo gravius imperium. Bey der zweyten Antinomie beginnt der Verf. wieder mit der Antithese; welches um desto passender ist, weil Kant hier, wo die Unparteylichkeit sehr nöthig gewesen wäre, sichtbar gleich Anfangs für die Antithese, und gegen die kurz abgefertigte Thesis Partey nimmt. Spatium quum ex spatiis constet, nec ullo modo possit punctis simplicibus conformari, — — spatium expletum prohibet, ne substantiae simplices excogitentur. Bey dieser Kantischen Behauptung erhebt aber gleich der Verf. eine quaestio subdifficilis: unde tandem oriri potuerit illud: quicquid spatium expleat, reale multiplex esse? (Bey Kant lauten die Worte im Beweise der Antithese: 'Da nun alles Reale, was einen Raum einnimmt, ein außerhalb einander befindliches Man-

perdurabile esset substantiae schema, successio causalitatis. Quare in illa de substantia disquisitione necessaria notionum coniunctio, schematum quidem commodo, sed substantiae vel potius illius attributorum complexionis incommodo restituitur; ut, neglecta illa complexione, ad rem variabilem animus intendatur. Porro, quia vice versa successionem quoque ad perdurabile ita affigit, ut ex pura successione commutatio fiat, etiam causalitatis notio, quae proprie ad rem variabilem spectat, quandam induere videtur firmitatis speciem. Und etwas weiterhin: Si omnia mente repetieris, Kanti propositum fuisse intelliges, ut firma ac definita successio deduceretur, quae, quum data esse non posset, causalitate efficeretur. — Omnis igitur Kanti de hac re disquisitio analytica quaedam datae successionis, invito illo quidem, demonstratio est: ut haec experientiae forma, quamvis ita data non sit, ut possit sensibus percipi, tamen propter firmitatem eius stabilitatemque eodem modo quo perceptiones, accipienda sit. Hier haben wir uns freylich weit vom Ziele entfernt, denn das Vorstehende bezieht sich nicht auf die Antinomien, sondern auf die Grundsätze des reinen Verstandes bey Kant. Allein der Raum dieser Blätter erlaubt ohnehin nicht, die vorliegende Dissertation wie ein Buch zu behandeln; es gereicht ihr zur Ehre, daß sie für eine kurze Anzeige viel zu reichhaltig ist. Nur noch ganz obenhin können wir, um einigermaßen den Zusammenhang des Ganzen bemerklich zu machen, die Anfangsworte des dritten Kapitels anführen: quamquam propter ea, quae capite antecedente prolata sunt, contradictiones Kantianae, excepta de materia antinomia, haud ita graviter nos premere videntur, tamen, ubi formas experientiae vere nobis datas esse memineris, in locum Kantianarum novas contradictiones videbis se ipsas supposuisse: ut, quomodo omnino repugnantiae notionum tractandae solvendaeque sint, quaestioni summa gravitas servetur. Man wird sich nicht irren, wenn man die ganze Dissertation als Probe einer seltenen Verbindung von Scharfsinn und Fleiß betrachtet.

Herbart.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.
Den 9. August 1838.

Göttingen.

Fortsetzung der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure, von den Professoren Liebig u. Wöhler. (Vgl. 106. 107. St. 1838.)

Parabansäure. Diese Substanz entsteht, wenn man Harnsäure mit Hülfe von Wärme in 8 Theilen mäßig concentrierter Salpetersäure auflöst, und die Auflösung durch Abdampfen bis zu einem gewissen Puncte concentriert. Nicht selten erhält man die Parabansäure zufällig, statt des Alloxans, wenn bey der Darstellung des letztern das Gemisch sich zu stark erhitzt.

Die Parabansäure bildet farblose, durchsichtige, sechsseitige dünne Prismen, von sehr saurem, der Oxalsäure ähnlichem Geschmacke. Sie verwittern nicht und sind im Wasser sehr leicht löslich. Sie haben folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	31,91
Stickstoff	4	24,62
Wasserstoff	4	1,73
Sauerstoff	6	41,74
Atomgewicht =	1437,60.	100,00.

Diese Säure bildet mit Silberoxyd eine weiße, pulverige, in Wasser unlösliche Verbindung, die aus salpetersaurem Silber durch die freye Säure gefällt wird. Die Analyse dieses Salzes gab 1207,8 als Atomgewicht der Säure, welches um 2 Atome Wasser von dem Atomgewicht der crystallisierten Säure differiert. Hiernach scheint es, als ob diese Säure im wasserfreyen Zustande keinen Wasserstoff enthalte, und ihre Zusammensetzung eigentlich durch $C^6N^4O^4$ ausgedrückt werden müsse.

Das Silbersalz ist vielleicht die einzige Verbindung, welche diese Säure unverändert eingeht; denn wird sie mit löslichen Basen in Berührung gebracht, so geht sie sehr rasch in eine neue Säure, die Oxalursäure, über.

Oxalursäure. Sie bildet sich, wenn man Ammoniak mit Parabansäure sättigt. Nach kurzer Zeit, besonders nach vorher gegangener Erwärmung, gesteht die Auflösung zu einer aus feinen, weißen Prismen bestehenden Masse. Dies ist das Ammoniaksalz der Oxalursäure. Dasselbe Salz erhält man, wenn man die Auflösung der Harnsäure mit Ammoniak sättigt und bis zu einer gewissen Concentration abdampft. Ferner erzeugt sich die Oxalursäure durch Einwirkung von Ammoniak auf Alloxantin, bey Gegenwart von Luft und außerdem bey verschiedenen anderen Gelegenheiten, wovon weiter unten.

Im isolierten Zustande erhält man die Oxalursäure durch Zersetzung einer warm gesättigten Auflösung des Ammoniaksalzes durch eine andere Säure. Sie setzt sich in Gestalt eines weißen, crystallinischen Pulvers ab. Sie ist im Wasser sehr schwer löslich, ihre Auflösung schmeckt und reagiert deutlich sauer, sie neutralisiert die Basen vollständig.

Außerdem ist diese Säure besonders noch durch ihr Silbersalz characterisiert, welches in Gestalt dicker weißer Flocken gefällt wird, sich unverändert in heißem Wasser löst, und beym Erkalten in seidenglänzenden, feinen, langen Prismen crystallisiert.

Erhitzt man die Auflösung dieser Säure längere Zeit bis zum Sieden, so crystallisiert sie beym Erkalten nicht mehr heraus, sie ist vollständig zersetzt und in Oxalsäure und oxalsauren Harnstoff verwandelt. Sie hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	27,59
Stickstoff	4	21,29
Wasserstoff	8	3,00
Sauerstoff	8	48,12
Atomgewicht =	1662,61.	100,00.

Mit dieser Zusammensetzung stimmt die eben erwähnte Zersetzung dieser Säure überein; denn man sieht, daß sie die Elemente von 2 At. Oxalsäure und 1 At. Harnstoff enthält, also dieselbe Zusammensetzung wie zweyfach-oxalsaurer Harnstoff hat. Indessen geht aus der Analyse des Silbersalzes hervor, daß die isolierte Säure 1 At. Wasser enthält, welches durch Basen ausgeschieden wird. Im wasserfreyen Zustande ist sie also $C^6N^4H^6O^7$ und ihr Atomgewicht 1550,13.

Producte von der Zersetzung des Alloxans, Alloxantins und Uramils.

Alloxansäure. Sie entsteht durch Einwirkung der Alkalien auf Alloxan. Mischt man zu einer Alloxanlösung allmählig Barytwasser, so entsteht ein weißer Niederschlag, der sich beym Bewegen oder Erwärmen der Flüssigkeit wieder

auflößt. Hat man mit der Zumischung des Barytwassers fortgefahren, bis der Niederschlag sich nur langsam wieder aufgelößt und bleibend zu werden angefangen hat, so scheidet sich kurze Zeit nachher eine Crystallisation von kleinen, weißen, schweren Prismen in großer Menge aus. Dies ist alloxansaure Baryterde. Auf ähnliche Weise crystallisieren das Kalk- und das Strontiansalz. Durch Zersetzung des Barytsalzes mit Schwefelsäure erhält man die Säure isoliert. Eine syrupdicke Lösung derselben erstarrt nach einigen Tagen zu einer strahlig crystallisierten Masse, welche an der Luft trocken bleibt. Sie ist sehr sauer, löst Zink unter Wasserstoffgas-Entwickelung auf und ihre Salze bilden mit Silbersalzen eine weiße unlösliche Verbindung. Durch Schwefelwasserstoff wird sie nicht verändert.

Diese Säure ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie im crystallisierten Zustande dieselbe Zusammensetzung wie das Alloxan hat, nämlich $C^8N^4H^8O^{10}$. Allein die Analyse ihrer Salze zeigt, daß in dieser Zusammensetzung 2 Atome Sauerstoff und 4 At. Wasserstoff als Wasser enthalten sind, welches durch 2 Atome einer andern Basis vertreten werden kann. In Berührung mit einer Basis vereinigt sich also das Alloxan nicht als solches mit derselben, sondern seine Elemente nehmen eine neue Form an, indem 2 At. Wasser abgeschieden werden, welche nachher nicht wieder als integrierende Bestandtheile in die Zusammensetzung eingehen und wieder Alloxan bilden können, sondern nur die Stelle einer Basis vertreten. Die Zusammensetzung der crystallisierten Alloxansäure muß also durch $C^8N^4H^4O^8 + 2H^2O$ ausgedrückt werden.

Mesoxalsäure. Alloxansaure Baryterde läßt sich in Wasser von ungefähr + 30° unverändert

auflösen; erhitzt man aber die Lösung zum Sieden, so tritt eine Umsetzung der Elemente der Säure ein, die Auflösung trübt sich plötzlich, es setzt sich ein weißer pulveriger Niederschlag ab, und in der Flüssigkeit findet man eine bedeutende Menge Harnstoff. Der Niederschlag enthält das Barytsalz einer neu entstandenen Säure, der Mesoxalsäure. Dieselbe Umwandlung erleidet unmittelbar das Alloxan, wenn man es bey höherer Temperatur mit aufgelösten Basen in Berührung bringt. Indessen ist es schwer, ein reines mesoxalsaures Salz zu erhalten, weil eine gleichzeitige secundäre Einwirkung der Basis auf den frey werdenden Harnstoff kaum zu vermeiden ist. Am reinsten noch ist das Bleysalz darzustellen, dadurch, daß man in eine siedende Auflösung von essigsaurem Bleyoxyd tropfenweise eine Alloxanlösung fallen läßt. Das Bleysalz scheidet sich als ein weißer, schwerer, feinkörniger Niederschlag ab und in der Flüssigkeit findet man, außer Essigsäure, Harnstoff. Die Analyse des Bleysalzes ergab, daß die Mesoxalsäure weder Stickstoff noch Wasserstoff enthält, sondern aus 3 At. Kohlenstoff und 4 At. Sauerstoff, $= C^3O^4$, besteht. Das Bleysalz hatte folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	3	6,71
Sauerstoff	4	11,68
Bleyoxyd	2	81,61
		100,00.

Diese Säure entsteht aus der wasserhaltigen Alloxansäure ganz einfach dadurch, daß sich von 2 Atomen derselben die Elemente von 1 Atom Harnstoff trennen. Es bleiben dann $6C + 8O$ $= 2$ At. Mesoxalsäure.

Aus dem Bleysalz kann sie durch Schwefelsäure oder Schwefelwasserstoff leicht isoliert wer-

den. Sie ist crystallisierbar, leicht löslich, sehr sauer; mit Kalk- und Barytsalzen gibt sie erst nach Zusatz von Ammoniak weiße Niederschläge. Ihre characteristische Eigenschaft ist, mit Silbersalzen, bey Zusatz von Ammoniak, einen gelblichen Niederschlag zu geben, der bey gelindem Erwärmen, unter plötzlicher Entwickelung von Kohlensäuregas, zu schwarzem, metallischem Silber reduciert wird. Dieselbe Erscheinung zeigt das alloxansaure Silberoxyd bey Zusatz von etwas Ammoniak, wobey es offenbar zuerst in mesoxalsaures Salz übergeht.

Mykomelinsäure. Dieser Körper würde an sich kaum der Aufmerksamkeit werth seyn, wenn er nicht durch seine Entstehung und Zusammensetzung ein Glied in der Reihe dieser Harnsäureproducte bildete. Er entsteht durch Einwirkung von Ammoniak auf Alloxan; die Auflösung des letzteren wird dadurch gelb und erstarrt nach gelindem Erwärmen oder Abdampfen zu einer gelblichen Gallerte, welche das Ammoniaksalz der Säure ist. Es ist löslich in heißem Wasser; verdünnte Schwefelsäure scheidet daraus die Säure in Gestalt einer durchscheinenden Gallerte ab, die nach dem Waschen und Trocknen ein gelbes Pulver darstellt. Sie löst sich in Alkalien auf; ihre Salze sind nicht crystallisierbar. Sie besteht aus:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	32,49
Stickstoff	8	37,62
Wasserstoff	10	3,31
Sauerstoff	5	26,58
$C^8N^8H^{10}O^5$ =	1882,037.	100,00.

Bey der gegenseitigen Einwirkung von Alloxan und Ammoniak zersetzt sich 1 Atom des ersteren mit 2 At. des letzteren zu 1 At. Mykome-

linsäure und 5 At. Wasser. Es ist bemerkenswerth, daß diese Säure genau dieselbe Zusammensetzung hat, wie das Allantoïn in seiner Silberverbindung.

Alloxan mit Säuren. Löst man Alloxan in der Wärme in concentrierter Salzsäure oder verdünnter Schwefelsäure auf, so wird Kohlensäure entwickelt, beym Erkalten crystallisiert eine bedeutende Menge Alloxantin, und in der letzten Flüssigkeit findet man Oxalsäure und Ammoniak. 2 At. Alloxan müssen hierbey bilden 1 At. Oxalsäure, 1 At. Alloxantin und 1 At. Oxalursäure, welche letztere sogleich in Oxalsäure und cyansaures Ammoniak zerfällt; die Cyansäure aber muß in Berührung mit der stärkeren Säure in Kohlensäure und Ammoniak zerfallen. Erhitzt man aber Alloxan längere Zeit mit Salzsäure, so verschwindet das Alloxantin wieder, und es tritt eine andere, sehr schwer lösliche, crystallinische Substanz auf, die noch einer näheren Untersuchung bedarf.

Alloxantin mit Ammoniak. Beide Substanzen verwandeln sich mit einander, unter dem Einflusse der Luft, in reines oxalursaures Ammoniak. Löst man Alloxantin bey gewöhnlicher Temperatur in überschüssigem Ammoniak auf und läßt freywillig verdunsten, so erhält man eine Crystallisation von jenem Ammoniaksalze. Unter Hinzutritt von 7 At. Sauerstoff aus der Luft zu 3 At. Alloxantin kann dieses sich mit 6 Doppelatomen Ammoniak verwandeln in 4 At. oxalursaures Ammoniak und 5 At. Wasser.

Ganz anders ist das Verhalten des Alloxantins zu Ammoniaksalzen. Vermischt man die luftfrey bereiteten, siedend heißen Auflösungen von Alloxantin und Salmiak, so tritt sogleich eine purpurrothe Färbung der Flüssigkeit ein, bald

darauf trübt sich dieselbe und setzt eine dicke Masse von feinen, blaß rosenrothen, atlasglänzenden Crystallschuppen ab, welche **Uramil** sind (vergl. S. 1059). Die davon getrennte Flüssigkeit enthält, außer Salmiak, reines Alloxan und freye Chlorwasserstoffsäure. 2 At. Alloxantin müssen sich mit 1 Doppelatom Salmiak zerlegen in 1 At. Uramil, 1 At. Alloxan, 4 At. Wasser und freye Salzsäure.

Aehnlich, wiewohl weit verwickelter, ist das Verhalten des Ammoniaks zum Alloxantin ohne Luftzutritt. Löst man Alloxantin in luftfreyem, siedendem Wasser auf, übersättigt mit Ammoniak und kocht so lange, bis die entstandene Purpurfarbe wieder verschwunden ist, so setzen sich nach dem Erkalten chamoisfarbene Crystallrinden ab, die gelbe Flüssigkeit färbt sich, so wie die Luft zutritt, tief purpurroth, und bald sieht man darin die schönen metallisch grünen Crystalle von so genanntem purpursauren Ammoniak entstehen. Die letzte Flüssigkeit verwandelt sich in eine röthliche Gallerte von mykomelinsaurem Ammoniak.

Alloxantin mit Metalloxyden. Alloxantin bildet, wie erwähnt wurde, mit Barÿterde eine schön veilchenblaue Verbindung. Diese Verbindung zerfällt bey Siedhitze in dialursaure Barÿterde und in Alloxan. Mischt man zu einer luftfrey und siedend heiß bereiteten Auflösung von Alloxantin tropfenweise Barytwasser, so entsteht mit jedem Tropfen der blaue Niederschlag, der aber sogleich wieder verschwindet, ohne die Flüssigkeit zu färben. Zuletzt aber tritt plötzlich eine Trübung ein und es schlägt sich ein weißes, oder röthlich weißes Pulver nieder, welches dialursaure Baryterde ist. In der davon abfiltrierten Flüssigkeit findet man reines Alloxan, weches bey

fernerem Barytzusatze die Bildung von alloxansaurem Baryt veranlaßt.

Zu Bleysuperoxyd verhält sich das Alloxantin ganz so wie das Alloxan. Mit Silberoxyd bewirkt es sogleich unter Kohlensäure-Entwickelung partielle Reduction desselben, unter gleichzeitiger Bildung von oxalursaurem Silberoxyd. Es treten also 3 At. Sauerstoff zu 1 At. Alloxantin, wodurch 1 At. Wasser, 2 At. Kohlensäure und 1 At. Oxalursäure gebildet werden.

Uramilsäure. Sie ist ein Product von der Einwirkung der verdünnten Schwefelsäure auf Uramil. Am leichtesten erhält man sie, wenn man eine kalt gesättigte Auflösung von thionursaurem Ammoniak mit verdünnter Schwefelsäure versetzt und bey gelinder Wärme abdampft. Die Ausscheidung des Uramils geschieht auf diese Weise allmählich und es wird in demselben Maße von der freyen Säure zersetzt. Alles kommt hierbey auf die richtig getroffene Menge der Schwefelsäure an. Hat man zu viel angewendet, so entsteht keine Uramilsäure, sondern man erhält Alloxantin, hat man zu wenig angewendet, so bekommt man ein Magma von saurem thionursaurem Ammoniak.

Die Uramilsäure setzt sich in Gestalt farbloser, stark glänzender, vierseitiger Prismen ab. Aus einer heiß gesättigten Auflösung crystallisiert sie in feinen, seiden glänzenden Nadeln. Beym Trocknen in der Wärme wird sie rosenroth. Sie reagiert schwach sauer; mit Ammoniak und Alkalien bildet sie crystallisierbare Salze. Silber-, Kalk- und Barytsalze werden von der freyen Säure nicht gefällt; bey Zusatz von Ammoniak entstehen dicke, weiße Niederschläge. Mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure lange gekocht, wird sie in Alloxantin verwandelt. Eine

besondere Untersuchung verdient noch ihr Verhalten zu Salpetersäure, wodurch sie in einen neuen crystallisierbaren Körper verwandelt wird. Ihre Zusammensetzung ist:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	16	32,76
Stickstoff	10	23,71
Wasserstoff	20	3,34
Sauerstoff	15	40,19
Atomgewicht =	3732,955.	100,00.

Diese Säure entsteht demnach aus dem Uramil, indem sich von 2 At. des letzteren 1 Aequiv. Ammoniak trennt und an dessen Stelle 3 Atome Wasser treten.

Murexid. Diese Substanz gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Producten, die aus der Harnsäure hervor gehen. Es ist dies der, durch den schönen, grünen Metallglanz seiner Crystalle ausgezeichnete Körper, der von Prout entdeckt und unter dem Namen purpursaures Ammoniak beschrieben worden ist. Er bekam ihn durch Sättigen der Auflösung der Harnsäure in Salpetersäure mit Ammoniak. Diese Darstellungsweise war so unsicher und ihr Gelingen beruhte auf so schwierig aufzufindenden Bedingungen, daß sie nur Wenigen gelungen ist, und wenn auch jetzt der Weg, sie zu erhalten, keine Schwierigkeiten mehr darbietet, so bleibt noch immer die Bildung dieses Körpers für einen Theil der vielen Fälle, in denen er hervor gebracht wird, ein Problem, welches durch umfassendere Untersuchungen noch zu lösen ist.

Die Darstellung des Murexids unmittelbar aus der Auflösung der Harnsäure in Salpetersäure ist bedingt durch das gleichzeitige Vorhandenseyn von Alloxan und Alloxantin in dieser

Auflösung. Die Verff. geben zu dieser Bereitung folgende Vorschrift: 1 Th. Harnsäure wird mit 32 Th. Wassers zum Sieden erhitzt und nach und nach Salpetersäure von 1,425, mit ihrem doppelten Gewichte Wassers verdünnt, zugemischt, indem man vor jedem neuen Zusatze das Vorübergehen des heftigen Aufbrausens, von Kohlensäure und Stickgas, abwartet. Man hört mit dem Zumischen auf, wenn noch ein kleiner Antheil Harnsäure ungelöst ist, und erhitzt damit nun zum Sieden. Nach dem Filtrieren wird die Flüssigkeit so lange durch Abdampfen concentriert, bis sie eine gelblich rothe Farbe angenommen, worauf man sie bis zu 70° C. abkühlen läßt und dann mit verdünntem Ammoniak vermischt, so daß sie einen ganz schwachen Ueberschuß des letzteren enthält. Sie nimmt dadurch eine sehr tiefe Purpurfarbe an. Während und nach dem Erkalten scheiden sich nun die prächtigen, metallisch grün glänzenden Crystalle des Murexids ab.

Sie sind stäts klein, höchstens von 3—4 Linien Länge; es sind kurze vierseitige Prismen, woran zwey Flächen, wie die Flügeldecken der Goldkäfer, metallisch grünes Licht reflectieren, während die beiden anderen Flächen eine Einmischung von Braun zeigen. Gegen das Sonnenlicht gehalten oder unter dem Microscop betrachtet, sind die Crystalle mit granatrother Farbe durchsichtig. Gegen das Licht verhält es sich also gerade so wie das schöne Kalium-Sulfomolybdat. Zerrieben bildet es ein rothes Pulver, welches unter dem Polierstahle glänzend, metallisch grün wird.

In kaltem Wasser löst sich das Murexid schwierig auf, viel leichter in heißem; die Auflösung ist tief purpurroth. In Alkohol, Aether, kohlensaurem Ammoniak ist es kaum löslich. In Kali-

hydrat löst es sich mit einer prachtvollen blauen Farbe auf. Die mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesene Analyse dieses Körpers gab folgende theoretische Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	12	34,26
Stickstoff	10	33,06
Wasserstoff	12	2,79
Sauerstoff	8	29,89.

Das Murexid ist kein Ammoniaksalz im gewöhnlichen Sinne, es ist eine Art Amid, dessen wahre Natur aber schwer zu erkennen seyn wird, da es nicht die einfache Zersetzungsweise der Amide in zwey Producte zeigt, sondern aus seiner Zersetzung nicht weniger als 5 Producte hervor gehen, welche selbst wieder durch die zersetzenden Körper Veränderungen erleiden und die Entstehung von secundären Producten veranlassen. Bevor die Verff. zur Beschreibung dieses Verhaltens und zur Discussion über die Natur des Murexids übergehen, geben sie noch andere Fälle an, in denen dieser Körper erzeugt wird; es sind hauptsächlich folgende:

Erhält man eine mit Ammoniak vermischte Auflösung von Alloxantin so lange im Sieden, bis sie farblos geworden ist, läßt sie dann bis zu 70° abkühlen und mischt eine Alloxanlösung hinzu, so nimmt die Flüssigkeit mit jedem Tropfen der letzteren eine dunklere Purpurfarbe an, bis sie zuletzt undurchsichtig geworden ist. Während des Erkaltens setzt sie eine Menge Crystalle von Murexid ab. — Aus dem Verhalten des Alloxantins gegen Ammoniak und Ammoniaksalze war hervor gegangen, daß durch ihre gegenseitige Einwirkung hauptsächlich Uramil gebildet wird. Es lag also sehr nahe zu vermuthen, daß die Bildung des Murexids von der Einwirkung des Al-

loxans auf Uramil bey Gegenwart von Ammoniak abhängig sey. In der That, erhitzt man eine Auflösung von Alloxantin mit Salmiak oder oxalsaurem Ammoniak, bis die Bildung von Uramil erfolgt ist, setzt dann der warmen Flüssigkeit so viel Ammoniak hinzu, daß sich der entstandene Niederschlag wieder auflöst, und vermischt sie nun mit Alloxanlösung, so wird sie intensiv purpurroth und beym Erkalten crystallisiert eine beträchtliche Menge von Murexid. Es scheint sich also die Mitwirkung des Alloxantins bey der Bildung des Murexids auf die Hervorbringung von Uramil zu beschränken; welchen Antheil aber das Alloxan daran nimmt, bleibt noch räthselhaft.

Das Murexid kann aber auch ohne Alloxantin hervor gebracht werden, wenn man nämlich Uramil für sich in Ammoniak löst, die Auflösung zum Sieden erhitzt, wobey sie tief purpurroth wird, und bey Zutritt von Luft, der nothwendig ist, abdampft. Die Wirkung des Alloxans schien hier durch den Sauerstoff der Luft vertreten zu werden, die Wirkung des Alloxans also in einer partiellen Abtretung seines Sauerstoffgehaltes zu bestehen. Diese Idee veranlaßte zu versuchen, ob nicht das Alloxan durch andere, den Sauerstoff leicht abtretende Substanzen ersetzt werden könne. In der That ergab es sich, daß das Murexid, ohne Ammoniak, mit der größten Leichtigkeit aus Uramil erzeugt wird, wenn man dieses mit Wasser zum Sieden erhitzt und nach und nach in kleinen Mengen Silber- oder Quecksilberoxyd zusetzt. Ohne daß sich ein Gas entwickelt, werden die Oxyde zu Metall reduciert und es entsteht eine tief purpurrothe Flüssigkeit, aus der sich beym Erkalten Murexid in reichlicher Menge absetzt. Es ist dies die vortheilhafteste Methode zur Bereitung dieses Körpers. Man nimmt gleiche

Theile Uramil und Quecksilberoxyd und gegen 30 Theile Wasser. Als Bereitungsmethode betrachtet wird übrigens durch den Zusatz von einigen Tropfen Ammoniak die Ausbeute vermehrt. Aber der kleinste Ueberschuß von Metalloxyd bewirkt eine Entfärbung der Flüssigkeit, die dann kein Murexid liefert, sondern alloxansaures Ammoniak enthält.

Murexan. Diesen Namen geben die Verff. der Substanz, welche Prout Purpursäure genannt hat, eine Benennung, die von der Natur dieses Körpers eine unrichtige Vorstellung geben würde. Er ist eins der Zersetzungsproducte des Murexids und entsteht, wenn dessen Auflösung in heißem Wasser mit Salzsäure oder Schwefelsäure vermischt wird, wobey sie sich nach einigen Augenblicken trübt und ein Sediment von feinen weißen, oder gelblichweißen Blättchen absetzt, sehr ähnlich dem Uramil. Auch erhält man es durch gleiche Behandlung der Auflösung des Murexids in Kali, nachdem man sie so lange gekocht hat, bis ihre tief blaue Farbe verschwunden ist.

Das Murexan stellt ein aus feinen Schüppchen bestehendes, leichtes, seiden glänzendes Pulver dar, das sich in ammoniakhaltiger Luft röthet; in Wasser und verdünnten Säuren unlöslich, leicht löslich in Alkalien, löslich in concent. Schwefelsäure, woraus es durch Wasser unverändert wieder gefällt wird. Die Analysen ergaben dafür folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	33,64
Stickstoff	4	25,97
Wasserstoff	8	3,66
Sauerstoff	5	36,73
Atomgewicht =	1362,60.	100,00.

Durch ein sorgfältiges Studium der Reactionen, welche die nach der Abscheidung des Murexans übrig bleibenden Flüssigkeiten zeigen, ergab es sich, daß bey diesen Zersetzungen des Murexids, außer dem Murexan, noch vier andere Körper erzeugt werden, nämlich Ammoniak, Alloxan, Alloxantin und Harnstoff.

Wiewohl diese complicierte Zersetzungsweise die Vermuthung zu rechtfertigen schien, daß das Murexid kein einfacher Körper, sondern vielleicht eine Verbindung von mehreren Amiden sey, so zeigt doch eine Vergleichung mit dem Verhalten des thionursauren Ammoniaks, daß eine solche Zersetzungsweise vollkommen mit der entgegen gesetzten Ansicht vereinbar ist. Dieses letztere Salz, von dem wir mit Sicherheit zu wissen glauben, daß es nicht Schwefelsäure, sondern schweflige Säure, also kein fertig gebildetes Uramil enthält, liefert, wenn es durch eine unzureichende Menge von Säure zersetzt wird, nicht weniger als sieben Zersetzungsproducte, die successive eins aus dem andern entstehen, nämlich Schwefelsäure, Ammoniak, Uramil, saures thionursaures Ammoniak, Uramilsäure, Dialursäure und Alloxantin. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß keiner der Körper, die man durch Zersetzung des Murexids erhält, darin als solcher enthalten angenommen werden könne. Es ist wahrscheinlich eine dem thionursauren Ammoniak ähnliche Verbindung, worin eine Säure enthalten ist, die sich nicht isolieren läßt, wie die Thionursäure, sondern im freyen Zustande augenblicklich in andere Producte zerfällt, die durch Einwirkung der Säure und des Alkalis eine fortlaufende Veränderung erleiden. Indessen ist es jetzt noch nicht möglich, eine rationelle Formel für diese supponierte Säure aufzustellen, man muß sich darauf beschränken,

seine wahrscheinliche Bildung anschaulich zu machen. Addiert man die Elemente aller Zersetzungsproducte des Murexids und fügt 2 Doppelatome Ammoniak hinzu, so hat man:

1	Atom	Alloxan	$C^{8} N^{4} H^{8} O^{10}$
1	»	Alloxantin	$C^{8} N^{4} H^{10} O^{10}$
1	»	Murexan	$C^{6} N^{4} H^{8} O^{6}$
1	»	Harnstoff	$C^{2} N^{4} H^{8} O^{2}$
4	»	Ammoniak	$N^{4} H^{12}$



$C^{24} N^{20} H^{46} O^{27}$.

Dieses sind die Elemente von 2 At. Murexid und 11 At. Wasser. Hiernach kann das Murexid auf verschiedene Weise entstanden seyn. Aus 1 At. Alloxan, 1 At. Alloxantin und 3 Doppelatomen Ammoniak kann entstehen 1 At. Murexid, 1 At. alloxansaures Ammoniak und 8 At. Wasser. Man weiß nun, daß das Murexid kein unmittelbares Product von der Einwirkung des Ammoniaks auf Alloxan und Alloxantin seyn kann, sondern daß es in Folge einer secundären Zersetzung entsteht, man kann es direct aus Uramil und Silberoxyd hervor bringen, und diese Thatsache muß als die Grundlage der Entwickelung seiner Bildungsweise in allen anderen Fällen angenommen werden. — Wenn zu 2 At. Uramil der Sauerstoff von 3 At. Silberoxyd tritt, so entsteht 1 At. Murexid und 1 At. Alloxansäure. In der That wird die gleichzeitige Entstehung der letzteren durch die Erfahrung bestätigt. Geht man also hiernach von dem Gesichtspuncte aus, daß es der Wasserstoff des Uramils ist, welcher von dem Sauerstoffe des Silberoxyds hinweg genommen wird, so muß die Wirkung dieselbe seyn. Ohne Zweifel geht dieses dabey in Dialursäure über.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.
Den 11. August 1838.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure von den Profess. Liebig und Wöhler.

Zu den Beweisen, durch welche die Verff. bestimmt wurden, die gegebene Formel des Murexids für den wahren Ausdruck seiner Zusammensetzung zu halten, fügen sie noch einige andere, auf die sie weniger Werth legen, da sie zu viel Hypothetisches enthalten. Es ist dies unter Anderen das Verhalten des Murexans und des Uramils zu Sauerstoffgas, wenn ersteres in Ammoniak, letzteres in Kali aufgelöst ist. Murexan löst sich ohne Farbe in Ammoniak auf; aber in Berührung mit der Luft färbt sich die Auflösung sogleich purpurroth und setzt nachher Crystalle von Murexid ab. 20 Cubikcentimeter der Auflösung absorbierten innerhalb 2 Stunden 170 CC. Sauerstoffsgas. Addiert man zu 2 At. Murexan 1 Aeq. Ammoniak und 3 At. Sauerstoff, so hat man in der dadurch erhaltenen Formel die Elemente von 1 Atom Murexid und 5 At. Wasser,

Es ist nun merkwürdig, daß in reinem Sauerstoffgas die entstandene Purpurfarbe nach einiger Zeit wieder verschwindet und daß man also dann kein Murexid mehr erhält; statt dessen enthält die Auflösung oxalursaures Ammoniak. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich aus dem Umstande, daß sich die Oxalursäure in ihrer Zusammensetzung von dem Murexid nur um 3 At. Sauerstoff unterscheidet, die sie, bey übrigens gleicher Menge der übrigen Elemente, mehr enthält als dieses.

Löst man Uramil im Sieden in verdünnter Kalilösung bis zur Sättigung, so erhält man, unter Ammoniak-Entwickelung, eine schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit, die wenigstens eben so rasch wie eine Indigküpe Sauerstoff aus der Luft absorbiert und sich dabey tief purpurroth färbt. Nach etwa 24 Stunden findet man sie mit einer großen Menge dem Murexid ähnlicher, metallisch grün glänzender Prismen erfüllt. Sie sind aber härter, dunkler und dabey durchscheinender als die des Murexids, und hinterlassen beym Verbrennen einen alkalischen Rückstand, so daß es den Anschein hat, als sey darin Kalium dem Ammonium des Murexids substituiert, — eine Vermuthung, die indessen noch der Bestätigung bedarf. Eben so behalten sich die Verff. das nähere Studium noch mehrerer anderer, wie es scheint, neuer Körper vor, die bey der trocknen Destillation des Alloxans und Alloxantins, bey der Einwirkung des Manganoxyds auf Harnsäure ꝛc. entstehen. Zunächst aber wird die Fortsetzung ihrer Untersuchungen das Verhalten der Harnsäure zu Chlor zum Gegenstande haben.

Zum Schlusse geben sie folgende Uebersicht und Erklärung der, vor der Kenntniß der eben abgehandelten Körper ganz unerklärbar gewesenen,

verwickelten Erscheinungen und Verhältnisse, welche die Auflösung der Harnsäure in verdünnter Salpetersäure darbietet. — Indem sich Harnsäure in verdünnter Salpetersäure auflöst, entstehen durch gegenseitige Zersetzung von Harnstoff und salpetriger Säure, Kohlensäure und Stickgas, die entweichen; auf der anderen Seite bleibt in der Flüssigkeit eine gewisse Menge Ammoniak, verbunden mit Salpetersäure, außerdem Alloxantin, Harnstoff und freye Salpetersäure.

Wird die Flüssigkeit weiter erwärmt, so verwandelt sich das Alloxantin in Alloxan, auf Kosten der freyen Salpetersäure.

Ein Theil dieses Alloxans zerlegt sich, ebenfalls auf Kosten des Sauerstoffs von Salpetersäure, in Kohlensäure und Parabansäure; ein anderer Theil in Oxalursäure. Ein Theil der Oxalursäure zerfällt in Oxalsäure und Harnstoff.

Neutralisiert man die Flüssigkeit mit Ammoniak, so beobachtet man folgende Erscheinungen: Ist Alloxantin vorherrschend darin enthalten, so entsteht durch Reaction des salpetersauren Ammoniaks auf einen Theil desselben Uramil, welches sich abscheidet; eine andere Portion bildet bey Gegenwart von Alloxan Murexid, welches sich mit Uramil gemengt absetzt. Ist Alloxan in überwiegender Menge vorhanden, so entsteht auf der einen Seite ebenfalls Murexid, auf der anderen wird mykomelinsaures Ammoniak gebildet, welches sich als gelatinöse Masse mit Murexidcrystallen abscheidet. Bey der Neutralisation der Auflösung mit Ammoniak geht die Parabansäure in Oxalursäure über, man erhält bey fortgesetztem Abdampfen oxalursaures, oxalsaures Ammoniak und Harnstoff. Bey dem Abdampfen der sauren Harnsäurelösung für sich wird sie neutral, zuletzt entwickelt sich Ammoniak. Durch die Oxydation

eines Theils des Alloxans auf Kosten der Salpetersäure wird auf der einen Seite salpetrige Säure, auf der anderen Kohlensäure frey, die salpetrige Säure zerlegt sich fortwährend mit dem freyen Harnstoff in Stickgas und kohlensaures Ammoniak, welches letztere nach und nach die freye Salpetersäure vollkommen sättigt.

Paris, Brüssel und Leipzig.

Les Voix Intérieures, par Victor Hugo. 1837. XI u. 300 Seiten in Duodez.

Der geistvolle Dichter hat schon in seinen ersten Ergießungen, den Odes et Ballades, dargethan, daß er 'des Himmels geheimen Einfluß fühlt', und daß wir von seiner Blüthenfülle bald einen seltenen Fruchtreichthum erwarten können. Durch seine Feuilles d'Automne, Orientales und Chants du Crépuscule hat er unsere Erwartung übertroffen und uns nicht nur bewiesen, daß er allein berufen ist in der poetischen Literatur seines Landes eine neue Bahn zu eröffnen, die zum ersten Mahle in das von Wenigen seiner Vorgänger erblickte Land führen wird, sondern er hat auch die Biegsamkeit der Sprache auf so mannigfache, nie gesehene Weise gezeigt, und die äußeren Formen und Stoffe so natürlich schön verschmolzen, daß er sich schon der gegebenen unschätzbaren Vorbilder wegen keine unbedeutende Stelle errungen haben müßte, wenn man auch seine, gewiß seltenen Dichtergaben übersehen könnte. Wir wundern uns übrigens nicht, daß ihn sein Vaterland noch nicht in seinem ganzen Umfange zu würdigen weiß:- die Erscheinung ist zu selten.

Seine neuesten, Ende Junius d. J. erschienenen, Dichtungen, Les voix intérieures, ge-

ben uns wieder einen Abschnitt seines reichen innern Lebens, das sich nicht in dem leichten Liede äußert, und wenn dies zuweilen der Fall ist, trägt das scheinbar lustige Ding, wie im trefflichen Béranger, wunderbar genug, Riesengestalten; auch nicht in faden Gallanterien, welche einen so großen Theil der französischen Dichtungen ausmachen, sondern innig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Beruf eines Dichters der heutigen Tage ein höchst ernster ist, worüber er sich wiederum in der interessanten Vorrede ausspricht, tragen auch seine Schöpfungen das Gepräge des edelsten Gesanges älterer und neuerer Zeit, erhöht, wie wir es noch in keinem französischen Dichter finden, durch einen wahrhaft religiösen Sinn. Und welches Volk bedarf wohl mehr, um unerschüttert auf seine Vergangenheit blicken und daraus Belehrung ziehen zu können, dieses erquickenden Thaues? Aber auch welcher französische Dichter verstand es gleich ihm in das Reich der Natur und des Geistes zu dringen, ihr geheimstes Wirken zu erschauen und in kräftige Bilder zu formen; wer verstand in Frankreich wie er die Stimme des Menschen, der Natur und der Begebenheiten? Treffend sagt er daher in der Vorrede: L'auteur a toujours pensé que la mission du poète était de fondre dans un même groupe de chants cette triple parole qui renferme un triple enseignement, car la première s'adresse plus particulièrement au coeur, la seconde à l'âme, la troisième à l'esprit. Tres radios.

So sehen wir ihn diesem Ziele kräftig aber bedächtig entgegen schreiten, die Glanz- wie die Fleckenseite des Lebens in allen seinen Beziehungen scharfsinnig erforschen und meisterhaft darstel-

lens, das Poetische unsers Daseyns so süß besingen, wie es noch keinem seiner vaterländischen Dichter gelungen, das Höhere glühend empfinden und reizvoll verkörpern. Gewiß, nur wenige französische Dichter könnten gleich ihm sagen:

Poètes, par nos chants, penseurs par nos idées. —

Die Voix intérieures bestehen aus 32 größeren und kleineren Dichtungen, und sind seinem Vater, dem 1828 verstorbenen Generallieutenant, Grafen Hugo, mit der Bemerkung, non inscrit sur l'arc de l'étoile, gewidmet. Sunt lacrima rerum, № 2., in zehn kleineren Abschnitten, gibt abermahls eine Probe von der reichen Phantasie des Dichters, und ist dem Tode Karls X. gewidmet; mahlerische Anordnung, treffliche Betrachtungen, fromme, versöhnende Töne, zeichnen diese Dichtung besonders aus.

Wenn Hugo den still verhallten Tod des unglücklichen Fürsten zum Stoffe gewählt, so ist es weil er nie sein göttliches Talent entwürdigt hat; er feyert mit Begeisterung den größten Mann der neueren Zeit, aber dieselbe Saite ertönt von milden, mitleidsvollen Gesängen, und beklagt das traurige Loos des irre geleiteten, schwachen Fürsten, indem er ausruft:

Je n'aurai pas pour lui de reproches amers.
Je ne suis pas l'oiseau qui crie au bord des mers
Et qui, voyant tomber la foudre des nuées,
Jette aux marins perdus ses sinistres huées.

So wie er denn schon 1831 in seinen feuilles d'automne in Bezug auf die Bourbons sagte: D'ailleurs, quelles que soient les fautes, quels que soient même les crimes, c'est le cas plus que jamais de prononcer le nom de

Bourbon avec précaution, gravité et respect, maintenant que le vieillard qui a été le Roi n'a plus sur la tête que des cheveux blancs.'

№ 4., à l'arc de triomphe, ist grandios; vielleicht ist ein öffentliches Denkmahl noch nie würdiger besungen worden. № 5., Dieu est toujours là, fromm, zart, Geist und Herz erfrischend. Wir können nicht umhin, wenigstens einige Strophen dieser überaus lieblichen Dichtung zu geben:

Quand l'été vient, le pauvre adore!
L'été, c'est la saison de feu,
C'est l'air tiède et la fraîche aurore;
L'été, c'est le regard de Dieu.

L'été, la nuit bleue et profonde
S'accouple au jour limpide et clair;
Le soir est d'or, la plaine est blonde;
On entend des chansons dans l'air.

L'été, la Nature eveillée
Partout se répand en tous sens,
Sur l'arbre en épaisse feuillée,
Sur l'homme en bienfaits caressants.

Tout ombrage alors semble dire:
Voyageur, viens te reposer!
Elle met dans l'aube un sourire,
Elle met dans l'onde un baiser.

№ 11. Puisqu'ici bas toute âme, anacreontisch lieblich, aber keusch; La vache, № 15., Le Passé, № 16., La soirée en mer, № 17., à un riche, № 19., Regardons, les enfans sont assis en rond, № 20., sind trefflich. A des oiseaux envolés, № 22., versetzt uns in einen traulichen Familienkreiß, den der lie-

der Zweykampf dienen, während nur die erstere vom Staate geschützt werden kann. Ueber diesen Punct dürfte nun wohl eine gründliche Untersuchung noch manches Neue zu Tage bringen können, und wir können daher dem Verfasser nicht beystimmen, wenn er meint, die Frage über den Zweykampf dürfte zu den erschöpften gerechnet werden. Der Zweykampf auf Universitäten bietet allerdings mancherley Besonderheiten dar, besonders weil die gesellige Ehre, welche von Studierenden gewonnen oder verloren werden kann, nur über eine kleine Zahl und Zeit sich erstreckt, und daher hat auch dieser Zweykampf die kümmerliche Gestalt angenommen, welche der Verf. mit Recht rügt. Aber dennoch ist seine Quelle ganz gleichartig mit der, aus welcher der Zweykampf überhaupt zur Sitte oder Unsitte geworden ist. Ehrengerichte können der Sache nicht an die Wurzel kommen, weil über die gesellige Ehre kein Einzelner und kein Gericht richten kann; denn in der Geselligkeit sind alle sich gleich. Dennoch können sie einem Uebel vorbeugen, welches auf Universitäten zum Zweykampfe häufig verleitet, nämlich den Verrufserklärungen, welche auch der Verfasser abgestellt wünscht, oder noch allgemeiner gefaßt, der Anmaßung von Verbrüderungen über die gesellige Ehre entscheiden zu wollen, über welche ein jeder Einzelne für sich zu urtheilen das Recht hat. Eine andere Veranlassung zu Zweykämpfen auf Universitäten, welche vermieden werden könnte, wird vom Verfasser nicht ausgeführt; wir meinen die kleinlichen Vorurtheile über das Ehrenrührige, welches in gewissen Ausdrücken oder Handlungen liegen soll, während man überzeugt seyn kann, daß kein Wille zu beleidigen dabey vorhanden war. Auch von diesen hoffen

wir, daß sie an dem guten Geiste unserer studierenden Jugend mehr und mehr verschwinden werden und hierzu würden ebenfalls Ehrengerichte beytragen können. Allein ein jedes Mittel, welches an einem innern Widerspruche leidet, ist gefährlich, wenn es auch in Nebenbeziehungen heilsam wirken sollte. Daher können wir die Ehrengerichte unter Studierenden nicht billigen; sondern würden nur unsere Beystimmung geben können, wenn es gelänge an deren Stelle vermittelnde Behörden, Schiedsgerichte, einzurichten.

Tübingen.

Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen von Dr J. F. Osiander, Professor der Medicin in Göttingen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. XXVI und 669 Seiten in Octav.

Die günstige Aufnahme, welche eine Schrift gefunden hat, die der Verfasser nicht ohne Besorgniß der öffentlichen Beurtheilung übergab, mußte ihm ein Sporn seyn, der Vermehrung und Verbesserung derselben fortwährend alle Aufmerksamkeit zu widmen. Es haben ihm nicht nur Laien für die diätetischen Rathschläge gedankt, die sie für sich, ihre Familien oder Gemeinden aus diesem Buche geschöpft haben; sondern auch viel beschäftigte Practiker und gelehrte Männer haben ihn versichert, daß sie das Buch nicht selten benutzten.

Seitdem die zweyte Ausgabe erschien, derem Absatz ein Nachdruck und bogenlange Auszüge nicht wesentlich geschadet haben, ist der Verfasser bemüht gewesen, diese dritte vorzubereiten. Nur

eine reiche öffentliche Bibliothek, wie die unsrige, konnten ihm Gelegenheit geben, aus zum Theil seltenen Werken, zumahl englischen und anderen Reisen, die hier verzeichneten Volksarzneymittel und Volkscuren zu vermehren und so den Anfang zu einer Medicina comparata zu machen, die in der Folge, bey den fast jährlichen Erdumseglungen und weiten Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, von immer größerem Interesse seyn wird. Die 'vergleichende Medicin' verspricht die Heilkunst von einer Seite zu bereichern, der man nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet hat, von Seiten des natürlichen Menschenverstandes und Instincts; und es ist voraus zu sehen, daß bey größerer Beachtung dieser mahnenden Stimmen der Natur, die Kunst zu heilen endlich so vereinfacht und von exclusiven, allein seligmachenden Systemen gereinigt werden wird, wie es längst die besten Aerzte aller Zeiten und Nationen, wenn auch vergebens, wünschten.

Diejenigen, welche auf den Ursprung der Medicin und die Erfindung der Arzneymittel zurück gehen wollen, werden denselben Quellen nachforschen müssen, denen dies Buch seine Entstehung verdankt, den Volkscuren; so wie diejenigen, welche sich mit den räthselhaften Trieben beschäftigen, durch welche die Natur das Menschengeschlecht, welches sie erziehen wollte, warnt oder antreibt, aus eben jenen Quellen, vielleicht auch aus dieser Schrift, vielfältigen Stoff zum Nachdenken schöpfen können.

Wer die Schrift für eine bloße Sammlung von Hausmitteln ansähe, und sie mit dem Troß gewöhnlicher Hausarzneybücher vermengte, begin-

ge zuverlässig eine Ungerechtigkeit. Wer sie aber für eine Reaction des Natürlichen gegen die Anmaßung und Geschmacklosigkeit der Ueberfeinerung in der Medicin hielte, möchte ihrem Wesen und Kerne am nächsten gekommen seyn, und höchst wahrscheinlich das Eigenthümliche und Zeitgemäße erkannt haben, welches ihr die Zustimmung so vieler Leser verschafft hat.

Es sind vier neue Kapitel hinzu gekommen: VII. Brechruhr; XXVI. Harnruhr; XXXV. Krankhaft erhöhte Geschlechtsthätigkeit; LVIII. Magerkeit, Entkräftung; und die Zahl der, weit über 2000 sich belaufenden, Volksmittel und nicht pharmaceutischen Heilmittel ist abermahls um mehr als 300 vermehrt worden. Einiges, was dem Verf. unzweckmäßig erschien, ist weggelassen, manches anders gestellt, und er glaubt so dem Ganzen nicht nur eine bessere Form gegeben, sondern auch größeren Gehalt und Brauchbarkeit verschafft zu haben. Die hinzu gekommenen Sach- und Namen-Register, so wie die Wahlsprüche der 58 Kapitel, besserer Druck und Papier gehören noch zu den Bereicherungen dieser Ausgabe.

Bey einem schließlichen Rückblicke auf die Arbeit und der Empfehlung des Buches möge das, was der Verfasser am Ende der Vorrede über den beabsichtigten Zweck anführt, hier noch eine Stelle finden. Er sagt: er habe erstens dem Arzte eine Uebersicht des Reichthums der Volksarzneymittel geben wollen, woraus dieser das Gute zu seinen Heilzwecken auswählen, modificieren und anwenden könnte; zweytens aber auch Laien, welche in einer Lage sich befinden, in der sie sich selbst zu helfen genöthigt sind,

eine reiche öffentliche Bibliothek, wie die unsrige, konnten ihm Gelegenheit geben, aus zum Theil seltenen Werken, zumahl englischen und anderen Reisen, die hier verzeichneten Volksarzneymittel und Volkscuren zu vermehren und so den Anfang zu einer Medicina comparata zu machen, die in der Folge, bey den fast jährlichen Erdumsegelungen und weiten Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, von immer größerem Interesse seyn wird. Die 'vergleichende Medicin' verspricht die Heilkunst von einer Seite zu bereichern, der man nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet hat, von Seiten des natürlichen Menschenverstandes und Instincts; und es ist voraus zu sehen, daß bey größerer Beachtung dieser mahnenden Stimmen der Natur, die Kunst zu heilen endlich so vereinfacht und von exclusiven, allein seligmachenden Systemen gereinigt werden wird, wie es längst die besten Aerzte aller Zeiten und Nationen, wenn auch vergebens, wünschten.

Diejenigen, welche auf den Ursprung der Medicin und die Erfindung der Arzneymittel zurück gehen wollen, werden denselben Quellen nachforschen müssen, denen dies Buch seine Entstehung verdankt, den Volkscuren; so wie diejenigen, welche sich mit den räthselhaften Trieben beschäftigen, durch welche die Natur das Menschengeschlecht, welches sie erziehen wollte, warnt oder antreibt, aus eben jenen Quellen, vielleicht auch aus dieser Schrift, vielfältigen Stoff zum Nachdenken schöpfen können.

Wer die Schrift für eine bloße Sammlung von Hausmitteln ansähe, und sie mit dem Troß gewöhnlicher Hausarzneybücher vermengte, begin=

ge zuverlässig eine Ungerechtigkeit. Wer sie aber für eine Reaction des Natürlichen gegen die Anmaßung und Geschmacklosigkeit der Ueberfeinerung in der Medicin hielte, möchte ihrem Wesen und Kerne am nächsten gekommen seyn, und höchst wahrscheinlich das Eigenthümliche und Zeitgemäße erkannt haben, welches ihr die Zustimmung so vieler Leser verschafft hat.

Es sind vier neue Kapitel hinzu gekommen: VII. Brechruhr; XXVI. Harnruhr; XXXV. Krankhaft erhöhte Geschlechtsthätigkeit; LVIII. Magerkeit, Entkräftung; und die Zahl der, weit über 2000 sich belaufenden, Volksmittel und nicht pharmaceutischen Heilmittel ist abermahls um mehr als 300 vermehrt worden. Einiges, was dem Verf. unzweckmäßig erschien, ist weggelassen, manches anders gestellt, und er glaubt so dem Ganzen nicht nur eine bessere Form gegeben, sondern auch größeren Gehalt und Brauchbarkeit verschafft zu haben. Die hinzu gekommenen Sach- und Namen-Register, so wie die Wahlsprüche der 58 Kapitel, besserer Druck und Papier gehören noch zu den Bereicherungen dieser Ausgabe.

Bey einem schließlichen Rückblicke auf die Arbeit und der Empfehlung des Buches möge das, was der Verfasser am Ende der Vorrede über den beabsichtigten Zweck anführt, hier noch eine Stelle finden. Er sagt: er habe erstens dem Arzte eine Uebersicht des Reichthums der Volksarzneymittel geben wollen, woraus dieser das Gute zu seinen Heilzwecken auswählen, modificieren und anwenden könnte; zweytens aber auch Laien, welche in einer Lage sich befinden, in der sie sich selbst zu helfen genöthigt sind,

London.

Bey Whittaker und Comp.: The natural history of animalcules: containing descriptions of all the known species of Infusoria; with instructions for procuring and viewing them. Illustrated by upwards of 300 magnified figures on steel. By Andrew Pritchard. 1834. 169 Seiten und 6 Stahltafeln. Octav.

Erst die neuere Zeit hat, wie über so Manches, so auch über die Infusorien, ein gehöriges Licht verbreitet. Das Verdienst in dieser Hinsicht gebührt Hn Professor Ehrenberg, dessen Leistungen Hn Pritchard nicht unbekannt geblieben sind. Das vorliegende Werk, welches 436 Infusionsthierchen beschreibt und durch 301 Figuren eine große Zahl derselben versinnlicht, ist gewiß nicht wenig geeignet, das Studium dieser Thierabtheilung zu fördern. Der Verfasser läßt die Gattungen nachstehender Maßen auf einander folgen: Monas, Proteus, Volvox, Enchelis, Vibrio, Cyclidium, Paramaecium, Kolpoda, Gonium, Bursaria, Cercaria, Leucophrys, Trichoda, Kerona, Himantopus, Vorticella und Brachionus. Mit Vergnügen sehen wir auch Ehrenberg's System angehängt und in demselben auf Pritchard's Arten verwiesen. — Es wäre zu wünschen gewesen, wenn der Verfasser behuf eines zweckmäßigern Auffindens der Arten einen systematischen Abriß beygefügt hätte.

Berthold.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.
Den 13. August 1838.

Göttingen.

In diesen Tagen erhielt die hiesige Bibliotheks-Commission ein Schreiben hohen Königl. Universitäts-Curatoriums, begleitet von einem kostbaren Geschenke für die Königl. Bibliothek, wie aus dem hier zunächst mitzutheilenden Schreiben erhellen wird:

'Des Höchstseligen Königs Wilhelm des Vierten Majestät haben kurz vor ihrem Tode bestimmt, daß ein an Allerhöchst denselben gesandtes Prachtexemplar einer von dem Marquis Marini de Vacuna besorgten Ausgabe des Vitruvius der Universitäts-Bibliothek in Göttingen zukommen solle, wogegen das früherhin dieser Bibliothek überwiesene minder kostbare Exemplar jener Ausgabe an die hiesige Königl. Bibliothek zurück zu liefern sey.'

'Da nun das erwähnte Prachtexemplar vor einiger Zeit von London hier eingetroffen ist, so lassen wir dasselbe hierneben der Königl. Bibliotheks-Commission mit dem Auftrage zugehen, das ihr früherhin bereits übersandte Exemplar jener Ausgabe unmittelbar an die hiesige Königl.

Bibliothek zu übersenden, und daß solches geschehen sey berichtlich uns anzuzeigen.'

Hannover den 14. Julius 1838.

Königl. Hannoversches Universitäts-Curatorium.

Arnswaldt.

Als wir in diesen Blättern, G. g. A. 1837. St. 106., das Königl. Geschenk der Prachtausgabe des N. Testaments anzeigten, das fast zugleich mit der Nachricht von Seinem Tode uns erreichte, glaubten wir den letzten Beweis Seiner Königl. Huld angekündigt zu haben. Gleichwohl sollte es anders seyn! Noch kurz vor Seinem Tode hatte der verewigte Monarch sich Seiner Georgia Augusta erinnert, und beschloß ihr ein Andenken zu hinterlassen, vielleicht das kostbarste dieser Art, das jetzt in vier groß Foliobänden in der reichsten Ausstattung vor uns liegt. Unsern Dank vermögen wir nicht mehr ihm darzubringen, aber mit demselben mischen sich die heiligen Gefühle der tiefsten Rührung, wie durch seinen eigenen Zuruf aus höheren Regionen geweckt, welche wir unsern Lesern selber zu würdigen überlassen.

Ueber das Werk selbst haben wir bereits bey der Anzeige der frühern kleinern Ausgabe, G. g. A. 1837. St. 78., Bericht abgestattet. Die Leser werden sich erinnern, daß diese Ausgabe des Vitruvius nicht etwa ein neuer Abdruck sey, sondern vielmehr eine ganz neue critische Behandlung des Textes, mit Hülfe fast aller bekannten Handschriften und frühern Ausgaben, auf welche der edle Marini, indem er es zu einer Aufgabe für sein Leben machte, einen großen Theil seiner Zeit und seines Vermögens verwendete.

Das vorliegende Prachtexemplar ist dasjenige, welches laut der Dedication mit goldenen Lettern vor dem Titelblatte: Guilielmo Quarto, Magnae

Britanniae et Hannoverae Regi, Bonarum artium Patrono Munificentissimo Exemplar ex perpaucis formae amplissimae, der Herausgeber dem verewigten Monarchen gewidmet hatte. Es ist ein Prachtexemplar im vollsten Sinne des Wortes, dessen äußere Ausstattung noch eine kurze Nachricht erfordert. Es ist in großem Folioformat, mit dem schönsten Papier und Druck, die beide nichts zu wünschen übrig lassen. Aber auch der Einband verdient eine besondere Erwähnung, da derselbe wohl als das vollkommenste Muster der jetzigen Buchbinderkunst betrachtet werden kann, und dies nicht in Einem, sondern in vier gleichen Bänden. Die Farbe des Einbandes ist hellgelb, mit einer grünen Einfassung, beide so wohl auf den Seiten als dem Rücken reich vergoldet. Gleichwohl ist bey dem Reichthume die Vergoldung nicht überladen, sondern höchst geschmackvoll. Daß nur sehr wenige Exemplare dieser Art gedruckt sind, sagt die Dedication, und daß der Werth des Königl. Geschenks dadurch noch erhöht wird, brauchen wir nicht zu bemerken. Aber was ist dieser äußere Werth gegen den innern, den es durch die Gesinnungen unsers verewigten Monarchen und die Umstände erhält, unter denen es uns von Ihm verliehen wurde!

Hn.

Bonn.

Verlag von Ed. Weber, 1835: Daretis Phrygii de excidio Trojae historia. Ad librorum fidem recensuit et adnotationibus instruxit Andreas Dederich, Bonnensis. X u. 102 Seiten in gr. Octav.

Was der Herausg. schon bey dem Erscheinen seines Dictys von Kreta (Gött. g. Anz. 1834. S. 1690 ff.) versprach, geht mit der vorliegenden Bearbeitung des Dares in Erfüllung, wel-

cher seit 1520 nicht besonders, und zuletzt 1702 mit Dictys zusammen gedruckt worden war. Diese neue Ausgabe erinnert besonders an Niebuhr's Einfluß, welcher bereits im J. 1827 zum gründlichern Studium dieser lange vernachlässigten Fabulisten aufforderte, um dadurch eine befriedigende Untersuchung über die Quellen derselben zu veranlassen. In Bezug auf Dictys hat nun auch Hr Dederich diese Aufgabe in den Prolegomenen zu seiner Bearbeitung dieses Schriftstellers, so weit es sich thun läßt, zu lösen gesucht; über Dares hingegen erhalten wir nur einige Bemerkungen in der Vorrede des neuen Werks, worin zwar die Schriftsteller erwähnt werden, welche den Dares kannten und benutzten, aber keineswegs irgend eine Auskunft über die Quellen desselben gegeben wird. Auch die beiden ältern Dissertationen von Brincken (de Darete Phrygio, 1736) und Eccius (1768) gehen auf keine erschöpfende Prüfung dieses Punctes ein. Es ist bisher noch nicht einmahl ermittelt worden, in welcher Zeit der Verf. des griechischen Originals, welches ein Schriftsteller des Mittelalters, den nur Schriftsteller des Mittelalters kennen, unter dem Namen des Cornelius Nepos wörtlich in das Lateinische übersetzt zu haben vorgibt, ohne jedoch in seiner Latinität sich als einen guten Römer zu beurkunden, gelebt habe. Ja, wir wissen nicht einmahl, ob er in Versen oder in Prosa schrieb. Der alexandrinische Mythograph Ptolemäos, welcher etwa 100 Jahre nach Chr. lebte und noch ein Zeitgenosse des Tacitus war, berichtet aus einem ältern Schriftsteller Antipatros von Akanthos (vermuthlich dem Aegyptischen), daß Dares vor Homeros die Ilias geschrieben (p. 14. ed. Roulez). Daraus erhellt, daß sie in Versen seyn mußte, wie auch ein etwas späterer Schriftsteller, Aelia=

nos (V. H. 11, 2.), ausdrücklich bezeugt, indem er das Epos des Trözeniers Oroibantios, welchen die trözenische Sage ebenfalls zu Homeros' Vorgänger machte, mit der phrygischen Ilias des Dares zusammen nennt, und zugleich bemerkt, daß diese letztere zu seiner Zeit noch vorhanden gewesen sey. Dazu kommt noch, daß Josephus Iscanius, welcher etwa im elften Jahrhunderte den Dares in lateinische Hexameter übertrug und lange für Cornelius Nepos gehalten und öfters als solcher gedruckt worden ist, seinen Vorgänger einen vates oder Dichter nennt, ihn dessen ungeachtet aber wegen seiner historischen Treue lobt und nur deshalb dem Homeros vorzieht. So heißt aus demselben Grunde die Ilias des Dares eine historia auch bey Isidor. Orig. 1, 41., und Albertus Abbas hinter Bardili's Corn. Nepos. T. 2. p. 385 seq. u. A. Ferner stimmt dasjenige, was Antipatros von Akanthos, dessen Blüthe gewiß nicht über unsere Zeitrechnung hinaus reicht, aus dem griechischen Originale berichtet (bey Ptolem. Heph. a. a. O. und Eustath. zu λ', 521.), mit dem nicht überein, was wir in unserm Dares lesen. Dies ist freylich nur ein einziger Umstand, nämlich daß Dares, welchen die Ilias (ε', 9.) als einen reichen Priester des Hephästos in Troja kennt, der Rathgeber des Hektor gewesen sey und diesen namentlich auf den Orakelbefehl des thymbräischen Apollo davon abgehalten habe, den Patroklos zu tödten; Dares aber sey späterhin als Ueberläufer von Odysseus erlegt worden. Aber, daß gerade das Einzige, was aus der phrygischen Ilias bekannt ist, bey dem lateinischen Uebersetzer, welcher wörtlich übertragen zu haben versichert, nicht vorkommt, und daß dieser noch dazu den trojanischen Krieg bis zu Ende beschreibt, was das Original nicht kannte, indem es die Handlung nicht viel weiter fortführte als die Homerische Ilias, muß noth-

wendig unsern ganzen Verdacht gegen die vorgeblichen Uebersetzungen erregen, welche sich vielleicht erst seit dem 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung über Europa verbreiteten, und von denen nicht eine mit der andern übereinstimmt, obgleich alle das Original treu wieder gegeben zu haben behaupten. Man vergleiche nur die Erzählung des Josephus Iscanius mit der des Pseudo-Cornelius, oder des Henricus Brunsvigensis oder des Guido, welcher sich ebenfalls auf den griechischen Dares beruft, und man wird sehen, wie der eine dieses, der andere jenes ausführlicher aus derselben Quelle zu berichten weiß, dagegen anderes mehr oder weniger abkürzt oder gar auslässt. Den Begriff von Genauigkeit der Uebertragung müssen wir daher ganz schwinden lassen, und dagegen eine höchst willkürliche Benutzung mehrerer Quellen annehmen, die sich nicht immer genau angeben lassen. Was die mittelhochdeutschen Bearbeitungen des Trojanerkrieges anlangt, so hat neulich Frommann in seiner Ausgabe des Gedichts von Herbort darüber eine genaue Untersuchung angestellt, auf welche wir hier um so bereitwilliger aufmerksam machen, da sie auch Manches zur richtigen Beurtheilung des Dares enthält. Die Anmerkungen des Hn Dederich zu vorliegender Ausgabe nehmen auf die Vergleichung der Erzählungen, die im Mittelalter aus dem griechischen Dares in römischer und deutscher Form geflossen seyn sollen, zwar auch Rücksicht, aber lange nicht mit derjenigen durchgreifenden Gründlichkeit, welche allein zu einem befriedigenden Resultate führen kann. Daneben wird auch der Sprachgebrauch des Dares durch Beyspiele aus classischen Römern, wo es nöthig ist, erläutert, aber nicht immer in der Absicht, um den Ausdruck als classisch zu erweisen (was in der That oft schwer fallen möchte), sondern öfters,

um zu zeigen, wie sehr er von den echt römischen Redeformen und Constructionen abweicht.

Was die critischen Hülfsmittel zur Herstellung des Textes, welcher in den alten Ausgaben (welche bereits mit 1470 beginnen und in den nächsten 50 Jahren zu einer bedeutenden Zahl anwuchsen) und in den Handschriften nicht nur im Einzelnen sehr verdorben, sondern auch an vielen Stellen verschiedentlich abgekürzt oder erweitert erscheint, anlangt, so ist es dem neuen Herausgeber nicht gelungen, sich eine umfassende Uebersicht oder heilsamen Gebrauch davon zu verschaffen. Durch Orelli, welcher früher selbst den Dares critisch zu bearbeiten beabsichtigte, diesen Plan aber längst aufgegeben hat, erhielt er eine Collation der seltenen Cratanderschen Ausgabe, Basel 1529, und fügte dazu noch Varianten aus der von Mercerius, Obrecht und der Dacier. Die einzige Handschrift, welche Orelli für ihn in St. Gallen verglich, ist vielleicht unter allen die schlechteste und neueste, und eher eine Periphrase als ein Text des Dares zu nennen.

G. H. Bode.

Lüneburg.

Bey Herold u. Wahlstab, 1838: Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus von Dr Wilhelm Havemann, Lehrer am Kön. Pädagogium zu Ilfeld. Zweyter Band. XXIV u. 449 Seiten.

Der zweyte Theil des vor Kurzem in diesen Blättern angezeigten Werks ist unserer Erwartung schnell entgegen gekommen. Wir beziehen uns im Allgemeinen auf die Bemerkungen bey Anzeige des ersten Theils und fügen bloß hinzu, daß der zweyte Theil auch in Betreff späterer Zeiten mit viel Freymüthigkeit und eigenem Urtheile geschrieben ist. Von den Quellen, aus denen dieser Band geschöpft worden, gibt der Vf. in der Vorrede Rechenschaft. Wir

glauben uns am kürzesten fassen zu können, wenn wir eine Stelle daraus hersetzen. 'Zu der ersten (Classe der Quellen aus der Zeit bis zum Abschlusse des westphälischen Friedens) rechnen wir die in den Archiven begrabenen Correspondenzen der fürstlichen Häuser, die Berichte hoher Beamten, die Verhandlungen mit der Landschaft' rc. Dann fährt er fort: 'Ueber die erst genannten Quellen, durch deren zweckmäßige Benutzung allein eine treue, umfassende Landesgeschichte gefördert werden könnte, hier zu reden, kann meine Aufgabe um so weniger seyn, als ich von den zwey großen Archiven der braunschweigisch-lüneburgischen Lande nicht zu berichten im Stande bin. Endlich fügt der Verf. hinzu: 'Weder die Hülfe, welche mir in Wolfenbüttel durch theilweise trefflich abgefaßte Cataloge zu Theil wurde, noch die freundliche Bereitwilligkeit der Männer, deren Aufsicht diese Schätze anvertraut sind, konnte dem Uebelstande der Eile abhelfen, mit welcher ich meine Excerpte anzuordnen gezwungen war.' Man kann also nur den Wunsch aussprechen, daß, wie ein benachbarter Staat dem Geschichtschreiber Friedrich Wilhelms I. u. Friedrichs II. mit großsinniger Huld die Archive geöffnet hat, so auch dem Vf., der unstreitig geeignet ist, der Historiograph des welfischen Hauses zu werden, die Archive unsers Landes sich öffnen und ihm Mußestunden geschenkt werden mögen, damit er Alles leiste, was von ihm so richtig erkannt ist.

Dieser Theil zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Vom Erlöschen des Hauses Grubenhagen bis zum westphälischen Frieden; 2) von da bis zum Aussterben des Herzogl. Hauses Lüneburg-Celle 1705; 3) bis auf die franz. Revolution 1789; und 4) bis zur Schlacht bey Waterloo 1815. Eingeschoben ist in den zweyten Abschnitt die Geschichte Osnabrücks (Stifts und Stadt), und angehängt in einem fünften Abschnitte 'ostfriesische Geschichten'. W. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.
Den 16. August 1838.

Göttingen.

Der am 21. Julius vom Hn Prof. Berthold in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften gehaltene, durch Präparate und Abbildungen erläuterte Vortrag, woraus hier das Folgende übersichtlich mitgetheilt wird, war 'Ueber den Bau des Wasserkalbes (Gordius aquaticus)'.

Dieser Wurm, so wie alle zur Gattung Gordius gehörenden Arten, sind diejenigen Thiere unserer Umgebung, welche hinsichtlich ihrer innern Organisation, nicht so wohl wegen der Kleinheit des Körpers, als vielmehr wegen der geringen Durchsichtigkeit aller, der sehr bedeutenden Rigidität gewisser und der außerordentlichen Zartheit anderer Theile, noch fast gänzlich unbekannt geblieben sind. Daher vermissen wir über diesen Wurm in allen älteren und neueren Hand- und Lehrbüchern der vergleichenden Anatomie jede sichere Nachweisung. Von den früheren Schriftstellern ist es allein Alexander de Bacounin, welcher eine Zergliederung versuchte, aber die

Leibeswand mit dem Darm verwechselte, und weder diesen letzteren noch Geschlechtstheile kannte. In neuerer Zeit hat Cuvier beym Gord. argillaceus einen doppelten Nervenstrang angenommen, als welchen indeß dieser große Anatom ohne Zweifel den Darm und einen über demselben liegenden Kanal betrachtet hat; Delle Chiaje spricht vom Munde, After und Darm des Gord. pusillus, scheint jedoch den Darm nicht gesehen, sondern vielmehr nur aus dem Vorhandenseyn von After und Mund auf dessen Gegenwart geschlossen zu haben. Die ausführlichste Anatomie ist von Charvet, welcher das Hautsystem und die Leibeswand richtig schildert, die weiblichen Geschlechtstheile kennt, aber weder von den männlichen, noch vom eigentlichen Darme etwas gesehen hat.

Aeußerlich unterscheidet man am Gordius aquaticus einen glänzend grauweißlichen Kopftheil, der nach hinten von einem dunkeln Halsbande begrenzt wird, von welchem, der Bauch- und Rückenseite entlang, ein dunklerer Streif bis zu den Winkeln der Vereinigung der Schwanzgabeläste sich erstreckt. Der Körper ist überall gleich dick, glatt, jedoch im halb trocknen Zustande feine regelmäßige Ringe zeigend; auch sind mittelst des Microscops ganz deutlich feine Poren in der Haut wahrzunehmen, aber nicht etwa in einzelnen bestimmten Reihen, sondern über die Gesammtoberfläche des Körpers zerstreuet.

Die Haut besteht aus zwey Schichten, von denen die äußere derbe und sehr elastisch ist und einen schönen Irisschiller bewirkt. Diese Schicht ist überall gleich dick, gleichmäßig, dunkler und heller braun, gefärbt, und läßt unter dem Microscope ein maschenartiges Gewebe erkennen. Die Maschen werden von sechs ungleichen Seiten be-

grenzt; an den Vereinigungsstellen der Maschen-linien erblickt man runde Puncte, welche Haut-poren vorstellen. Fortwährend findet die Absonderung einer schleimartigen Materie statt, welche die Trübung und den Bodensatz in dem Wasser bewirkt, in welchem man lebende Gordien aufbewahrt. Die innere Schicht ist etwa nur ¼ so dick als die äußere, schwach gelblich gefärbt und an letztere mittelst eines zarten fadigen Gewebes befestigt; sie ist der eigentliche Sitz der äußerlich wahrnehmbaren dunklern Längenstreifen. Auch in ihr erkennt man ein Maschengewebe, aber die Maschen erscheinen als längliche Schlingen, welche regelmäßig in bestimmten Entfernungen von stärkeren Querlinien durchzogen werden. Puncte, wie in der äußern Schicht, fehlen hier durchaus. Da, wo der helle Theil des Kopfendes sich befindet, fehlt sie, ist aber unter dem dunklern Halsbande, so wie auch da, wo man äußerlich die dunklern Längenbänder sieht, sehr stark entwickelt.

Die mannigfaltigen Bewegungen des Thiers, welche indeß niemahls in einem auch nur einigermaßen merklichen Ausdehnen und Zusammenziehen der Länge und Dicke nach bestehen, werden von der eigentlichen Leibeswand ausgeführt, welche man auch als dritte Hautschicht betrachten könnte. Diese Leibeswand stellt einen blendend weißen — wie Sehnenmasse — aber wenig consistenten Muskelcylinder vor, und ist etwa doppelt so dick als die Haut. Auf ihrer äußern Fläche erblickt man lose Fäserchen, mittelst welcher sie mit der umgebenden zweyten Hautschicht verbunden wird. Sie besitzt eine ziemliche Dehnbarkeit, spaltet aber bey einem Versuche sie der Breite nach auszudehnen, sehr leicht der Länge nach. Ihr Gewebe besteht aus dicht über und

neben einander liegenden feinen Längenfasern, welche wahrscheinlich mit dem ganzen Körper nicht von gleicher Länge sind, sondern nur sehr kurz, und dadurch, daß sie sich hinter einander lagern, diesen ganzen Muskelschlauch zusammen setzen. Die Längenfasern werden von bey weitem spärlichern Zirkelfasern bedeckt und laufen an denjenigen Stellen etwas gedrängter, wo man äußerlich die dunklen Streifen erblickt. Die Zirkelfasern sind besonders unter dem Halsbande angehäuft, und vermitteln ein schwaches Hervortreten des Kopfes, nachdem derselbe durch Längenfaserbündel etwas zurück gezogen worden. Am Schwanzende theilt sich die Leibeswand, entsprechend den Gabelästen, in zwey stumpfe Spitzen; hier bewirken die Muskeln eine schwache gegenseitige Entfernung und Annäherung jener Aeste. Die unbedeutende Entwickelung der Zirkelfasern hängt ohne Zweifel mit der starken Rigidität der äußeren Haut zusammen, indem ihre antagonistische Wirkung gegen die Längenfasern durch dieselbe gewissermaßen ersetzt wird.

Empfindlichkeit gegen äußern Widerstand, so wie für Licht ist dem Gordius nicht abzusprechen, aber besondere Sinnesorgane ist man nicht im Stande nachzuweisen. Besonders empfindlich verhalten sich Kopf und After. Eigentliche Nervengebilde sind nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen; jedoch erkennt man zwey zarte Fädchen unter dem Darmkanale parallel neben einander verlaufen, welche ein weißeres Ansehen haben als dieser Kanal, indeß weder Anschwellungen zeigen, noch deutlich wahrnehmbare Seitenästchen abgeben. Diese möchten wohl für Nervenstränge zu halten seyn; denn wenn man ein aufgeschnittenes Thier gerade in dieser Gegend reizt, zeigt es sich bey weitem empfindlicher als bey der Reizung

irgend sonst eines Körpertheils. Die Fädchen sind aber so fein und haben dabey einen so geringen Zusammenhang, daß ihre wahre Natur nicht genauer ergründet werden konnte.

Als Hauptgefäßsystem erscheint die innere Hautschicht, und zwar besonders die in derselben befindlichen dunklern Längenbänder. In der Bauchbinde verlaufen zwey dünne, dunkel gefärbte Fäden parallel neben einander (wahrscheinlich Venen), in der Rückenlinie hingegen nur eins (wahrscheinlich Arterie). Von beiden Gefäßen begeben sich eben so dunkle, aber feinere Fädchen zu den Seiten, und erscheinen als diejenigen Reifen, welche die Maschen der innern Hautschicht in ziemlich regelmäßigen Abständen der Quere nach durchziehen. Auch sind die Netze in der äußern Hautschicht Gefäße, welche besonders den Respirationsproceß vermitteln, — die dunkeln Puncte aber, welche die Hautporen vorstellen, dürfen wohl für Schleim absondernde Cryptae gehalten werden. In der eigentlichen Leibeswand ist man nicht im Stande Gefäße zu erkennen, hingegen wohl in der Haut des weiblichen Geschlechtsschlauches. Eigentliche Circulation und Gefäßbewegung wurde nicht wahrgenommen.

Der Mund befindet sich nicht im Centrum, sondern ein wenig nach unten auf dem nicht gegabelten Körperende. Es ist aber nirgends ein offen stehendes Loch als Mundöffnung zu erkennen, sondern vielmehr nur eine schwache tellerförmige Vertiefung, welche, je nachdem das Thier den Kopf etwas vorgeschoben oder zurück gezogen hat, bald als runde Grube, bald hingegen als lippenförmige Querspalte erscheint. Um den Mund, wie überhaupt am Kopfe, ist die Muskelschicht bedeutend dicker und fester, so daß sie einem versuchten Drucke einen bedeutenden Widerstand ent-

gegen stellt. — Bey weitem leichter und deutlicher ist der After wahrzunehmen, welcher vor dem untern Winkel der Schwanzgabel liegt, eine runde Form hat, jedoch kaum merklich nach vorn sich verlängert. Nicht allein durch mäßiges Pressen, sondern auch durch Reizen der After- und Mundöffnung ist man im Stande, den Abgang einer weißlichen Masse aus ersterer zu bewirken. In der Schwanzgabel ist die Muskelmasse ähnlich dicht als am Kopftheile. — Der Darm erscheint als sehr feiner, nirgends eine vorzugsweise Erweiterung erkennen lassender und während seines ganzen Verlaufs vom Munde bis zum After spiralförmig sich windender Kanal. Er liegt an der Bauchseite der Leibeswand, und ist mittelst eines zarten Fadengewebes mit der innern Fläche derselben verbunden. Trennt man diesen Kanal vorsichtig ab, so wird er, wegen der dadurch entwickelten Spiralwindungen, fast doppelt so lang als das ganze Thier. Mittelst des Microscops erkennt man hin und wieder in ihm sehr feine, krümliche Massen als Koth; er besteht hauptsächlich aus sehr zarten Längenfasern. Dieser Darm ist nicht mit einem Faden zu verwechseln, welcher über ihm liegt, und mittelst feinen Gewebes so an ihm befestigt ist, daß es den Anschein hat, als würde er von demselben umwunden. Dieser Faden liegt indeß nicht allein etwas mehr gegen den Rücken hin, sondern ist auch ungefähr nur halb so dünn als der Darm selbst. Nach hinten endet der Darm in eine ganz kurze, ihm und den weiblichen Geschlechtstheilen gemeinschaftliche Cloaca.

Als männliches Geschlechtsorgan dürfte vielleicht ein langer Kanal zu betrachten seyn, welcher mit einem dünnen an dem vordern Theile des Darms und der Eyerstöcke befestigtem Ende

beginnt, auf dem Darm liegend und spiralförmig sich windend, ohne jedoch den Darm zu umwinden — nach hinten verläuft und hier in das Ende der weiblichen Geschlechtsröhren sich ausmündet. Der Kanal ist mittelst eines zarten Verbindungsgewebes überall an dem Darme befestigt; bildet nirgends Erweiterungen, welche man als Samenblasen ansprechen könnte, erreicht aber mehr als die doppelte Länge, wenn man durch schwaches Ziehen die Spiralwindungen zerstört und ihn so zu einem geraden Kanale macht. Aeußere Begattungsorgane sind durchaus nicht wahrzunehmen; eben so wenig war es möglich Samenthierchen zu erkennen. — Was die weiblichen Geschlechtsorgane betrifft, so sind dieselben bey weitem mehr entwickelt als die männlichen und überhaupt die entwickeltsten Eingeweide des ganzen Thieres. Sie bestehen aus zwey längs des ganzen Leibes verlaufenden, weiten, die Leibeswand größtentheils ausfüllenden Röhren, welche über und neben dem Anfange des Speisekanals mit blinden Anfängen beginnen, und über dem Darm und Hoden nach hinten verlaufen. Beide weiblichen Geschlechtskanäle winden sich in ihrem ganzen Verlaufe spiralförmig. Etwa ¼ Zoll vor dem After vereinigen sie sich zu einem gemeinschaftlichen Kanale, welcher später mit dem Darmende eine sehr kurze Cloaca bildet. Sie sind nur locker mit der umgebenden Leibeswand verbunden, haben ein regelmäßig gegliedertes Ansehen — etwa wie ein Bandwurm an denjenigen Stellen, wo die Glieder am kürzesten und gedrängtesten stehen —, überall ziemlich die gleiche Dicke, zeigen aber von Strecke zu Strecke Einschnürungen und bilden an diesen Stellen zarte, unvollkommene Querscheidewände, welche ins Innere der Kanäle hinein ragen. Die Röhren bestehen aus

zwey Häuten, von denen die äußere fester ist und die bandwurmförmigen Ringe bewirkt, die innere hingegen sehr locker erscheint und ein spinnenwebeartiges Maschengewebe vorstellt. An den Eyerröhren lassen sich bey genauerer Betrachtung zwey Arten von Gebilden unterscheiden, nämlich ein mehr gefäßartiges, und ein mehr häutiges. Die längs des Darmkanals und Hodens, also in der Mittellinie des Bauches verlaufenden, nach unten einander zugekehrten Linien der weiblichen Geschlechtsschläuche bestehen aus einem dichtern Gewebe und erscheinen gleichsam als eine Art von Mesometrium des membranösen Theils; vielleicht daß erstere Theile die die Eyer erzeugenden Eyerstöcke, die membranösen hingegen die zur weitern Vervollkommnung der Eyer dienenden Gebärmütter sind.

Obgleich nach dem Vorstehenden die Gordien Zwitter sind — wenigstens wurde bey allen bis jetzt zergliederten Individuen kein Unterschied im innern Baue wahrgenommen, welcher eine Geschlechtsverschiedenheit beurkundete —, so ist es doch noch gänzlich unentschieden, ob eine Begattung statt findet, oder ob jedes Individuum sich selbst befruchtet. Da ein Penis, oder dem ähnliche Gebilde fehlen, so müßten sich diese Thiere, wenn ersteres der Fall wäre, mit ihren Schwanzenden umfassen, und ihre Afteröffnungen an einander legen. So viel ist aber sicher, daß sie nicht lebendige Junge zur Welt bringen, wie es von der Filaria medinensis geschieht, sondern Eyer legen. Den Körper der ausgewachsenen Thiere findet man im May bis Julius von einer milchigen Feuchtigkeit strotzen, welche durch das Microscop besehen aus Eyern besteht, die in einer körnigen Flüssigkeit schwimmen. Die Eyer sind vollkommen rund; die aus dem untern Theile

des Uterus heraus genommenen größer, als die im obern Theile sich befindenden. Sie bestehen äußerlich aus einer zarten Haut, in der eine sehr feinkörnige Dottermasse enthalten ist. Die Dotterkügelchen sind etwa vier Mahl kleiner als die menschlichen Blutbläschen. An einer Stelle ist in dem Eye ein etwas größeres Kügelchen wahrzunehmen, welches wohl für das Keimbläschen zu halten ist. Untersucht man den Inhalt der weiblichen Geschlechtsröhren im ersten Frühjahre, so erkennt man jene Eyer durchaus nicht, aber wohl eine spärlichere Milchflüssigkeit, die aus Körnchen besteht, deren Größe etwa die Hälfte vom Durchmesser der menschlichen Blutbläschen beträgt, und welche wahrscheinlich die ursprünglichen im Eyerstocke gebildeten, aber im Uterus allmählich sich vergrößernden Eyer vorstellen. Bisher fehlte es an Gelegenheit die Entwickelung der Jungen wahrzunehmen.

Seit durch Cuvier, Duméril, besonders aber durch Lamarck die so genannten Gliederwürmer von den übrigen eigentlichen Würmern getrennt wurden, hat man den Gordius bald zu diesen, bald zu jenen gestellt; Einige verbanden ihn mit Filaria zu einer Gattung. Zwar läßt sich nicht bezweifeln, daß der Gordius wegen mancher Verhältnisse mit den Ringwürmern verwandt ist, wofür so wohl die Zwitterbildung als auch das Gefäßsystem und die geringelte festere, glänzende Haut spricht; indeß nähert er sich in anderer Beziehung mehr den fadenförmigen Eingeweidewürmern, namentlich den eigentlichen Filarien, in deren unmittelbaren Nähe er besonders wegen der gesammten Körperform, des nicht gehörig nachzuweisenden Nervensystems, des Mangels aller besonderen Sinnesorgane, so wie des allgemeinen innern Baues stehen muß. Ueber-

haupt bestimmt uns aber dieses Thier, die beiden Hauptabtheilungen der eigentlichen Würmer nicht so weit aus einander zu legen, als es von den meisten Zoologen geschehen ist, indem die ziemlich nahe Verwandtschaft derselben besonders auch durch den Gordius vermittelt wird.

Leipzig.

Bey Barth, 1838. Die christlichen Heilslehren nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, apologetisch dargestellt und entwickelt von Dr Friedrich Wilhelm Rettberg. VIII u. 286 Seiten in Octav.

Der Verf. wußte keinen bessern Titel, als den vorstehenden, um das mit einem Worte zu bezeichnen, was in unsern dogmatischen Lehrbüchern gewöhnlich Anthropologie und Soterologie genannt wird. Gewiß bilden die Sätze, welche die Stellung des Menschen zu Gott unter dem Einflusse der Sünde, und gemäß der Heilsanstalt des Christenthums behandeln, ein selbständiges Ganze, das aus der hergebrachten Anordnung des dogmatischen Stoffes heraus gehoben werden kann; es sind ja dies dieselben Sätze, die seit Augustin vorzugsweise auf dem Gebiete der abendländischen Kirche die Gemüther bewegt, und die Forschung beschäftigt haben, es sind dieselben, die in der Reformation mit solcher Lebendigkeit behandelt wurden, und noch jetzt die confessionellen Spaltungen des Abendlandes bedingen.

Der Verf. wurde zu sorgfältiger Prüfung des lutherschen Lehrbegriffs durch Vorlesungen an hiesiger Universität über systematische Theologie veranlaßt, und hatte dabey besonders des nun schon verewigten Möhlers Angriffe auf unser System vor Augen. Wählte er auch nicht ein eigentlich

polemisches Anschließen an dessen Entstellungen, so suchte er doch besonders dessen Vorwurf zu prüfen, wornach das Werk der Reformation zwar nicht aus einem Fehler des Herzens, aber doch des Verstandes hervor gegangen seyn soll. Der Vorwurf des Unverstandes, der völligen Inconsequenz, der Ueberspanntheit, wornach die evangelische Lehre nur mit ähnlichen enthusiastischen Erscheinungen des Mittelalters, mit Catharern, Lollharden und Bizochen verglichen werden könne, ist gewiß so gefährlich, ja giftig zu nennen, daß auch nach den so erschöpfenden Antworten auf Möhlers Entstellungen, woran es evangelische Theologen nicht fehlen ließen, eine nochmahlige Behandlung des Stoffes nicht überflüssig erscheinen dürfte. Die confessionellen Zerwürfnisse, wie sie von den neuerlichen Ereignissen in der Cölnischen Angelegenheit unzertrennlich sind, haben von dem Verf. nicht berücksichtigt werden können, da das Manuscript an den Druckort abgesandt war, noch ehe der entscheidende Schritt des Staates gegen den kecken Prälaten erfolgte: im Grunde ist der Verfasser erfreut, seine Untersuchungen geschlossen zu haben, ehe in Folge jenes Ereignisses des Störenden und zugleich des Misverstandenen noch mehr in die confessionelle Lage eindrang; er hatte jetzt an Möhler nur den wissenschaftlichen Gegner, und ward dabey nicht weiter durch die sich heraus stellende Ueberzeugung gestört, daß wenn Unfrieden zwischen den Confessionen aufgehen sollte, oder vielleicht schon aufgegangen ist, ein gutes Theil der Schuld auf jene Entstellungen zu wälzen ist, die der jetzt verewigte Symboliker sich an unserm Systeme erlaubt hat.

Die Untersuchungen befolgen den längst hergebrachten und als solchen für nothwendig zu

achtenden Gang: Urzustand der Menschheit, Sünde, Erbsünde, Prädestination, Erlösung, Heilsordnung, Gnadenmittel, wobey die Nachweisung versucht wird, daß gerade das System der lutherischen Symbole die Stellung des Menschen zu Gott auf die allein so wohl der heiligen Schrift, wie der sittlichen Menschennatur angemessene Weise auffasse, und dabey die beiden Klippen vermeide, die als pelagianisierende Verflachung vom catholischen, und als gefährlicher Rigorismus vom streng calvinischen Gebiete drohen. Dem Verf. erwuchs aus längerer Beschäftigung mit dem kirchlichen Lehrbegriffe immer mehr die Ueberzeugung, daß nirgends die beiden gleichmäßig nöthigen Forderungen, der religiösen Abhängigkeit und der sittlichen Freyheit, der Receptivität und Spontaneität, so trefflich vereinigt und versöhnt erscheinen, als in den Symbolen unserer Kirche.

Namentlich ist der Verfasser rücksichtlich des an unserm Systeme angeblich so wunden Puncts der Erbsünde und der dennoch gestatteten, ja geforderten Aneignung der Erlösung aus eigener Kraft, zu anderen Resultaten gelangt, als die gewöhnlichen Darstellungen ergeben; hier soll ja die unerhörte Inconsequenz liegen, daß einmahl dem menschlichen Willen jede sittliche Kraft abgesprochen, und dann doch wieder, gleichsam durch eine eröffnete Hinterthür, wieder so viel sittliche Freyheit herein gelassen werde, um die Wirksamkeit der Erlösung doch als eine nicht zwingende, die gratia als resistibilis zu setzen. Bekanntlich feyerte auf diesem Puncte nicht allein die catholische Polemik von Bossuet bis auf Möhler stäts ihren Triumph, sondern selbst namhafte Dogmatiker unserer Kirche gaben hier das System als incurabel auf; mit dem von Luther behaupteten totalen Verluste des liberum arbi-

trium wollte sich nicht leicht Jemand einverstanden erklären. Der Verf. ging mit dem guten Zutrauen an die Prüfung, daß das Werk der Reformation, dem nach so vielen andern Seiten der Character christlicher Wahrheit gewiß ist, unmöglich bey dieser tiefsten Grundlage des Glaubens selbst in Irrthum und Unverstand verfallen seyn könnte; er sucht nachzuweisen, daß es eine vom lutherschen Standpuncte ganz verschiedene Auffassung ist, die jene Inconsequenz auffindet, daß dagegen die lutherische Ansicht, wenn auch eine potenziierte, ja spirituelle, doch die allein schriftgemäße und der religiösen Stellung des Menschen zu Gott angemessene ist. Das lutherische System ist kein Moralsystem, etwa nach antiker Auffassung, das, um den Tugendeifer zu fördern, den Menschen auf sich selbst verweiset, und mit der Vortrefflichkeit seiner sittlichen Leistungen schmeichelt: es betrachtet ihn stäts nur in seiner Stellung Gott dem Heiligen gegenübrr, und läßt ihm nur so viel sittlichen Werth, als er in dieser Stellung, ἐνώπιον τοῦ θεοῦ, zu behaupten vermag. Kommt es hier auch zu der Ueberzeugung, daß nach dem Eintritte der Sünde in unser Geschlecht, der Werth menschlicher Handlungen durchaus nicht mehr derselbe sey, als bey Abwesenheit der Sünde, daß also die geforderte Leistung eigentlich nichtig sey —, daß eben so unter keiner Bedingung der Mensch sich selbst erlösen könne; so folgt daraus immer noch nicht, daß ihm auch die Kraft fehlen müsse, sich die Erlösung anzueignen, wenn sie ihm anders woher, durch Vermittlung von Außen, geboten wird.

Ein anderer Punct, wo dem lutherschen Systeme Mangel an Schärfe und Consequenz nachgesagt zu werden pflegt, ist die Prädestinations-

lehre, in der namentlich Calvins unerschrockene Durchführung so viel mehr geleistet haben soll: der Verfasser hatte es hier besonders mit dem letzten Vertheidiger der strengen Erwählungslehre zu thun, mit Schleiermacher und dessen zur Zeit der Kirchenunion im Preußischen Staate so viel Aufsehen erregendem Aufsatze. Er hat als Resultat heraus gebracht, daß der Calvinische Particularismus und der Luthersche Universalismus gar keinen Gegensatz gegen einander abgeben können, daß also die bisherigen Verfechter des einen und des andern ziemlich zwey Fechtern gleichen, die mit dem Rücken an einander stehen. Calvins Particularismus ist von einem rein speculativen Boden ausgegangen, wo das Verhältniß des Endlichen gegen das Unendliche, des menschlichen Willens gegen die göttliche Vollkommenheit ausgemacht werden soll: da muß freylich, wenn Gottes Wirken im Reiche des Sittlichen vollkommen seyn soll, es zugleich ein totales seyn, und jede endliche Wirksamkeit neben sich erdrücken; die strenge Erwählungslehre ist eine Art von ethischem Pantheismus, der keine andere sittliche Wirksamkeit als selbständig neben sich dulden kann. Dabey kennt diese Ansicht an der ganzen sittlichen Entwickelungsreihe nur einen Anfangspunct in dem göttlichen Decrete, und einen Endpunct in der Seligkeit oder Verdammniß; letzterer wird unmittelbar durch ersteres determiniert, so daß auf den dazwischen liegenden Verlauf, wie nun gerade aus jenem Decrete endlich dieses Resultat heraus komme, nichts gegeben wird. Dagegen das Luthersche System hält sich an den lebendigen Verlauf der sittlichen Entwickelung selbst, gestattet nur ein solches Resultat, das aus den voran gehenden Entwickelungsmomenten folgt, läßt also Seligkeit oder Verdammniß von der

Treue abhängen, womit der Mensch sich die Erlösung durch Christum aneignen will, kennt kein anderes Decret, als den ewigen Rathschluß Gottes zur Veranstaltung der Erlösung selbst. Es bedarf nur eines Blickes in die Concordienformel, um zu sehen, daß die Prädestination nichts anders seyn solle, als der Rathschluß Gottes, die Erlösung zu veranstalten, und dann die Treue Gottes in der Durchführung derselben. Während bey Calvin Prädestination etwas Momentanes ist, darum der Anfangspunct der sittlichen Reihe, durch den aber nur unmittelbar deren Endpunct determiniert wird, ohne auf den Verlauf das Geringste zu geben, erscheint dieselbe in der Concordienformel als etwas durchaus Successives, als die göttliche Wirksamkeit, oder vielmehr der Vorsatz Gottes dazu, der den Verlauf der sittlichen Entwickelung des Menschen durch Christum in seine Obhut zu nehmen beschloß. Wenn Calvins Ansicht eine mehr speculative heißen darf, die daher das religiöse Bewußtseyn übersieht, ja verletzt, so ist die Luthersche Prädestinationslehre eine streng religiöse, ohne freylich die speculative Frage über die Stellung des Endlichen zum Unendlichen in aller Schärfe zu berücksichtigen.

Wäre es dem Verf. gelungen, den richtigen Standpunct für Verständniß des Lutherschen Lehrbegriffs in jener streng religiösen Stellung des Menschen zu Gott nachgewiesen, von wo aus diese sämmtlichen Begriffe der Erbsünde, Prädestination, Erlösung, ihre richtige Fassung erhalten, eben so aber auch den Misverstand, den unser System litt, aus Nichtsbeachtung dieses, allerdings spirituellen, aber gewiß allein christlicher Standpuncts, dargethan zu haben; dann wünsch er nur, der stäts gesteigerten Verehrung vor dem kirchlichen Lehrbegriffe, die ihm selbst aus der

Untersuchungen erwuchs, auch den rechten Ausdruck verliehen, und damit einen Beytrag zu immer angestrengterer Hebung und Verarbeitung des dogmatischen Schatzes gegeben zu haben, den unsere Kirche an ihrem symbolischen Lehrbegriffe wahrhaft besitzt.

R—g.

Gröningen.

Apologia Socratis auctore Petro van Limburg-Brouwer. 1838. 8. 96 S.

Die Schrift des auch in Deutschland bekannten Verfassers ist polemischer Art, nämlich die Widerlegung einer Schrift eines Hn Peter Wilh. Forchammer, die uns nicht zu Gesicht gekommen ist: 'Die Athener und Socrates, die Gesetzlichen und die Revolutionäre,' in welcher derselbe die Anklage des Melitus gegen den attischen Weisen, worin er als Staatsverderber dargestellt wurde, als begründet zu beweisen bemüht ist. Nachdem Socrates schon von mehreren Schriftstellern dagegen in Schutz genommen, und mit Glück vertheidigt worden ist, konnte man nicht leicht noch etwas Neues hier erwarten. Aber die Schrift des holländischen Gelehrten, contra Meliti redivivi calumniam, ist nicht bloß mit so vieler Sachkenntniß, sondern auch mit so viel Laune, und in dem schönsten Latein geschrieben, daß wir gern auf dieselbe aufmerksam machen, um auch Andere zu einem gleichen Genusse einzuladen als sie uns verschafft hat.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 18. August 1838.

Göttingen.

S. M. der König haben gnädigst geruhet, den Herrn Dr W. Havemann, bisher Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld, zum außerordentlichen Professor der philosophischen Facultät für das Fach der Geschichte zu ernennen. Derselbe wird zu Michaelis seine Stelle allhier antreten.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Zur Lehre von der Lähmung der unteren Gliedmaßen. Von Dr K. F. H. Marx, ordentlichem Professor der Medicin in Göttingen. 1838. 152 Seiten in 8.

Der Gegenstand, den vorliegende Schrift umfaßt, wurde vom Vf. bereits vor mehreren Jahren in diesen Blättern (1834. St. 2. und 142.) zur Sprache gebracht. Er erachtete es jedoch für geeignet, die damahls der Königl. Societät vorgelesenen lateinischen Abhandlungen für ein größeres Publicum deutsch umzuarbeiten. So er-

scheint denn diese interessante Krankheitsform zum ersten Mahle als Monographie abgehandelt.

Was zunächst die Lähmung der unteren Gliedmaßen als eine eigene Krankheitsart annehmen läßt, das wird zuerst besprochen, namentlich das unmerkliche Fortkriechen von der Peripherie nach Innen, das Freybleiben des Sensoriums, die unveränderte Kraft des Gedächtnisses, die nicht leicht erfolgende Gemüths-Umstimmung, das Vorkommen im reifen Lebensalter. Dann wird die verhältnißmäßige Seltenheit beym weiblichen Geschlechte hervor gehoben, und die Beurtheilung einiger wesentlichen Symptome angereiht, wie die Beschaffenheit der Urin- und Darmausleerung, die Hautthätigkeit, die Temperatur, das Niederschlucken, der wechselnde Grad der Empfindlichkeit, das Jucken, die Schmerzen, die Fieberlosigkeit. Bey der Betrachtung über die Entstehung dieses Uebels wird die Theilnahme des Gehirns und Rückenmarks erwogen, so wie der Verlust des bloßen Bewegungs- oder auch des Empfindungsvermögens. Auf das selbständige Erkranken der Nerven und auf den bedingenden Einfluß des Blutes und der Gefäße wird aufmerksam gemacht. Unter den Veranlassungen wird untersucht, ob eine erbliche und angeborne Anlage anzunehmen und in wie weit ein dynamischer oder mechanischer Eingriff zu beschuldigen sey. Als bedingende Momente werden einzeln erläutert: Gemüthsaffecte, Körperschmerz, mechanische Stöße, Kälte, Metastasen, Gicht, Krätze, Einwirkung von Arsenik, Bley, Quecksilber, starke Entleerung von Säften, Druck, Stagnation, Entzündung und deren Folgen.

Hinsichtlich der Diagnose werden die Hülfsmittel des Erkennens und die nöthigen Zeichen entwickelt und dann der Verlauf und die Todes-

art geschildert. In Betreff der Prognose wird hauptsächlich gezeigt, wie sie zu stellen sey nach der Temperatur, den Schweißen, der Abmagerung, dem Jucken und den Zuckungen.

Bey der Heilung ist zwar die Möglichkeit der Naturhülfe nicht in Abrede gestellt, und es findet sich auch die erforderliche Diät verzeichnet, aber die bis jetzt durch die Erfahrung gebotenen Indicationen der activen Cur erhielten die verdiente Berücksichtigung.

Es schien der Sache angemessen, die wichtigsten Beobachtungen älterer und neuerer Aerzte über diese Krankheitsform so vollständig und bündig wie möglich noch beyzufügen; hierdurch wird theils die Vergleichung und Beurtheilung des Geleisteten erleichtert, theils zur Einsicht gebracht, was bereits in dieser Angelegenheit Eigenthum der Wissenschaft geworden, und was ihr noch als Frage und Zweifel, als Wunsch und Ahnung vorliegt.

London.

Bey James Cochrane u. Comp. History of the british colonies by R. Montgomery Martin. Tom. IV. XII u. 624 S. T. V. XV u. 596 Seiten in Octav.

Wir haben die drey ersten Bände dieses gehaltreichen Werkes, welche sich mit den Colonien Großbritanniens in Asien, auf den westindischen Inseln und auf dem Festlande Amerikas beschäftigten, bereits früher in diesen Blättern angezeigt. Die beiden vorliegenden Bände umfassen die Besitzungen der Engländer in Afrika und auf dessen Inseln, in dem australischen Lande und in Europa. In der Einleitung des vierten Bandes bespricht der Verf. den Fluch des Scla-

venhandels, der, einer ungefähren Schätzung gemäß, bereits mehr als 25 Millionen Schwarze ihrem Vaterlande entrissen hat. 'Man darf nicht annehmen, heißt es bey dieser Gelegenheit, daß Urheber und Begünstiger dieses unseligen Werkes von der Rache dessen nicht ereilt werden, der von sich sagt, er wolle die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern im dritten und vierten Grade.' Habe auch England die große National-Sühne durch Abschaffung des Sclavenhandels begonnen, so sey doch damit keineswegs ein Genüge geschehen; bey jedem Volke, das mit der britischen Krone in Beziehungen irgend einer Art stehe, müsse man energisch die völlige Abolition dieses schändlichen Gewerbes verfolgen, und fürs andere durch jegliches gesetzliche Mittel die Emancipation der Sclaven in den vereinigten Staaten und in den Colonien aller europäischen Völker betreiben. Man dürfe unter diesen Umständen kein Bedenken tragen, bey den Höfen von Spanien und Portugal die Erklärung abzugeben, daß man gewilligt sey, den Sclavenhandel mit der Seeräuberey in eine Categorie zu stellen.

Kap. 1. Das Vorgebirge der guten Hoffnung mit einem Flächenraume von mehr als 200,000 (engl.) Quadrat-Meilen. Nach der Erzählung der Entdeckung dieser Südspitze Afrikas, so wie des Wechsels seiner Herrscher und einer Namhaftmachung der von 1672 bis auf die neueste Zeit über diesen gedehnten Landstrich gebietenden Statthalter, zeichnet der Verf. nach seiner bekannten Weise die Physiognomie des Landes. In keiner Colonie, sagt derselbe, fand ich, mit Ausnahme von Sidney, so entschieden den englischen Character vorherrschend, wie in der Stadt an der Tafelbay, obwohl der größere Theil der weißen Bevölkerung — die Zahl der Einwohner wird

auf 20,000, die der Weißen auf 10,000 angegeben — aus Holländern besteht. Daß der Verf. hier überall als Augenzeuge redet, gibt seinem Vortrage eine besondere Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die namentlich durch das Ausmahlen der Einzelnheiten hervor gerufen wird. Selbst in Betreff jenes merkwürdigen Phänomens des 'Fliegenden Holländers' (the flying Dutchman, le volant Hollandais) sind mehrere Belege gegeben, ohne daß jedoch der Versuch gewagt wäre, die Erscheinung zu erklären. Nach den vorliegenden Angaben ist die Bevölkerung des Caplandes seit 42 Jahren von etwa 61,000 auf 130,000 Seelen gestiegen. In der Auffassung des Characters des holländischen Theils der Colonisten zeigt sich ein größeres Princip der Billigkeit, als solches in der Beurtheilung des geistreichen Barrow vorwaltet; es ist das Gefühl der Dankbarkeit, die Erinnerung an die gastliche Aufnahme, welche dem Verf. in den abgelegenen Gehöften der Viehhalter zu Theil wurde, die Huldigung, welche der Engländer dem liebenswürdigen Geschlechte fast nie versagt (The witchery of the Cap ladies has cost many an Englishman his heart), die ihn so sprechen läßt. Die Zahl der von holländischen Ansiedlern eingeführten Sclaven wird auf etwa 35000 angegeben; sie bestehen aus Malayen, Negern und Mischlingen, die unter einander eine scharfe Trennung beobachten. Die Hottentotten werden auf nur 30,000 Köpfe berechnet. Die Annahme, daß das starke, schön gebaute Volk der Kaffern von den Beduinen abstamme, scheint doch in der That durch die rassenartige Verschiedenheit beider Völkerfamilien widerlegt zu werden. Das Streben eines großen Theils der Colonisten ist auf die Erlangung einer ähnlichen Volksvertretung (Elective Legislative

Assembly) gerichtet, wie sie Canada zugebilligt ist; daher die wiederholten Klagen, daß die jährlichen Steuern von fast 131,000 L. ohne ihre Beystimmung ausgeschrieben würden. Sodann folgt eine Auseinandersetzung der Justizverfassung, des verschiedenen Cultus, der Schulen, der Missionsanstalten, des circulierenden Metall- und Papiergeldes. Unter den Exporten stehen Wein und Wolle oben an; doch zählt man unter den drey Millionen Schafen des Caplandes nur 50,000 Thiere veredelter Zucht. 223 Schiffe (unter ihnen 38 nicht englische) liefen 1832 in die Tafelbay ein; 213 verließen den Hafen der Capstadt. Für das nämliche Jahr ist der Werth der Einfuhr auf 332,000, der der Ausfuhr auf 250,000 L. berechnet. Unter der Ueberschrift; 'Future Prospects' heißt es unter andern: It is the key to the eastern hemisphere, and to a maritime power like England, a jewel beyond price; by its central position it is admirably adapted as a depôt for troops, as well as for a naval station during war time, and for watching the motions of an enemy in Asia, Africa and America, while its healthy climate and abundant and cheap provisions secures to our mariners on long voyages a friendly port, where it is most needed in doubling the 'Cape of Storms'. Bey dieser Gelegenheit vermissen wir mit Leidwesen eine Schilderung der in der neuesten Zeit immer verhängnißvoller hervor tretenden Spannung zwischen den östlichen Provinzen des Caplandes und den Kaffern; auch die politische Stimmung der holländischen Colonisten hätte mehr gewürdigt werden dürfen.

Das 2. Kap. umfaßt die Insel Mauritius (Isle de France). Diese 1507 von dem Portugiesen

Don Pedro Mascarenhas entdeckte Insel kam mit der Erwerbung Portugals an die spanische Krone, wurde 1598 von den Holländern, 1712 von den Franzosen besetzt, zeigte durch Clubbs und Guillotinen, daß auch hier die Revolution ihre zahlreichen Anhänger habe, und wurde 1810 von einem 12000 Mann starken Heere der Engländer eingenommen. Die von Gebirgen durchschnittene, an Küstenflüssen reiche Insel besaß 1832 etwa 90,000 Einw., von denen mehr als zwey Drittheil sich in dem Zustande der Unfreyheit befanden. Die Einnahme von Mauritius wird für 1825 auf 141,000, die Ausgabe auf 178,000 L. angeschlagen. Die bloße Ausfuhr des Zuckers lieferte 1833 den Ertrag von nicht weniger als 536,000 L.

Kap. 3. Neu-Süd-Wales. Nach einer Uebersicht der Entdeckung der verschiedenen Küstentheile dieses jüngst aufgefundenen Continents mit einer Küstenstrecke von 8000 (engl.) Q.-Meilen., die jedoch keineswegs überall einer gleich sorgfältigen Untersuchung unterzogen sind, geht der Verf. zu Neu-Süd-Wales über. Aus der Trennung der nordamerikanischen Freystaaten vom Mutterlande ergaben sich die Niederlassungen an diesem Küstensaume. Seit 1619 war es in England Sitte geworden, Verbrecher nach Amerika zu deportieren. Nach dem Verluste des größeren Theils der dortigen Besitzungen suchte man in Arbeitshäusern, oder durch Ueberschiffung nach der Westküste Afrikas die gewisser Vergehen überführten Individuen für die Gesellschaft des Staats unschädlich zu machen, bis die Mittheilungen Cooks über die Küste von Neu-Süd-Wales die Regierung bestimmten, dort eine Colonie von Verbrechern zu gründen. Zu diesem Ende lief zuerst 1787 eine Flotte von 11 Segeln, mit 757

Verurtheilten an Bord, aus dem Hafen von Portsmouth. Im Januar des folgenden Jahres geschah die Niederlassung. Die dortige Gegend bietet einen mahlerischen Wechsel von Thälern, Hügeln und bis zu 4000 Fuß aufsteigenden Bergen. Von den 19 Grafschaften, in welche das Land getheilt ist, gewann Cumberland durch die Anlage von Sidney, der Hauptstadt Australiens, frühzeitig eine besondere Bedeutung. Eine reiche vegetabilische Natur, treffliche Steinkohlen-Lager, glückliche Buchten erhöhen den Werth von Neu-Süd-Wales, für dessen Bewohner die 'Blauen-Berge' nicht mehr die unübersteigliche Scheidewand vom Westen abgeben. Indem der Verf. sodann zu der Bevölkerung übergeht, spricht er zunächst von den Urbewohnern des Landes. They appear to form a distinct race, to which the term Panuas or oriental negroes has been assigned, and, whether on the northern and tropical, or southern and temperate shores of Australia, possess the thick prominent lips, sunken eyes, high cheek bones, and calveless legs af the African, differing however in the hair, which is long and coarse. The nose, though large, is not so flat as the Africanders; indeed, it is sometimes of a Roman form; and the forehead is high, narrow, and at the crown formed somewhat after the manner of the roof of a house. Die eingewanderte Bevölkerung anbelangend, so stieg diese in so unerhörter Maße, daß, während man 1788 nur 313 Freye und 1030 Deportierte dort rechnete, man 1833 die Zahl auf mehr als 46,000 Freye und 71,000 Verbrecher angab und in dem nämlichen Jahre die Einwohner von Sidney auf mehr als 16,000 Köpfe geschätzt wurden. Hieran knüpfen sich in-

teressante Abhandlungen über die Aufnahme, Behandlung, die gesammten Verhältnisse der Deportierten. Bey der Gründung der Colonie hatte der Gouverneur die volle executive Gewalt in seinen Händen, während jetzt ein executiver und ein legislativer Rath sein Handeln beschränkt, deren Befugnisse sich S. 319 ff. erörtert finden. Die zunehmende Wichtigkeit der Colonie ergibt sich daraus, daß in einem Zeitraume von neun Jahren die Ausfuhr, welche vornehmlich in Wolle und Holz besteht, um das Fünffache stieg (sie belief sich 1833 auf den Werth von 394,801 L.) und die Bank of Australasia mit einem Capitale von 400,000 L. angegeben wird.

Kap. 4. Van Diemensland oder Tasmania. Diese 1804 für die englische Krone in Besitz genommene Insel wurde 1825 von Georg IV. für unabhängig von Neu-Süd-Wales erklärt und erhielt einen eigenen Statthalter, der in keiner Beziehung zu den in Sidney organisierten Behörden steht. Die Physiognomie der Insel bietet eine große Aehnlichkeit mit Neu-Süd-Wales. In einer glücklichen Lage, an der weiten Mündung des Derwent liegt die Hauptstadt Hobarttown, amphitheatrisch an waldbewachsenen Höhen aufsteigend, die sich bis zu 4000 Fuß erheben. 10,000 Menschen bewohnen diese australische Residenzstadt, deren Markt sich von Jahr zu Jahr erweitert. Man berechnet für die Insel die Menge der Deportierten auf 12,000, von denen ein Sechstheil dem weiblichen Geschlechte angehört. Daß bey einer Gesammtbevölkerung von nur 15,000 Freyen die Zahl der Zeitungen und Journale sich auf 10 beläuft, muß jedenfalls dem Deutschen auffallender erscheinen als dem Engländer. Nicht minder überraschend ist die Erscheinung, daß die Einnahme dieser kleinen Nie-

lassung die erforderlichen Ausgaben bereits übersteigt. — Kap. 6. Westliches Australien. Der Schwanenfluß und King George's Sound. Der rasche Erfolg der Colonien an der Ostküste forderte England frühzeitig zu Untersuchungen des Westlandes von Australien auf; eine Privatgesellschaft erbot sich sogar, vermöge eines zusammen geschossenen Capitals von 300,000 L. 10,000 britische Unterthanen nach dem Schwanenflusse überzusetzen. Wurde dieses Anerbieten auch nicht angenommen, so ging doch 1829 von dem Colonial Office das Project aus, in dem genannten Landestheile eine Niederlassung von Freyen zu begründen. Mit ihrer bekannten Energie betrieben die Insulaner die Ausführung dieses Unternehmens. Solchergestalt wurde mit dem geringen Kostenaufwande von höchstens 50,000 L. eine Colonie ins Leben gerufen, deren ganze Bedeutsamkeit für das Mutterland schon jetzt schwer auszuführen seyn möchte. Kap. 6. Süd-Australien. Kap. 7. Die Falklands-Inseln. Kap. 8. St. Helena und Ascension. Nachdem der Verf. die geschichtlichen Momente der erst genannten Insel und eine Uebersicht der auf einander folgenden Gouverneure und der Art ihrer Thätigkeit voran geschickt hat, setzt er in einer interessanten Digression die verschiedenen Pläne zur Entführung Napoleons von diesem Felsengestade auseinander. Dann folgt eine Beschreibung des Climas, des Bodens und seiner Erzeugnisse, eine kurze Uebersicht der Bevölkerung, bey welcher Gelegenheit vielen Lesern die Bemerkung neu seyn dürfte, daß die englische Regierung 1810 50 Chinesen nach St. Helena verpflanzte, welche sich bald auch hier als die stillen, thätigen Unterthanen bewiesen, als welche man sie auf den Sun-

da Inseln längst schätzen gelernt hatte. Kap. 9. Die britischen Niederlassungen an der Westküste Afrikas.

Fünfter Band. Kap. 1. Gibraltar. Die Geschichte dieses Küstenfelsens, namentlich die denkwürdige von Elliot geleitete Vertheidigung desselben gegen die Uebermacht Frankreichs und Spaniens, ist mit besonderer Vorliebe erzählt, und durch eine Menge einzelner Actenstücke erläutert. Jetzt decken mehr als 1000 Stück Geschütze die steilen Felshöhen, durch deren Besitz England sich des Schlüssels zum mittelländischen Meere rühmt. Treffliche Wasserleitungen, zum Theil ein Werk kunstfertiger Mauren; Cisternen, in welchen sich das durch die Bergwand filtrirte Wasser sammelt; andalusisches Clima; eine im Verhältniß zu dem harten Grunde reiche Vegetation; Wäldchen von Orangen, Oliven und Feigen, selbst Palmen. Die Bevölkerung — mit Ausschluß des Militärs — wird für das Jahr 1835 auf 15,000 Seelen angeschlagen. Kap. 2. Malta und Gozo. Auch die Geschichte dieser Inseln, von der Zeit phönicischer Niederlassungen bis auf die vom Großmeister La Vallette so ritterlich bestandenen Angriffe der Osmanen und herab bis auf die Besetzung von St. Elmo durch Napoleon, dann durch General Pigot, wird mit Genauigkeit an uns vorüber geführt, bey welcher Gelegenheit selbst die Artikel der am 5. September 1800 abgeschlossenen Capitulation abgedruckt sind. Hieran reiht sich eine Auseinandersetzung der zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten gehegten Absicht, den Ritterorden von St. Johann wieder ins Leben zu rufen. Ein Blick auf die höchst sauber ausgeführte Charte zeigt uns Malta mit Festungswerken bedeckt, die,

mit wenigen Ausnahmen, aus den Mitteln des Ordens aufgeführt wurden. Zur Pracht der Hauptstadt La Valette trugen die Beysteuer des Papstes, so wie der Herrscher von Frankreich, Spanien und Portugal das ihrige bey. Paläste, großartige Hospitäler, Quarantänegebäude zieren Gassen, Plätze und Häfen. Dann folgt eine Erörterung über den Kalkfelsen, welcher die Insel bildet, über die climatischen Verhältnisse derselben und über die Sterblichkeit. Wenn irgend wo so ist hier, bey dem starken Verkehre mit den Häfen des Orients, eine möglichst strenge Quarantäne erforderlich. Geht der Vf. dann zu dem Artikel Education über, so frappiert uns der folgende Ausspruch, welcher mit den jetzigen Klagen italiänischer Fürsten, namentlich Neapels, über den Unfug der Presse von Malta einen so schneidenden Contrast bildet: The press scarcely deserves even naming. There is a single gazette under the controul of gouvernment, and all freedom or dissemination of public opinion by means of a newspaper, totally suppressed. This is not as it should be; and it is to be hoped the Maltese will not be much longer permitted to continue in a state which no Englishman, who loves freedom of discussion, would wish to see perpetuated. Das auf der Insel herrschende Patois besteht aus einem Gemisch vom Arabischen, Deutschen (?), Italiänischen und anderen Sprachen; doch waltet das arabische Element so entschieden vor, daß sich die Bauern von Malta ohne Schwierigkeit mit den Bewohnern der Barbarey verständigen. Etwas gewagt möchte die Behauptung des Hauptmann Bella seyn, that the Maltese language, as it is generally spo-

ken by the mass of the people, is still the original Punic, which has passed unaltered through the changes and revolutions of so many nations, which have successively occupied and oppressed the island of Malta. Für manche Leser wird ein im maltesischen Dialecte hinzu gefügtes Vaterunser nicht unangenehm seyn. Dann folgen Belege über die bekannte Industrie dieser Insulaner. Von den 50,000 Acres urbaren Landes befindet sich die eine Hälfte im Besitze von Privatpersonen, die andere Hälfte gehört dem Staate und der Kirche zu gleichen Theilen. Baumwolle bildet den vorzüglichsten Gegenstand des Landbaues. Der geräumige Hafen der Hauptstadt gibt die bleibende Station für eine Flotte ab, vermöge welcher England seine Interessen auf dem Mittelmeere wahrt. Die Besatzung ist zahlreich genug, um jeden Augenblick die erforderliche Mannschaft zu einem rasch auszuführenden Unternehmen abgeben zu können. An der Spitze der Verwaltung und der bewaffneten Macht steht der Lieutenant-Governor mit einem Gehalte von 5000 L. Die gesammte Einfuhr nach der Insel belief sich 1834 auf den Werth von fast 600,000 L. Diese Abhandlung schließt mit einer Auseinandersetzung der politischen Wichtigkeit, welche Malta in Beziehung auf alle Staaten des Mittelmeeres seit frühester Zeit behauptet hat.

Kap. 3. Die Jonischen Inseln. Geschichtlicher Ueberblick. Angabe der im Frieden von Carlowitz auf diese Inselgruppe bezüglichen Artikel und der in Betreff derselben am 21. Merz 1800 zwischen Rußland und der Pforte getroffenen Uebereinkunft. Dann wendet sich der Verfasser zunächst zu Corfu und erläutert dessen äußere und innere Ver-

hältnisse, wie sich solche unter der Hoheit Englands entwickelt haben. Hierauf folgt die geographische Uebersicht, mit häufigen Rückblicken auf das griechische Alterthum; dann eine gründliche Schilderung der Verfassung, des Lebens, der fortschreitenden Entwickelung dieser merkwürdigen kleinen Staaten. Kap. 4 u. 5. Cephalonia und Zante (il fiore di Levante). Kap. 6 u. 7. St. Maura, Ithaca, Cerigo rc. Kap. 8. Die Normannischen Inseln Guernsey, Jersey rc. Kap. 9. Die Insel Man. Den Schluß des Werkes bilden einige Beylagen, unter denen die Constitution der Jonischen Inseln und die Quarantäne-Bestimmungen in Malta als die bedeutendsten hervor treten.

Hav.

Hamburg.

Bey F. Perthes, 1833. Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat. Zweiter Band. 413 Seiten in Octav.

Dieser zweyte Band enthält drey Aufsätze. 1) Ueber den Regierungsantritt des Artaxerxes Longimanus, vom Prof. Dr Kleinert. 2) Ueber die Hiram-Salomonische Schifffahrt nach Ophir und Tarsis, vom Lic. C. F. Keil. 3) Chronologische Untersuchung über die Jahre, welche vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels verflossen sind. Von demselben Verfasser.

Die Abhandlung vom Dr Kleinert ist wider Dr Hengstenberg gerichtet, welcher sich in seiner Christologie des Alten Testaments bey der Bestimmung der siebenzig Wochen des Daniel er-

laubt hat, die Regierung des Xerxes beynahe um ein Decennium zu verkürzen und dem Nachfolger desselben, dem Artaxerxes Longimanus, eben so viel Regierungsjahre zuzulegen: die Regierung des letzteren mit dem Jahre 474 vor Chr. beginnen zu lassen, während nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der Alten der Tod des Xerxes in das Jahr 465 vor Chr. fällt. Der Verfasser geht die alten Zeugnisse von Ktesias an durch, beseitigt mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die dagegen vorgebrachten Einwendungen, und da er damit eine chronologische Anordnung der griechisch-persischen Begebenheiten des in Frage stehenden Zeitraums überhaupt verbindet, so wird dadurch seine Abhandlung um so lehrreicher.

Der zweyte Aufsatz vom Lic. Keil ist unvollendet. In dieser ersten Hälfte handelt er von Ophir, dem viel gesuchten Goldlande der Hebräer. Die verschiedenen Meinungen sind zusammen gestellt und beurtheilt. Der Verfasser theilt die gegenwärtig herrschende Ansicht, welche auch gewiß am meisten für sich hat, daß das Land Ophir im südlichen Arabien zu suchen sey. Seetzen fand in der Provinz Oman am Meere eine Stadt Namens el-Ophir.

Ueber die chronologische Frage, wie viel Jahre von dem Auszuge der Juden aus Aegypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels verflossen seyen, die ebenfalls vom Lic. Keil behandelt worden ist, gibt es drey geschichtliche Angaben. Der Verfasser der Bücher der Könige (1. Regg. 6, 1.) setzt 480, Josephus (Antiqq. VIII, 3, 1.) 592 und der Apostel Paulus (Act. 13, 20.) 450 Jahre. Der Apostel Paulus folgte der zu seiner Zeit herrschenden Meinung, und

kann also in diesem Puncte nicht als Autorität gelten. Die Angabe des Josephus beruht theils auf unsicheren Traditionen, theils auf eigener Berechnung der Zeitangaben in der heil. Schrift. Als geschichtlich kann mithin nur die Angabe im ersten Buche der Könige angesehen werden. Der Verfasser vertheidigt zuerst die Integrität der Stelle, und bemüht sich sodann auch die chronologische Bestimmung derselben als richtig zu erweisen. So problematisch die Sache überhaupt immerhin seyn und bleiben mag, so hat er doch unstreitig den rechten Weg betreten, um zu einem der Wahrheit wenigstens nahe kommenden Resultate zu gelangen.

Leipzig.

Französisches Lesebuch für Bürger- und Realschulen und für die unteren Classen der Gymnasien, nach einem neuen Plane herausgegeben von Dr Fr. Moritz Trögel. 1838. 8. 286 Seiten.

Wir müssen uns begnügen, die Erscheinung dieses Lesebuches anzuzeigen, da das Publicum, für das es bestimmt ist, schon auf dem Titel angegeben ist. Der Verfasser geht darin vom Leichteren zum Schwereren fort, und setzt in der Vorrede seine Grundsätze auseinander, die einen denkenden Sprachlehrer characterisieren. Wir zweifeln daher nicht, daß es bey dem Gebrauche seiner Bestimmung entsprechen werde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 20. August 1838.

Freyburg, Heidelberg und Carlsruhe.

1836 bey den Gebrüdern Groos, auf XX u. 145 Seiten gr. 8.: Zur Erinnerung an Dr Kasper Ruef, GHR., ordentl. öffentl. Prof. des Kirchen- und Criminal-Rechts, und Oberbibliothecar zu Freiburg. Mit Auszügen aus seinen Schriften. Von Dr Heinr. Amann, GH. Bad. HR., ordentl. öff. Prof. des Röm. Civ.- und des Kirchen-R. in Freiburg.... Auch mit dem zweyten Titel: Bestrebungen an der Hochschule Freiburg im Kirchen-Recht. Von Dr H. Amann..... Zweyter Beytrag. Der erste enthält das Gutachten der theol. Fac. von Fr. über die Amtsverrichtungen der französ. kathol. Geistlichen, die den Verfassungseid leisteten (geleistet hatten).

Ein dem Unterz. erst spät zugekommenes einzelnes Heft einer Sammlung für das Kirchenrecht könnte er füglich unterlassen anzuzeigen, wenn er nicht einen Trieb fühlte, die Unterlassungssünde gut zu machen, die er noch in der dritten jur. gel. Geschichte begangen hat. Da ist S. 574.

nur, wie es in der katholischen Liturgie heißt, in communi martyrum, von Vielen die Rede, die unter Joseph II. die Lehren von Febronius (auch wohl die der Protestanten) wiederholt hätten, und keiner der drey schwäbischen Ritter, wie sie nach den fast gleichzeitig mit dieser Denkschrift erschienenen Erinnerungen von (man könnte sagen: salvo titulo, wenn diese nun auch veraltete Formel nicht mehr auf die Courtoisie, als auf den Titel ginge) Ernst Münch, genannt worden seyn sollen, oder der drey Freunde, wie sie hier heißen, Dannenmayr (der Theologe), und die beiden Juristen Ruef und Sauter ist da erwähnt. In älteren Schriften kann das Neuere nicht vorkommen, und was man etwa selbst noch erlebt hat, wo man aber noch zu jung war, viel Antheil daran zu nehmen, prägt sich für das künftige Wissen nicht ein, als wenn man ihm zufälligerweise nahe gestanden hat. So erinnert sich der Unterz. des Streites mehrerer katholischen theologischen Facultäten über die Wiehrlischen Sätze aus der Federschen Philosophie nur dadurch, daß sein damahliger Lehrer, Tittel, den Auftrag bekam, etwas zur Vertheidigung dieser Sätze drucken zu lassen, was ohne Namen erschien und wobey sich T. sogar anstellte, als sey er ein Katholik, wenigstens führte er die Bibel nach der Vulgata an. Eine kostbare goldene Uhr, wie jeder der drey Freyburger Professoren nach S. 46. von dem damahligen Markgrafen von Baden, der nachher der Landesherr von Freyburg wurde, erhalten hat, bekam T. wohl nicht, von dessen Antheile hier nichts erwähnt ist.

Ein wichtigerer Umstand, über welchen Herr HR. A. wohl weniger sagt, als er wußte, ist der Zusammenhang dieser aufgeklärten Katholiken mit den Illuminaten. Nur als Frage ist S. 23.

darauf hingedeutet, daß die gegen Diese getroffenen Maßregeln vielleicht die Veranlassung zu Sauter's Klagen, man sey der Gefahr ausgesetzt, Brot und Ehre zu verlieren, gewesen seyen. Auch nennt der Verf. die Namen, die im Briefwechsel der Freunde vorkamen, wo Ruef Speusippus hieß und bald nach dem ersten, bald nach einem folgenden Paar Buchstaben seine Beyträge unterzeichnete, geradezu Illuminaten-Namen wie man denn bey ihnen fast nothwendig an Spartakus und Philo denken muß.

Ruef's (geb. 1748, gest. 1825) Thätigkeit zeigte sich am meisten in der Herausgabe von Zeitschriften und, wie hier aus seinen Handschriften und dem Zeugnisse des Verlegers bewiesen wird, auch in der Abfassung der meisten Aufsätze. Die erste von diesen war der Freymüthige, bey dessen Namen Mancher gleich an die lange nachher in Berlin unter diesem Titel erschienene Zeitschrift denken möchte, von welcher einmahl Ulrich von Hutten für den Herausgeber gehalten worden ist, weil jede Nummer mit dem Bildnisse von diesem anfängt. Von dem ältern in Ulm in vier Bänden und einem Bändchen Beylagen erschienenen Freymüthigen sagte nun Schlözer, man kann denken zu welcher Freude der Verfasser, er sey allein eine ganze Universität werth. Darauf folgten Freyburger Beyträge, welche nach Joseph's II. Tode das Beywort: Freyburger, ablegten, und einen andern Herausgeber haben sollten. Merkwürdig war dabey ein Aufsatz gegen R., unter dem Namen Katholicus Tolerans, der aber R. selbst war. Eine dritte Zeitschrift war das bloß für Recensionen bestimmte Repertorium der neuesten philos. und theol. Literatur des kathol. Deutschlands.

Nun aber erhob sich gegen R. ein Ungewitter,

welches noch viel gefährlicher schien, als das, welches ihm schon 1781 wegen seines Tadels der Haenschen Literalmethode gedroht hatte. Man kann sagen, das erste zog vorüber, das zweyte zündete wirklich, das Feuer ward aber noch gelöscht. Leopold II. hatte R. noch gegen die Prälaten, unter welchen der Abt Gerbert von St. Blasien besonders thätig war, geschützt, aber 1793 machte es der französische Convent so arg, daß auch wohldenkende und milde Fürsten Allem, was nur irgend Aehnlichkeit mit den Grundsätzen der Revolution hatte, und dafür konnte man gar Vieles ausgeben, sich mit aller Macht widersetzen zu müssen glaubten. So ward denn auch R. von der Stelle eines Bibliothekars entfernt 'weil er in dieser Eigenschaft viele Gelegenheit habe, mit der studierenden Jugend eine 'vertrauliche Bekanntschaft zu unterhalten, ihr 'gefährliche Bücher und schädliche Lehren beyzubringen, und da im Stillen mehr Schaden thun, 'als beym öffentlichen Lehramte wirken konnte.' Doch hatten Se Majestät, in Rücksicht, wie es in dem Decrete hieß, auf 'die von mir, dem 'Landespräsidenten, gemachte Fürsprache' (man möchte doch gern wissen, wer dieser war, ob er es ehrlich meinte oder heuchelte, Beides ist in solchen Fällen möglich, und die Geschichte sollte doch, wenn sie dem Schuldigen sein Recht anthut, den Unschuldigen schonen) 'erwähntem R. 'seinen genießenden Gehalt allermildest beyzulassen 'geruhet.' Als R. nun vorstellte, er sey ja gar nicht gehört worden, ob er Verfasser oder nur Herausgeber sey, sein 'nun bereits in einundzwanzig Heften bestehendes' ärgerlich genanntes Werk, worin er schädliche Grundsätze äußern solle, habe bis zum neunzehnten die Censur in Wien, passiert, und der Plenar-Senat der Universität sage in seinem Berichte, R. habe ihr durch seine

Schriften in ganz Deutschland Ehre gemacht (was doch wohl dem Plenar-Senate auch zur Ehre gereicht), ward die Dienstentsetzung zurück genommen, und es blieb bey einer, freylich sehr nachdrücklichen, Warnung. Auch eine vierte Zeitschrift, 'das Freyburger Wochenblatt historisch-politisch-moralischen Inhalts', hörte nun R. wieder auf heraus zu geben.

Einige Jahre darauf ward er Professor des römischen Civilrechts, über welches er ein Lehrbuch ankündigte, welches (wie man in manchen Gegenden schon lange sagt und wie es vielleicht jetzt noch mehr als sonst auch in anderen nachgeahmt wird) jene von Hofacker und Madihn (der Zeitfolge nach müßte es, wie man solche Angaben so oft verbessern muß, umgekehrt heißen) noch in gar vieler Rücksicht übertreffen sollte. Vorbereitungen dazu, unter andern auch in deutscher Sprache, was bedenklich scheint, da das Buch lateinisch seyn sollte, also eher eine Uebersetzung ins Lateinische, als etwas lateinisch Gedachtes zu erwarten war, soll R. genug hinterlassen haben, das Werk kam aber nicht zu Stande, und es steht dahin, ob das Fach viel daran verloren hat. Im Jahre 1820 ward R. zur Ruhe gesetzt und 1825 starb er, im Anfange seines 78. Jahres.

Von S. 53. an folgen nun Auszüge aus R.'s Schriften, welche, nach der an unsern ehemahligen Collegen, Herrn GOTR. Eichhorn in Berlin gerichteten Zuschrift, durch, dem Unterz. nicht näher bekannte, entgegen gesetzte Bestrebungen jetzt vielleicht wieder doppelt nöthig zu werden scheinen. Hugo.

Breslau.

Typis Grassii, Barthii et sociorum. Eduardi Huschke ad Legem XII Tab. de ti-

gno juncto Commentatio. 1837. 30 Seiten in Quart.

Diese Abhandlung des durch seine Forschungen im Gebiete des röm. Rechts rühmlich bekannten Verfassers, welche zu Ehren unserer Säcularfeyer dem Gratulationsschreiben der Universität Breslau angehängt ist, beschäftigt sich mit der von Festus referierten Stelle der XII Tafeln:

'Tignum non solum in aedificiis quo utuntur, appellatur, sed etiam in vineis, ut est in XII: Tignum junctum aedibus vineave et concapu ne solvito.'

insbesondere zunächst mit der Erklärung der so zweifelhaften Worte: et concapu oder nach der Lesart anderer Codices: et concapit oder et concapet.

Nachdem der Verfasser die vorzüglichsten Versuche, welche zur Lösung der sich darbietenden Schwierigkeit bisher gemacht worden sind, durchgegangen und sie mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit als unhaltbar dargestellt hat, erklärt er sei concapit für die seiner Ueberzeugung zufolge herzustellende Lesart, so daß sich diese Worte auf den Eigenthümer des tignum beziehen und concapit, was schon Hugo angenommen hat, die Bedeutung von concipere, wie in dem damit zusammen gestellten furtum conceptum erhalten würde.

Dies führt den Verfasser auf eine andere bekanntlich sehr streitige Frage, ob nämlich der im Gesetze angeordnete doppelte Ersatz des der Vindication entzogenen tignum junctum mit Paulus und Gajus als eine ein für alle Mahl zu leistende Vergütung und die Klage selbst als eine gegen jeden Besitzer gehende rei persecutoria actio oder mit Ulpianus als eine nur gegen den Thäter anzustellende und die spätere Vindication des wieder getrennten tignum nicht ausschließen-

de poenalis actio zu betrachten sey? (S 7 ff.). Der Verf. verwirft den von den Neuern gewöhnlich gemachten Vereinigungsversuch, und glaubt (S. 15.), daß die ganze Frage sich darum drehe, ob hier die Institutionen, welche die Ansicht von Gajus und Paulus aufgenommen haben, oder die Pandecten, in welchen der Meinung von Ulpian der Vorzug gegeben sey, entscheiden sollen? wobey er sich für das Letztere erklärt. 'Pandectarum enim conditores (sagt der Verf. S. 16.), dum peculiarem titulum de tigno juncto in libris terribilibus ponunt, dum hanc actionem ad tignum furtivum sive a sciente junctum spectare et meram poenam exsequi, expresse definiunt (L. 1. pr. §. 2. L. 2. D. h. t. L. 63. D. de donat. int. vir. et uxor.) dum Gaji et Pauli locos (L. 7. §. 10. D. de acq. rer. dom. L. 63. Dig. cit.) nimis aperte huic sententiae adversantes mutilant, his rebus omnibus se Ulpiani velle sententiam admittere, Gaji Paulique rejicere, quam poterant, clarissime significaverunt.'

Hieran schließt sich die Erörterung der Frage, ob die XII Tafeln ausdrücklich die Vindication des tignum aedibus vineave junctum verboten und die des wieder getrennten erlaubt haben? worauf dann als Resultat der eben so den Scharfsinn als die Gelehrsamkeit des Verfs bekundenden Forschung folgender Restitutionsversuch der hierher gehörigen Stelle der XII Tafeln aufgestellt wird: Tignum junctum aedibus vineave si concapit, ne solvito; neque, vinea sarpta quandoque, donec dempta erunt, tigna vindicito; ast, qui junxit, duplione damnum decidito. Um zu übersehen, wie wesentlich sich dieser Restitutionsversuch von allen früheren

unterscheide, bedarf es nur einer Vergleichung mit Dirksen Uebersicht der bisherigen Versuche rc. S. 433 ff.

Neapel.

In der Druckerey der Società tipographica. Memorie sulla storia e notomia degli animali senza vertebre del regno di Napoli di Stefano delle Chiaje. Band 1. 1823. Bd 2. 1825. (zusammen) mit 84 u. 444 Seiten. Bd 3. 1828. 232 S. Bd 4. 1829. 114 S. Mit 73 Kupfertafeln 4.

Obgleich dieses Werk schon seit einer Reihe von Jahren erschienen, und auch hier und da in Deutschland bekannt geworden ist, so haben wir dasselbe doch erst kürzlich erhalten, womit unsere Leser entschuldigen wollen, daß wir ihnen erst jetzt eine Nachricht davon ertheilen. Es enthält dasselbe die Geschichte und Anatomie der wirbellosen Thiere des Königreichs Neapel, jedoch mit Ausnahme einiger Abtheilungen, z. B. der Rankenfüßler, der Insecten rc. Die Krebse fehlen noch und sollen den 5. Band ausmachen. Jedenfalls ist das Werk eins der wichtigsten in neuerer Zeit über diese Thiere erschienenen; jedoch besteht sein großer Werth hauptsächlich in der Anatomie, indem das eigentliche Zoologische nur mittelmäßig zu nennen ist, wofür fast jedes abgehandelte Thier den Beweis liefert. Wir halten es für überflüssig, den Inhalt genauer anzugeben, zumahl da derselbe aus Hn R. Wagner's Mittheilungen über dieses Werk in der Isis bekannt ist, und beschränken uns darauf, zu bemerken, daß die Schrift besonders der anatomischen Darstellungen und Abbildungen wegen für den Zoologen unentbehrlich ist und keiner Bibliothek fehlen darf.

Berthold.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.
Den 23. August 1838.

Paris.

Chez J. G. Levrault, imprimeur libraire, rue de la Harpe № 81. Expédition scientifique de Morée. Recherches géographiques sur les ruines de la Morée, par M. E. Puillon Boblaye, Capitain d'État-major, Chevalier de la Légion d'honneur et de l'ordre Grèc du Sauveur, membre de la commission scientifique de Morée etc. etc. 1836. 187 Seiten in Quart, nebst einer Karte in großem Format.

Die wissenschaftliche Thätigkeit, welche in dem Depôt général de la Guerre der französischen Regierung seit mehreren Jahren herrscht, verdient gewiß die Anerkennung und den Dank auch von Seiten der Gelehrten, denen die Kenntniß des Alterthums hauptsächlich am Herzen liegt. Wie die Kriegsbehörden in Paris es sich angelegen seyn lassen, neben den Zwecken des Krieges auch die Absichten der Bildung und Humanität zu befördern, um derentwillen doch eigentlich — im besten Falle — der Krieg geführt wird: so fehlt

es nicht an jungen, talentvollen Officieren, meist Zöglingen der polytechnischen Schule, die, weit weniger einseitig, als man sie sich bey uns vorzustellen pflegt, mit den mathematischen Studien auch historisch-philologische vereinigt, und sich dadurch befähigt haben, in den Ländern, die sie durchstreifen, die Spuren der Vergangenheit richtig aufzufassen. Wir sehen mit großer Erwartung einer Karte von Kleinasien entgegen, die der vielfach verdiente Oberst Lapie, in vier Blättern, nach den Vermessungen vieler jungen Officiere bearbeitet, welche der Marschall Soult in den Orient geschickt hat, treffliche Zeichner, denen auch das classische Alterthum nicht fremd geblieben, und die sich mit guten topographischen und archäologischen Nachweisungen versehen haben, bis nach Dara und Nisibis in Mesopotamien hinaus. Wie schnell den französischen Waffen der forschende Fleiß und wissenschaftliche Unternehmungsgeist folgt, zeigt jetzt wieder Algier, wie früher Aegypten und Morea, nur daß freylich die Lage der französischen Colonie noch keinesweges so ruhig und glänzend ist, um von da aus, mit Muße und Sicherheit, alle Denkmähler der einst so blühenden Reiche und Provinzen, Mauretanien und Numidien, an das Licht des Tages hervor ziehen zu können.

Unter anderen Arbeiten ist in diesem Depôt de la Guerre auch die vorliegende Karte bearbeitet worden, welche in chorographischer Hinsicht als ein Auszug der großen Karte von Morea in sechs Blättern zu betrachten ist, die die Officiere des französischen Armeecorps aufnahmen, welches damahls Ibrahim und seine ägyptischen Truppen aus der Halbinsel trieb. Nur sind noch die cykladischen Inseln von der Karte des Oberst Lapie hinzu gefügt, mit einigen Verände-

rungen nach den Materialien der Englischen Admiralität und den Aufnahmen des Obersten Bory de Saint-Vincent. Dabey ist der Plan befolgt worden, alle Ruinen des Alterthums möglichst genau anzugeben und, so viel thunlich, bestimmt zu benennen; zur Rechtfertigung dieser Benennungen ist ein begleitendes Mémoire verfaßt worden. Mit der Ausarbeitung desselben wurde Herr Puillon Boblaye beauftragt, Hauptmann des Etat-major, der unter andern auch das Schloß von Patrá erobern half und an der Ausarbeitung jener großen Karte bedeutenden Antheil genommen hat. Herr Puillon Boblaye hat drey Jahre den dazu nöthigen Studien gewidmet, und aus dem Alterthume, Mittelalter und den Werken der neueren Reisenden die Materialien zur comparativen Geographie des Peloponnes gesammelt. Er hat sich auch die Vergleichung der Arbeiten angelegen seyn lassen, in denen dieselbe Aufgabe der comparativen Geographie auf der Basis der englischen Tours und Itineraries zu lösen versucht worden ist, namentlich von deutschen Alterthumsforschern; er fühlt sich, außer Hn Oberst Lapie, besonders unserm trefflichen Landsmanne und Collegen, Hn Hase, und Hn Eyries, für die Unterstützung bey diesen Studien verpflichtet.

Die Einrichtung des Werks ist nun die, daß nach einer Introduction, welche von den Quellen der Arbeit handelt, und namentlich einige treffende Bemerkungen enthält über die von den Alten gebrauchten Längenmaße, und die Methode, welche Pausanias, bey weitem die wichtigste Quelle der speciellen Geographie und Topographie des Peloponnes, bey der Anordnung des Stoffs befolgt hat, und nach einer kleinen Abhandlung über die Hauptdimensionen des Peloponnes, die

einzelnen Länder in der Folge Achaia, Sicyonia, Phliasia, Corinthia, — Argolis, Argia, Epidauria, Troezenia, Iles des golfes d'Argos et d'Aegina, Cynuria — Laconia, Laconia propria, Eleuthero - Laconia — Messenia — Elis seu Elea, Acroria, Pisatis, Triphylia — Arcadia, Orchomenii, Cynuraei, Parrhasii, Aegytis, Maenalia, durchgegangen und nach einem kurzen Ueberblicke der allgemeinen Umrisse der Landschaft die einzelnen geographischen Puncte, Städte, Heiligthümer, Berge, Flüsse festgesetzt werden. Man sieht aus dieser Anordnung des Textes, daß es nicht in der Absicht des Verfs lag, ein geographisches Bild oder einen wissenschaftlichen Begriff von der Natur und Beschaffenheit des Landes und den Veränderungen derselben in ihren geschichtlichen Durchgängen zu geben, sondern nur eine Grundlage und Rechtfertigung der Karten damit bezweckt wird. Die Karte gewährt eine sehr bestimmte characteristische Zeichnung des schwierig aufzufassenden, seltsam verwickelten Terrains, in welcher von den neuen Orten die bemerkenswerthen und von den Städten, Burgen, Tempeln des Alterthums alle irgend bedeutenden Spuren eingetragen sind. Besondere Zeichen dienen zur Unterscheidung römischer, griechischer, mittelaltriger Ruinen. Die alten Namen sind mit Parenthesen-Zeichen, die aus dem Mittelalter mit eckigen Klammern eingeschlossen. Auch gibt es illuminierte Exemplare der Karte, wo die verschiedenen Formationen des Terrains nach geognostischen Bestimmungen durch Farben unterschieden werden.

Wir denken die Verdienste dieser Arbeit am besten ans Licht stellen zu können, wenn wir wenigstens in einigen Hauptpuncten, so weit es der

Zweck und Umfang dieser Anzeige erlaubt, nachzuweisen suchen, worüber man nun besser als früher unterrichtet ist, und wo noch weitere Untersuchung, es sey an Ort und Stelle oder in den Werken des Alterthums, Noth thut. Der Unterz. geht dabey von seiner eigenen geographischen Arbeit über den Peloponnes aus, die er vor vierzehn Jahren ausgeführt hat, und wird um so weniger anstehen, die jetzt möglich gewordenen Berichtigungen sich selbst angedeihen zu lassen, da auch Hr Puillon Boblaye manche Rücksicht auf jene Arbeit nimmt, und dem Ref. öfter die Freude bereitet, die mit unvollkommnen Hülfsmitteln gewonnene Combination durch eine vervollständigte Erfahrung bestätigt zu finden.

In Achaia ist die merkwürdige Gegend des alten Helike, welches im J. 373 v. Chr. (Ol. 101, 4.) durch ein Erdbeben ins Meer versank, nebst den benachbarten Städten Keryneia und Bura, ähnlich dargestellt, wie früher angenommen wurde; ein Hauptunterschied ist jedoch der, daß der Fluß, welcher von Kalavryta herab kommt, nicht bey Keryneia, sondern östlich von Bura dem Meere zufließt, und darnach nicht der Kerynetes, sondern der Buraikos der Alten seyn muß, wie auch schon aus Leake's Werke zu ersehen ist. Aus dem Gebiete von Korinth heben wir die Bemerkung hervor, daß Strabon Unrecht hat, die Oneischen oder richtiger Oneischen Berge nach Megaris zu setzen und vom Skironischen Felsen bis zum Kithäron auszudehnen, so daß sie das Meer bey Nisäa vom Alkyonischen trennen — die Historiker und andere Geographen nennen durchaus die Gebirgskette, welche sich durch Megaris zieht, und sich nicht in zwey verschiedene Höhenzüge spalten läßt, Ge-

raneia; Ὄνεια ὄρη oder Ὄνειον ὄρος dagegen heißt bey Thukydides IV, 44., Xenophon VII, 1, 41. und Andern die steile Bergkette, welche sich von Kenchreä nach Akrokorinth zieht, und zu der der mächtige Felsen von Akrokorinth selbst gehört. Der Unterz. stimmt ganz dieser Behauptung bey, und fügt hinzu, daß nun auch das Fragment aus Simonides Elegieen, wonach Geraneia sich über dem Skironischen Passe erhebt (Simonidis Cei Carm. rel. ed. Schneidewin. 64. p. 89.) keine Schwierigkeiten mehr machen kann. Doch ist der Gebrauch des Namens Ὄνεια ὄρη, wodurch er bis Böotien ausgedehnt wird, nicht auf Strabon allein zu beschränken; der Unterz. hat eben denselben auch in den Sprichwörter-Sammlungen des Alterthums, Proverb. Vatic. 3, 71. Apostol. 17, 8., nachgewiesen. Größerem Bedenken ausgesetzt ist die Bemerkung des Verfs über den Weg Kontoporeia zwischen Korinth und Mycen. 'Mehrere Geographen und Reisende haben voraus gesetzt, daß diesen Namen derjenige Weg geführt habe, der durch die Schluchten des Hagion-Ori und Berbati nach Argos führte. Wir finden in den Stellen des Polybios und Athenäos nichts, was diese Annahme unterstützen könnte, und glauben, daß dies der Weg war, der in gerader Linie das Gebirge gegen Mycen hin durchschneidet, und den Tretos zur rechten Hand läßt.' So nimmt auch Oberst Leake die Kontoporeia für einen Fußpfad von Kleonä auf Argos über das Gebirge, östlich von dem die Berge trennenden Hohlweg Treton; aber wir haben dagegen schon die Stelle des Polybios XVI, 16, 4. geltend gemacht, wo die Kontoporeia πρὸς δύσεις χειμερινὰς, also etwa WSW., von Korinth gesetzt wird. Offenbar deutet indeß der Name κοντοπορεία auf ein

Wandern mit großen Stecken oder Stangen, deren man sich bey der Steilheit und durch viele Spalten und Klüfte zerrissenen Beschaffenheit des Gebirges mit Nutzen bedienen mochte.

Für die Topographie von Argos ist aus dem Werke von Leake Bedeutenderes zu schöpfen, wie überhaupt die Untersuchung des Locals der einzelnen Städte, mit Rücksicht auf die im Alterthume daselbst vorhandenen Denkmähler und Bauwerke weniger im Plane des vorliegenden Werkes liegt, als die Fixierung der antiken Orte überhaupt. Ueber die Verbindung, in welche Herodot die Orneaten und Kynurier setzt, gibt der Verf. S. 45. die Meinung des Unterz. (Aeginet. p. 48.) nicht richtig wieder, indem er sie mit der Ansicht von Mannert vermischt; diese Meinung, welche von den neuesten Bearbeitern der griechischen Alterthümer, K. Fr. Hermann Lehrbuch §. 19, 4. und G. Fr. Schömann, Ant. iur. publ. p. 107, 4., angenommen worden ist, ist von dem letzt genannten Gelehrten am bestimmtesten und vorsichtigsten so ausgedrückt worden: Quod autem Herodotus VIII, 72. de Cynuriis dicit: ἐκδεδωρίευνται δὲ ὑπό τε Ἀργείων ἀρχόμενοι καὶ τοῦ χρόνου, ἐόντες Ὀρνεῆται καὶ περίοικοι, colligi posse videtur, post devictos Orneatas horum nomen, si non in omnes, tamen in multos ceterorum quoque περιοίκων, qui simili cum illis condicione essent, transferri coepisse. Den neulich in unseren academischen Schriften ausführlich besprochenen argivischen Ort Lyrkeia, früher Lynkeia genannt, glaubt man in den Ruinen zu erkennen, die Hr Peytier auf dem linken Ufer des Inachos, 11 Kilometer von Argos, bey dem Dorfe Sterna, aufgefunden hat. 'Lynkeus konnte, sagt der Verfasser, in der That von da die

auf der Akropolis Larissa angezündete Fackel erblicken' — und davon, fügen wir hinzu, geht ja die Benennung des Orts und der ganze Mythus von Lynkeus aus. Für die Gegend südlich von Erasinos und Lerna, welche man früher nur sehr unvollkommen kannte, hat die Natur selbst uns ein festes Merkmahl gesetzt in dem Strudel Deine, in welchem eine starke Quelle von süßem Wasser vom Boden des Meeres aufsteigt; dasselbe Phänomen nennen die Neugriechen Anavolo; es findet sich zwischen Kiveri und Astros, in gleicher Breite mit Tegea; die französischen Officiere stimmen darin ganz mit Leake überein. Für das angebliche Phlius bey Nauplia, welches der Verf. nach Larcher, wenn auch mit einigem Zweifel, fest hält und in dem Paläokastro bey dem Hafen Aulon wieder zu erkennen glaubt, findet sich bey Herodot IX, 28. nicht die mindeste Bestätigung; bey Ptolemäos aber muß Φλιοῦς wohl in Ἁλικὸς geändert werden, wie der Ref. schon früher bemerkt hat. Die Lage von Asine schwankt, bey dem Mangel einer präcisen Angabe, an dem ganzen Küstenstriche zwischen der Gegend von Nauplia und dem Gebiete von Hermione hin und her; der Verf. bezieht darauf das Paläo-Castro, welches Herr de Boudrimey bey Kandia, unweit vom Hafen Aulon, aufgefunden hat; doch gibt er die Sache keineswegs für sicher aus, und es ließen sich auch noch Zweifelsgründe außer den von ihm erwähnten gegen diese Nähe von Asine und Nauplia beybringen. Midea glaubt der Verf. in den Ruinen einer alten Stadt bey Dendra, östlich und zugleich etwas nördlich von Argos, aufgefunden zu haben; während frühere Reisende die Ruinen von Adriani in der Nähe von Tiryns dafür genommen. Wir bleiben der letztern Ansetzung treu

wegen der mythologischen Verbindung, in welcher wir dies Midea mit Tiryns finden. Pindar sagt (Olymp. 7, 29.), daß der Heraklide Tlepolemos den Likymnios erschlug, da er aus dem Thalamos der Midea trat, welcher ohne Zweifel in der Stadt Midea gedacht wird; zugleich läßt er aber die Begebenheit sich ἐν Τίρυνθι, d. h. im Gebiete von Tiryns, ereignen; nach Olymp. 11, 69. kommt auch Oeonos, der Sohn des Likymnios, von Midea. Likymnios hat seinen Namen von der Akropolis Likymna, welche nach Strabon VIII, S. 373. gegen 12 Stadien von Nauplia, und nicht weit von Midea entlegen war; dies paßt auch viel besser zu der Lage von Adriani als Dendra (vgl. diese Anz. 1833. S. 856).

Bey der Insel Aegina geht Hr P. Boblaye auf die interessante, von Stackelberg angeregte und von Mustoxydes in der ionischen Anthologie 1834. H. 1. (s. auch Kunstblatt 1836. № 11.) näher entwickelte Frage ein, ob der durch seine schöne Architectur und Fronton=Statuen berühmte Tempel das Heiligthum des Zeus Panhellenios gewesen, oder dies auf der Bergkuppe, welche jetzt vorzugsweise Oros heißt, zu suchen und jener Tempel vielmehr der Athena zuzueignen sey. Er entscheidet sich gegen die Stackelbergsche Meinung, weil auf dem Oros nur Spuren eines kleinen Gebäudes an der Stelle einer neuen Capelle vorhanden seyen, und weil Pausanias ein so stattliches Bauwerk, wie jenen Tempel, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen haben würde, welches doch der Fall seyn würde, wenn nicht eben dieser Tempel das Panhellenion wäre. Allein Pausanias Worte lassen durchaus nicht ahnen, daß er auf dem panhellenischen Berge einen prächtigen Tempel gefunden

raneia; Ὄνεια ὄρη oder Ὄνειον ὄρος dagegen heißt bey Thukydides IV, 44., Xenophon VII, 1, 41. und Andern die steile Bergkette, welche sich von Kenchreä nach Akrokorinth zieht, und zu der der mächtige Felsen von Akrokorinth selbst gehört. Der Unterz. stimmt ganz dieser Behauptung bey, und fügt hinzu, daß nun auch das Fragment aus Simonides Elegieen, wonach Geraneia sich über dem Skironischen Passe erhebt (Simonidis Cei Carm. rel. ed. Schneidewin. 64. p. 89.) keine Schwierigkeiten mehr machen kann. Doch ist der Gebrauch des Namens Ὄνεια ὄρη, wodurch er bis Böotien ausgedehnt wird, nicht auf Strabon allein zu beschränken; der Unterz. hat eben denselben auch in den Sprichwörter-Sammlungen des Alterthums, Proverb. Vatic. 3, 71. Apostol. 17, 8., nachgewiesen. Größerem Bedenken ausgesetzt ist die Bemerkung des Verfs über den Weg Kontoporeia zwischen Korinth und Mycen. 'Mehrere Geographen und Reisende haben voraus gesetzt, daß diesen Namen derjenige Weg geführt habe, der durch die Schluchten des Hagion-Ori und Berbati nach Argos führte. Wir finden in den Stellen des Polybios und Athenäos nichts, was diese Annahme unterstützen könnte, und glaubeu, daß dies der Weg war, der in gerader Linie das Gebirge gegen Mycen hin durchschneidet, und den Tretos zur rechten Hand läßt.' So nimmt auch Oberst Leake die Kontoporeia für einen Fußpfad von Kleonä auf Argos über das Gebirge, östlich von dem die Berge trennenden Hohlweg Treton; aber wir haben dagegen schon die Stelle des Polybios XVI, 16, 4. geltend gemacht, wo die Kontoporeia πρὸς δύσεις χειμερινάς, also etwa WSW., von Korinth gesetzt wird. Offenbar deutet indeß der Name κοντοπορεία auf ein

Wandern mit großen Stecken oder Stangen, deren man sich bey der Steilheit und durch viele Spalten und Klüfte zerrissenen Beschaffenheit des Gebirges mit Nutzen bedienen mochte.

Für die Topographie von Argos ist aus dem Werke von Leake Bedeutenderes zu schöpfen, wie überhaupt die Untersuchung des Locals der einzelnen Städte, mit Rücksicht auf die im Alterthume daselbst vorhandenen Denkmähler und Bauwerke weniger im Plane des vorliegenden Werkes liegt, als die Fixierung der antiken Orte überhaupt. Ueber die Verbindung, in welche Herodot die Orneaten und Kynurier setzt, gibt der Verf. S. 45. die Meinung des Unterz. (Aeginet. p. 48.) nicht richtig wieder, indem er sie mit der Ansicht von Mannert vermischt; diese Meinung, welche von den neuesten Bearbeitern der griechischen Alterthümer, K. Fr. Hermann Lehrbuch §. 19, 4. und G. Fr. Schömann, Ant. iur. publ. p. 107, 4., angenommen worden ist, ist von dem letzt genannten Gelehrten am bestimmtesten und vorsichtigsten so ausgedrückt worden: Quod autem Herodotus VIII, 72. de Cynuriis dicit: ἐκδεδωρίενται δὲ ὑπό τε Ἀργείων ἀρχόμενοι καὶ τοῦ χρόνου, ἐόντες Ὀρνεῆται καὶ περίοικοι, colligi posse videtur, post devictos Orneatas horum nomen, si non in omnes, tamen in multos ceterorum quoque περιοίκων, qui simili cum illis condicione essent, transferri coepisse. Den neulich in unseren academischen Schriften ausführlich besprochenen argivischen Ort Lyrkeia, früher Lynkeia genannt, glaubt man in den Ruinen zu erkennen, die Hr Peytier auf dem linken Ufer des Inachos, 11 Kilometer von Argos, bey dem Dorfe Sterna, aufgefunden hat. 'Lynkeus konnte, sagt der Verfasser, in der That von da die

auf der Akropolis Larissa angezündete Fackel erblicken' — und davon, fügen wir hinzu, geht ja die Benennung des Orts und der ganze Mythus von Lynkeus aus. Für die Gegend südlich von Erasinos und Lerna, welche man früher nur sehr unvollkommen kannte, hat die Natur selbst uns ein festes Merkmahl gesetzt in dem Strudel Deine, in welchem eine starke Quelle von süßem Wasser vom Boden des Meeres aufsteigt; dasselbe Phänomen nennen die Neugriechen Anavolo; es findet sich zwischen Kiveri und Astros, in gleicher Breite mit Tegea; die französischen Offiziere stimmen darin ganz mit Leake überein. Für das angebliche Phlius bey Nauplia, welches der Verf. nach Larcher, wenn auch mit einigem Zweifel, fest hält und in dem Paläokastro bey dem Hafen Aulon wieder zu erkennen glaubt, findet sich bey Herodot IX, 28. nicht die mindeste Bestätigung; bey Ptolemäos aber muß Φλιοῦς wohl in Ἁλικὸς geändert werden, wie der Ref. schon früher bemerkt hat. Die Lage von Asine schwankt, bey dem Mangel einer präcisen Angabe, an dem ganzen Küstenstriche zwischen der Gegend von Nauplia und dem Gebiete von Hermione hin und her; der Verf. bezieht darauf das Paläo-Castro, welches Herr de Boudrimey bey Kandia, unweit vom Hafen Aulon, aufgefunden hat; doch gibt er die Sache keinesweges für sicher aus, und es ließen sich auch noch Zweifelsgründe außer den von ihm erwähnten gegen diese Nähe von Asine und Nauplia beybringen. Midea glaubt der Verf. in den Ruinen einer alten Stadt bey Dendra, östlich und zugleich etwas nördlich von Argos, aufgefunden zu haben; während frühere Reisende die Ruinen von Adriani in der Nähe von Tiryns dafür genommen. Wir bleiben der letztern Ansetzung treu

wegen der mythologischen Verbindung, in welcher wir dies Midea mit Tiryns finden. Pindar sagt (Olymp. 7, 29.), daß der Heraklide Tlepolemos den Likymnios erschlug, da er aus dem Thalamos der Midea trat, welcher ohne Zweifel in der Stadt Midea gedacht wird; zugleich läßt er aber die Begebenheit sich ἐν Τίρυνθι, d. h. im Gebiete von Tiryns, ereignen; nach Olymp. 11, 69. kommt auch Oeonos, der Sohn des Likymnios, von Midea. Likymnios hat seinen Namen von der Akropolis Likymna, welche nach Strabon VIII, S. 373. gegen 12 Stadien von Nauplia, und nicht weit von Midea entlegen war; dies paßt auch viel besser zu der Lage von Adriani als Dendra (vgl. diese Anz. 1833. S. 856).

Bey der Insel Aegina geht Hr P. Boblaye auf die interessante, von Stackelberg angeregte und von Mustoxydes in der ionischen Anthologie 1834. H. 1. (s. auch Kunstblatt 1836. № 11.) näher entwickelte Frage ein, ob der durch seine schöne Architectur und Fronton-Statuen berühmte Tempel das Heiligthum des Zeus Panhellenios gewesen, oder dies auf der Bergkuppe, welche jetzt vorzugsweise Oros heißt, zu suchen und jener Tempel vielmehr der Athena zuzueignen sey. Er entscheidet sich gegen die Stackelbergsche Meinung, weil auf dem Oros nur Spuren eines kleinen Gebäudes an der Stelle einer neuen Capelle vorhanden seyen, und weil Pausanias ein so stattliches Bauwerk, wie jenen Tempel, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen haben würde, welches doch der Fall seyn würde, wenn nicht eben dieser Tempel das Panhellenion wäre. Allein Pausanias Worte lassen durchaus nicht ahnen, daß er auf dem panhellenischen Berge einen prächtigen Tempel gefunden

habe; er sagt nur, das Panhellenion-Oros enthalte nichts Merkwürdiges, als das Heiligthum des Zeus, welches Aeakos dem Zeus errichtet haben solle: Worte, die in der That auf ein Hieron mit einer kleinen, alterthümlich einfachen Capelle besser passen, als auf den in Frage stehenden Tempel, bey dem doch wohl, außer der ersten Gründung, der spätere Ausbau der Erwähnung werth gewesen wäre. In der That neigt sich, seit die Unechtheit der angeblich antiken Inschrift ΔΙΟΣ ΠΑΝΕΛΛΗΝΙΟΥ erwiesen ist, die Wahrscheinlichkeit immer entschiedener auf die Seite der Stackelberg'schen Behauptung; besonders seit man nicht weit von dem fraglichen Tempel eine Steinplatte mit der Inschrift gefunden hat: . . . Σ ΤΕΜΕΝΟΣ ΑΘΕΝΑΙΑΣ, d. h. ὅρος τεμένους Ἀθηναίας. S. über beide Puncte die wichtigen Mittheilungen unsers trefflichen Collegen in Athen, Professors L. Roß, in Schorns Kunstblatte 1837. № 78. Die Grenzlandschaft von Argolis und Lakonika, Kynuria genannt, welche vor Leake's Werke und der Expédition de Morée uns sehr unvollkommen bekannt war, erhält durch die genaue Angabe aller Berghöhen, Flüsse, Bäche und Ruinen, wie sie der Verf. liefert, neues Licht; nur sind seine Schlüsse für die alte Geographie in dieser Gegend nicht durchaus probehaltig. Er setzt die Stadt Thyrea in Kynurien südlich von Astros, auf das jetzige Hagios Andreas, an die Mündung eines Flüßchens, welches von SW. aus Lakonika kommt, und auf derselben Höhe des Parnon entspringt, wie der Fluß von Hag. Petros, der nördlich von Astros mündet, an eine Stelle, wo Hr de la Garde nicht unbedeutende Reste des Alterthums gefunden haben soll. Allein Pausanias (II, 38.) sagt, daß

die Landschaft von Thyrea zu seiner Zeit Argivisch war; er sagt ferner, daß nur ein Fluß, der Tanos, vom Gebirge Parnon durch das Land der Argiver fließe; folglich können nicht beide Flüsse, der von Hag. Andreas und Petros, dem Gebiete von Argos, wie es in Pausanias Zeit bestand, angehört haben; da nun aber der Fluß von Hag. Petros, der nördlichere von beiden, sicher durch das Argivische Gebiet floß, so muß der Landstrich an dem Flusse von Hag. Andreas damahls nicht Argivisch gewesen seyn; folglich kann Thyrea, welches in Pausanias Zeit Argivisch war, nicht auf der Stelle von Hag. Andreas gelegen haben. Noch ein anderer Beweis kann aus Plutarch Pyrrh. 32. geschöpft werden. Somit bleibt Leake's Meinung, nach der die Ruinen bey dem neuen Orte Luku am Tanos dem alten Thyrea angehören, immer noch die wahrscheinlichere, wenn sie auch zu einer Correction des Textes im Thukydides nöthigt (vergl. diese Anz. 1832. S. 34.).

Von der Geographie Lakonikas machen wir nur auf einige Puncte aufmerksam, die besonders durch die neuen Entdeckungen gewonnen haben. Herr P. B. hat einen Plan Spartas aufgenommen, der in dem großen Werke der Expedition, in der Section der Architectur T. II. pl. 45., erschienen ist, und den er hier, so weit er die Topographie der alten Stadt angeht, rechtfertigt. Wir finden, daß er mit dem Plane, wie er früher aus dem Journale von Fourmont und den Elginischen Papieren entworfen war, in den Hauptpuncten übereinstimmt, aber Mehreres sich jetzt genauer bestimmen läßt, wollen aber lieber dies ganze Kapitel auf sich beruhen lassen, bis Hr HR. Thiersch den verheißenen, wesentlich

ersten Kunde dieser Entdeckungen nach historischen Gründen, diese Art von Denkmählern in eben dieser Gegend (von Amyklä) voraus gesetzt hatte (Orchom. S. 319.). Herr Puillon Boblaye meldet noch nichts von den neuerdings beym Menelaion vorgenommenen Ausgrabungen; welche die Fundamente eines sehr eigenthümlich angelegten Heroen-Denkmahls, und umher eine Unzahl kleiner Bleyfiguren hochbehelmter Männer und enggegürteter Weiber ans Licht gebracht haben, die ohne Zweifel von Spartanern und Spartanerinnen dem Menelaos und der Helena geweiht worden sind. Wir verdanken die ersten interessanten Nachrichten von diesem Funde dem trefflichen Archäologen, Professor Roß in Athen. S. das Intelligenzblatt der Hall. ALZ. 1837. № 47.

Im Uebrigen haben die Arbeiten der französischen Officiere und Gelehrten wenigstens über die gegenwärtige Chorographie von Lakonika, dessen Berge und Thäler man bisher zum großen Theile nur in sehr unbestimmten Umrissen zeichnen konnte, neues Licht verbreitet; wenn Gleiches nicht in Beziehung auf die Namen alter Geographie möglich war, liegt der Grund an dem Mangel literarischer Nachrichten über diese von feindlichen Heeren so selten durchzogene Landschaft. Daher selbst Zweifel über die Existenz manches nur einmahl genannten Ortes statt finfinden. Biandina, das man nur aus Ptolemäos kannte, und dessen Daseyn im Alterthume der Verf. S. 95., wie auch der Ref. früher, in Frage stellte, ist indeß durch eine Inschrift von der Vernichtung gerettet worden, s. Böckh Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 654.

Messenien hat nach den Arbeiten der Eng-

länder weniger neue Aufklärungen erhalten; die ältesten Wohnstätten der Herrscher des Landes vor der spartanischen Herrschaft, Andania und Stenyklaros, sind auch nach dem Geständniß dieses Werks S. 109. noch nicht fixiert. La Messénie, sagt der Verf., est une des provinces de la Grèce où les voyageurs auront à faire les decouvertes les plus intéressantes. . . . Mais on doit se hâter: cette riche province, aussi dépeuplée aujourd'hui qu'au temps de sa conquête par Sparte, ne va pas tarder à se couvrir de constructions nouvelles, où iront s'enfouir les derniers débris de ses monumens historiques. Aber selbst die Gegend, welche die neueren Reisenden, besonders die Theilnehmer militärischer Expeditionen zu Land und Wasser, am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, die Gegend von Navarin, gibt in Beziehung auf ihre Gestalt im Alterthume noch großen Zweifeln Raum. Herr P. Boblaye behauptet, in Uebereinstimmung mit den Hnn Blouet und Lenormant (Annales de l'Institut archéol. 1832. p. 181.), daß Paläo-Castro oder Alt-Navarin das alte Nestorische Pylos sey, das auf dem Vorgebirge Koryphasion, am nördlichen Eingange zu dem Meerbusen von Sphakteria, seine Stelle gehabt habe. Nun ist es richtig, daß, als der athenische Feldherr Demosthenes im peloponnesischen Kriege sich dieses Platzes bemächtigte, eben dieselbe Stelle von den Athenern Pylos benannt wurde, welche die Spartaner Koryphasion nannten. Dieser Platz war damahls ein wüstes Vorgebirge (ἄκρα ἔρημος, Thukyd. IV, 3.), welches erst die Athener mit ihrer gewohnten Raschheit befestigten, aber bestand als bewohnter und befestigter Ort seit je-

ner Zeit bis auf die der Antonine, in denen Pausanias es ganz so beschreibt, als wenn es das alte nestorische Pylos wäre; man kann nicht zweifeln, daß Palåo-Navarino jetzt noch dieselbe Stelle einnimmt. Aber wie kann man Strabons (VIII, p. 359.) bestimmte Aussage beseitigen, daß das alte messenische Pylos am Fuße des Berges Aegaleos, der sich sieben Stadien von Koryphasion und dem Meere erhob, gestanden habe, und erst nach dessen Zerstörung einige Pylier sich am Koryphasion angesiedelt und den Namen Pylos dahin gebracht haben, wo hernach die Athener ihre Festung Pylos anlegten. Die angeblich cyclopischen Constructionen der Homerischen Stadt, welche der Verf. S. 114. in dem nördlichen Theile der Halbinsel von Koryphasion nachweist, werden wohl nur die Fundamente der athenischen Befestigungswerke seyn; Herr Lenormant, der doch auch das alte Pylos in Palåo-Navarino gefunden glaubt, gesteht doch, daß keine älteren Mauern sich hier vorfinden, als der athenischen Zeit zugeschrieben werden können. Die Grotte des Hermes oder Nestor, die zu Pausanias Zeit in der Stadt Pylos bestand, wird nach dem Homerischen Hymnus auf Hermes zwar in die Gegend von Pylos, aber offenbar in eine einsame, von Menschenwohnungen abgelegene, Landschaft gesetzt; damahls kann also die Stadt Pylos noch nicht am Koryphasion gelegen haben. (S. darüber Gerhard's Hyperb. Röm. Studien S. 311.)

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.
Den 25. August 1838.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Expédition scientifique de Morée. Par Puillon Boblaye.

Auch aus der Topographie von Elis und Triphylien nur einige Hauptfragen. Nach der Karte des Werks lag das alte Elis nicht an einem Nebenflüßchen des Peneios, sondern an diesem Hauptflusse selbst; den Namen Μήνιος bey Pausanias erklärt er für einen bloßen Schreibfehler für Πηνειός. Allein die Sache ist doch großem Bedenken unterworfen. Bey Theokrit XXV, 15. weiden die eleischen Heerden Μηνίου ἀμ μέγα τῖφος; nur einige Handschriften haben Πηνειοῦ, welches die Critiker in der Form Πηνεοῦ aufgenommen haben. Bey Strabon VIII, p. 337. (V. III, p. 32. Tzschucke) heißt der bey dem Gymnasium vorbey fließende Strom, so viel wir finden, in allen diplomatischen Quellen Μηνειός, Μινειός, und Πηνειὸς ist bloße Emendation; eben so scheint es S. 338 (V. III. p. 36.) und 339. (p. 44.) zu stehen, wo die Mündung dieses Meneios ins Meer erwähnt wird. Pau-

sanias nennt V, 1, 7. den von Herakles durch die Ställe des Augeas geleiteten Fluß nach den bessern Handschriften (Cod. Vind. Mosqu.) Μήνιος, wo nach einer wahrscheinlich sehr wenig begründeten Lesart Μινυήϊος (ohne Rücksicht auf Pausanias Dialect) geschrieben wird. Derselbe Topograph setzt VI, 26, 1. nach sicherer Lesart der Handschriften das Theater von Elis zwischen den Markt der Stadt und den Menios. Nur VI, 22, 3. heißt dieser Fluß in den bis jetzt bekannt gewordenen Quellen des Textes Peneios; doch wird auch hier vielleicht die vollständigere Textbegründung, die wir dem Fleiße trefflicher Gelehrten für die ersten Bücher bereits verdanken, bald ein anderes Urtheil gestatten. Wenn man nun nicht eine wahre Verschwörung unter den Abschreibern aller dieser Autoren annimmt, kann man nicht zweifeln, daß die Lesart Menios die ursprüngliche bey ihnen ist, da weder Zufall noch Absicht sie an allen diesen Stellen hervor bringen konnten, Zufall nicht, weil sie dann doch nicht in sechs Stellen in den besten Quellen sich finden würde, und noch weniger Absicht, weil auf diese Weise zwar der allbekannte Flußname Peneios für den verschollenen Menios, aber nicht umgekehrt Menios für Peneios gesetzt werden konnte. Diese Vertauschung des bekannteren Namens mit dem unbekannteren hat allerdings im Alterthume auch schon statt gefunden, aber schwerlich bey den landeskundigen Geographen, sondern bey den Mythologen, die den Peneios öfter als den Fluß nennen, durch den Herakles jene colossale Stallausmistung vollbracht habe. Bey Apollodor II, 5, 5. werden zu diesem Behufe Alpheios und Peneios verbunden, und bey Diodor IV, 13. wird auch wohl Πηνειὸν der Lesart Ἀλφειὸν, die aus IV, 14. herein gekommen ist, vorzuziehen

seyn. Nach Allem wird es gerathen seyn, den Fluß bey Elis Menios zu nennen, obwohl auch Hr Bobrick in einer schätzbaren Arbeit über die Geographie von Elea, in Berghaus Annalen der Erdkunde, Jahrg. IX. 1833. № 97. S. 169., den Namen Peneios für den Fluß von Gastuni fest gehalten, und dann ein Nebenflüßchen Menios unterschieden hat, das die Stadt Elis selbst durchschnitten habe. Die Existenz des triphylischen Pylos bleibt noch unaufgeklärt; dagegen über das alte Poseidons-Heiligthum Samikon und den Lauf des Anigros oder Minyeios ein erwünschtes Licht verbreitet ist.

Das Centralland des Peloponnes, Arkadien, bietet mit seinen sonderbar verschlungenen und in ein Netz mit einem Ausgange verknoteten Bergketten, regellos hingestreueten Bergkuppen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten; seinen sich in Klüfte verlierenden und anderwärts wieder hervor brechenden Gewässern, vielen Binnenseen, oft mehrnamigen, und zuweilen unter einander gleichnamigen Bächen, endlich mit seinen zahllosen kleinen Völkerschaften und Ansiedlungen einer theils hirtlichen, theils landbauenden Bevölkerung, ein geographisches Labyrinth, das indessen durch die verdienstvollen Arbeiten der Engländer, namentlich W. Gell's, schon so weit aufgeklärt war, daß in der darauf gegründeten Karte des Unterz. auch gegenwärtig nur wenige Hauptfehler zu berichtigen sind. Hauptsächlich gehört dahin der Lauf des Flusses von Methydrion, der nicht nach dem Alpheos, sondern nach dem Tragos geht, und erst nach einem weiten Umwege in den Alpheos gelangt. Dagegen sind die drey von der nördlichen Bergkette Arkadiens herab strömenden Gebirgsbäche in den Thälern von Psophis, Kleitor und Pheneos, welche Pausanias

alle drey Aroanios nennt, von Hn P. B. gerade so gezeichnet, wie vom Unterz., und es kann an der Verschiedenheit derselben nicht mehr gezweifelt werden. Der See von Pheneos bedeckt jetzt das ganze Thal und steigt immer höher, wegen einer Verstopfung der unterirdischen Abzüge (βέρεθρα oder ζέρεθρα), die nach dem Verf. S. 153. erst etwa vor 20 Jahren eingetreten ist. Doch kann die Natur auch wieder helfen, und die verstopften Klüfte eröffnen, wie es nach der Bemerkung des Verfs schon mehrere Mahle geschehen ist. Theophrast erzählt in der Pfl. Gesch. V, 4, 6., daß, als einmahl das Thal der Pheneaten durch die Verstopfung des Berethron unter Wasser gesetzt wurde, man Brücken aus Tannenholz (ἐλάτη) über den See baute, eine über die andere, indem die Wasserfläche immer höher stieg; auf einmahl brach das Berethron auf und man fand alle diese Brücken unverfault wieder. Vgl. die Erzählung III, 1. mit Schneider's Anm.

Der Verf. gesteht mit rühmlicher Bescheidenheit, daß nach allen neueren Bemühungen noch immer manche Partien der Topographie Arkadiens, wie besonders die Grenzgegenden gegen Elis und Lakonika (darunter die früher lakonische, hernach arkadische Landschaft Aegytis), im Dunkel liegen; er beklagt, daß der Auftrag, an der wissenschaftlichen Expedition nach Morea Theil zu nehmen, ihn getroffen habe, ehe er sich namentlich für die dabey zu lösenden Aufgaben der comparativen Geographie gründlich habe vorbereiten können, und daß ihm daher auch viele Theile und Puncte des Peloponnes nur durch die Nachforschungen seiner Mitarbeiter bekannt seyen; er hofft, diesen Mangel einst gut zu machen, wenn ihm gestattet werde, Griechenland von neuem zu besuchen, 'cette Grèce, si désolée et que l'on

n'a cependant jamais quittée sans désirer la revoir encore'.

K. O. M.

Dorpat.

Gedruckt bey J. C. Schünemann, 1834: Ueber die Hiram-Salomonische Schifffahrt nach Ophir und Tarsis. Eine biblisch-archäologische Untersuchung von Carl Friedrich Keil, Lic. der Theol., Privatdoc. an der Kaiserl. Universität Dorpat. — Aus den Dorpater theolog. Beiträgen besonders abgedruckt. 106 Seiten in Octav.

Ohne lauter neue Resultate liefern zu wollen, beabsichtigt der Verf. in dieser Schrift nur die bisherigen, so verschiedenen Meinungen über die Lage von Ophir und Tarsis zu sichten, das Gewisse vom Ungewissen, das Wahre von dem bloß Wahrscheinlichen und erweislich Falschen zu scheiden. Im ersten Theile, von der Hiram-Salomonischen Schifffahrt im Allgemeinen, geht er von der Erklärung von 1. Kön. 9 und 10. und 2. Chron. 8 u. 9. aus, und sucht zuerst zu beweisen, daß Hiram nicht bloß Seeleute, sondern auch eine Flotte von Tyrus nach Eziongeber am arabischen Meerbusen geschickt habe und stellt dann die verschiedenen Lösungen der Frage zusammen, wie die Schiffe über die Landenge von Suez gebracht seyen? Einige haben ohne sichern Grund angenommen, daß ein Canal aus dem Nil in den arabischen Meerbusen geführt habe, Andere, daß die Schiffe in einzelnen Stücken über Land durch Kameele dorthin gebracht seyen, wie ähnliche Beyspiele von älteren Schriftstellern und neuren Reisebeschreibern berichtet werden; Herr K. findet es aber noch wahrscheinlicher, daß Hiram schon ganz fertige Schiffe über die Landenge

von Suez schaffen liess, was er mit einigen Parallelen aus den Classikern belegt. Hierauf wird untersucht, ob die angeführten Stellen von einerley Fahrt nach Ophir handeln, oder ob Hiram und Salomo gemeinschaftlich Flotten nach Ophir und nach Tarsis schickten? Der Verf. beweist das letztere, weil Tarsis von Ophir besonders unterschieden werde und Tarsisschiffe nicht überhaupt grosse Seeschiffe bedeute.

Der zweyte Theil beschäftigt sich mit der Untersuchung über die Lage von Ophir und Tarsis. Die bisherigen Meinungen, wo Ophir zu suchen sey, theilen sich in Indien, Afrika und Arabien; gegen Indien wird vorzüglich bemerkt, dass es an den Küsten kein Gold gehabt habe, sondern nur in den nördlichen Gegenden, von wo es aber zu Lande durch Karawanen in den vorderasiatischen Handelsverkehr kam, und dass eine Reise nach Indien nach der damahligen Weise der langsamen Küstenfahrt nicht in einem Jahre hin und zurück gemacht werden konnte, indem früher bewiesen wurde, dass eine Fahrt nach Ophir nicht drey, sondern nur ein Jahr gedauert habe. Die Meinung für Afrika hat am wenigsten Wahrscheinlichkeit und ist schon von Mehreren widerlegt; es bleibt also nur die Annahme übrig, dass Ophir in Arabien gelegen und hiermit lassen sich alle Angaben vereinigen. Schon Moses erwähnt Ophir Genes. 10, 29. zwischen Scheba und Chawila, also in Jemen, und dies muss auch das Salomonische Goldland gewesen seyn. Zwar finden sich jetzt dort keine Goldgruben mehr, aber das ganze Alterthum spricht von dem Goldreichthume Arabiens, so dass es nicht zweifelhaft seyn kann, dass es einst dort in Menge gefunden wurde; Edelsteine dagegen werden noch jetzt dort gegraben. Die Ansicht, dass Ophir nur in Arabien

gelegen, wird zur völligen Gewißheit erhoben durch die Zeit von ungefähr einem Jahre, welche die Salomonische Flotte zur Hin- und Rückreise gebrauchte. So vollkommen auch die Schifffahrt der Phönizier schon in alten Zeiten war, so darf man doch nicht annehmen, daß sie die der Römer im 4. Jahrhundert n. Chr. übertraf. Nach Hieronymus machte aber ein Schiff eine glückliche Fahrt, wenn es in sechs Monaten die Länge des arabischen Meerbusens durchsegelte. Man muß dabey auch nicht vergessen, daß zu Salomos Zeit die Fahrt auf diesem Meerbusen erst unternommen wurde und überhaupt die Küstenschifffahrt auf demselben wegen der vielen Korallriffe eine sehr schwierige ist.' Deshalb kann auch die Stadt el-Ophir in der Landschaft Oman nicht verstanden werden, weil, die Verschiedenheit der Schreibart in semitischer Schrift ungerechnet, die Umschiffung der ganzen Südküste Arabiens bis zum persischen Meerbusen nicht so schnell von statten gehen konnte, daß die Flotte in einem Jahre zurück kam, sondern Ophir muß innerhalb des arabichen Meerbusens gelegen haben, am wahrscheinlichsten ein wenig nördlich von Loheia.

Daß unter Tarsis die Stadt Tartessus in Spanien zu verstehen sey, wird jetzt fast allgemein angenommen; aber Hr K. will dies genauer dahin bestimmen, daß darunter nur die Stadt auf der Insel, welche der Fluß Bätis damahls durch seine beiden Mündungen bildete, gemeint seyn könne, und Tarsis kein allgemeiner Name für die westlichen Gegenden, besonders Spanien, sey. Von hier holte die aus Joppe oder einem anderen Hafen des mittelländischen Meeres aussegelnde phönizisch-hebräische Flotte besonders Silber, woran Spanien nach vielfachen Zeugnissen alter Schriftsteller ehemahls Ueberfluß hatte. Die Tar-

sisflotte brachte aber noch drey andere Gegenstände mit, von denen bewiesen werden muß, daß sie auch aus Spanien oder von einer Reise dorthin mitgebracht werden konnten; zum Unglück kommen jedoch die Namen dieser Dinge nur an dieser Stelle des alten Testaments vor und ihre Bedeutung ist ungewiß. Hr K. zeigt nun zuerst, daß Elfenbein, Affen und Pfauen, wie man gewöhnlich die drey hebräischen Wörter übersetzt, von der benachbarten afrikanischen Küste von den Phönizern selbst geholt, oder von dort nach Tartessus, dem großen, allgemeinen Waarenmarkte gebracht seyn konnten, da das Vorhandenseyn jener Gegenstände in Afrika bewiesen werden kann. Dann erhebt er aber Schwierigkeiten gegen diese Uebersetzung der drey Wörter, erklärt sich gegen die neue von Benary vorgetragene und von Gesenius angenommene Ableitung des schenhabbim aus schen Zahn und habbim contrahiert aus dem ha des Artikels und ibbim, verwandt mit dem Sanskrit ibhas Elephant, und läßt die Bedeutung unbestimmt. Eben so ungewiß ist es, was tuckijim waren, Pfauen, oder eine besondere Affenart, oder Perlhühner? Der Name Tuckijim vom Singul. tucki könnte von Tucca, einer Stadt Mauretaniens, die nach Plin. V, 1. am Meere lag, kommen, weil diese Vögel von dort bezogen wurden. Denn ausländisch ist der Name gewiß, und selbst die Form spricht für eine Ableitung von einem Nomen proprium. Die aves numidicae oder gallinae Afrae gehörten bekanntlich bey den Römern zu den ausgesuchtesten Leckerbissen. Und auch Salomo liebte nach 1. Kön. 5, 2. eine gute und reich besetzte Tafel. Unter den verschiedenen Gerichten, welche auf seine Tafel aufgetragen wurden, wird auch gemästetes Geflügel genannt. Darunter waren vielleicht auch

gallinae numidicae, und solche sind wahrscheinlich unter tuckijim zu verstehen. Bey dieser Ansicht würde sich wenigstens gut erklären, wie die tuckijim einen besonderen Handelsartikel der Tarsisflotte bilden konnten. So viel als Vermuthung. Da die anderen Erklärungen im Grunde auch weiter nichts als Vermuthungen sind, so mag auch dieser eine Stelle neben jenen gegönnt werden.' — Diese Gegenstände können also wegen der Unsicherheit der Bedeutung weder für, noch gegen Tartessus als Argument gebraucht werden; dagegen entspricht die Dauer der Fahrt von drey Jahren der Entfernung.

Hiermit hat Ref. die Ansichten des Verfassers in der Kürze dargelegt, um diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessieren, auf diese Schrift aufmerksam zu machen; indeß steht zu bezweifeln, ob sich alle Leser für überzeugt halten werden, so daß die Untersuchungen damit als geschlossen angesehen werden könnten.

F. W.

Berlin.

Bey Reimer, 1838. **Gregorius, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von Karl Lachmann.** 112 Seiten in groß Octav.

Wer unsern Hartmann von Aue als einen der edelsten und liebenswürdigsten Männer und als einen der meisterhaftesten Dichter seines Zeitalters zu würdigen und zu schätzen weiß, dem muß alles was zu einer vertrauteren Bekanntschaft mit ihm beytragen kann, von hoher Wichtigkeit seyn. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Abdruck der vaticanischen Handschrift des Gregorius, welchen der Herr Pfarrer Greith dem Specilegium

Vaticanum einschaltete, mit allem Danke aufgenommen wurde. Einige Versehen, die sich aus mangelhafter Kenntniß der Sprache des dreyzehnten Jahrhunderts in diesen Abdruck so wie in die Beygaben desselben eingeschlichen hatten, sind bereits von Jac. Grimm in seiner Anzeige des Buches (Götting. gel. Anz. 1838. St. 14. 15.) glimpflich gerügt und gebessert worden. Allein ein Gedicht von Hartman wird jedermann ohne Anstoß und Störung zu lesen wünschen, und dies veranlaßte Hn Prof. Lachmann zu einer einzelnen Ausgabe der lieblichen Erzählung. Lachmann hat es für überflüssig gehalten, auch nur durch ein einziges Wort auf das Verdienst aufmerksam zu machen, das er sich um die Wiederherstellung des alten Gedichtes erworben hat; kundigen Lesern genügt der Name des vollendeten Critikers, und auf das was ihnen genügt, beschränke sich auch diese Anzeige.

Da man indeß die Hoffnung nicht aufgeben darf, die Straßburger Handschrift wieder aufzufinden, und da auch die vaticanische eine nochmahlige sorgfältige Vergleichung verdient, so scheint es nicht unnütz zu seyn, vorläufig die Stellen anzugeben, welche für einen solchen Fall besonderer Aufmerksamkeit werth zu seyn scheinen. Gegen einen Dichter, der alles sauber und nett haben wollte, ist eine solche Aufmerksamkeit Pflicht. Was übrigens in den folgenden Zeilen den Fragezeichen nachgesetzt wird, bitten wir recht sehr nicht etwa als Vorschläge zu Aenderungen des Textes anzusehen, sondern nur als Anfragen, ob die Handschriften nicht solche oder ähnliche Abweichungen darbieten. — Wir setzen, der Kürze wegen, voraus, daß der Leser das kleine Buch zur Seite habe.

Z. 22. dô er ? und er 184 dô ez mit

slâfe was bedaht, dâ ? dô mit slâfe was bedaht dâ 238 vreude ? herze 334 irn was kein ganziu vreude erkant, diu âne trûren wære: dô si was âne swære, daz was ir bestiu vreude hie daz sî niwan ir weinen lie. ? irn was kein ganziu vreude erkant: daz ê ir trûren wære dô sî was âne swære, daz was ir bestiu vreude hie, daz sî niwan ir weinen lie. 376 iemmer und niemmer scheinen mehr des Abschreibers als Hartmannes Schreibweise zu seyn. 386 der uns nû aller nâhest gât ? (der uns nû aller nâhest gât), 413 begrîft ? begriffe 416 vor ? mir vor 453 volgten ? volgeten 478 daz îs in dem viure ? daz îs dem viure 511 als ? alse 636 iegelîches ? iegelîchez 750 muoz ? muose 1044 gereite l. geræte 1079 genædic in den Besserungen S. 112 genendic) swâ er solde, ein zage swâ er wolde auf Beesenmeyers Pergamentblatte genædec da er wolde, ein zage da er solde (wohl vorzuziehen) 1137 mîn kint? sô wol sî hie gefriunt sint, ? mîniu kint, so wol sî hie gefriunt sint. 1244 wan deich iht ? wand ich niht 1315 dise sache ? zwô sache 1325 geslehte . . mehte ? geslähte . . mähte (vgl. 1107) 1426 sprungen ? sprunge 1427 liez ich schenkel ? lie ich die schenkel 1704 soldenier ? soldier 1758 da er sî an ? dâ er se an 1788 machten sîne ? schuofen (vgl. 39. 2906. 3499) 1850 versuocht erz ? versuocht ers 1856 daz ein ? daz, ein (daz als demonstratives Pronomen, so wie 3037) 1953 wande ir ietwederre stach daz sîn, daz ez in hundert brach ? wande ir ietwederre verstach daz sîn daz ez in stücke (? ensunder) brach 1970 ge-

tohtige ? getorstige 2013 noetige ? nötige 2028 dâ under in ? under in 2141 mite, dô er aber nâch sînem site in die kemenâten gie. dô ? mite. dô er aber, nâch sînem site, in die kemenâten gie, dô 2208 doch genam ? daz genam 2635 ez ist ? ezn ist 2712 unwirdekheit ? unwerdekheit (vgl. 2653) 2748 schenkeln ? füezen 2770 denne ditz haberbrôt ? dan ê dô ditze haberbrôt 2792 daz ich der werlde verpflac ? daz ich der werlde mich verpflac 2799 wizzt ? wizzet 3003 zesamen ? zesamene oder zesamne 3145 dô ? daz 3249 einen dürftegen ? dürftigen (vgl. 1165. 2579, wo dürftige, dürftigen auf verswige und verzigen reimt: — was die Bedeutung des Wortes betrifft, so mag zugleich an die Anm. zu Iwein V. 6403, wie sie S. 436 zu finden ist, erinnert werden —) 3254 erwahsen ? verwahsen 3276 gerlîch (gärlich Oberl. 472. Karl 28. b.) ? . . . 3312 regens wîs ? in regens wîs (vergl. 2856 en hundes wîse) 3512 morgen ? morgens 3513 wan dêr (mit scharfsinniger Kunst ist hier nach dem Echten geforscht; ob es gefunden ist, muß eine gute Handschrift lehren) 3666 houbtmissetât ? houbetmissetât 3721 nû sagt wie, ? nû saget mir, 3722 ob ? daz 3744 daz arme wîp, ? daz wîp, 3801 gelten ? genesen.

Die hier stehenden Fragezeichen zu erörtern würde viel zu weit führen und muß dem aufmerksamen und mit Hartmannes Sprache innig vertrauten Leser überlassen werden: uns soll es freuen, wenn sie dazu dienen, auch nur einzelne Stäubchen von dem schönen Kunstwerke abzublasen.

Auf das was für Sprache und Wörterbuch aus dem Gregorius zu lernen ist, kann hier nicht eingegangen werden. — Das lateinische 'crede mich' wird in dem Munde des Abtes nicht weiter irren; da wo bey Mone 'des krede ich mich' steht, ist berede zu lesen; 'mich' ist aus michi st. mihi zu erklären.

Jac. Grimm hat in der oben genannten Anzeige auf ein Paar ausgezeichnet vortreffliche Stellen aufmerksam gemacht: aller guten Dinge sind drey, und so werde denn hier auf eine dritte verwiesen, die nicht leicht ihres Gleichen hat. Sie ist zu lang um hier Raum zu finden und steht Z. 3209 bis 3232.

Zürich.

1837. Druck und Verlag von Orell, Füßli u. Co. Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder oder Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach altteutschen Handschriften der katholischen Kantons-Bibliothek in St. Gallen. Heraus gegeben von Dr Titus Tobler. Einleitung LVIII, Sprachschatz 464 Seiten in zwey Spalten im größten Octav.

Um ein gerechtes Urtheil über dieses Werk zu fällen, muß außer dem Buche selbst auch die Stellung des Verfassers desselben berücksichtigt werden. Herr Dr Tobler ist Arzt, fühlte sich aber stäts durch eifrige Vorliebe für die Mundart so wohl als andere volksmäßige Eigenthümlichkeiten seines Geburtslandes angezogen: Sprachfor-

schung in strenge wissenschaftlichem Sinne ist ihm nicht Hauptsache, jedoch ist sie ihm nicht fremd. Er beschränkte sich auf eine verhältnißmäßig kleine Strecke Landes; aber in diesem Kreiße sind seine Beobachtungen genau; und sein gesammelter Vorrath ist reich, ungleich reicher allerdings als der Vorrath, den Stalder's schweizerisches Idiotikon uns darbietet. Uebersehen dürfen wir bey einer solchen Vergleichung aber nicht, daß Stalder's Idiotikon uns nur in der Gestalt vorliegt, in der es vor mehr als dreyßig Jahren erschien, und daß die Nachträge und Verbesserungen, mit welchen dieser höchst achtungswerthe Mann eine neue, durchaus umgearbeitete Ausgabe seines Buches auszustatten bis an das Ende seines Lebens unablässig bemüht war, bis jetzt noch nicht erschienen sind. Daß sie, von einem sachkundigen Gelehrten besorgt, eine günstige Aufnahme finden würden, leidet kaum einen Zweifel. Auch würde die Arbeit des Hn Dr Tobler dadurch keinesweges beeinträchtigt werden, da diese sich vorzüglich auf Appenzell bezieht, und zugleich bestimmt ist, ein appenzellisches Volksbuch zu werden, und als Lehrbuch in den Schulen zu dienen, um auf die Vermeidung und richtige Uebertragung nicht rein hochdeutscher Wörter und Ausdrücke aufmerksam zu machen: eine Rücksicht, welche dem Stalderschen Idiotikon so wie den meisten Werken dieser Art ganz fern liegt. Hiermit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß Herrn Dr Tobler's Sprachschatz nicht verdiene auch dem eigentlichen Sprachforscher empfohlen zu werden. Dieser wird vielmehr nicht nur, wenn er das Buch, wie der Verfasser dieser Anzeige gethan hat, durchlieset, gar manches Belehrende und zu weiterer Vergleichung Anregende finden, sondern auch für die in der Einleitung gegebene Ue-

Bericht desjenigen, was so wohl in als außer Deutschland für die Mundarten geschehen ist, sich dem Verfasser verpflichtet achten. — Was für Kenntniß des Landes in weiterer Hinsicht aus dem Buche zu lernen ist, gibt der Titel desselben an.

Nürnberg.

Wenn gleich die Anzeige von Landkarten nicht in der Regel in unsern Blättern erwartet werden kann, so können wir doch ein Unternehmen, das der Darstellung unsers eigenen Landes gewidmet ist, schon seines Gegenstandes wegen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn es sich auch nicht durch seine Ausführung empfähle. Es ist dies die Karte von dem Königreiche Hannover, dem Großherzogthume Oldenburg, dem Herzogthume Braunschweig, den Fürstenthümern Lippe Detmold u. Schaumburg Lippe, der Grafschaft Pyrmont, den freyen Städten Bremen, Hamburg und Lübeck. (Bey Albrecht Siebert.)

Die ganze Karte umfaßt sechs Blätter in drey Lieferungen, wo auf jedes Blatt eine Landdrostey mehr oder minder zu stehen kommt. Diese 6 Landdrosteyen sind dann in Steuerdirectionen, diese in Steuerkreiße, diese wieder in Königliche Aemter, Gerichte und Patrimonialgerichte eingetheilt. Die anderen Staaten, welche die Karte enthält, haben die Eintheilung in Aemter, Kreiße und Gerichte. Wohl gewählte Zeichen, deren Erklärung beygefügt ist, geben alle die Notizen, die man hier erwarten kann.

Wir haben die beiden ersten Blätter, enthaltend die Landdrosteyen Stade und Aurich, nebst den angrenzenden Ländern, vor uns liegen,

und können nach denselben das ganze Unternehmen auf das wärmste empfehlen, das nur die Frucht mehrjähriger Vorarbeiten seyn konnte. Schon aus der obigen Anzeige erhellt, daß dasselbe ganz für das Bedürfniß und den Gebrauch von Geschäftsmännern berechnet ist, und wir zweifeln daher im mindesten nicht, daß dasselbe eine günstige Aufnahme finden werde, zumahl da auch der Subscriptionspreis (die Lieferung von zwey Blättern 2 Fl. 24 Xr.) im Verhältniß gegen die Schönheit des Stiches und des Papiers, die nichts zu wünschen übrig lassen, äußerst mäßig ist. Hn.

St. Gallen und Bern.

Der Kanton Thurgau historisch, geographisch, statistisch geschildert, ein Hand- u. Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende von J. A. Pupikofer. 1837. 8. 353 Seiten.

Wir haben schon bey der Anzeige mehrerer einzelnen Kantons die Leser mit dem Plane hinreichend bekannt gemacht, um uns darauf beziehen zu können. Wir freuen uns des guten Fortganges dieses Unternehmens, das bald die gesammte Schweiz umfassen wird. Auch dieser Kanton, der bekanntlich zu den neuen gehört, ist nach demselben Plane bearbeitet, so daß eine Uebersicht der Geschichte voran geht, und auf diese die physischen und statistischen Nachrichten folgen. Schon die Seitenzahl lehrt, daß der Band zu den ausführlichern gehört. Der Verf., Diaconus zu Bischofzell, rühmt die Bereitwilligkeit mit der man ihm bey der Einziehung von Nachrichten zu Hülfe gekommen ist. Eine schön gestochene, und ins größte Detail gehende Karte ist auch hier beygefügt. Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 27. August 1838.

Göttingen.

Im Verlage der Dieterich'schen Buchhandlung, 1838: Lateinische Gedichte des zehnten und eilften Jahrhunderts, herausgegeben von Jacob Grimm und Andreas Schmeller. LII u. 387 Seiten in Octav.

Hier werden drey größere mittellateinische Dichtungen dargeboten, sämmtlich von deutschen Verfassern und sämmtlich aus der frühen Zeit des zehnten Jahrhunderts, dem man in unseren Literärgeschichten bisher wenig oder nichts zutraute. Sie füllen daher eine Lücke selbst in der einheimischen Poesie wesentlich aus, indem sich ihr Inhalt auf die deutsche Heldensage und Thierfabel bezieht. Waltharius entfaltet, auch noch in dieser Durchzeichnung, wahrhaft epische Kraft, und in dem freyer behandelten Ruodlieb läßt sich dennoch die deutsche Grundlage nicht verkennen. Ruodlieb und die Ecbasis captivi erscheinen jetzt zum ersten Mahle, Waltharius war schon von Fischer und Molter heraus gegeben und sogar für ein Werk des sechsten Jahrhunderts erklärt wor-

den. Historischen Werth hat er aber gar keinen, und gehört so wenig als die Nibelungen unter die Scriptores rerum germanicarum. Ein oder mehrere St. Galler Mönche, der älteste Eckehard und sein Zeitgenosse Gerald, haben ihn, wahrscheinlich nach einem damahls gangbaren deutschen Liede, zur metrischen Uebung ausgearbeitet. Der Text, obgleich ihm mehrere Handschriften zum Grunde gelegt worden sind, behält noch manche Schwierigkeit, zumahl in den Versen 760—774 und 810—820, wo der Wechsel des Gesprächs unsicher scheint. Dagegen sind andere Fehler der früheren Drucke hoffentlich geheilt. aspectu hilăres 216 hätte Vorrede XXII angeführt werden sollen. 1452 ist zu schreiben ceperit, nicht coeperit, denn triumphum capere für agere entspricht dem ahd. sigu neman. Wie Waltharius durch seinen Inhalt, zieht Ruodlieb vorzüglich an durch die Darstellung. Der Verfasser, vermuthlich Fromund, ein Geistlicher zu Tegernsee, gibt entschiedenes Talent zur Poesie kund, das sich selbst in dem Zwange der lateinischen Form Luft zu machen weiß. Leider ist uns das merkwürdige, für Sprache und Alterthum lehrreiche, Gedicht nur in Bruchstücken, die dennoch 2223 Verse liefern, erhalten, und manche darunter bedurften ergänzender Nachhilfe. VII, 13 ist wohl zu lesen: populum terrere val[ens tum]. VIII, 8 wäre der Reim herzustellen, wenn man subierunt in subiere änderte, doch mangelt er auch sonst, z. B. XVII, 11. 22. saluere XIII, 27 für saliere. Es ist noch viel aus dem Gedichte zu lernen, V, 15 wird einer hölzernen Trinkschale erwähnt, auf deren Boden die rechte Hand Gottes eingeschnitten war; haben in unseren Kunstsammlungen sich wohl ähnliche Gefäße bewahrt? Die ecbasis captivi wird

aus mehreren Gründen, die sich hören lassen, einem Mönch zu Tull oder Senones Namens Malchus zugeschrieben. Mit dem Orte der Abfassung dürfte es seine Richtigkeit haben, gegen den Malchus läßt sich ein Zweifel erheben, der mir erst zu spät aufgestoßen ist. Wenn nämlich 583. 584 die fortia gesta illustris monachi captivi nomine Malchi hergesagt werden, so findet sich wirklich in den Leben der Heiligen bey Surius eine vita Malchi monachi captivi per Hieronymum presbyterum scripta, welcher Malchus ein syrischer Mönch war, von den Ismaeliten gefangen, zuletzt aber durch die Flucht wieder befreyt wurde. Diese mit unserm Gedicht sonst gar nicht zusammen hängende Lebensbeschreibung muß also schon vor dem zehnten Jahrhundert in Umlauf gewesen seyn; man kann sie bey den Bollandisten, weil des Heiligen Todestag unbekannt ist, nicht aufschlagen. Surius schaltet sie hinter Hilarion ein, dessen Leben gleichfalls jenen (sonst unbekannten) Priester Hieronymus zum Verfasser hat. Da indessen genug Mönche den Klosternamen Malchus geführt haben mögen, so könnte den Lothring, wenn er eben so hieß, die bekannte Legende des Namensverwandten, oder wenn er nicht so hieß, wenigstens die captivitas auf die Anspielung geleitet haben? In dem Texte des Gedichts schweben noch Dunkelheiten. Im Anhange sind kleinere Lieder mitgetheilt und die Vorrede verbreitet sich über die äußere Form aller dieser Poesien, schaltet auch das bey Pertz nur unvollständig gedruckte, aus einem althochdeutschen Originale übersetzte carmen de Sancto Gallo ein. Möge durch solche Bestrebungen das noch verwahrloste Studium der mittellateinischen Dichtkunst angefacht werden. Sie läuft neben unserer einheimischen wie ein Canal zur Seite

eines natürlichen Flußbettes. Diesem entzieht die künstlich gegrabene Rinne wohl einen Theil seines Gewässers, aber sie bleibt ohne eigene Quelle und Mündung, und muß zuletzt wieder versumpfen oder versanden. Alle glücklichen, tief erregten Sänger befahren lieber die gewundene Krümmung des alten Ufers, das an Bergen und Wäldern hergeht und seinen unversiegenden Grund behält, während jene neugezogene Richtung oft geradehin sich durch öde Flächen streckt. Doch mag es geschehen, daß auch einzelne Nachen echter Poesie auf sie abgelenkt oder verschlagen unter dem Haufen der Fahrzeuge einher rudern, die bloß das Gewerbe der Schule treibt. Sie müssen dem Strome folgen, allein sie sind noch anders bemannt, anders beladen, und suchen sich eigene Landungsplätze.

Jac. Grimm.

Tübingen.

Bey Laupp. Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg von C. J. Hefele, außerord. Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. X u. 421 Seiten in 8.

So oft eine Specialbearbeitung aus der Geschichte der Kirche Deutschlands dargeboten wird, eben so oft erneuert sich der Schmerz, daß Deutschland bey allem historischen Fleiße weder in alter noch in neuerer Zeit ein Werk hervor gebracht hat, das als Germania sacra einigermaßen sich den Leistungen des Auslandes an die Seite stellen könnte. Während Italien seine einheimische Kirchengeschichte als Ughelli Italia sacra darbietet, Frankreich seine Gallia sacra der Sammar-

thani hat, England seine Anglia sacra v
Wharton, seine annales ecclesiastici von
ford u. s. w., während Irland, Spanien,
Niederlande, sogar Polen, diesem Zweige der
terländischen Geschichte genügt hat; bleibt das
de Unternehmen für Deutschland noch immer el
so sehr Aufgabe als frommer Wunsch. An B
arbeitung der einzelnen geistlichen Institute fe
es nicht; fast ist wohl kein Bisthum, und k
nur einigermaßen angesehenes Kloster, das ni
eine Specialgeschichte aufzuweisen hätte, u
manche davon sind Meisterwerke der Geschichtsf
schung, wobey Hontheims Geschichte Triers, M
sers Geschichte Osnabrücks, Kleinmayrs Juva
obenan zu stellen sind; allein aus der Verein
lung haben sich die kirchenhistorischen Studi
nicht erhoben. Mehrmahls ist wirklich eine Ge
mania sacra angelegt; nur kam man dab
über die Specialgeschichte einiger Bisthümer ni
hinaus: der gelehrte Jesuit Hansiz beleucht
unter diesem Titel mit den Schätzen der Wien
Bibliotheken die Geschichte Salzburgs und P
saus, machte auch den Anfang mit Regensbur
Abt Gerbert von St. Blasien im Schwarzwal
bot unter demselben Titel die großen seiner Co
gregation zu Gebote stehenden Mittel auf; d
sehr erfreuliche Erfolg waren die so gründlich
Bearbeitungen von Constanz, Chur und Wü
burg; damit gerieth aber auch Alles wieder
Stocken, so daß noch Eichhorn in seiner deutsch
Staats- und Rechtsgeschichte sich beklagen durf
daß statt einer deutschen Kirchengeschichte no
immer andere Werke, etwa Plancks Geschich
der kirchlichen Gesellschaftsverfassung, aushelf
müssen.

Nun freylich wird die Bearbeitung einer Ge

mania sacra auch eine ganz andere Aufgabe seyn, als die Nachbarländer sie zu lösen hatten; die deutsche Hierarchie ist ja nicht bloß nach ihrer kirchlichen Seite, sondern recht bald auch als Fürsten und Landesherren zu betrachten; wie bald treten Bischöfe und Aebte den übrigen weltlichen Machthabern an die Seite, und gelangen in demselben Maße zur Landeshoheit, als die Kaiserkrone erlischt, und das deutsche Reich in seiner fast tausendjährigen Auflösung fortschreitet. Die Stellung, die ein Erzbischof von Mainz oder Cöln in der deutschen Geschichte einnahm, war weder einem von Rheims oder Canterbury in ihrem Lande beschieden; wo letztere selbst bedeutsam in die Geschichte eingreifen, ist es doch jedesmahl nur der clericalische oder theologische Character, den sie geltend machen können; die volle politische Bedeutung war mit der Hierarchie nur in Deutschland vereinbar. Eben deshalb wird jene Aufgabe, wenn sie etwa von der Gegenwart gelöst werden sollte, auch etwas ganz anderes seyn müssen, als wenn vielleicht vor 100 Jahren eine Germania sacra geschrieben wäre. Mit der chronologischen Reihefolge der Bischöfe und Aebte, mit der Ausgleichung der etwaigen in den Quellen sich darbietenden Schwierigkeiten, mit Zurechtstellung der einzelnen Thatsachen, womit sich die Gallia sacra und die übrigen, so wie die Specialbearbeitungen der einzelnen deutschen Bisthümer beschäftigen, ist es jetzt nicht mehr gethan. Zum mindesten wird gefordert, daß der historische Faden da aufgenommen werde, wo ihn Jac. Grimm's deutsche Mythologie hat fallen lassen, eine Durchführung der ganzen kirchlichen und religiösen Seite des deutschen Volks vom ersten Auftreten christlicher Boten und Pre-

diger innerhalb der deutschen Grenzen an, und daß derselbe Faden in dem Sinne durch die tiefsten Verhältnisse der Nation durchgeführt werde, als dies etwa in Möser's Geschichte Osnabrücks, wenn auch nur durch einen nach Ort und Zeit so beschränkten Raum, geschehen ist. So wenig wir in diesem Sinne, trotz der mannigfachen Versuche, eine wirkliche Geschichte Deutschlands besitzen, eben so wenig dürfte wohl so bald auf eine deutsche Kirchengeschichte zu rechnen seyn.

Unter dem einzelnen Material, was als Vorarbeit dazu dienen muß, ist vorliegende Geschichte der Christianisierung Würtembergs als ein sehr erfreulicher Beytrag anzuschlagen, der sich eine zwar ziemlich beschränkte Aufgabe gestellt, dieselbe aber sehr befriedigend gelöst hat. Das Unternehmen war ein so schwieriges, weil ein fortlaufender Faden, an den die Untersuchung hätte geknüpft werden können, sich weder in einem bestimmten einheimischen Bisthume, noch in bestimmten für jene Gegend besonders wirksamen Missionären finden ließ. Würtemberg hat vor der ganz neuesten Zeit (1828) keinen bischöflichen Sitz in seinen Grenzen gehabt, und Glaubensboten, die hierher wirkten, waren, um von den legendenhaften abzusehen, theils mehr nördlich, wie Kilian und Bonifaz, theils mehr südlich, wie Columban nebst Gallus, Severin und Rupert, thätig. Der Herr Verfasser hat diese Schwierigkeit nicht anders umgehen können, als daß er seine Untersuchungen, wie der Titel schon ergibt, über das ganze südwestliche Deutschland ausdehnte, also nicht so wohl das jetzige Königreich Würtemberg, als vielmehr den ganzen Stamm der Alemannen vor Augen hatte, der, wie längst seit Schöpflin erwiesen ist, theils über den

Rhein westlich das ganze Elsaß, theils südlich die Nordabhänge der Schweiz umfaßt. Die Aufgabe, wie sie der Verfasser sich gewählt hat, ist also als eine völlig abgeschlossene, und einer selbständigen Untersuchung fähige anzuerkennen; man wird mit ihm darüber nicht rechten können, warum er sie nicht erweitert, namentlich nicht auch das südöstliche Deutschland, Bayern, das alte Vindelicien und Noricum mit umfaßt hat. Gewiß würde er bey solcher Ausdehnung seines Planes noch manches Licht auch auf sein Alemannien haben werfen können, wohin wir besonders eine nochmahlige Untersuchung über das Zeitalter des heil. Rupert als Apostels, Bayerns und Begründer der Kirche Salzburgs rechnen; denn ist derselbe von Worms nach Regensburg gezogen, hat also Alemannien mitten durchkreuzt, so wird selbst seine Durchreise als sehr erheblich für Schwaben in Anschlag gebracht werden müssen, ob sie, darin besteht ja gerade der so vielfach besprochene Fragepunct, in das sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen ist. Es gehört bey der gewaltigen Keckheit, womit die Salzburgische Geistlichkeit von jeher die möglichst frühe Ankunft ihres Apostels behauptet, und gleichsam als einen Glaubenssatz vertheidigt hat, schon eine gewisse historische Unbefangenheit, um nicht zu sagen Freymüthigkeit dazu, die so klaren Resultate der Critik eines Mabillon und Hansiz zu vertreten, und den heiligen Rupert auf das Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts herunter zu setzen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.
Den 30. August 1838.

Tübingen.

Fortsetzung der Anzeige: Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland von Hefele.

Auch unser Verfasser, dem sonst die freymüthigste Würdigung der Quellen nachgerühmt werden muß, zeigt sich bey diesem so intricaten Puncte (S. 191.) in den eigennützigen Voraussetzungen der Salzburgischen Benedictiner von St. Peter so befangen, hüpft über den wunden Punct, wobey selbst Kleinmayer für gerathen hielt, sich hinter ein non liquet zu verstecken, so schnell hinweg, daß wir beynahe das Nichteingehen auf eine Frage, die seine Aufgabe so nahe berührte, und sein Verweilen allein im Südwesten für ein absichtliches halten müssen. Wenn indessen eine solche Erweiterung des Planes jedenfalls nur als vortheilhaft für die ganze Untersuchung erklärt werden muß: so mußte es freylich doch ebenfalls dem Verfasser frey stehen, sich engere Grenzen zu stecken, und haben wir auch so die bloß auf Schwaben oder Alemannien beschränkten Untersu-

chungen als eine wirkliche Erweiterung der vaterländischen Geschichtsforschung dankbarst zu rühmen.

Nach einer durch die Sache selbst vorgeschriebenen Eintheilung sind in dieser Geschichte der Christianisierung Alemanniens drey Zeiträume unterschieden, Zeit der römischen Herrschaft, der freyen Alemannen und der fränkischen Herrschaft. Der Beweis, daß unter römischer Herrschaft die agri decumates zwischen Rhein und Donau etwa bis an den gewaltigen Pfahlgraben schon Christen zählten, ist nur um weniges schwieriger, als wenn dasselbe für das zweyte und dritte Jahrhundert von den Rhein- und Donauländern behauptet wird. Denn die Anlegung von Colonien und die Heerzüge der Legionen, worin ja doch das erste Mittel der Verbreitung des Evangeliums in Deutschland erblickt werden muß, erstreckten sich ja, bis zur Bewältigung des Zehendlandes durch die Alemannen, sicher bis an den Main und Neckar, und wollen wir hierbey gern den Argumenten des Verfassers Recht geben, wenn er nur nicht auf der historischen Evidenz der Glaubensboten um diese Zeit bestände, namentlich der Mainzer Tradition beystimmte, die den 2. Tim. IV, 10. genannten Crescens statt nach Galatien, nach Gallien, und namentlich nach dem alten Römercastell Moguntiacum gelangen läßt, sey es nun als ausdrücklich von Paulus gesandt, oder wie Pater Fuchs in seiner Mainzischen Geschichte die Sache gewandt hat, als Soldat der 22sten Legion, die unter Titus bey der Zerstörung Jerusalems thätig, nachher ihre Quartiere hierher verlegt erhalten hat. Das Mögliche, ja Wahrscheinliche, daß sie einzelne Christen zählte, will Ref. keinesweges abstreiten; nur bleibt die Deutung εἰς Γαλατίαν ἐπορεύθη

auf Gallien, immer eine Folge des Wunsches, die Anfänge der Kirche möglichst schnell und möglichst weit sich verbreiten zu lassen. Doch auch zugegeben, daß Gallien darunter verstanden werden könne, so wird die Untersuchung des tüchtigen Critikers Papebroch in den Bollandistischen Actis Sanctorum doch wohl erwiesen haben, wie spät die Ansprüche von Mainz auf den heil. Crescens beginnen, wie dagegen alles Gewicht, wenn ein solches vorhanden ist, nur auf Vienne in Gallien bezogen werden dürfe. Gern hätten wir es deshalb gesehen, wenn der Verfasser eine so mißliche Sache nicht als Beweis für das Christenthum in jenen Ländern unter römischer Herrschaft aufgeführt hätte. Außer der, übrigens allerdings vorhandenen und gern zugestandenen, Wahrscheinlichkeit der Theilnahme einzelner Christen an römischen Handels- und Kriegszügen, dürfte als wirkliche Beweise wohl nur auf die bekannten Stellen des Irenäus und Tertullian über die Verbreitung des Christenthums auch in Germanien (Iren. advers. haer. I, 10. u. Tertull. advers. Judaeos c. 7.) zurück gegangen werden müssen; und dann ist doch immer noch dagegen in Anschlag zu bringen, so wohl die declamatorische Haltung beider, denen es für eine möglichst frühe Verbreitung des Evangeliums selbst über die barbarischen Länder scheint nicht auf ein Wort mehr oder minder angekommen zu seyn, als auch das ausdrückliche Zeugniß des Sulpitius Severus, der auf ein ziemlich spätes Ueberschreiten der Alpen durch die evangelische Predigt hindeutet. Doch möge das Doppelzeugniß des Irenäus und Tertullian in voller Geltung stehen, so wundern wir uns nur darüber, wie der Verf. auf das erstere so viel mehr hat geben können, daß er es im Texte behandelt, und

(S. 51.) das zweyte nur in der Note abfertigt; der Weihbischof Hontheim von Trier will beide nicht anders, als von den Germanen in der Donaugegend verstehen; uns scheint dies wenigstens von der Stelle des Tertullian unerläßlich zu seyn, wie die Zusammenstellung der Germanen mit Sarmaten, Dacern und Scythen fordert, uns hätte auch der Verf. das Eindringen des Christenthums nach Alemannien von der Donau aus sicher durch diese Stelle viel wahrscheinlicher machen können, als durch Irenäus Ausspruch, dessen in Germaniis doch zu offen auf die Germania prima und secunda, also auf cisrhenanische Gegenden (nach römischer Anschauung) hindeutet. Im Ganzen muß man dem Verf. zugestehen, daß er seinen Satz vom Vorhandenseyn des Christenthums in Alemannien unter römischer Herrschaft zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben hat: die Aureliencapelle am Zürichersee, der Pfarrer Willimar zu Arbon (arbor felix), den Columban und Gallus um 610 antreffen, wird also nur aus altrömischer Zeit dort herzuleiten seyn; eine Entstehung solcher Beweise eines christlichen Cultus später, als etwa in Constantinischer Zeit, ist völlig undenkbar.

Die zweyte Periode begreift die Zeit der freyen Alemannen bis zur Schlacht bey Zülpich 496: sie hatten allmählich die römischen Befestigungen überwältigt, und selbst Donau und Rhein überschritten, dort war Rhätien, die nördliche Schweiz, hier das Elsaß von ihnen dauernd gewonnen. Die Masse derselben erklärt der Verf. für heidnisch, nur mit einzelnen christlichen Erscheinungen durchmischt. Für die erste Behauptung, daß bis zum Zusammentreffen der Alemannen mit den Franken, und selbst noch geraume Zeit darüber hinaus die Masse des Volks heid-

nisch blieb, hätte es kaum einer so sorgfältigen Nachweisung bedurft, da man gar nicht einsieht, wie es hätte anders seyn, wie die vom Norden her eindringenden Alemannischen Stämme hätten eine Bekanntschaft mit dem Christenthume schließen, noch weniger aber von dem im eroberten Lande vorhandenen Christenthume so bald umgestaltet werden können. Deshalb dürften die für das Heidenthum der Masse des Volks beygebrachten Zeugnisse eben so wenig unumgänglich nöthig seyn, als für die schon geschehene Christianisierung derselben im Geringsten etwas folgte, wenn etwa die Zeugnisse nicht zur vollen Evidenz hinreichten. Dies wird wohl gleich von dem ersten Argumente gelten müssen, wo der Verf. aus dem Zusammentreffen Kaiser Constantins mit den Alemannen 354 bey Augusta Rauracorum (Augst unweit Basel) dieselben deshalb für Heiden erklärt, weil der Berichterstatter, Ammianus Marcellinus, die Muthlosigkeit der Barbaren aus angestellten ungünstigen Auspicien erklärt. Wahrsagerey und Vorschau läßt sich selbst bis tief in die Carolingische Zeit bey den christlichen Germanen beobachten, so daß aus dem Vorhandenseyn solcher Paganien wohl schwerlich auf die als nothwendig bestehende heidnische Form unter dem Alemannischen Heere am Oberrheine geschlossen werden dürfte. Völlig evident sind dagegen die weiteren Beweise gelungen, daß einzelne Bekanntschaft mit dem Christenthume schon damahls angenommen werden muß. Dazu wirkte mancher Ueberrest christlicher Form aus römischer Zeit, dazu wirkten die zahllosen Kriegsgefangenen, die ins Alemannenland gebracht wurden: als der Häuptling Rando 367 Mainz überfiel, wählte er gerade den Augenblick, wo er die Bevölkerung in der Kirche wußte, und sie so am leichtesten über-

wältigen zu können hoffte: auch ausdrückliche Zeugnisse, meist byzantinischer Schriftsteller, lassen darüber keinen Zweifel, daß unter dem Volke einzelne Christen lebten. Mehr indessen, als eine Vorbereitung auf die wirkliche Bekehrung will der Verf. hierin nicht erblicken.

Die Christianisierung Schwabens, denn dies ist mit Alemannien völlig gleich zu setzen, war der dritten Periode, oder der Zeit fränkischer Herrschaft nach der Schlacht bey Zülpich vorbehalten. Der Verf. hat nun die Untersuchung so angelegt, daß er elf einzelne Momente aufstellte, die sämmtlich auf diesen Punct hingewirkt haben, und zuletzt die christliche Form des Landes zum Resultate hatten. Nach der oben angegebenen Sachlage, daß kein eigentlich fortlaufender Faden, etwa in der Geschichte eines einheimischen Bisthums, sich auffinden ließ, an welchen die Bekehrung des Landes zu knüpfen wäre, muß man mit dieser Anordnung der Untersuchung wohl einverstanden seyn; sonst freylich läßt sich nicht leugnen, daß dieses bloße Hinstellen von wirkenden Momenten noch manches Schwankende und Unbestimmte stehen läßt; schwerlich werden sie alle gleichmäßig gewirkt haben; wahrscheinlich werden sie wieder unter höhere Gesichtspuncte gebracht werden können, wie wir z. B. Einfluß früherer christlicher Gestaltungen, Einfluß des fränkischen Regiments und Wirksamkeit eigener Missionäre vorschlagen könnten, worin ziemlich Alles aufgehen dürfte. Doch kann dies höchstens gegen die formelle Anordnung, nicht gegen die Beweisführung selbst gesagt seyn. Der Verfasser hat bey Aufstellung und Durchführung der einzelnen Momente, von denen er das endliche Resultat ableitet, so scharfe Blicke in den innern Entwickelungsgang der Bekehrung des Volks ge-

than, daß wir gern die etwas aphoristische Nebeneinanderstellung der Momente ihm zu Gute halten, noch weniger aber darüber mit ihm rechten wollen, ob in Manchen derselben nicht besser nur Zeugniß eines schon bestehenden christlichen Zustandes, statt causales Moment für dessen erstes Hervorrufen erblickt werden müsse.

Der Aufzählung mehrerer gleichzeitig und nacheinander wirkenden Momente für die Bekehrung des Alemannenlandes liegt zuvörderst die unstreitig sehr richtige Ansicht zum Grunde, daß darin nicht durchaus ein Werk absichtlicher Predigt durch Missionäre gefunden werden darf. Nicht nachdrücklich genug kann darauf gedrungen werden, daß die Glaubensboten aus Erin fast nirgends zuerst den Samen des Evangelii ausgestreut, sondern, daß andere locale Verhältnisse ihnen schon vorgearbeitet haben; mit Recht stellt deshalb der Verfasser die Wirksamkeit derselben erst ganz zu Ende seiner Untersuchung auf; gerade darin liegt sein Verdienst, aus dem Sachverhältnisse selbst Alles das aufgesucht zu haben, was zu jenem Ziele mitwirkte, während frühere Bekehrungsgeschichten Deutschlands nichts wissen, als die Missionäre aufzuzählen, die historisch erhärtet oder fabelhaft hier thätig gewesen seyen. Ausdrücklich unterscheidet der Verf. deshalb zwischen Boten unter Christen an Heiden, und unter bloßen Heiden; von allen Glaubensboten für Süddeutschland ist nur ersteres zuzugestehen: letzteres wendet der Verf. auf die mehr nördlich beschäftigten, Bonifaz, Kilian, an: doch auch hier bedarf es einer Untersuchung, wie weit fränkisches Regiment etwa auch schon in Hessen und Thüringen der Predigt vorgearbeitet hatte. Manche der vom Verf. für Alemanien geltend gemachten Momente, die Anstellung fränkischer duces, der Einfluß

fränkischer Domänen wird doch überall Geltung haben, so weit das Frankenreich sich erstreckte: wenigstens wohin Bonifaz in Hessen und Thüringen gelangt, hat er sofort mit Irrlehrern und vagabundierenden Priestern zu kämpfen, die also doch schon vor ihm da gewesen seyn müssen: und selbst Kilians Thätigkeit in der Gegend von Würzburg dürfte kaum die erste Kunde vom Christenthume dorthin gebracht haben: die Erzählung von der heiligen Bilihilt, die von der Burg Veitshochheim als Christin nach Mainz entflieht, setzt, da ihr nach den vorhandenen Quellen doch nicht wohl aller historische Inhalt abgesprochen werden darf, das Vorhandenseyn einzelner Christen am Obermain im jetzigen Franken auch vor Kilians Ankunft, außer Zweifel. Die Untersuchungen des Verfs in Aufzählung der einzelnen für Christianisierung des Landes wirksamen Momente ist deshalb desto dankbarer aufzunehmen, weil er aus der Sachlage selbst alles dasjenige aufgefunden hat, was außer der planmäßigen Mission, und früher als dieselbe, zu dem einen Ziele der Bekehrung wirksam gewesen ist.

Das erste Moment für Christianisierung der Alemannen, worauf indeß der Verf. selbst nicht viel geben will, ist ein temporärer Aufenthalt eines Theils des Volks unter dem Scepter Theodorichs des Ostgothen, der nicht allein für die bey Zülpich Besiegten sich bey Chlodowich verwandte, sondern ihnen auch Wohnsitze in seinen Ländern, in Rhätien, Noricum, dem eigentlichen Italien, gestattete, bis sie nach dem Verfalle des gothischen Reichs unter Theodoberts von Austrasien Herrschaft zurück kehrten. Offenbar hat dies längere Verweilen unter den Ostgothen nicht ohne dauernden Einfluß auf Bekehrung des Volks seyn können. Zwar sollte man in diesem Falle

Arianisches Christenthum unter ihnen vermuthen; doch meint der Verf., daß dies vielleicht auch in den mannigfachen Irrlehrern erblickt werden könne, gegen die besonders Bonifazius bey seinem Auftreten zu kämpfen hatte. Diesem Grunde des Verfs läßt sich noch leicht hinzu fügen, daß wenn auf die Darstellung der Heiligenlegenden aus dem 9. und 10. Jahrhundert etwas gegeben werden darf, dann das Vorhandenseyn der Arianer den ganzen Rhein hinunter leicht erwiesen werden könnte. Als Mörder der Märtyrer werden hier überall, nachdem die römischen Kaiser die Rolle des Verfolgens niedergelegt hatten, entweder Hunnen oder Arianische Gewalthaber aufgeführt. Das zweyte Moment findet der Verf. in der ganzen Stellung der besiegten Alemannen zum fränkischen Reiche. Chlodowig konnte unmöglich den Plan haben das besiegte Volk recht förmlich in das fränkische Reich aufzunehmen, oder ihre Nationalität in die fränkische aufgehen zu lassen: nur in diesem Falle wäre es angemessen gewesen, durch entschiedene Maßregeln für die möglichst schnelle Bekehrung des Volks zu sorgen. Statt dessen kann das neue Verhältniß der Besiegten durchaus nicht anders als eines tributpflichtigen Stammes aufgefaßt werden, dem weder seine alte Nationalität noch seine väterliche Religion entrissen werden sollte, und so konnte die allmähliche Bekehrung nur erst natürliche Folge der mannigfachen Berührung seyn, in welche das Land mit den fränkischen Siegern gerieth. Der Verf. meint, daß ein Naturvolk sich leicht zum Aufgeben der alten Götter verstehe, wenn es von denselben, wie die Alemannen bey Zülpich in der Schlacht verlassen werde. Dagegen läßt sich freylich erinnern, daß es eben so leicht hartnäckig an den alten Göttern hängen kann, wenn

es Annahme des Gottes der Sieger zugleich als Verlust der eigenen Nationalität betrachtet. Doch hat der Verf. im Ganzen seine Sache gewiß erwiesen, wenn er die Bekehrung der Besiegten als eine allmähliche Folge des Verkehrs mit den Siegern betrachtet. Als drittes und fünftes Moment für denselben Zweck werden nun Umstände aufgezählt, in denen wir nichts wesentlich Neues, sondern nur eine speciellere Ausführung des eben genannten Verkehrs mit den fränkischen Siegern erblicken können. Gestehen wir deshalb dem Verfasser auch zu, daß die alemannischen Herzoge, Grafen und Zehntgrafen, und dann die fränkischen Villen, Kurten und Mallstätten, oder die Domänen und Gerichtsplätze im Alemannenlande Canäle wurden, durch welche von Franken aus christlicher Sinn herüber geleitet ward: so geben diese Umstände doch nur eben die Einzelheiten ab, in welchen jener Verkehr mit den Siegern bestand. Der Verf. macht es wahrscheinlich, daß die zunächst über das Volk gesetzten Obrigkeiten keineswegs als Franken ihm aufgedrungen, sondern gewiß mit einer weit umsichtigern Politik aus dem einheimischen Adel genommen wurden; doch konnte gerade bey solchen an das Interesse der Sieger Gefesselten am wenigsten Widerstand gegen das Christenthum als dauernd gedacht werden. Wie die Obrigkeit, so gaben aber auch recht bald die Mayer und Verwalter auf den Königlichen Domänen, das Gerichtsverfahren, sicher unter christlicher Form, eine bleibende Unterstützung für christliche Gestaltungen ab, die sich ansetzen wollten. Das vierte Moment bietet das christliche Elsaß dar, das nach Vernichtung der römischen Herrschaft von Alemannen erobert, auch während der fränkischen Zeit in deren Besitz blieb. Elsaß und Alemannien war lange

Zeit demselben Herzoge untergeben, bis etwa unter Chlotar II. oder Dagobert I. die Verwaltung geschieden ward, weil Herzöge mit so ausgedehnter Macht anfingen, den Franken verdächtig zu werden. Gerade im Elsaß hatte sich aber aus römischer Zeit das Christenthum besser erhalten; Straßburg gab dafür einen steten Anknüpfungspunct ab, und die Rückwirkung davon auch auf das rechte Rheinufer darf nicht unerheblich genannt werden. Freylich auf die Fortsetzung geordneter kirchlicher Formen aus römischer Zeit ist auch wohl für Elsaß wenig zu geben, da selbst der Verfasser anerkennt, daß die Reihe der Straßburgischen Bischöfe auf drey Jahrhunderte unterbrochen war; richtiger wird wohl noch mehr einzuräumen seyn, daß nämlich gar keine Bischöfe Straßburgs vor der Organisierung durch die Merovinger erwiesen werden können, wenn man nicht wegen des ersten Bischofs Amandus auf die gewiß falschen Acten des angeblichen Cölnischen Concils, 346, zurück gehen will; der in dem Cataloge des Erkenbald aus dem 10. Jahrhundert genannte Amandus wird von diesem offenbar selbst erst in das 7. Jahrhundert verlegt. Es kann also eben so wenig von einem Beginnen der Reihe Straßburger Bischöfe die Rede seyn, als ja nach Schöpflin's Resultaten nicht einmahl das alemannische oder fränkische Straßburg als wirkliche Fortsetzung des römischen Argentoratus bertachtet werden darf. Jene alemannischen dorfartigen Niederlassungen, die in fränkischer Zeit mit Mauern umgeben wurden, sind ja nicht einmahl durchaus auf den Ruinen der alten Römerstadt errichtet. Doch soll hiermit das Resultat des Verfassers keineswegs angefochten seyn, das Verweilen christlicher Reste im elsaßischen Ale-

mannien auch auf die Gegenden zwischen Rhein und Donau hinüber gewirkt haben.

Als sechstes Moment wird die Entstehung des Bisthums Constanz, als siebentes die Bisthümer Augsburg, Speier, Worms aufgeführt, unter deren Sprengel das Alemannenland vertheilt war, so weit es nicht unter Straßburg stand. Rücksichtlich der Entstehung des Bisthums Constanz als Uebertragung hierher von der alten Römerstadt Vindonissa, jetzt Windisch, am Zusammenfluß der Aar, Reuß und Limmat, eignet sich der Verf. bey Bestimmung der Chronologie und dergl. ganz die Untersuchungen Neugart's in der Geschichte dieses Bisthums an; zieht aber daraus selbständig die Folgerung, daß sicher die Bekehrung Alemanniens, dem jener Bischofssitz auf diese Art um 20 Stunden näher gerückt wurde, wohl eine hauptsächliche Rücksicht bey dieser Verlegung gewesen seyn möge. War es aber dabey auch nicht Absicht, so bestand doch wenigstens der Erfolg gewiß darin, daß durch Errichtung eines Bischofssitzes im alemannischen Lande selbst (denn die nördliche Schweiz muß dazu gerechnet werden), alle die für Bekehrung des Landes angelegten Keime, wie sie in den bisherigen Momenten enthalten sind, zu immer erfreulicherem Gedeihen gelangten. Dieselbe Bekehrungsthätigkeit, die Constanz bald vom Süden her entfalten mußte, darf aber auch den anderen hierher sich erstreckenden Sprengeln, Augsburg nebst den beiden rheinischen, Worms und Speier, beygelegt werden: letztere mußten namentlich ihre Thätigkeit gerade östlich ausdehnen, da sie westlich so wohl, als dem Rheine entlang durch so viele andere nahe gelegene Bischofssitze eingeengt wurden. Würzburg, dessen Sprengel sich ebenfalls hierher erstreckt, fängt erst um die Mitte des 8. Jahr-

hunderts an seinen Einfluß zu entwickeln. Rücksichtlich Worms haben wir nur noch aus der Einleitung und Angabe der Quellen nachzuholen, daß der Verfasser mit Unrecht diesem Bisthume eine selbständige Specialgeschichte abspricht: Schannat's Werk, wenn auch, wie ihm längst nachgewiesen ist, unter dem episcopalen Interesse, und gegen die Freyheiten der Stadt Worms verfaßt, verdient doch so wohl wegen Angabe als Verarbeitung der Quellen, den Geschichten der übrigen Bischofssitze gleich gestellt zu werden. Von allen diesen Bisthümern, die sich gerade im Alemannenlande kreuzen, darf zuverlässig nicht geringer Einfluß auf die Bekehrung des Landes erwartet werden, da schon das eigene Interesse die Bischöfe bewegen mußte, ihre Sprengel durch Christianisierung benachbarter Bezirke zu vergrößern.

Etwas mislicher wird es mit dem achten Moment werden, der Diöcesaneintheilung durch Dagobert den Großen. Als Friedrich I. 1155 die Grenzen zwischen dem Bisthume Constanz und den benachbarten Sprengeln festsetzte, gibt er an, daß seine Eintheilung ganz dieselbe seyn solle, wie sie einst König Dagobert zur Zeit des Bischofs Marcian getroffen habe. Ist dies Factum richtig, so darf in solcher Diöcesaneintheilung gewiß ein Beweis für das damahlige Bestehen christlicher Kirchen in jenen Gegenden erblickt werden; denn es wäre zwecklos gewesen, die Sprengel zu bestimmen, wenn nicht mit einigem Rechte das Gebiet als ein schon christlich Land hätte gelten dürfen; nur ein neues Moment, um die Bekehrung des Landes zu erklären, ist darin nicht zu erblicken, wenigstens kein solches, das von dem vorigen, dem Einfluß der benachbarten Bisthümer verschieden wäre. Wurde auch durch die getroffene Ueberweisung eines bestimmten Be-

zirks an die verschiedenen Bischöfe, deren Bekehrungseifer vermehrt, so wird dies doch ganz mit dem vorigen Moment zusammen fallen, und ließe sich hier besonders ein Einwurf gegen die formelle Anordnung der Untersuchung begründen. Indessen die ganze angebliche Diöcesaneintheilung durch Dagobert erscheint, trotz der Gründe, die der Verfasser und die Neugart in der Geschichte des Bisthums Constanz aufstellt, noch immer ziemlich problematisch. Zweifel gegen die Echtheit der Urkunde Friedrichs I., wie sie Hottinger vorgebracht hat, mögen wohl nicht ausreichen; allein ist deshalb die Angabe eines Kaisers im 12. Jahrhundert über einem fünfhundert Jahre frühern Vorgänger auch völlig zuverlässig? Der Verf. nimmt an, daß der Hohenstaufische Kaiser nothwendig das ältere Diplom Dagoberts sich habe vorlegen lassen, und bedauert nur, daß uns dasselbe nicht mehr aufbewahrt sey. Schwerlich würde er dann aber versäumt haben, dieses in seinem Diplome ausdrücklich zu erwähnen; durch ein untergeschobenes Diplom Dagoberts soll er nicht geteuscht seyn; allein wie leicht konnte der Clerus der verschiedenen Bisthümer, denen an der genauern Eintheilung lag, seine Angaben über die Grenzen durch das Vorgeben einer uralten Grenzbestimmung unterstützen, wofür dann der ruhmvolle Name Dagoberts am leichtesten benutzt werden konnte. Was uns zu dieser Ansicht leitet, ist der gänzliche Mangel ähnlicher Grenzbestimmung für die Bisthümer aus jener Merovingischen Zeit: nicht früher als unter Karl dem Großen sind Beyspiele dafür zu gewinnen, wie etwa Salzburg mit seinen Ansprüchen auf die slavischen Bezirke in Pannonien mit Aquileja in Streit gerieth, und die Drau als Grenze erhielt, oder eben so unter Ludwig dem Frommen

gegen das Bisthum Passau aus dem darin übergegangenen Erzsprengel des alten Lorch, genauer umgrenzt wurde. Eine ähnliche Genauigkeit um zwey Jahrhunderte früher stände durchaus beyspiellos da. Sonst freylich möchten wir eben so wenig Hottingers Einwurf gelten lassen, daß bey dem Namen Dagoberts die Zahlenangabe vermißt werde, ob der erste, zweyte oder dritte dieses Namens hier zu verstehen sey, weil die alten Diplome in der Regel solche Genauigkeit vermissen lassen, als wir die Antwort des Verfassers glücklich nennen können, daß der Name Dagoberts des Ersten so bekannt gewesen sey, wie etwa bey uns Kaiser Joseph oder Fritz von Preußen ohne weitere Bestimmung sofort den richtigen Regenten erkennen läßt: da ist doch immer noch die Verschiedenheit in Anschlag zu bringen, daß bey uns die längere Regentenreihe mit demselben Namen fehlt; nach fünfhundert Jahren, wo vielleicht mehrere gleichnamige Fürsten gefolgt seyn mögen, dürfte die nähere Bestimmung allerdings nicht mehr ausgelassen werden. Einen weitern Einwurf gegen die Zuverlässigkeit der Angabe Friedrichs I., daß mit Dagobert I. ein Bischof Marcian von Constanz gleichzeitig gewesen sey, womit die hergebrachte Chronologie des heil. Gallus nicht stimmt, weiß der Verf. sehr gewandt durch eine ganz andere Rechnungsart zu beseitigen, die Raum für jenen Bischof verschaffen soll: davon weiter Unten.

Das neunte Moment, Fürsorge der austrasischen Könige vor Dagobert, und das zehnte, das alemannische Gesetz werden wieder zweckmäßig vereint werden können, da auch jene Fürsorge nur in der Gesetzgebung durch Capitularien gefunden wird, wodurch die Könige einen christlichen Zustand hervor zu rufen suchten. Es kann

